

OAK ST LIBRARY

**THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY**

053

TU

v. 24¹

Der Türmer

Monatschrift für
Gemüt und Geist

Herausgeber:

Professor Dr. phil. h. c. Friedrich Lienhard

Vierundzwanzigster Jahrgang · Band I

(Oktober 1921 bis März 1922)



Stuttgart

Türmer-Verlag Greiner und Pfeiffer

UNIVERSITY OF CHICAGO
LIBRARY

053
 TU
 v.24'

LIBRARY
 UNIVERSITY OF TORONTO
 LIBRARY

Inhalts-Verzeichnis

Gedichte

	Seite		Seite
Braun: Herbst	107	Lersch: Die Liebenden	176
— Im Winter	159	Matthey: Meine Heimat	327
Brixner: Begegnung	13	Paulsen: Nähe der Toten	96
Butsch: Der höchste Acker	85	Pawlik: Mein Leben darf keine Lüge sein	166
v. Collani: Wintertag	254	Rydberg: Schneefrid	258
Doderer: Frommer Abend	382	Schelper: Liebe	25
v. Freytag-Loringhoven, Gunda: Am Abend	4	Schulze, Isa M.: Ein Weg	10
— Sprüche	180	Sergel: Herzwunder	310
— Die Möve	319	Sturm: Nächte	259
Enade: Zwei Brunnen	398	v. Watzdorf-Bachoff: So war mein Leben	175
Jaffé: Unerreichbar!	19		

Novellen und Skizzen

Böhmer: Herbst	101	v. M.: Nach zwanzig Jahren	5
Burdett: Das Gespräch in der Nacht	20	v. Oberrück: Am Kreuzweg	177
Eine Weihnachtserinnerung	181	Schieber: Landrichter Krak 237. 311.	383
Faßt: Sonnenuhr und Turmuhr	248	Schröer: Das Rotschwänzchen	164
Lienhard, Fr.: Hausbuch 14. 97. 167. 249. 320. 392	392	Toeche: „Lasset alle Hoffnung hinter euch“	86

Aufsätze

Aus der Heimat ausgewiesen	26.	108	v. Freytag-Loringhoven: Die Bedeu- tung aristokratischer Persönlichkeiten in der Gegenwart	377
v. Berchem: Persönlichkeiten im Welt- krieg	185		Francé: Die Grenzen der Chemie	32
— Kriegführung und Politik	337		Göckerik: Das Problem der Arbeiter- dichter	278
Wó Yin Ná: Brauchen wir eine neue Religion?	233		Haug: Der dritte Band	103
Bornhak: Die Gründe des Zusammen- bruchs	35		Hofmann: Diplomatie und Militär	190
Bülow: Bayreuth und Weimar	305		Holst: Das katholische Finkenbüblein	405
Burg: Zwei tausendjährige Städte.	406		Imendörffer: Nationalbewußtsein und Gerechtigkeit	323
Der Kaiser	262		Jaffé: Joseph Bédier und die deutsche Wissenschaft	345
Diebold: Fr. Stromer-Reichenbach, der Kopernikus der Weltgeschichte	160		Knauer: Das Perlenrätzel	267
Eisinger: Graf Keyserlings Botschaft für die Frauen	328		Kraut: Wohnungsnot	192
Eucken: Das gute Recht und die Unent- behrlichkeit der deutschen Art	1		Lambrecht: Deutsch als dritte National- sprache Belgiens	276

529292

	Seite		Seite
Langsdorf: Vom jungen Singen und Suchen	411	Rein: Der Kampf um die Schule . . .	81
Lienhard, Fr.: Die Weisen aus dem Morgenlande	157	— Die Volkshochschule	330
— Eine Entlassung am Goethe-Schiller-Archiv	260	Roth: Was ist uns Armenien? . . .	182
Loewe: Was ist deutsche Treue . . .	399	Schaal: Der Sternenbote	172
Meh: Die metaphysische Erneuerung in der Philosophie der Gegenwart . . .	282	Schrenfeld: Mannes-Reinheit	255
Moser: Musikalische „Wege nach Weimar“	287	— Warum wird Ödland nicht Neuland?	414
— Aus Weimars musikalischer Vergangenheit	352	Schröckel: Die Unerlösbarkeit der Masse	407
Paira: Theologische Werke	348	Schröckel: Die Schuld am deutschen Bauerntum	11
Peper: Bubenberg-Altershausen . . .	265	Seeliger: R. H. Francés Weltgesetze .	114
Potthoff: Kulturfragen der Wirtschaft	270	v. Taube, Frhr.: Franziskaner und Kommunisten	40
		Titius: Der Bund deutscher evangelischer Landeskirchen	122

Besprochene Schriften

Barthel: Die Erde als Totalebene . . .	344	Deutsches Volkstum. Raabe-Sondernummer	148
Bauer: Der große Krieg in Feld und Heimat	185	Drews: Das Markus-Evangelium . . .	147
Binding: Legenden der Zeit	49	Dürers Holzschnitte	351
Bismarck: Gedanken und Erinnerungen, 3. Bd.	103	Eberhardt: Von der Möglichkeit und Notwendigkeit der reinen Religion. — Die Religion und wir von heute. — Das Buch der Stunde	204
Bloem: Götterferne	50	Eberhardt, Paul: Der Weisheit letzter Schluß. — Das Rufen des Zarathustra	206
Boehmer: Luther im Lichte neuerer Forschung	205	v. Eckardstein: Die Isolierung Deutschlands	35
Boesch: Vom Adel	225	Ernst, Paul: Erdachte Gespräche . . .	225
Bonsels: Eros und die Evangelien . .	49	Federmann: Laotse. — Tao Teh King	207
Bouffet: Pastorenjungs	52	Fehr: Die Märzoffensive 1918 an der Westfront	341
Boy-Ed: Charlotte von Kalb	201	Finch: Die Jakobsleiter	51
Bô Jin Kâ: Verschiedene Schriften . .	297	— Rosendoktor. — Jakobsleiter. — Rapunzel	131
Brandt: A. W. Schlegel	201	Francé: Bios, Die Gesetze der Welt 34.	114
Braun-Altaria: Von berühmten Zeitgenossen	132	Frenssen: Grübeleien	53
Brentano, Hanni: Fürstin v. Gallizin .	200	Geißler, Horst W.: Der letzte Wiedermeier. — Das Lied vom Wind . . .	131
Briefe deutscher Ferienkinder aus Skandinavien	78	Geißler, Max: Das Tristanlied. — Die Herrgottswiege	131
Bülow: Lienhard, Deutscher Aufstieg .	225	v. Genz, Friedrich: Tagebücher . . .	204
Burg: Der Wegbereiter und die Liebe .	50	Gerbrandt: Familie Wesselingf	53
Carnegie: Geschichte meines Lebens . .	204	Gött, Emil: Sein Anfang und Ende . .	132
Chodowicki: Kupferstiche	350	Graf: Goethes Ehe in Briefen	372
Cornelius, Peter: Bilder zum Faust, I. Teil	351		
Delitzsch: Die große Täuschung	69		
v. Delius: Gedichte des Grafen Zinzendorf	206		

	Seite		Seite
Haberland: Die Völker Europas und des Orients	426	Natorp: Stunden mit Rabindranath Thakur	296
Haedel, Ernst: Briefe an die Braut	204	Nies: Die Rache der Wälder und sonstige Gedichte	199
Hartmann: W. Raabe, wie er war und wie er dachte	148	Nowak: Der Sturz der Mittelmächte 38.	189
Hartung: Deutsche Geschichte	120	Otto: Texte zur indischen Gottesmystik	207
Hauptmann, Gerhart: Ländliches Liebesgedicht	372	Paasche: Goethe	226
Hebel: Biblische Erzählungen	349	Pfeill: Der weiße Reiter	425
Heiler: Das Gebet. — Katholischer und evangelischer Gottesdienst	205	Pfister: Holbeins Totentanz	350
Hertel: Die Weisheit der Upanishaden	207	Raabe-Gedenkbuch	148
Hillebrandt: Lieder des Rigveda	207	Rachel: Geschichte der Völker	426
— Brahmanas und Upanishada	207	Rembrandts sämtliche Radierungen	350
v. Hofmann: Politische Geschichte der Deutschen	118	Roose: Der Gezeichnete. — Der Meister des Lebens	47
Kayser: Jakob Böhme	205	Richter, Ludwig, als Radierer	351
Kerler: Die auferstandene Metaphysik	285	Scharrelmann: Jesus der Jüngling	205
Kessler: Evangelische Glaubensgewißheit	349	v. Schlözer: Petersburger Briefe	205
Kittel: Darstellung der alttestamentlichen Wissenschaft	348	Schneider: Umland	202
Köhler-Haussen: Mein Jahrbuch „Lebe“	225	Schöllnbach: Der heimliche König	130
König: Friedolin Einsam	130	v. Schoen: Erlebtes	36
Krammer: Theodor Fontanes engere Welt	205	Schoenfeld: Im Schatten Kleists	51
Krauß: Die Ursachen unserer Niederlage	358	v. Schorn: Das nachklassische Weimar. — Zwei Menschenalter	132
Kraze: Die wunderbare Jugend der Hadumoth Siebenstern	131	Schüler: Bismarcks Sturz	107
— Unser Garten	131	Seidel, Ina: Hochwasser	48
Kreuzer: Die schwarze Schmach	226	Sell: Die Gylfens	55
Krukenberg: Von Sehnsucht und Reichtum. — Die Frau in der Familie	131	Söderblom: Einführung in die Religionsgeschichte	348
Lehmann: Freiherr vom Stein	117	Speckmann: Neu-Lohe	51
Lenz: Von Luther zu Bismarck	118	Supper: Der Weg nach Dingsda	55
Ludendorff: Kriegserinnerungen und Dokumente, 3. Bd.	357	v. Sydow: Wilhelm und Karoline von Humboldt	201
Mann, Thomas: Rede und Antwort	371	Tamm: Die zwei Nationen	52
Marholz: Deutscher Pietismus	206	Thoma: Im Herbst des Lebens. — Im Winter des Lebens	131
Maync: Immermann, der Mann und sein Werk	202	Thylmann-Mappe	424
Meißner, Erich: Hermann Lieh, Lebenserinnerungen	203	Valentiner: Gemälde von Franz Hals	350
Meißner, Heint.: Schleiermacher als Mensch	205	Vosß: Aus einem phantastischen Leben	132
Michaelis: Für Staat und Volk	262	Weber, Gg.: Allgemeine Weltgeschichte	425
Moser: Kurzer strategischer Überblick über den Weltkrieg	186	Weinel: Bergpredigt	204
Müller-Guttenbrunn: Dämonische Jahre	51	Wentzher: Freiheit. Eine Preußenjugend	51
		Wilhelm: Kung-Futse, Gespräche	207
		Wolf: Angewandte Geschichte	121. 349
		— Deutsche Geschichte	121
		Wußt: Die Auferstehung der Metaphysik	282
		Zimmermann: Erlebnisse und Gedanken	335
		Zinzendorf: Über Glauben und Leben	206

Offene Halle

	Seite		Seite
Der Geist als Mittelpunkt des Weltalls	344	Ein Wort für Francis Bacon	43
Der Kampf um die Cheopspyramide	125	Mannes-Reinheit und Militärstrafgesetzbuch	417
Der Kampf um die Schule	273	Wahn und Wissenschaft	343
Der Wahrheit die Ehre!	195		
„Einsam, arm und alt“	197		

Literatur

Bédier, Joseph, und die deutsche Wissenschaft	345	Ein Weltvagant	333
Das Problem der Arbeiterdichter	278	Maskenzüge	200
Der lebendige Gott	204	Neue Geschichtswerte	116
Deutsch als dritte Nationalsprache Belgiens	276	Roth: Asien und Europa	425
Die metaphysische Erneuerung in der Philosophie der Gegenwart	282	Theologische Werke	348
Ein deutsch-amerikanischer Dichter (Konrad Nies)	198	Vom Bücherschenken	130
Ein Dichter in der Verbannung (G. P. M. Roose)	46	Walbau, Max, ein oberchlesischer Dichter.	128
		Was wollen wir lesen?	48
		Weigand, Wilhelm, zu seinem 60. Geburtstag	419

Bildende Kunst

Der Versucher	54	Kunstgaben	350
Dürers (Albrecht) Größe und Tragik	208	Bilder mann, Hans	134
Grunewald: Neue Kunst	422	Zu unserer Kunstbeilage	60

Musik

Aus Weimars musikalischer Vergangenheit	352	Musikalisches Kunstgewerbe	57
Die Beerdigung von Johannes Brahms	427	Musikalische „Bege nach Weimar“	287
Humperdinck, Engelbert †	136	Musikalische Weihnachtsfeiern in alter Zeit	210

Türmers Tagebuch

Von Hölz zu Klante. — Stadion und Lustgarten. — Abkehr vom Haß. — Der Deutsche von morgen	61	Hochverrat mit und ohne Erfolg. — Organisiertes Verbrechertum. — Stinnes und Rathenau	288
Der Skandal Europas. — Auf dem toten Punkt. — Um die Massenpartei der Zukunft	138	Reichspostmisere. — Forderungen, Forderungen! — Aus dem Vollen. — Die Neutralisierung der Rheinlande	355
Was kostet Deutschland? — Die zweite Hungerblockade. — Der Tisch mit den drei Beinen. — Unter Kuratell?	213	Die Blockade von innen — Beamte und Arbeiter — Das eine und das andere Wein — „Det interessiert uns nicht“	430

Auf der Warte

	Seite		Seite
Arno Holz, Nobelpreisträger	450	„Es ist in allen zivilisierten Ländern aus- gemacht“	374
Aufruf an die deutschen Schloß- und Gutsbesitzer, Ein	365	Expressionismus und Wohnungskunst	228
Auffchrei eines Berliner Schauspielers	373	Französische Autoren wieder auf deut- schen Bühnen	155
Aus dem Brief eines Elsässers	75	Fremdenlegionäre	303
Aus dem Elsaß	369	Goethes Ehe in Briefen	371
Aus der besetzten Pfalz	71	Gruß an die unbekannteren Dichter	364
Aus der Jugendbewegung	441	Hauptmanns „Anna“	372
Auslanddeutsche, Der	230	Hermann Müller und Prinz Eitel- Friedrich	153
Aus den Rheinlanden	449	Hofbericht?	299
Aus Westpolen	300	Im Kampf gegen die deutsche chemische Industrie	294
Berliner Theaterwirtschaft, Die	229	Jugend und Religion	222
Berliner Weihnachtsspielplan	449	Kinderhilfe	78
Bô Yin Nâ	297	Kriegsschuld oder Tragik?	227
Cidher	232	Landeroberung durch den Küstentanal	370
Das ermüdete Deutschland	368	Mährens Leichenfeld	76
Der alte Dessauer als Nothelfer	303	Mann, Thomas	371
Der französische Frieden	74	Meister Raabes 90. Geburtstag	147
Der „Türmer“ in Elsaß-Lothringen ver- boten!	220	Mensch und Gott	146
Deutsche Philosophische Gesellschaft	223	Nebenbörse	300
Deutsches Arm	448	Neudeutsche Spruchdichtung	225
Die deutsche Sprache in französischer Beleuchtung	302	Neuland-Jugendbewegung, Die	220
Die elsässischen „Boches“	75	Niggertänze	231
Die erzieherischen Postgebühren	362	Norwegisches Goethebuch, Ein	226
„Die große Täuschung“	69	O ihr Propheten	440
Die „Jugendlichen“	304	Poincaré	446
Die Rehrseite dazu	440	Propheten — Pfarrer und Professoren	70
Die Kronprinzenlegende	152	„Reigen“-Schande, Die	301
Die Mitschuldigen	297	Schlecht Gewand ein deutsches Ehren- kleid	445
Die russische Gefahr	151	Schriftstellernot und neue Postgebühren	362
Die schwarze Schmach im Roman	227	Schwarz-Rot-Gold	154
Eberhard König und Gerhart Haupt- mann	299	Seelenmord	226
„Ehret eure deutschen Meister!“	302	Silberfische	441
Ein Ausnahme-Franzose	447	So ist's recht	444
Ein belehrter Elsässer	299	Strafabbau?	231
Ein Brief aus Kärnten	76	Studentennot und Verbindungshäuser	156
Ein ernstes Sittenbildchen	373	„Stunden mit Rabindranath Thakur“	296
„Einheitsfront“	367	„Um die Schule . . .“	304
„Ein Vergnügungsball à la Professor Steinach“	80	Verhimmelung der französischen Lite- ratur, Eine	224
Eine Mutter	77	Volksbildung und Provinzpresse	149
Elsässer vor dem Reichsgericht	72	Vollbier	79
Entschiedene Jugend	443		

	Seite		Seite
Von der Not des Geistes	439	Woher kommt die Geringswertung geistiger Arbeit?	364
Weimar wird ausgeraubt	148	Würdelosigkeit	301
Widerspruch	78	Zweierlei Märtyrer	445
Wo sind die Unterdrückten?	150		

Kunstbeilagen und Illustrationen

	Seite		Seite
Haag: Winter	4	Tips: Talfahrt	2
Rönnig, A.: Nach dem Regen	6	— Schwimmender Hirsch	5
Kurz: Auf der Walz	1	Wilbermann: Faust (Studierstube, die drei Marien)	2
Stassen: Maria mit dem Schmetterling	3		

Notenbeilagen

Klaviersuite Nr. 7 (Fischer)	1	lahmen Invaliden Görgel Neujahrswunsch (Hiller). — Frühlingsreigen (Seidel)	4
Abschiedsode an Phyllis (Graun). — Liebeszauber (Schulz). — Des alten,			

Briefe

Auf den Beilagen.

Eingesandte neue Schriftwerke

Auf den Beilagen.





Zuf der Walz

Julius Kurz

Beilage zum Türmer



Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Rienhard

24. Jahrg.

Oktober 1921

Heft 1

Das gute Recht und die Unentbehrlichkeit der deutschen Art Von Rudolf Eucken

Es ist ein Zeichen trüber und verworrener Zeiten, daß sich in ihnen die Stärken der eigenen Art in Schwächen zu verwandeln drohen. Als eine Stärke der deutschen Art galt das Vermögen, sich in andere Völker und Kulturen zu versetzen und dadurch eine innere Weite zu erreichen; in solcher Denkweise suchten wir den ganzen Umkreis des Lebens an uns zu ziehen und ihn uns innerlich zu verbinden. Jetzt aber erfahren wir die Rehrseite dieser elastischen Denkweise. Daß wir von den Gewalthabern der Gegenwart verschmäht und niedergedrückt werden, das könnten wir zur Not ertragen; weit bedenklicher ist es, daß wir uns in großer Unsicherheit über das Hauptziel und über die Hauptrichtung des eigenen Strebens befinden. Von mannigfachen Seiten ist man bemüht, uns dem eignen Wesen zu entfremden; die einen suchen Hilfe von möglicher Annäherung unseres politischen Lebens an die westliche Demokratie; andere hoffen eine Hebung des deutschen Geistes, wenn ihm möglichst viel Indisches zugeführt wird. Mehr als je besteht heute die Neigung, das Deutsche gegen das Fremde zurückzustellen; dazu kommt der Haufe vermeintlicher Propheten, welche von besonderen Heilmitteln und Rünsten eine Genesung hoffen und dabei sich gelegentlich so weit verirren, daß die Grenzen zwischen Echtem und Scheinhafem, zwischen Gutem und Bösem zusammenfließen. Selbst ernste

und wohlgesinnte Menschen geraten heute oft widerstandslos in den Strudel wunderlicher Theorien; augenscheinlich fehlt uns ein genügendes Unterscheidungsvermögen, es fehlt uns an klaren Zielen und an erhöhenden Notwendigkeiten.

Diese Ziele und Notwendigkeiten kann uns aber nichts anderes geben als die Selbstbesinnung auf die eigentümliche Art unseres Volkes; die Grundzüge dieser Art kräftig herauszuarbeiten und sie vollauf zu beleben, das ist der einzige Weg, der uns von den gegenwärtigen Zweifeln befreien kann. Summarisch müssen wir dabei deutsche und fremde Art deutlich auseinanderhalten mit vollem Bewußtsein, daß auch bei den Deutschen sich viel Undeutsches findet, und daß uns auch bei anderen Völkern manches freundlich entgegenkommt; aber es handelt sich hier nicht um die Meinungen und Stimmungen der Individuen, sondern um das Wirken von Lebensmächten; und dabei ist ein Entweder — Oder meist nicht zu umgehen.

Die deutsche und die fremde Art scheiden sich vornehmlich bei der Stellung und der Behandlung der uns umgebenden Welt. Jene betrachtet die Welt als eine gegebene Größe; in dieser Welt eine Stelle zu erringen und in ihr etwas zu erreichen, das gilt ihr als das Hauptziel des menschlichen Strebens. Dem deutschen Menschen genügt dies nicht, ihm wird die Welt und seine Stellung zu ihr zu einem zwingenden Problem, ohne eine Lösung dieses Problems droht ihm das Leben leer und schal zu werden. Aus solcher Gesinnung wagte Luther getrost, der in der Überzeugung der Menschheit geheiligten Ordnung eine neue entgegenzusetzen; aus solcher Denkweise unternahm die deutsche Philosophie in Männern wie Leibniz, Kant, Hegel das überkommene Welt- und Lebensbild aufzugeben und der Menschheit neue Wege zu eröffnen; aus solcher Denkweise vermochten schaffende Geister wie Bach und Beethoven neue Regionen des Geistes und des Gemütes zu erschließen. Daß den Fremden ein solches Unternehmen vermessen und töricht erschien, das kümmerte jene Helden des Geistes nicht im mindesten; ihr Wirken trug in sich selbst eine innere Notwendigkeit und hob sie sicher über alle Sorgen und Nöte der Umgebung hinaus.

Was uns aber jene Höhen des Lebens und Schaffens anschaulich zeigen, das entspricht dem Grundzug des deutschen Wesens, das bedeutet eine eigentümliche Gestaltung des gesamten Lebens.

Der Mensch ist nach deutscher Überzeugung als geistiges Wesen berufen, ein neues Lebensgefüge zu bilden, von innen heraus eine Wirklichkeit zu erbauen, die allein dem Leben einen Inhalt verspricht. Als ein solches Wesen kann er eine selbsttätige Lebensenergie werden, einen inneren Zusammenhang mit dem Ganzen des schaffenden Lebens gewinnen, auf Grund dieses Lebens eine Wesensbildung vollziehen und an seiner Stelle zur Erhöhung des Ganzen wirken. Er kann das aber nicht ohne eine innere Umwälzung, nicht ohne eine Erhebung in eine Satwelt, nicht ohne eine Verlegung des Schwerpunkts seines Lebens vom Sinnlichen in eine selbständige Geistigkeit. So nur konnte ihm der Bestand der Wirklichkeit zu eigenem Leben werden, nur so konnte er die Güter und Ziele, aber auch die Forderungen und die Hemmungen teilen, welche das Leben und Schaffen im menschlichen Bereich erfährt. Nichts ist dem deutschen Wesen eigentümlicher als

dieses, daß es die Nöte und die Wirren des Lebens vollauf anerkennt, ohne darüber den Lebensmut und den Lebensglauben einzubüßen. Dieses unterscheidet unsere Art deutlich von der anderer leitender Kulturvölker. Die griechische Weisheit hatte wohl ein starkes Gefühl für das Hemmende und Feindliche, aber sie hoffte durch die Verwandlung des Strebens in reine Anschauung des herrlichen Kosmos alles Widerwärtige in einen bloßen Schein zu verwandeln, sie würdigte nicht vollauf das Dunkle und Böse im Weltbestande und in der eigenen Seele; die indische Weisheit fand ihren Gipfel in der Befreiung sowohl von der Unbeständigkeit als auch von dem wilden Lebensdurst, sie war groß in der Verneinung, aber sie gab dem Leben keinen positiven Gehalt. Die deutsche Denkweise dagegen vertraut, in Übereinstimmung mit dem Grundgedanken des christlichen Lebens, auf ein erhöhendes Wirken des schaffenden Lebens im Weltganzen. Sie kann diese Überzeugung nicht hegen, ohne eine Unfertigkeit dieser Welt anzuerkennen; damit verwandelt sie das Leben in einen Kampf, der weit über den Menschen hinausweist, an dem aber teilzunehmen die Hauptgröße und Würde des Menschen bildet.

Der Kampf kann aber nicht das Ganze sein, wenn nicht alles Unternehmen vergeblich und sinnlos werden soll; so strebt die deutsche Art über den Kampf hinaus zu einer Überwindung, sie gewinnt durch die Eröffnung einer neuen, dem Kampf überlegenen Lebensordnung einen festen Halt und eine innere Tiefe; im Zusammenwirken einer grundlegenden, kämpfenden und überwindenden Geistigkeit wird ein Gesamtbild der Wirklichkeit und des Lebens gewonnen. Die dabei erstrebte Lösung ist nicht an erster Stelle intellektueller Art, wie bei den Indern und bei den Griechen, sondern sie ist ethischer Art; wobei natürlich der Begriff des Ethischen weit über alle bloße soziale Moral hinauszuheben ist; zugleich gewinnt hier das Persönliche die Oberhand über das Unpersönliche, ebenfalls unter entschiedener Abhebung von der landläufigen Fassung, unter Erhöhung zu einem Weltbegriff und unter Eröffnung eines neuen Lebens schaffender Innerlichkeit. Nur vom Persönlichen aus kann die Welt eine Seele gewinnen und kann das Leben einen Sinn und Wert erreichen, nur von hier aus wird es möglich, das Nein vollauf anzuerkennen und doch fest am Ja zu halten. Daß diese Schätzung und Behandlung des Persönlichen als der selbsttätigen Geistigkeit auch der deutschen Staats- und Gesellschaftsbildung einen eigentümlichen Charakter verleiht, das sei hier nur kurz erwähnt.

Wenn aber diese deutsche Denkweise ihr Vermögen je im weltgeschichtlichen Leben der ganzen Menschheit zu erweisen hat, so muß das in der Gegenwart geschehen. Denn an dem Bestehen einer schweren Lebenskrise der ganzen Menschheit kann nicht der mindeste Zweifel sein. Immer mehr hat sich uns das Leben vom Innern ins Äußere gewandt und ist es ein bloßer Kampf um die Mittel des Lebens geworden; die gegenwärtige Kultur sinkt mehr und mehr zu einer Scheinkultur; auch die Moral entbehrt der erforderlichen Kraft; mit der Religion sind wir zerfallen, und wir finden nicht die Kraft zu ihrer Erneuerung, so mühen wir uns um die einzelnen Stücke und erreichen nicht den Punkt, der eine Einigung und Erhöhung vollziehen könnte.

* * *

Welche Volksart ist nun in diesen inneren Nöten an erster Stelle berufen, bei der unentbehrlichen Vertiefung und Umwälzung voranzugehen? Nach dem Zeugnis der Weltgeschichte ist es die deutsche. Wie sie aus ungeheuren Leiden und Verlusten Mut und Kraft zu neuem Leben finden konnte, das zeigt der Dreißigjährige Krieg. Unmittelbar nach jener furchtbaren Erschütterung erzeugte Deutschland Männer ersten Ranges, wie Leibniz, Bach, Händel; schon der Aufstieg des 18. Jahrhunderts brachte eine geistige Bewegung, welche die ganze Neuzeit auf ihre höchste Höhe führte, der andere Völker nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen haben. Daß wir auch in der Gegenwart nicht von allen guten Geistern verlassen sind, das zeigt das staunenswerte Wirken unserer wirtschaftlichen Arbeit; inmitten eingreifender Umwälzungen haben wir eine unverdrossene Anpassung an die neue Lage vollzogen und sind wir in unablässigem Fortschreiten. Nun aber gilt es über jene Arbeit hinaus eine geistige Konzentration zu erreichen und den Glauben an uns selbst neu zu beleben. Auch die anderen Völker, wenn nicht Gehässigkeit und Lüge ihren Blick getrübt haben, teilen diesen Glauben. Mit Freude gedenken wir der zahlreichen Stimmen aus dem Norden, gedenken wir vielfacher Sympathie, die uns von der spanischen Welt erwiesen wird; von Indien kommt die Stimme des edlen Tagore; China und Japan erweisen unserer Kultur und Wissenschaft eine unbegrenzte Hochachtung, selbst von dem uns sonst sehr unfreundlichen Australien kam an mich eine warmherzige Äußerung eines dortigen hervorragenden Theologen und Schriftstellers, der fest darauf vertraut, daß Deutschland dank seiner Ideen und seiner Tradition die jetzige Erschütterung glücklich überwinden und für die Menschheit Großes leisten werde. Und unter solchen wohlthuenden Eindrücken und Zeichen sollten wir selbst verzagen?! Seien wir nur dem eignen Wesen treu, und setzen wir alle Kraft daran, es bei sich selbst zu konzentrieren! Dann kann aus dem Niedergang ein Aufstieg werden, der in die weltgeschichtliche Bewegung eingreifen und der Menschheit neue Bahnen eröffnen wird.



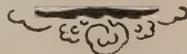
Am Abend

Von Gunda von Freitag-Doringhoven

Langsam geht der müde Tag zu Ende,
Der so fremd am Morgen mir gedroht, —
Nieber Gott, ich leg' in deine Hände
All mein Sorgen, alle meine Not.

Meine Seele kniet vor deinem Throne
Unter denen, die da elend sind,
Hilf ihr, daß sie ihre Dornenkrone
Willig trage als dein liebes Kind.

Schenke ihr von deiner Kraft und Milde,
Was zu fassen irgend sie vermag,
Und daß sie, gedeckt von deinem Schilde,
Morgen trete in den neuen Tag.



Nach zwanzig Jahren

Ein Dichtermärchen von B. Frh. v. M.

1.



Der kleine Junge war sehr dumm und sehr faul. Es ging immer viel zu schnell in der Schule vorwärts für seinen armen Kopf, und er konnte nicht folgen.

Da hieß der erste lateinische Übungsatz: „Hektors Schild tönte unter dem Schwertstreich“. Wie unbeschreiblich schön war dies Wort „tönte“! Wie brauste darin die Schlacht, wie klangen die Zurufe der Führer in das Gewühl der Helden, schwirrende Lanzen zitterten über das Blachfeld, ein Schwert pfiß durch die Luft, daß es klang, als ob Seide zerriß. Aber Hektor fing den Hieb Achills auf mit ehernem Schild — und der Schild tönte vom Schlag, — wie herrlich!

Ja, aber die Klasse war inzwischen ganze drei und eine halbe Zeile weiter vorgekrochen in dem lateinischen Übungsstück und war jetzt bei: „Die Gallier glaubten nicht, daß sie gesiegt haben würden, wenn . . .“ Und als der kleine Junge aufgerufen wurde, da wußte er nicht einmal, wo die anderen waren — ach, er war ja eben noch in der Skamander-Ebene vor dem ewigen Ilion! Wie konnte man nur so schnell weitergehen, sein Kopf konnte da nicht mit. Und der schlimme Peiniger, der vor ihm stand, sagte zum dritten Male heute: „Du bist überhaupt viel zu dumm für die Klasse! Ja, für die ganze Schule! Du wirst nie etwas werden, du wirst einmal im Zuchthause oder in der Gasse endigen!“

Und erst die Hausarbeiten, wenn er die Klappe des braunen Schreibschrankes, der innen ganz gelb war, niedergeschlagen hatte und nun über den schweren griechischen Zeitwörtern brütete! Er guckte in das gelbe Tempelchen hinein, das da in der Mitte der vielen kleinen Schubladen war, seine Augen wurden immer größer und das Tempelchen immer weiter, bis er dahinter den blühenden Garten seiner Heimat sah. Da lagen zwei empfindsame Gammass im Rasen und pflückten Gänseblumen, da stand als Gartentor ein großes Xi, der schrecklich-schöne Buchstabe, dessen Teile wie durch einen Sprengschuß in die Luft gewirbelt schweben, ohne Zusammenhang miteinander und mit der Erde, da lehnte ein Digamma dürr und gespenstig ohne jeden Grundstrich an der Hecke und starnte ihn an . . .

Und wenn dann am nächsten Tage der schlimme Peiniger nach den Zeitwörtern fragte und rechts und links von ihm die Antworten abschnurrten wie Kreisel von der Schnur, dann stockte der kleine Junge gleich beim ersten, verwickelte sich gleich in der ersten der stacheligen Dornenhecken und blieb jämmerlich darin hängen. Der kleine Junge war eben viel zu dumm. Ja, und zu faul außerdem! Er war dem Lehrer gar nicht etwa böse, er war ja selber viel zu sehr davon überzeugt, daß er einmal im Zuchthause sterben müsse oder in der Gasse.

Was das bedeute, das wußte er freilich nicht genau, denn wer stirbt, liegt doch nicht auf der Straße. Aber er glaubte seinem Lehrer, der ja so viel klüger war, alles aufs Wort, und so graute er sich vor diesem schrecklichen Schicksal fast noch mehr, als vor dem Zuchthause.

Und nun war das Osterfest da — ach, für ihn gab es keine Feste und kaum Feiertage, denn wer so dumm und so faul ist, der muß immer arbeiten, auch an den Sonntagen. Und nun erst das schreckliche Ostern mit den Versezungen!

Der kleine Junge wußte ganz genau, daß er sitzen bleiben sollte, daß man ihn auf einmal aus dem Kreise der alten Kameraden herausreißen und unter lauter viel kleinere und fremde Jungen stecken würde. Er wußte, daß er noch einmal ein ganzes langes Jahr — und ein Jahr ist ja nicht kürzer als die fürchterliche Ewigkeit! —, daß er noch einmal Hunderte und Hunderte von Tagen vor dem schlimmen Peiniger sitzen und durch die alten, zerlesenen Bücher denselben qualvollen Weg schleichen sollte.

Aber vielleicht hatten die anderen Lehrer doch Mitleid. Vielleicht erhoben sich doch Stimmen für ihn, die ihn vor dem Schrecklichen bewahrten? Der kleine Junge klammerte sich an diese Möglichkeit mit allen Fasern seiner dummen Kinderseele. Er betete stündlich zum lieben Gott, er lag abends kniend in seinem Bett und betete in sein naßgeweintes Kopfkissen hinein, bis er vor Übermüdung einschlief.

Und nun war der große Tag der Entscheidung da. Die Aula der Schule saß dichtgedrängt voll von Schülern und Eltern, ganz vorn die abgehenden Oberprimaner, einige schon mit kleinen Bärtchen auf der Oberlippe, und dahinter die anderen. Es ging ein Summen durch den Saal, das hinten immer heller und heller plätscherte. Neben ihm hatte einer das Lesebuch der nächsten Klasse mitgebracht und zeigte es. Wie roch das neue Buch frisch nach Kleister, wie festlich war sein glänzender Einband! Der kleine Junge hielt es sehnsüchtig in der Hand — ach, wenn das doch auch für ihn bestimmt wäre! Er gab es schnell zurück, seine dünnen Finger zitterten vor Kälte und Erregung.

Da ging die Tür auf, und die Lehrer kamen herein. Sie hatten Plätze oben auf der Bühne erhalten, wo sie sich in weitem Halbkreis niedersezten. Der schlimme Peiniger lächelte ein wenig, und wenn es auch bei seinem heimtückischen Gesichte gar nicht sehr freundlich ausfah, so fing der kleine Junge doch wieder ein ganz klein wenig zu hoffen an — vielleicht... ach, vielleicht!...

Und nun trat der Direktor an das Pult: „Wir singen zu Beginn unserer Feier das Lied ‚Harre, meine Seele‘“, und er sezte gleich selber mit seiner klaren, edlen Stimme ein. Auch der kleine Junge sang mit, obgleich es ja gerade das Schmerzens- und Trostlied war, das er sich viele hundert Male im stillen aufgesagt hatte. Und das war sein Verhängnis, denn als er bei dem „Sei unverzagt“ war, da stieg ihm etwas ganz dick und heiß in der Kehle hoch — „Bald der Morgen tagt“ —, da flossen ihm die Tränen aus den Augen, daß er alle die hohen Fenster der Aula mit gelben und violetten Rändern sah — „und ein ew'ger Frühling“ —, der kleine Junge weinte lautlos. Aber natürlich hatten es die andern auf den Stühlen neben ihm doch schon gesehen, stießen sich an und starrten nach ihm hin. O, er kannte die herzlosen Hänseleien dann auf dem Schulhofe nur zu gut, er wußte, was ihm bevorstand!

Das Lied war zu Ende, der Direktor nahm die großen Listen auf und fing an zu lesen: „Die Abgangsprüfung bestanden alle elf Oberprimaner“... und dann die Namen. „Aus der Unterprima nach Oberprima rücken auf... Aus

Obersekunda nach Unterprima rücken auf“ . . . Namen über Namen erklangen, dem kleinen Jungen alle unbekannt, denn wie hätte er bei dem vielen Arbeiten Tag für Tag Zeit gehabt, an die Schüler der oberen Klassen zu denken. Und nun stockte ihm das Herz, nun hielt er den Atem an, nun endlich kam seine Klasse, eine der allerletzten. Und alle die wohlbekanntesten Namen seiner Mitschüler erklangen vom Klassenersten an, einer nach dem andern, grade bis zu seinem Nebenmann.

Der Direktor legte das Blatt hin und hob das nächste auf.

Der kleine Junge war sitzen geblieben.

Und der riesige Saal um ihn her summt und brauste, alles stand auf und drängte zur Türe. Lauter fröhliche, erleichterte Gesichter sah er rings, die Eltern atmeten ordentlich auf, suchten ihre Söhne im Gewühl und drückten ihnen die Hand. Auch die Lehrer hatten sich erhoben. Der kleine Junge sah noch einen Augenblick nach dem schlimmen Peiniger hinüber — o, wie gern wäre er vor ihm niedergekniet und hätte seine Hände geküßt in Dankbarkeit, wenn . . . ja, wenn!

Aber er war ja viel zu dumm und zu faul, ihm war es ja bestimmt, im Zuchthause oder in der Gasse zu sterben. Und er sehnte seinen Tod herbei, gleich jetzt, schnell, schnell ersehnte er ihn mit all seiner heißen, wilden Sehnsucht.

Ganz klein und gedrückt schlich er unter den Letzten die lange Steintreppe hinunter. Draußen hörte er wie aus weiter Ferne die Worte: „Du sollst nun doch auf eine andere Schule kommen.“ Er wußte nicht, ob er sich freuen sollte, er war so demütig, daß er sich nicht mehr zu freuen wagte.

2.

Zwanzig Jahre sind eine lange Zeit im Leben des Menschen, und grade zwanzig Jahre waren seit jenem Tage vergangen. Aber wenn es grade derselbe Tag ist, auf den damals Ostern fiel, und wenn man grade an diesem Tage zum ersten Male wieder die steinernen Stufen zur Aula hinaufsteigt, so scheinen zwanzig Jahre so kurz wie der Tag, der gestern vergangen ist . . .

Aber heute war nicht Ostern, und doch war der große Saal gesteckt voll Menschen. Denn ein berühmter Dichter wollte aus seinen Werken vorlesen, und dazu war die halbe Stadt gekommen. Die Schüler saßen heute auf der Tribüne, und ihr helles Durcheinandersprechen plätscherte über dem Gesumme der erwachsenen Zuhörerschaft her wie weißer Schaum über dunkeln Wogen. Die Lehrer hatten ihre Plätze auf der Bühne wie damals, und es waren noch viele dabei, die auch vor zwanzig Jahren da gesessen hatten, auch der schlimme Peiniger hoçkte in weißen Haaren dort und hielt die Vortragsfolge vor seine dicken grünlichen Brillengläser.

Nun trat der junge Direktor an das Pult, und das Summen im Saale verstummte auf einmal. Er sagte, daß dies ein Freudentag für die Stadt und ein Ehrentag für die Schule sei, denn der Dichter sei ein Sohn der Stadt und ein früherer Schüler der Anstalt, wenn er sie auch leider nur kurze Zeit besucht habe. Und er erzählte von dem Elternhause des Dichters und seinem Werdegang, nannte die Hochschulen, die er besucht und die Reisen, die er gemacht hätte, und dann erläuterte er in Anknüpfung an den deutschen Unterricht, den er in den

Oberklassen gab, wie der Dichter in die augenblickliche literarische Bewegung einzuordnen und an die vergangene anzuknüpfen sei. Und schließlich hieß er den Sohn der Stadt im Namen aller Anwesenden und auch der vielen, die aus Platzmangel abgewiesen waren, von Herzen willkommen.

Und da kam aus der kleinen Türe hinter den Lehrern der Dichter hervor, und tausend Augen richteten sich auf ihn, viele hatten auch wie im Theater ihre Gläser mitgebracht und musterten ihn dadurch. Wie durch tausend Pfeile, so ging er an das Pult, aber es waren Pfeile, die nicht der Haß, sondern die Liebe entzündet hatte, denn schon seit Jahrzehnten hatten ja alle immer häufiger seinen Namen gehört, seine Gedichte gelesen. Er hatte mit seinen Werken Kleinmütige aufgerichtet und Starken den Weg gewiesen, hatte Fröhlichen und Traurigen das in Worten entbunden, was in ihnen dunkel wallte, hatte Liebenden ihre Liebe und hatte Grollenden ihren Groll ausgesprochen.

Und so ging er unbekümmert und gleichmütig die wenigen Schritte zum Pulte. In fast allen Städten der deutschsprechenden Welt hatte er so lichterumglänzt da oben gestanden, hatte die Blicke und den Beifall von Zehntausenden zu sich heraufdringen gefühlt, und war heute so ruhig wie seit vielen Jahren an diesem Platze, der nun eben sein Platz war, an den er hingehörte, wie der Töpfer an die Scheibe und der König an den Thron. Er blickte in den Saal hinein und über die vielen weißen Gesichter hinweg nach der Ecke, in der vor zwanzig Jahren der kleine Junge gesessen hatte, der in seines Herzens Not zu weinen anfing.

Denn aus dem Rinde von damals war nun er geworden, der jetzt hier oben stand und wartete, daß der Beifall der Begrüßung verebbte.

Und dann begann er seine Gedichte zu sprechen. Beim ersten war er noch voll Trauer über seine damaligen bitteren Leiden und voll Empörung über den Peiniger, der schräg hinter ihm saß und dessen Nähe er wieder so stark und ängstlich spürte wie damals, wenn er bei Klassenarbeiten neben seinem Platze stehen geblieben war. Es war ihm, als ob er in einem Traume lebe. Während er sprach, dachte es tief in ihm, ob er wohl noch Schüler wäre und plötzlich aufwachen würde, ob er nicht doch aus Furcht vor dem Sitzenbleiben ohnmächtig geworden wäre und nun dies alles um ihn her, der Saal und die Lichter, die Lehrer und die vielen Menschen und er selber mitten drin nur ein Traumgesicht wären. Der plötzlich einsetzende Beifall schreckte ihn auf.

Aber dann ergriff ihn die klingende Schönheit seiner eigenen Verse, und er wurde warm bei dem Gefühl, denen da unten eine Stunde Freude und Schönheit geben zu können. Ja, er konnte Freude geben und wollte Freude geben und Vergessen des Alltags! Denn die da vor ihm saßen, waren ja alle vom Leben zerdrückt und zermürbt, und nun sollten sie wieder froh werden in der Schönheit seiner Gedichte. Und wie er so in die ersten Reihen hineinsah, da erkannte er einen ehemaligen Mitschüler — und da saß ja auch sein früherer Klassenerster! Wie waren ihre Gesichter alt und versorgt, wie matt die Augen hinter der Brille des einen, wie grau schon der müde Kopf des anderen!

Und mit einem Male überkam ihn eine tiefe Scham. Er dachte an das schwere Leben jener, die nicht wie er das Flügelbrausen von Adlern der Ewigkeit

ums Haupt gespürt hatten. Wieviel mehr Lasten mochte der müde Nacken da getragen haben, wieviel mehr Kummer und Sorgen! Und da wurde ihm auch das Elend des schlimmen Peinigers klar, der nun jahrzehntelang in die Fron der erbärmlichsten Alltagsarbeit eingespannt ging. Immer neue Scharen von Jungen saßen vor ihm, und auf die zum millionsten Male gestellte Frage folgte uhrenhaft zum millionsten Male derselbe Fehler. Da war sein Herz erkaltet und er selber zum unerbittlichen Handwerker geworden, der den bequemen Biegel griesgrämig zu den gleichförmigen legte, den unbequemen verärgert verwarf.

Sollte er ihm einen Vorwurf machen, er, zu dem eben aufs neue der Beifall aufbrandete wie ein tosendes Meer!

Er begann ein neues Gedicht, und die Gedanken in ihm webten das Bild seines Lebens. Man sah es ihm nicht an, daß seine Seele zutiefst auf anderen Wegen ging, denn er war ein sicherer und gewandter Sprecher. Seine Augen leuchteten vor Leben, seine Lippen formten die Worte klar und klingend bis in die letzten Ecken des Saales, seine Hände unterstrichen leise das Mienenspiel und die dahingleitenden Verse. Und doch war das Wortgetümmel der Heldengedichte und die Brandung ihrer Leidenschaften nur an der Oberfläche seiner Seele, so wie die Wellen nur den Spiegel der See bewegen. Aber tief drunten ziehen still die ewigen Ströme im Meer, und kein Sturm vermag ihre dunklen Pfade zu beirren...

Was war sein Leben gegen den Leidensgang derer da unten! Sprangen nicht die Türen auf vor seinem Schritt, wurde es nicht hell vor ihm, wohin er kam! Drängte sich nicht alles herzu, ihm als Gegengabe eine Freude zu schenken, flogen ihm nicht die Herzen zu wie zahme Tauben, machten nicht seine Briefe, seine Worte schon die froh, denen sie galten? Und wie verwöhnte ihn die Kritik, wie stiegen die Auflagen seiner Bücher, wie häuften sich die Bitten der Zeitschriften um seine Mitarbeit auf dem Schreibtische daheim!

Immer demütiger wurde der Dichter, je länger er sprach. Wohl kannte auch er wie jeder Künstler in ruhiger Sicherheit den Wert seines Werkes, — aber hatte er ein Recht, dafür Beifall zu empfangen? Hatte er sich je diesem Beifall entsprechend mühen müssen? War er nicht ein Gärtner, der Blumen zu Sträußen bindet und sich loben läßt, dafür daß Gott sie köstlich geschaffen hat? Nein, gewiß, er hatte nicht genug gearbeitet, um diese Überfülle von Glück zu verdienen, seine Arbeit war diesen Lohn nicht wert!

Wieder war ein Gedicht zu Ende, und wieder kam das Echo wie ein Brausen zu ihm herauf. Es war jetzt sehr heiß geworden im Saale, die Lichter drüben an der Türwand flimmerten durch den Dunst, der über den vielen Köpfen lag, das Klatschen der Hände klapperte von rechts und links, von vorn und hinten durch heiße Luftwellen. Wenn der Beifall im Saale abflaute, fingen die Schüler auf den Tribünenplätzen wieder an und rissen die anderen in eine neue Woge von Lärm und Jubel hinein. So begann das letzte Gedicht, und seine Gedanken spannen den Faden weiter.

Nein — sein Werk war den Beifall vielleicht wert, aber nicht er, nicht seine Mühe!

Aber vielleicht seine Leiden?

Da sanken die großen Ströme seiner Seele in die dunkelsten Tiefen, in die Tiefen seiner Leiden. Und mit einem Schlage riß der Schleier von oben bis unten, und er fühlte Gottes ewige Gerechtigkeit auch in seinem kleinen Leben. Zwar dachte er nicht an die vielen schlaflosen Nächte, die ihm wie jedem Künstler in reichem Maße beschieden waren, nicht an die Verzweiflungsstunden seiner Kunst und nicht an die große Einsamkeit, in der auch er zu leben gezwungen war. Aber er dachte an den Tag vor zwanzig Jahren und an den kleinen Jungen, der dumm hieß, weil er anderes wußte als die anderen, und faul, weil er den zügellosen Rossen seiner Phantasie noch nicht Zaum und Sattel aufzulegen verstand. Und er gedachte, wie er damals gelitten hatte, so schwer wie nur ein Kind leiden kann, gedachte seiner Vereinsamung und seiner Tränen von damals — und auf einmal klang ihm eine Weise tief im Innern . . ., er wußte beim Sprechen nicht, welche Melodie es war, und auch die Worte fielen ihm nicht ein . . .

Da war sein Vortrag zu Ende. Wie er sich verneigte, um für den letzten Beifall zu danken, da stieg es ihm sekundenlang heiß im Halse auf, und gerade in dem Augenblick sprach Gott zu ihm:

Sei unverzagt!
 Bald der Morgen tagt,
 Und ein ew'ger Frühling
 Folgt dem Winter nach!



Ein Weg

Von Isa Madeleine Schulze

Grau und öd der Tag! — Ein kalter Wind
 Jagt die Blätter — Regen sprüht — in Trauern
 Steht die Welt — jezt naht die dunkle Zeit,
 Die mein Herz ersehnt, — da wird mein Leid
 Stillter sein, umweht von Herbsteschauern.
 Sonne tat so weh! — In Nebelgraun
 Will ich schreiten über Dorn und Steinen
 Durch das Welken — mit mir soll der Wind
 Klagend gehn — es soll der Himmel blind
 Alle seine blanken Sterne weinen.
 Dann bin in dem todumwebten All
 Ich daheim, — zum Jauchzen wird mein Bangen,
 Denn ich fühl's: wir alle, — Stern und Baum,
 Jeden Lebens schmerzvoll süßer Traum
 Gehet denselben Weg, den du gegangen.



Die Schuld am deutschen Bauerntum

Von Gustav Schröder

Wer lobt heute noch den Bauern? Es braucht ihn jeder, weil er der Erzeuger der unentbehrlichsten Lebensmittel ist, aber keiner dankt ihm seine Arbeit; jeder zahlt mit Zähneknirschen die Preise, die ihm abverlangt werden, und wünscht im stillen dem Bauern den Teufel in den Nacken.

Von einem Ausgleich zwischen Stadt und Land zu reden, ist Unsinn. Die Luft ist nie größer gewesen. Der städtische Mittelstand ist, soweit er sich aus Beamten und Angestellten zusammensetzt, infolge der hohen Preise in der denkbar übelsten Lage. Nicht viel besser geht es dem Arbeiter; denn auch seine Lohnsteigerung hält mit der Verteuerung nicht mehr Schritt. Erträglich sind die Zustände noch für diejenigen Berufe, die bezüglich ihrer Einnahmen durch Anpassung der Preise an die allgemeine Preislage einigermaßen mitgehen können. Auch da aber sind die Grenzen bestimmt erreicht; denn die Kaufkraft versagt.

Allesamt vermögen wir, die wir aus der Vorkriegszeit her gewöhnt waren, Ware und Preis miteinander in Einklang zu bringen, innerlich nicht mehr mitzukommen, weil die Preisbildung heute den Eindruck der Willkür geradezu machen muß.

Wir stehen schlecht, der Bauer steht sich gut. Samt und sonders aber sind wir auf den Bauernstand angewiesen. Der jedoch, das muß gesagt werden, ist nicht mehr das, was er einmal gewesen ist. Falsch wäre es, den Bauernstand dafür allein verantwortlich zu machen. Die Hauptschuld trägt der Staat.

Das Verfahren, das er einschlug, die Zwangswirtschaft, war in der Form, in der er sie übte, vollkommen verfehlt und ist zu einem schweren Verschulden am deutschen Bauernstande geworden.

Es hat der Zwangswirtschaft das gefehlt, was allein sie nicht nur erträglich gemacht, sondern sie bestimmt ihren Zweck hätte erfüllen lassen: die moralische Grundlage. Gewiß, wir mußten, was auf deutschem Boden wuchs, haben bis auf das letzte Korn. Trotzdem war es nicht angängig, einen Stand allein sozusagen an die Fessel zu legen. Und wäre die Zwangswirtschaft noch tatsächlich lückenlos durchgeführt worden, nicht nur soweit es sich um den Erzeuger, sondern erst recht um den Verbraucher handelte, die Verbitterung darüber wäre nicht so groß geworden, als sie es ward.

Während aber der Bauer Jahre nicht Herr seines Eigentums war, ihm die Ernte auf dem Felde abgeschätzt wurde, bei der Dreschmaschine der Polizist stand, ihm die Böden und die Keller durchsucht wurden und bei alledem ein Preis gezahlt ward, zu dem er tatsächlich nicht mehr erzeugen konnte, sah derselbe Bauer, wie sich das Jungvolk der Munitionsfabriken die Zigaretten mit Geldscheinen anzündete, wie ihnen die Löhne sprungweise erhöht wurden, während seine Getreidepreise sich mühselig in die Höhe quälten. Ich weiß, daß ein mittlerer Bauer für den

größten Teil seiner Ernte, den er auf legitimem Wege ablieferte, sage und schreibe: ein Paar lange Stiefel und eine Rolle Zwirn erhielt.

Wir haben uns den Mund wund geredet, den Bauern von der Verpflichtung gegen sein Volk zu überzeugen, es stand zuviel an harten Tatsächlichkeiten gegen alle Versuche, moralisch auf ihn einzuwirken.

Alles miteinander hat dazu geholfen, den Bauern zu demoralisieren. Er kam in die Geschäfte, den Bezugsschein in der Tasche, die Waren waren ausverkauft. Er zog ein Stück Butter aus dem Sack, den vielgerühmten „fettigen“ Bezugsschein: die Waren waren in Friedensqualität vorhanden, und den Bezugsschein konnte er wieder einstecken. Die Zeitungen berichteten von dem Kohlkrübelend in den Städten. Aus der Stadt aber kam der Fabrikant — den er als Arbeiter gekannt und bei dem es bis vor kurzem immer auf des Messers Schneide stand —, kaufte das nächste Rittergut, sah besser denn wohlgenährt aus und führte im Wagenkasten oder im Automobil die beschlagnahmten Eier, die Butter in seinen städtischen Haushalt über. Verwandte kamen aus den Städten — und seinerzeit hatte jeder Verwandte auf dem Lande — und wußten zu erzählen von den Dinern, die in den Gasthäusern „hintenherum“ zu haben waren.

Eines kam zum andern, tausend Dinge, ein Rad griff in das andre, der Bauer mußte zu der Überzeugung kommen, daß die ganze Zwangswirtschaft eine Farce, Gerechtigkeit ein Märchen sei. Geld war die Lösung, und er — hatte es nicht. Auf legitimem Wege kam er nicht nur dazu nicht, kam er auch nicht zu dem, was er für Wirtschaft und Haushalt brauchte.

Wer im deutschen Vaterlande hat aus der Zeit eine saubere Weste mitgebracht? Und ist sie bei vielen nicht ganz so besudelt als bei anderen, so ist das in den wenigsten Fällen ein Verdienst, sondern sie hatten einfach nicht die Möglichkeit zum Schleichhandel. Der Bauer aber hatte sie und hat gelernt, sie auszunutzen.

Nein, nicht aus sich heraus gelernt, man hat ihn den Schleichhandel gelehrt, ihn dazu gezwungen. Es ist ein traurig wahres Wort, wenn ein größerer Grundherr heute offen sagt: „Gott sei Dank, daß wir den Schleichhandel hatten. Hätten wir ihn nicht gehabt, wir wären alle miteinander bankerott geworden.“

Was für Unheil hat allein die Druschprämie angerichtet. Es war aber mit den überzeugendsten Darstellungen aus unmittelbarer Erfahrung heraus an keiner Stelle etwas anzufangen. Sie waren alle auf die Druschprämie eingeschworen, vom Ministerium über die Generalkommandos weg bis zu den Landratsämtern.

Bei alledem handelt es sich nicht einmal so sehr um wirtschaftliche Vor- oder Nachteile, als vielmehr um den Rückgang der Moral.

Der Bauer mußte zwangsläufig unmoralisch werden. Jeder Städter, der ihm ins Haus lief, fing's auf Betrug der Allgemeinheit an. Daß er nicht anders konnte, das steht auf einem Blatte für sich. Für den Bauern kam summa summarum alles miteinander darauf hinaus: Heute ist der Ehrliche der Dumme.

Automatisch löste das Sinken der Moral die Eigensucht aus. Ist es denn verwunderlich, wenn er Geschmack an großen Einnahmen fand, wenn auch ihm das Geld Selbstzweck wurde? Es ist eine Heuchelei, zu tun, als würden andere Stände anders, besser gehandelt haben.

Und wir wollen uns wundern über das, was wir heute sehen? Was sehen wir denn heute? Die landwirtschaftlichen Erzeugnisse sind teuer. Sie sind durchschnittlich auf das Zwanzigfache gestiegen. Das tut uns, die wir auf feste Einnahmen angewiesen sind, bitter weh, weil die nur um das Sechs- bis Achtefache gestiegen sind. Zugegeben auch, daß es so nicht weiter gehen kann. Aber was tut bzw. was verlangt denn der Bauer? Er verlangt für sein Getreide den Preis, den wir Argentinien auch zahlen müssen. Begeht er damit ein Unrecht? Bedanken wir uns bei unserer Valuta.

Gewiß, die Sache liegt so, daß wir aus dem Bauernstande heraus die Lösung zu erwarten berechtigt sind: Valuta hin, Valuta her, wir wollen uns an unserem verarmten Volke nicht bereichern, sondern begnügen uns mit einem Preise, der uns über unsere Gestehungskosten hinaus einen bescheidenen Verdienst läßt.

Ja, wäre die demoralisierende Zwangswirtschaft nicht gewesen, stünden wir alle miteinander noch auf moralischem Boden, dann ließe sich auch über den Fall reden; aber soll der Bauer geringen Preis nehmen, um hernach nur anderen größere Verdienstmöglichkeiten zu geben? Das wäre denn doch zuviel verlangt.

Ich fürchte bestimmt schwere Konflikte aus den gegenwärtigen Preisen, aber der Bauer trägt daran nicht soviel Schuld, als ein vorschnelles Urteil behauptet. Von dem mittleren Bauernstande, der mir genau bekannt ist, darf ich sogar sagen, daß er noch lange nicht so entmoralisiert ist, als das unter Würdigung aller Umstände der letzten Jahre zu befürchten sein müßte.

Wir haben gerade dem Bauernstande gegenüber eine schwere Schuld auf uns geladen. Auf eine Gesundung von heute zu morgen ist nicht zu hoffen. Die kann und wird nur mit einer allgemeinen Gesundung Hand in Hand gehen.



Begegnung

Von August Brixner

Aus ihren Augen leuchtet schon das Land,
Dahin sie gehn wird, wenn ihr Leib zerbrochen —

Aus seinen Augen lodert wild ein Brand;
Ihm ist noch kein erlösend Wort gesprochen.

Er hört das Blut in seinen Adern kochen,
Bei ihrem Nahsein wird ihm eng und heiß —

Sie fühlt dies wohl und lächelt, weil sie weiß:
Auch dir wird einst das große Wort gesprochen.



Hausbuch

Heimgedanken von Friedrich Lienhard

Vorspiel.

Dieses Plauderbuch — das zunächst noch nicht in Buchform erscheinen soll — gehört zu jener Spielart, worin sich Anschaulichkeit und Geistgehalt, Anmut und Würde zu einem schlicht-freundlichen Ganzen zu verbinden trachten. Und zwar von einem „Ich“ aus, das aus dem Besondern ins Allgemeine strebt. So schrieb ich die Wanderbücher „Wasgaufahrten“ und „Thüringer Tagebuch“; so fügt sich als drittes derartiges Werk dieses „Hausbuch“ an.

Wandrer war ich; nun bin ich sesshaft im Herzen Deutschlands. Ich lief den Dingen und Menschen nach; ich lasse sie nun zu mir kommen. Vieles ward verloren, andres gewonnen. Haus und Garten sind mein und die Herzen guter Menschen. Ein edler Besitz! Und solches Eigentum ist kein „Diebstahl“, sondern eine Summe von Lebenskräften. Und eine Summe von Segnungen. Denn ungesegnete andre sind am Wege liegen geblieben. Dies stimmt uns zu Dank und Demut.

Demut — und auch eine feine Wehmut sind aus unsrer Innenwelt nicht mehr zu tilgen. Unsrer Seele hat vernarbte Wunden. Doch die Gewisheit macht stark: Wir stehen unter Führung. Meister wachen über uns im Dienste Gottes. Und so sind auch wir hinwiederum verantwortlich für das uns Anvertraute.

Oft überkommt es uns wie Gebetsstimmung. Und in dieser Gebetsstimmung birgt sich auch die allbeherrschende Sorge um Deutschland.

Über meines Hauses Pforte, in einer stillen Allee Weimars, steht das Rosenkreuz. In der Diele findet man den Spruch:

Dem Rosenkreuz ist dieses Haus geweiht:
In Rosen wandle sich das Weh der Zeit!

Und daneben den erweiternden Reim:

Dies ist mein Wunsch, daß nach verwund'nem Weh
Das Rosenkreuz auch über Deutschland steh'.

In solchem Sinn und Zeichen lese man dieses Hausbuch!

Verklungener Traum.

Ein schöner Traum ist hinter mir ins Wesenlose verklungen. Ich habe diesen Traum viele Jahre, ja von Jugend an, geliebt und beherbergt; ich habe ihn durch den heimischen Wasgenwald getragen und den Quellniren und Burgtrümmern von ihm erzählt. Den Traum nämlich, daß im Elsaß — im Gegensatz zu Berlin und allem großstädtisch-modernen Anwesen — ein Seelenkönigreich der Schönheit, Weisheit und Liebe aufblühen könnte, wie es einst in sittenloser Merowingerzeit Odilia gewollt hat, die Schutzpatronin unserer Heimat.

Ja, ihr Allisaffen, die ich gern als Edelsaffen geachtet hätte, ich gestehe gern: ich hatte gehofft, daß dort, abseits von Berlin und Paris, fernab vom materia-

listischen Zeitgeist, wie etwa in den Tagen unsres Landsmanns Johannes Tauler, Menschen der Innerlichkeit aus der Haßstimmung gespannter Völker und Volksschichten emporwachsen könnten. Dieses Seelenkönigreich hätte sich dann hinübergestrahlt nach Frankreich wie nach unsrem Deutschland, ja hätte sich über ganz Europa wohltätig verbreitet.

Wähnt man etwa, dies seien nachträgliche Phantasien, die sich als Regenbogen über den Zusammenbruch hinüberspiegeln in ein nunmehr wehmütig verklärtes Jugendland? Nein, das ist deutlich schon in den Büchern jener Frühzeit geprägt. So schloß meine dramatische Legende „Obilia“ (aufgeführt zu Straßburg am 7. Oktober 1898) mit den Worten der elässischen Heiligen:

Auf nun, mein Heervolk, deine Kön'gin ruft!
 Zum Kampfe ruf' ich um ein holdes Land.
 Auf, nehmt den Bann von ihres Hasses Gruft,
 Als Freudenboten hat uns Gott gesandt.
 Viel Edle sehnen sich nach Himmelsluft,
 Erlöste, eilt, stählt ihnen Herz und Hand — —
 Ein Sonntag komme, dem kein Sonntag gleich,
 All meinem Elsaß, meinem Königreich!“

Und in der neuen Auflage (1911) steht folgender Vorspruch:

Im Elsaß wuchs Obilias Lenzgedicht
 Von einem Königreich, das wir erwarten;
 Oft trugen mich still-schöne Wasgaufahrten
 In des Obilienberges hehres Licht.
 Was meine Blicke dort vom Fels gewahrten,
 Das sucht an einem engen Orte nicht —
 Vom Seelen-Adel, der die Welt bezwang,
 Von Geistes-Königskronen spricht mein Sang.

Des Wasgaus Stechpalmbblatt hat herben Trieb,
 Und schön daneben blühen Königsterzen:
 Ich liebe dieses herbe Volk mit Schmerzen
 Und habe meiner Heimat Schönheit lieb.
 Doch eine andre Heimat ist in Herzen,
 Denen ein Drang zum Licht Gesetze schrieb —
 Sie grüß' ich, die solch Band zusammenhält,
 Sie grüß' ich durch die ganze weite Welt.

Deutlicher kann wohl ein Lebensideal nicht geprägt werden. Doch fühlt man hier schon eine leise Lösung von der Scholle, ein ahnungsvolles Erweitern ins Allgemeine.

Auch was die „Wasgaufahrten“ suchten, was in zahlreichen andren Büchern und Äußerungen jener Jahre immer wieder zutage drängte: es war der Ruf nach Edelmenschen, es war die Sorge um die deutsche Seele, um die Seele der Menschheit.

Dies ist nun weithin sichtbar geworden als die schlechtthin wichtigste Sorge der ganzen Gegenwart.

Mein Traum vom Wasgau-Königreich ist ins Lächerliche zerronnen. Was lange vor dem Weltkrieg unterirdisch drohte, das Niedere, das Dämonische, der Haß, die Tücke — es ist herausgebrochen, es scheint zu triumphieren. Im Munde der Franzosen sind wir nur noch „Boches“. An der Rheinbrücke bei Kehl standen bezahlte Schufte und warfen Kot und Schmähworte auf ausgejagte Deutsche. Gesindel stürzte zu Straßburg und zu Metz deutsche Denkmäler, schleifte den Bronzekopf des ehrwürdigen alten Kaisers an Seilen durch den Straßenstaub — während es Deutschen niemals eingefallen war, in den vorausgehenden sieben- und vierzig Jahren auch nur ein einziges französisches Denkmal zu schänden. So triumphiert nun Gemeinheit.

Nach menschlicher Voraussicht werde ich den Boden meiner Heimat nie mehr betreten. Die Seelen dort sind vergiftet, vergewaltigt wie die Muttersprache, aus dem deutschen Treu-Eid wieder hinübergerissen in französische Obmacht. Wie springt man mit jenem deutschen Grenzvolk um! Eine Schmach Europas!

Wartburg-Tagung vertriebener Elsaß-Lothringer

An einem Sommersonntag, als die Goldfarbe der Erntefelder sich vom Dunkelblau der Gebirge abhob, waren sie jüngst auf der Wartburg versammelt: die in Thüringen weilenden vertriebenen Elsaß-Lothringer. Ein ernster Zug, der sich auf die ohnedies stark belebte Burg bewegte! Auch unser letzter deutscher Statthalter, Erzellenz Schwander, der Alt-Elsässer, jetzt Regierungspräsident in Kassel, und ich selbst traten ins alte Burgtor ein.

Da waren sie nun beisammen, die ich so oft hieherzuschmeicheln versucht hatte: aus dem Grenzland ins Herzland! Sie standen im hintersten Teile des Burghofes, zwischen Palas, Gadem und abschließendem Turm. Der Wind wehte kraftvoll, ja wild von Südwesten her über die hellblau ineinander geschichteten Berge, als wir vom Balkon zu unsren Landsleuten sprachen.

Man sah wohl manche Träne, doch wahrlich, es war uns wohl um tiefsten Ernst, doch nicht um weichliche Rückschau zu tun. „Zur Zeit der heiligen Elisabeth“ — so etwa sprach ich zu den Flüchtlingen — „hielt man an dieser Stelle einen Löwen gefangen. Eines Tages brach das Raubtier los, niemand wagte ihm entgegenzutreten: nur der mutige junge Burgherr Ludwig der Heilige, waffenlos, mit seines Blickes Gewalt, bändigte das Untier, bis bewaffnete Männer es zurückscheuchten in seinen Zwinger. Jetzt ist der Löwe los in ganz Europa, in der ganzen Kulturwelt. Haß, Neid, Lüge, Unrecht, Raub, Gewinn gier an allen Orten und Enden — und ihr, meine Freunde, seid ein Opfer dieses Löwen! Der Burgherr aber, der ihn bändigt, ist noch nicht erschienen. . . Wir erleben den noch immer andauernden Weltkrieg in dreierlei Formen: Soldatisch, sozial, seelisch. Die erste Kriegsform ist abgetan: ehrenvoll ist Deutschland vom Schlachtfeld abgerückt, unbefiegt, nur der Übermacht weichend und der inneren Not. Nun stehen wir mitten im sozialen Krieg. Wird es gelingen, eine innere Einheitsfront zu finden von links bis rechts? Nur dann, wenn wir die dritte Form des Krieges gewinnen: wenn wir seelisch erstarken. Und das ist das schöne Amt der Dichter, Denker, Erzieher. Helft uns darin, gerade ihr leidgeprüften Flüchtlinge aus der Grenz-

mark! Nicht bitter werden, wenn euer Unterkommen hier im selber notvollen Deutschland sich nicht immer so anläßt, wie ihr es euch wohl wünschen möchtet: sondern das Leid zur Waffe schmieden! Elisassen seid ihr — Elendsassen —, doch werdet Edelsassen! Es ist nicht eigentlich der höhere Lohn oder dergleichen, was die arbeitende Volkschicht um uns her sucht, sondern Wärme von Mensch zu Mensch, Brüderlichkeit, Güte. Helft diese neue Zeitstimmung herausbilden, ihr Leidgestärkten, damit von hier aus, vom Herzen Deutschlands aus, eine reinere Gesinnung hinausstrahle in die ganze Kulturwelt! Sind wir seelisch geläutert und gestärkt, so werden wir auch sozial Ordnung und Eintracht schaffen. Sie haben uns viel genommen, jedoch:

Was auch der Feind uns nehmen mag,
Eins kann er uns nicht rauben:
Die Hoffnung auf den bess'ren Tag
Und uns'ren deutschen Glauben . . .

In den Gesprächen des Nachmittags stellte mir eine Zuhörerin eine fein zugespitzte Frage: „Wenn der Burgherr, von dem Sie sprachen, einmal kommt: wird er mehr Parsifal sein oder mehr Arminius?“ Ich erwiderte: „Vermutlich Parsifal. Denn Amfortas muß erst gesunden, ehe er wieder eine Waffe schwingen kann“ . . .

Bei Tisch trug ich eine Dichtung vor, die obigen Gedanken erweiterten Ausdruck gibt:

Elfaß-Elegie

Also senkte nun Gott verlorenes Land in den Traumschlaf,
Daß es lebendigen Leibs leuchtend ruhe im Bann,
Wie dort Brünhild ruhte, die Göttin, als sie, von Wotans
Zaubernden Runen gebannt, langhingelagert entschlief.

Leuchtend-lebendig bleibst du, mein Elfaß: du schläfst nur am Wasgau,
Sieh, und es glüht in der Luft immer, noch immer die Glut,
Immer, noch immer die farbige Flamme scheidender Sonne —
Sieh, und der grünliche Rhein atmet in doppeltem Glanz,
Wenn seine rasche, reißende Welle die Lichter zurückwirft,
Während der Abend versprüht hinter durchbrochenem Dom.

Wenige tranken wie wir deine starke, berauschende Schönheit,
Ach, und wir wenigen sind fern von der Heimat gebannt,
Wir, deine Söhne, geboren aus dir, genährt von der Saaten
Goldener Kraft und durchglüht von dem noch goldneren Wein.
Heut', im Herzen der Deutschen versammelt, wir grüßen dich, Heimat,
Kampfüberschauerte Mark, Fangball von Ost und von West!
Wann wird endlich für immer der Bogen des Friedens vom Schwarzwald
Bis auf den Wasgenwaldkamm kühn überbrücken den Rhein?
Oder sind wir für immer bestimmt, als Opfer zu wandern
Jetzt nach Frankreich hinein, jetzt nach Deutschland zurück?
Sind wir der Kampfplatz zweier Nationen? Sollen die Ahren,
Draus wir baden das Brot, immer sich düngen mit Blut?

Schweige, mein dulbendes Herz, und schlummre, vieldulbendes Elsaß!
 Oft sind in Schleier gehüllt Schönheit und Schicksal und Schmerz.
 Also verschleiert schlummre, doch wachse! Es blühe des Pfirsichs
 Rötliches Wölkchen wie einst zierlich am Weinberg entlang!
 Immer stattlicher wölbe den Wipfel der stattliche Nußbaum
 Über das moosige Dach, das unser Ahne gebaut!
 Schlummre, mein Land, doch wachse! Es wachse desgleichen dein Heimweh,
 Deutschland, wie heimliche Saat! Ja, und so wachse das Recht!
 Bis es zuletzt so Schale wie Scholle zersprengt — und bis einst
 Mit dem Betrüge zumal bricht der erbärmliche Haß.

Uns, meine Freunde, geziemt es, verlorene Scholle zu segnen,
 Die uns mit Schönheit beglückt, die uns begnabet mit Leid.
 Beugt sich am äußersten Wald im Wind ein verkrüppelter Weißdorn,
 Drin sich ein Vögelein birgt — wachse, mein Elsaß, auch dort!
 Edelaffen, so nannt' ich euch oft, Landsleute der Westmark:
 Seid es! Seid edel und stark! Schmiedet zur Waffe das Leid!
 Seid ihr nicht Schollengemeinschaft mehr, so eint euch im Geiste!
 Nicht nur Gemeinde der Not: seid auch Gemeinde der Kraft!
 Wie sich Odilia schuf ein Reich der Weisheit und Liebe,
 Schafft euch ein Elsaß im Geist, wenn sich das äüß're versagt!
 Elisaffen! Im Elend saßen schon oft Alemannen,
 Losgerissen vom Reich — Eiland sind wir auch jetzt!
 Oh, vergeßt nicht verlorenes Land! Durchflammt es mit Liebe,
 Bis ihr, gereift in der Not, siegen und segnen gelernt!

Also sann ich, ihr Brüder und Schwestern, im nächtlichen Weimar,
 Bis über Wolken im Ost wachsende Röte sich hob.
 Siehe, da lag sie wahrhaftig im Wolkengebirge, die Göttin,
 Haupt und Busen und Knie, herrlich gelagertes Weib!
 Aber dahinter erhob sich ein Andrer in funkelnem Goldhelm:
 Siegfrieds erlösende Kraft küßte die Schlummernde wach.

Mit diesem Nachklang nehme ich von meiner Heimat Abschied. Elsaß —
 eine Summe von Leid und von Schönheit, eine nie ganz vernarbende Wunde!
 Elsaß — eine Aufgabe und sühneheischende Forderung für das nächste deutsche
 Geschlecht, für die mehr als hunderttausend Flüchtlinge, diese Opfer französischer
 Gewaltpolitik!

Frankreich hat uns zwischen 1871 und 1914 ein Vorbild gegeben, wie man
 das Andenken an Verlorenes planvoll wach erhält. Nun, wir werden mit mehr
 Recht diesem Vorbild folgen.

Einstweilen vermögen wir jenem unleidlichen Zustand kein Ende zu bereiten,
 sondern müssen dulden und die deutsche Seele im Dulden stärken.

Wenn uns ein geliebter Mensch durch den Tod genommen wird, so ver-
 wandeln sich Stoff und Gestalt in ein geistiges Bild. Dieses Bild wird Erinnerung:
 Innenbesitz. So ist das verlorene Elsaß für uns Verbannte ein Bild geworden
 und weilt in unserem Innern. Wir Alt-Elsässer, mein Weib und ich, sprechen auch
 hier in Thüringen untereinander nur unsre Mundart. Unsere ferne Heimat be-

reicherte uns mit ihren Schönheiten und Schauungen, mit den gut deutschen Namen und Klängen ihrer Dörfer und Städte, ihrer Burgen und Berge, Fluren und Flüsse und all der reichen geschichtlichen Geschehnisse. Dieses Bild wird eines Tages im Wechsel der Geschichte wieder herausbrechen und aufs neue Stoff und Gestalt werden und — deutscher Besitz. Denn es ist unser.

(Fortsetzung folgt)



Unerreichbar! Von Fritz Zaffé

Sie nehmen uns den Hammer und die Eisen,
Den Amboss und die Glut — aus unserm ernsten Fleiß
Den wucherischen Zins — aus unserm blut'gen Schweiß,
Was nehmbar scheint, nach Willkür und Ermessen.

Sie stehlen uns auf Märkten und auf Messen
Die Arbeit und den Lohn, die Ware und den Preis,
Auf unsern Feldern stehlen sie das künft'ge Reis —
Die Narren! Eines haben sie vergessen!

Sind wir in Räubersmacht, von Sieg und Glück verwaist,
Und fühlen wir den fremden Stiefel fest im Raden —
Tief tragen wir das Haupt — doch hoch den freien Geist!

Wie sie mit krummen Schnäbeln gierig danach haben,
Von ihnen unerreicht, in blauen Lüften kreist
Der deutsche Genius — ihn können sie nicht packen!



Das Gespräch in der Nacht

Von Gertrud Burdett

Als Dr Gorm die Briefe, welche er auf seinem Schreibtisch vorfand, gelesen hatte, lehnte er sich zurück und blickte lange und regungslos hinaus.

Ein Spätsommerabend hing dunkelnd und schwermutvoll über der Landschaft, und es war, als ob die Erde bekloffen atme; vielleicht zitterte sie unter der Last der großen, reifen Kornfelder, welche schwer und gesegnet auf ihr ruhten und der Mahd entgegenharrten, vielleicht aber war es, daß in dieser schweigenden Stunde unmittelbarer als sonst ein Hauch aus dem grenzenlosen All sie streifte und sie in ihrer stummen Gebundenheit ahnungsvoll erschauern ließ.

In der Ferne wetterleuchtete es; das matte, flackernde Aufzucken des bläulichen Lichtes ging wie unruhiger Pulsschlag durch die schwüle Nacht.

Der struppige Hund, der zu Füßen des Mannes lag, hatte schon ein paarmal den Kopf gehoben, um ihn nach kurzem Bögern stets wieder geduldig auf die ausgestreckten Vorderfüße sinken zu lassen; nun aber richtete er sich vollends auf; seine kindhaft-fragenden, goldbraunen Augen suchten das Antlitz seines Herrn, während er die feuchte schwarze Schnauze fordernd und hilflos zugleich in dessen herabhängende Hand bohrte.

Der Einsame war in seinem Sinnen gestört; er stand mit schroffer Bewegung auf, schritt ein paarmal hin und her und trat dann, gefolgt von dem Hunde, in den anstoßenden Raum.

Es war das Laboratorium. Gorm schaltete das Licht ein und setzte sich an seinen Arbeitstisch. In Schränken und auf Borden standen zahllose Flaschen, in denen schimmerten wasserhelle und farbige Flüssigkeiten; der Tisch war bedeckt mit allerlei feinen und geheimnisvollen Gerätschaften, mit Retorten und sonderbaren Gläsern. Es war ein seltsames Bliken und Flimmern ringsum; das strahlend weiße Licht holte zitternde Funken aus den fluoreszierenden Flüssigkeiten und ließ Glas und Metall unruhig aufblitzen. Schwerer Hauch hing in der Luft, ein Gemisch von scharfen Dünsten, Säuren, herben Würzen; und dazwischen strich verloren ein leiser, süßer Ambraduft.

Der Doktor hantierte lautlos. Er hatte verschiedene Ingredienzen in eine kupferne Schale getan und eine Spiritusflamme darunter entzündet; die Bewegungen seiner schmalen Gelehrtenhände waren unendlich sorgsam und sicher.

Hier war seine Welt; in ihr war ein tiefes Wissen, war unermüdlichste, geduldigste Arbeit im Binden und Lösen der feinsten und flüchtigsten Elemente, im Entsiegeln und Ausbarmachen ihrer geheimsten Kräfte. Fremd und fernab rauschte das bunte Leben; fremd und fernab lag für ihn aber auch jener schimmernde Pfad, der eine Brücke spannt von der traumdunkeln Erde in die Weiten letzten Erkennens.

Die bläuliche Spiritusflamme warf tanzende Lichter, zuckte noch ein paarmal auf und erlosch; die brodelnden Dünste, welche der Schale entstiegen, wurden zarter, hingen eine kleine Weile noch wie silbergraues Sekräusel in der Luft und

waren dann verschwunden, einen süßlichen Geruch zurücklassend. Dr. Gorm nahm die Lupe, um den Inhalt zu untersuchen; sehr lange und sorgfältig schien er zu prüfen; wie er dann aber einige Zahlen und Berechnungen in ein Büchlein eintragen wollte, ließ er die Hand sinken, und zum zweitenmal an diesem Abend überkam ihn ein Sinnen. Die Zeit rann. Endlich ging er zur Tür. Mechanisch suchte seine Hand den elektrischen Schalter, und jetzt war der große Raum ein formloses Dunkel.

Der Hund war schwerfällig aufgestanden und ihm gefolgt; nun sie draußen waren, vor der Treppe aus gebräunten Eichendielen, drängte er sich unruhig an das Knie seines Herrn. Langsam stieg Gorm empor; zögernd folgte der Hund und blieb auf halber Höhe stehen.

„Komm!“ sagte der Doktor.

Aber das Tier hob nur den Kopf mit einem dunkeln Blick der Abwehr und stieß einen leisen Klage laut aus. Nun war Dr. Gorm oben; sekundenlang stand er vor der breiten Tür mit dem altmodischen Messingschmuck, sah noch einmal zu dem Hund hinab, der unbeweglich verharrte, und jetzt, wo seines Herrn Auge ihn traf, abermals ein unterdrücktes Wimmern hören ließ; dann öffnete er sachte und trat ein.

Auf einem niedrigen Ruhebett lag seine Gattin. Sie war am Abend zu jener feierlichen Stunde, als die Sonne sich zum Horizont neigte, leicht und kampfslos gestorben und lag nun so unfaßbar still, wie nur Tote liegen.

Die junge Krankenschwester, welche in einem Lehnstuhl kauerte, fuhr aus leichtem Halbschlaf empor.

„Legen Sie sich nieder, Schwester,“ sagte der Eintretende; „ich bleibe hier.“ Es klang kurz und herrisch; geräuschlos glitt sie hinaus.

Er trat an das Lager; seltsam schmal zeichneten sich die Linien des gestreckten Körpers unter der seidnen Decke ab; über das ruhevollt Antlitz warf das warme Licht der verschleierten Lampe einen täuschenden Hauch von Leben. Der Doktor zog einen Stuhl heran und setzte sich. Seine Blicke wanderten von der starren Gestalt der Toten zu den Gegenständen, die das geräumige Gemach mit jener vornehmen, altertümlichen Behaglichkeit füllten, die der äußere Rahmen zu dieser nun dahingegangenen Persönlichkeit waren; der Fuß versank in der Weiche eines purpurnen Teppichs, schillernd flossen die Falten der schweren Vorhänge; in spiegelnden Schränken schimmerte kostbares Porzellan, altes Mahagoni leuchtete in sattem Goldglanz, und überall lagen feine und anmutige Dinge, die diesem weltfernen Zimmer eine eigene Weihe verliehen, Dinge, die fast zu atmen schienen, die beredt waren, als hätte eine liebende Hand sie soeben erst niedergelegt: ein geöffnetes Buch, eine kleine, ziselierte Dose, über der Stuhllehne ein violetter Schal, Lavendelblüten in einem Kristallglas, zierliches Nähgerät —

Und wie der Doktor so saß, tauchte aus ferner Vergangenheit Bild um Bild empor und reihte sich zu einer Kette, die ihn mit magischem Band umschloß.

Er sah die ersten Jahre seiner jungen Ehe an sich vorübergleiten; nach schweren Kämpfen erst hatte er sie, die nun tot war, heimführen können, denn er war mittellos und unbekannt, sie aber aus reicher, alter Familie, und die Eltern hatten so ganz anderes mit ihr im Sinn.

Dann schlugen die Wogen eines heißen Glückes über ihnen zusammen. Als aber der Alltag wieder in seine Rechte trat, trieb ein eitler Ehrgeiz den jungen Gelehrten in jene glänzenden Kreise, welche oft ein Rausch sind für den, der bisher abseits stand. Viele Menschen gingen nun in seinem gastlichen Hause aus und ein, und bald war er eine oft genannte Persönlichkeit, denn er errang einige leichte und glückliche Erfolge in seinem Beruf.

Zuweilen wohl, in einer jener seltenen Stunden, wo Stille war, wo das rauschende Getriebe verebbte und die neue Flutwelle erst fern und leise heranbrangte, überkam es ihn mit dumpfer Empfindung, und er fragte sich: Geht mir mein Edelstes nicht verloren? Mein tiefster Menschenwert, mein bestes Können? Auch das Glück, so wie ich vor wenigen Jahren noch es erträumte? Dann aber brauste das betörende Lebenslied wieder daher und nahm ihn auf seine goldenen Flügel, und die Zeit hastete mit eilenden Füßen weiter und fort.

Dr. Gorm atmete gequält auf, als bedränge ihn noch in dieser Minute der jagende Rhythmus jener lang vergangenen Tage. Seine Augen lagen forschend auf dem verschwiegenen Antlitz der Toten.

„Es war so sonderbar —: wenn du und ich damals allein beieinander weilten, so war es, als ob eine gläserne Wand zwischen uns emporwuchs; wir sahen uns wohl, aber wir konnten nicht mehr zueinander kommen; und es mußte wohl auch sein, daß es schillerndes Glas war, denn du erschienst mir anders; die reinen Linien, die ich geliebt hatte, waren verwischt, und ich sah, daß du auch mich anblicktest wie ein Fremdes, Verzerrtes; wie seltsam, daß man so etwas wahrnimmt und nicht im selben Augenblick die Hand ausreckt und die Scheidewand zertrümmert“ —

Irgendwo in der Wand ging auf einmal das feine Ticken des Totenwurmes. Eine Nachtmotte, die in den Falten des Vorhanges gehangen hatte, war aufgewacht und flog surrend um die Lampe. Das Licht sang.

„Und dann wußte ich, daß ein anderer da war; wußte es mehr mit dem Wissen des Herzens wie mit dem Wissen des Verstandes. Er blieb fern und war doch nahe; er schwieg, aber sein Wesen tönte aus dir. Da tat ich, was ich längst hätte tun sollen: ich zerbrach die Form unseres bisherigen Lebens; ich kaufte dies alte Haus, das einsam liegt, und als ich hörte, daß er, der deinen Weg gekreuzt hatte, aus dem Leben schied, glaubte ich, daß wir uns wiederfinden könnten; aber es war zu spät; wir blieben getrennt, und die Scheidewand, die einst gläsern war, ragte nun dunkel; wir sahen uns auch nicht mehr. Ich vergrub mich völlig in meine Wissenschaft, du lebstest hier oben, in einer gesonderten Welt, und über uns beide schritten die Jahre —“

Dr. Gorm empfand auf einmal, daß die Luft im Zimmer schwer und heiß war, und voll von einem lähmenden Dufte; der mochte aus all den altertümlichen Dingen umher aufsteigen und war vermischt mit dem Hauch der welkenden weißen Rosen, welche die Schwester im Garten gepflückt und in die Hand der Toten gelegt hatte. Er stand auf, schlug die Vorhänge zurück, öffnete das breite Fenster und ließ die Lampe verlöschen. Die ruhelose Schwüle des Augustabends war gewichen; ein großes und gelassenes Schweigen lag draußen; der Himmel war hoch und weit; kein zuckendes Wetterleuchten bewegte den Horizont; Sterne hingen wie goldene

Tropfen in der reinen Luft; die Erde schlief. Und wie er stand und schaute, wurde das nächtliche Bild seinem Auge heller, er sah die schwarzen Silhouetten der beiden Pappeln wie Wächter vor dem alten Hause aufragen, er sah in der Senkung des Geländes den reglosen See, in dem die Nacht sich geheimnisvoll spiegelte.

Eine linde Welle flutete zu ihm herein, eine Welle gewoben aus Ferne und Unendlichkeit, aus unaussprechlicher Stille und matter Klarheit; die erfüllte nun das Zimmer mit ihrer stummen und sanften Feierlichkeit.

Der Doktor trat vom Fenster zurück und ließ sich in den Armstuhl sinken.

„Ja,“ sagte er aus seinen Gedanken heraus, „damals entglitest du mir, und ich wußte nie wohin —“

Plötzlich wurde sein verloren träumender Blick jäh gebannt; von dem alten venezianischen Spiegel gegenüber dem Ruhebett der Toten ging ein seltsames Glimmern aus; all das feine Schimmern dieser Nacht fing sich in den breiten Facetten und strahlte es heller zurück; die große Silberfläche aber trug, wie der See da draußen, das Abbild der sternklaren Weite, das Spiegelbild der Toten, welches aus dem Dämmer des Gemaches sich weiß hervorhob.

Merkwürdig, wie Linien und Ausdruck des Antlizes im Spiegelbild leise verändert schienen; er bemühte sich, diesen ungreifbaren und doch vorhandenen Unterschied zu ergründen, und konnte es nicht.

Ein Schauer lief über ihn hin.

Irgendwie erinnerte er sich, gehört zu haben, daß man Spiegel in einem Totenzimmer zu verhängen pflegt, und empfand ein unbestimmtes Wundern, warum die Schwester es nicht getan hatte. Er wollte aufstehen und ein Tuch über das rätselhaft leuchtende Bild werfen, aber er saß wie gelähmt. Und wie er nun dumpf verharrte, war es seinem schauenden Auge, als richte sich das Bild der Schläferin empor, als höben sich die Lider, als träfe ihn ein Blick voll von einem unirdischen und wissenden Glanz. Alles um ihn her zerrann, der Raum zerfloß, nur das Antlitz blieb klar, doch eine unausdenkbare Ferne schien es von ihm zu trennen. Da umklang ihn ein seltsames Rauschen, wie wenn ein Wind draußen durch die Pappeln rieselte. Doch kein Wind ging durch die Nacht; das Rauschen verhallte, und in der unendlichen Stille, die nun eintrat, vernahm er wie von weither die Stimme der einst geliebten Frau.

„Wohin ich dir entglitt, fragst du? Willst du es von mir hören? Jetzt — in dieser Stunde?“

„Sprich!“ antwortete etwas in ihm.

„Sieh, jener andere, der in mein Leben trat, wies mir neue Pfade.“

„Und sie führten —?“

„Zu reineren Höhen.“

„Nun sage mir, war es deine Liebe oder sein Tod, die dich lehrten?“

„Wohl mehr noch sein Tod.“

Der Fragende schwieg.

„Entsinnst du dich,“ begann die fern-ferne Stimme wieder, „wie du spottetest, als ich versuchte, dir von den Gedanken zu sprechen, die zu jener Zeit langsam, aber unentzinnbar über mich hereinbrachen? Gedanken, die über unser Erdenleben hinausweisen?“

„Wohl war ich stets ein Spötter —“

„Das aber war meine Schuld an dir, daß ich nicht wieder und wieder versuchte, dich aus deiner Sphäre herauszuziehen, sondern eigensüchtig die neugefundenen Wege vorwärtschritt. — Nun mußte ich in dieser Stunde noch einmal zu dir kommen, um Versäumtes nachzuholen.“

„Du bist ja gestorben —“

„Nur mein Leib ist tot; vernimmst du nicht, wie meine befreite Seele zu dir redet?“

„Ich träume —“

„Nie warst du wacher. Denn für diese kurze, unnennbare Spanne Zeit ist die Dumpsheit deiner Sinne gebrochen. Du schaust und hörst.“

„Ich komme von der lang vergangenen Zeit nicht los. So war letzten Endes jener andere es dennoch, durch den ich dich verlor?“

„Vielleicht war diese Liebe nur eine Maste.“

„Wie soll ich das verstehen?“

„Und es verbarg sich ein höheres Gebot hinter ihr. Vielleicht konnte nur durch sie und den jähen Tod des nie zwischen uns Genannten meine Seele so getroffen und bereitet werden, daß sie erkannte.“

„Von welcher Erkenntnis sprichst du?“

„Vom Erkennen und Finden ewiger Welten.“

Das Wort verklang.

Opalene Nacht kam durchs Fenster; eine Nacht, welche den aufgehenden Halbmond wie eine geheimnisvolle Opferschale durch den Raum trug; eine Nacht, die in ihrer verschwiegenen Tiefe von einem Morgen noch nichts wußte.

Saumel der Stille umfing den Einsamen.

„Wo bist du?“ fragte er endlich benommen.

„Bei dir. Noch für eine kurze Frist. Sieh, die Wege, auf denen wir Menschen wandern müssen, sind seltsam und vielgestaltet; das Ziel aber ist immer das eine, und alles muß diesem Ziel dienen.“

„Und wie nennst du das Ziel?“

„Gott. — Auch du wanderst zu diesem Ziel.“

„Auch ich?“

„Wohl ist es über alle Maßen wichtig und bedeutsam, den rechten Weg zu haben — aber auch Irrwege führen einmal und endlich dorthin.“

„Du sprichst zu einem Menschen ohne Glauben.“

„Du wirfst dich wandeln.“

„Wenn ich aus diesem wunderbarsten und rätselvollsten aller Träume erwacht bin?“

„Wir wandeln uns ohne Unterlaß; von Stunde zu Stunde gleitet die Seele durch neues Erleben. Noch singt die Stufe, auf der du standest; doch der Klang der neuen Stufe tönt bereits in das Gewesene. Bist du denn noch derselbe, der, aus der dunklen Schwüle des Augustabends kommend, gewohntem Arbeitsdrang folgend, in das Laboratorium trat? Bist du in dieser Minute noch derjenige, welcher die Tür zu meinem Totenzimmer öffnete? — Schon bist du ein anderer.“

Dr Gorm atmete schwer. Eine Flut von Gedanken, von scheuen, zitternden und doch sonderbar drängenden Gedanken kam heran und hüllte ihn ein wie ein Mantel. Vorstellungen, Möglichkeiten tauchten aus dem Unbewußten auf, nahmen Gestalt an, zerrannen wie Schaum, um wiederzukehren und sich aufs neue zu formen. Ihm war, als könne er aus diesem geheimnisvollen Zwischenland nie zurückfinden zu jener anderen Welt, die doch da sein mußte, ganz nahe, welche die einzige wirkliche Welt war, die ihn bis zu diesem Tage hin sicher getragen hatte, in welcher man von Wegen, die zu einem unausdenkbaren Ziele führten, nichts zu wissen brauchte.

„Warum schweigst du?“ durchbrach er jählings den Bannkreis seines Empfindens.

Aber ihm wurde keine Antwort mehr, und der wogende Mantel schlug noch einmal über ihm zusammen, während Minute sich an Minute reihte und Stunde auf Stunde lautlos versank.

Die Sterne wurden bleicher; die Mondschale verblaßte im Grau des heraufdämmernden Tages, und ganz weit im Osten erglomm schon ein seliggoldener Schein. Durch das offene Fenster strich kühler Wind.

Mit Blicken, die unsicher und verwirrt waren, als kämen sie von fremden Gefilden her, sah Dr Gorm umher. Der Spiegel hing leblos und blind, nun das Zauberlicht der Nacht erloschen war; die Tote lag so unfasßbar still, wie nur Tote liegen.

* * *

Dr Gorm senkte die heiße Stirn in die Hände, während das unbestimmte, schwermütige Morgenlicht ihn umspielte.

„Gott!“ löste es sich endlich langsam von seinen Lippen.

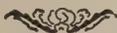
Und es kann sein, daß dieses eine Wort, aus tiefstem Grunde scheu empfortastend — war es Frage, war es Sehnsucht? — als Bitte und Gebet in Gnaden angenommen wurde.



Liebe

Von Clara Schelper

Und wenn die Welt aus den Fugen geht,
 Und wenn das Meer in Flammen steht,
 Und wenn die Sonne vom Himmel fällt
 Und an den steinernen Bergen zerschellt —
 — — Mir ist, du ruffst ein leises Wort —
 Und ich wandere immer, immerfort — — —
 — Mir ist, mir ist, ich wüßte den Weg
 Ueber reißende Ströme auf schwankem Steg! —
 Durch Chaos und Flammen, Graus und Gestein
 Tief' ich in Nacht und Not hinein
 — — — Zu dir!



Rundschau

Aus der Heimat ausgewiesen

Von einem Elsässer

Ein waschechter Altelsässer gibt hier seine Erlebnisse beim Umschwung zum besten. Wir lassen diesen ausgewiesenen Lehrer ungeschminkt sprechen und tilgen nur die Namen. Es ist ein erschütternder Einblick in die jetzige elsässische Volksseele. D. E.

Rer Waffenstillstand machte uns klar, daß der Fels, auf dem das Deutsche Reich ruhte, unser herrliches Heer, zu Sand zermürbt war, aufgelöst durch das Gift der feindlichen Lug- und Flugblätter und der von unseren eigenen deutschen Landsleuten gezüchteten Unzufriedenheit hinter der Front.

Sollten wir Elsässer nun wirklich den Franzosen ausgeliefert werden?

Unsere Behörde, die „neue Regierung“, die unseres Landes Überleitung aus deutscher unter französische Herrschaft sich zur Aufgabe gestellt hatte, ersuchte in einem Rundschreiben, jeder Beamte und Angestellte möge auf seinem Posten bleiben und ruhig seines Amtes weiterwalten. Die Freiheit der Person und des Eigentums sei gesichert, und keiner werde zur Rechenschaft gezogen für Handlungen, die vor dem Waffenstillstand geschehen seien.

Ich fragte vorsichtshalber bei meinen Vorgesetzten an. „Auf der Stelle bleiben, als ob gar nichts vorgefallen wäre“, lautete die Antwort.

So blieb ich denn in K mit dem Vorsatze, auch unter französischer Herrschaft meinem Lande treu zu dienen, solange meine Überzeugungen und Gefühle nicht vergewaltigt würden. —

Unser Heer kam von der Front zurück. Die meisten Soldaten trugen rote Rosetten auf der Brust. Aber die Haltung war gut, der Mut ungebrochen, die soldatische Zucht nicht gelockert. Diesen treuen Wall hätten die Franzosen noch nicht eingedrückt!

Das Lied von der Heimat, vom Wiedersehen, das sich der gepreßten Brust der Krieger sehnsuchtsvoll entrang, ergriff uns tief. Wieviel Wehmut lag darin, wieviel Trauer, wieviel gebrochener Stolz!

Vom Samstag auf den Sonntag nach dem Waffenstillstand beherbergten wir die letzten deutschen Soldaten; am Sonntag Mittag spielte die letzte deutsche Militärkapelle auf dem Dorfplatz; am Montag zogen die letzten deutschen Truppen vorbei.

Nur wenige Leute in K. waren roh genug, sie zu beschimpfen, die uns Haus und Hof und Flur länger als vier Jahre bewahrt und treu geschirmt hatten.

Schon am folgenden Tage durchstreiften kleine französische Abteilungen die Gegend und besetzten S. Und am Abend kam unser Töchterlein, unsere tapfere Greta, zu Fuß von E. Es trieb sie, uns noch einmal zu sehen. Und am Mittwoch früh, es war noch Nacht, begleitete ich sie bis über die Rheinbrücke.

Im Schulhause von S. lärmten betrunkene Franzosen, da und dort tortelten kleinere Gruppen von Himmelblauen, geführt von „Patrioten“, über die Straße.

Die Posten gegen J. ließen uns ungehindert durch. Wie ich aber zurückkehrte, verließ der letzte deutsche Doppelposten die Brücke, und ich begegnete bereits einer Abteilung Franzosen, die sich anschickte, sie zu besetzen. Niemand durfte mehr hinüber.

So war mein Töchterlein die letzte deutsche Elsaßerin, die bei J. frei den Rhein passierte.

Kilometerlange Kränze und Hunderte, nein Tausende von französischen Fahnen schmückten plötzlich jeden Ort. Und unmittelbar vorher die erbärmlichen Notfschreie in den Zeitungen, es mangle vollständig an Wäsche für die Säuglinge! Nein, das war nicht eine plötzlich hervorsprudelnde, weil lange verhaltene Begeisterung, das war von langer Hand vorbereitet, ganz geheim, besonders in katholischen Pfarrhäusern und bei den Schulschwestern. Die französischen Begrüßungsgedichte waren den deutschen Kindern durch Wochen eingetrichtert worden und die Ansprachen der Bürgermeister „geocht“. Die Sache war organisiert. Von wem?

Feierlich zogen die „Befreier“ ein in jede Ortschaft.

Ich hielt in J. vertretungsweise Schule. Da, ich glaube, es war Dienstag, sollten nachmittags 3 Uhr die Franzosen empfangen werden. Die meisten Buben erschienen mit Rosetten in den französischen Farben. Ich tat, als ob das ganze Getue mich nicht kümmern und unterrichtete in meinen Werttagskleidern, während meine Amtsgenossen, darunter ein Altdeutscher, im Festtagsstaat prangten.

Aber toll ging's her bei den Schulschwestern! Alle Kinder in ihren besten Kleidern, eine Schar Mädchen in Weiß mit blau-weiß-roten Schärpen und Blumensträußen, die alte Schwester strahlend vor Seligkeit und wie Quacksilber. „Vive la France. vivent les Alliés!“ wurde in der Schule und auf dem Hofe mühsam eingeübt.

Um 3 Uhr kam die Meldung: die Franzosen kommen!

Die Buben stürmten wild über die Bänke aus der Schule. Wir Lehrer ließen sie gewähren. In schöner Ordnung dagegen zogen die Schwestern mit den Mädchen, nachdem sie vorher die Bilder des Kaisers und der kaiserlichen Familie unter Hohngeheul zertrümmert hatten, den Brüdern entgegen.

Das ganze Dorf wälzte sich hinaus auf die J.er Straße, die Feuerwehr, die Musik, der Gesangverein, alle in Uniform und mit den Fahnen, der Pfarrverweser mit dem Gemeinderat und mit den Veteranen, die noch vor und bis 1871 im französischen Heere ihrer Dienstpflicht genügt hatten. Ich trottete aus Neugierde hinter der Menge her.

Am Ausgange der Ortschaft staute sich der Haufe vor einem anmarschierenden französischen Bataillon mit aufgepflanzten Bajonetten. Es machte Halt. Der alte K. trat vor und gab mit unsicherer Stimme seinem Glück Ausdruck, die französische Fahne wieder im Elsaß begrüßen zu können. Der Kommandant dankte kurz. „Fifo la Frangst!“ schrie das Volk, und der Marsch wurde fortgesetzt ins Dorf hinein.

Dort auf dem Platze hatten die Schulschwestern ihre Schäflein aufgestellt. Auch der Gemeinderat und der Pfarrverweser waren da. Dieser schrie eine französische Rede, die nicht enden wollte und von der Menge, die nichts davon verstand, mit lärmender Unruhe begleitet wurde, so daß man nur ab und zu einen Brocken davon erhaschen konnte. Die Soldaten ließen sie in Ungeduld achtlos verhallen. Die Mädchen papageiten ihre Sprüchlein und reichten ihre Blumen; und jetzt folgte ein köstliches Schauspiel: der Kommandant verküßte das keusche Gesicht der keuschen Oberschwester!

Eine Kompagnie des Bataillons nahm in den Schulsälen Nachtquartier. Am folgenden Morgen waren nicht nur der Boden, das Pult und die Bänke, sondern auch die Wände beschmutzt und mit Tinte verschmiert, alle Bilder, mein Stuhl und mehrere Bänke zerschlagen, die Schränke aufgebrochen und teilweise ausgeraubt.

Zwei oder drei Tage später fand auch in K. der zwei- oder dreimal angesagte und wieder verschobene feierliche Einzug des „siegreichen Heeres“ statt. Der Bürgermeister, der nicht nur den Bürgermeisterposten, sondern auch eine deutsche Auszeichnung — krummbuckelnd und

speichellegend vor den deutschen Behörden und an geeigneter Stelle (Polizeikommissar) schmierend — ertrunken hatte, tollte zwei Tage wie besessen in Angstrohr und Frack, mit blau-weiß-roter Schärpe im Dorfe herum, an jedem Arm eines seiner Mädchen führend, die in schreienden Farben als „Elssäferinnen“ verkleidet waren. Der reinste Fastnachtsaufzug!

Die Kränze an den Häusern und Ehrenpforten singen schon an welt zu werden, da kamen die Franzosen unvermutet hereingeschneit, und die so schön vorbereitete Komödie war aus dem Leim. Das Fräulein, das die Begrüßung sprechen und den Blumenstrauß überreichen sollte, war beim Haarkünstler in B., um sich aufpußen zu lassen. In aller Hast wurden die Schulkinder und eine bescheidene Menge „Volk“ zusammengescheucht. Unser Haus war wohl das einzige, das keine französischen Fahnen und keinen Schmuck trug.

Den „überwältigend großartigen Empfang in S.“ wollte ich nicht sehen. Ich hörte und las später in der Zeitung genug davon. Selbstverständlich zeichnete sich dabei Herr . . . aus, das Wesen, das sich so gerne „Direktor der Realschule“ nennen ließ, aber in Wirklichkeit Hauptlehrer der Mittelschule war. Zur Amtsbezeichnung „Vorsteher“ konnte er es nicht bringen, weil er nie imstande war, die Mittelschulprüfung abzulegen. Ein pädagogischer Handwerker unter dem Durchschnitt, hatte er es verstanden, sich die Gunst des Herrn Schulrats und die Leitung der Mittelschule zu erschwindeln und sich, ohne je die vorgeschriebene Prüfung ablegen zu können, auf der Stelle zu behaupten durch allerergergebenste und alleruntertänigste Krachfüße auf dem deutschen Bezirkspräsidium. Und dieser Mann, der gerade aufgehört hatte, seine deutschen Vorgesetzten am Ende des Rückens zu küssen, machte sich sofort daran, mit seiner noch von deutschem Unrat beschmuckten Zunge die neuen, französischen Machthaber an derselben Stelle zu lecken! Ich muß um Entschuldigung bitten, lieber Leser, daß ich mich nicht „salonsfähiger“ auszudrücken verstehe. Wie der Mensch, der — ebenfalls selbstverständlich — sich auch eine deutsche Auszeichnung „verdient“ gehabt hatte, in einem Gespräch mit mir über die deutschen „Hunnen“ loszog, für welche die allerhärteste Behandlung immer noch zu gelinde sei, da wallte mein Blut. Aber ich durfte ihm nicht meine Meinung sagen. Nur in sinnbildlicher Rede konnte ich ihm erklären, daß es einem Mistkäfer nicht darauf ankomme, ob er es sich in deutschem oder französischem Dreck gütlich sein ließe. Bald darauf ist dank seiner „Fürsorge“ der deutschgewinnnte Mittelschullehrer Herr . . ., die eigentliche Seele der Mittelschule, ausgewiesen worden, und auch andere charakterfeste Lehrer hat er, laut Andeutungen des französischen Schulinspektors, der französischen Behörde „empfohlen“. Wenn ich diesen kleinen Einzelfall besonders heraushebe, so geschieht dies, weil ich glaube, daß auch diese Art Tätigkeit der — Lumpen verzeichnet werden müsse, da sie ins Bild passen.

Wochenlang waren die Zeitungen angefüllt mit Berichten über die feierlichen Empfänge in allen größeren Ortschaften. Manchen interessanten Umstand verschwiegen sie, so z. B., daß in R. die beiden Vikare wie toll vor der tollen Menge hertanzten, wie weiland König David selig vor der Bundeslade, nur ohne Harfe!

Mitleiderregend und empörend zugleich wirkte die Haltung der elsass-lothringischen Presse. Gestern noch lag sie auf dem Bauch vor dem deutschen Gößen; heute zog sie ihn in den Schmutz und wälzte sich im Staube vor dem Franzosen. Nur wenige Zeitungen bewahrten ihre Würde — und mußten ihr Erscheinen unter dem „régime de la liberté“ (der Herrschaft der Freiheit) einstellen.

Das ekelhafteste Schauspiel aber — und ich spreche als treuer Katholik — bot die Geistlichkeit.

Die Herren, die im deutschen Elsaß sich großer Achtung, großen Einflusses und insbesondere eines schönen Einkommens erfreuten, die man immerzu auf der Kreisdirektion, dem Bezirkspräsidium, dem Ministerium vorsprechen sah, die jedesmal von Ergebenheit gegen die deutsche Regierung troffen, wenn sie irgend einen Vorteil erlangen oder einen lieben Mitchristen kalt stellen wollten: diese Herren quollen nun plötzlich über von Abscheu und Haß gegen

die deutschen Behörden, die stets ihren Wünschen entgegengekommen waren, gegen das deutsche Reich, das sie gehätschelt, gegen das deutsche Volk, das sie auf den Händen getragen hatte, gegen ihre deutschen Pfarrangehörigen, selbst gegen deren Kinder, denen sie geistliche Väter, Lehrer, Führer, Tröster, Hirten hätten sein sollen!

Muß ein solcher Ausbund von Charakterlosigkeit unsere religiöse Überzeugung nicht in seinen Grundfesten erschüttern? — N'importe! Vive la France! (Es tut nichts! Hoch Frankreich!) Das ist jetzt die Lösung.

Als bald begann die Verfolgung der Deutschen. Nicht nur die zurückgebliebenen Gendarmen und Grenzaufseher, von denen sich einige recht unbeliebt gemacht hatten, sondern auch andere Beamte, selbst harmlose, friedliche Arbeiter und Landwirte wurden von Rüpeln, die sich jetzt keine Zurückhaltung mehr aufzuerlegen brauchten, beschimpft, bedroht, mißhandelt. Die Franzosen ließen das ruhig geschehen. Dem altdeutschen Lehrer von K., der schließlich schmähschlich zu den Franzosen überging, wurden eines Abends Scheiben eingeworfen und zwei Schüsse auf das Haus abgegeben. Anzeige wurde erstattet. Zwei französische Gendarmen erschienen zur Untersuchung des Falles. Als eine Frau ihnen sagte, der Lehrer sei ein „Boche“, brachen sie sofort auf mit den Worten: „Dann ist die Sache für uns erledigt.“

Nach dem Beispiele der Erwachsenen fingen auch die Schulkinder an, ihre Kameraden altdeutscher Abstammung zu verspotten, anzuspuken, zu schlagen, mit Steinen zu werfen. Die meisten Lehrpersonen hatten nicht den Mut, dagegen einzuschreiten. Einzelne, besonders Schulschwestern, auch Geistliche, leisteten dem Unfug noch Vorschub dadurch, daß sie die Kinder, an deren altdeutsche Herkunft niemand mehr dachte, ihren Mitschülern bekannt gaben. Einige, dabei leider auch wieder Geistliche und Schwestern, waren roh genug, diese armen Kinder selbst zu kränken.

In Y. bin ich allein mit aller Wucht gegen die Lümmelei eingeschritten. Ich habe meine Schüler eindringlich auf die Unvernunft des Nationalhasses hingewiesen, habe sie erinnert an Christi Worte von der Nächsten- und Feindesliebe, an das Sprichwort: Was du nicht willst, das man dir tu, das füg' auch keinem andern zu. Und wenn an unsern Brüdern, Vätern, Verwandten, die sich noch in Altdeutschland befinden, Vergeltung geübt würde? Die Flegel aber, die nicht auf meine Mahnungen hören wollten, habe ich handgreiflich zurechtgewiesen und am eigenen Leibe fühlen lassen, wie es tut, wenn man andere mißhandelt. —

Die erste Maßnahme der französischen Verwaltung war, von jedem Bürgermeisteramt eine Liste der Altdeutschen und der Verdächtigen, d. h. der deutschgesinnten Elsaß-Lothringer, aufstellen zu lassen. Dann wurden die Verkehrsscheine eingezogen, um mit französischem Sichtvermerk versehen zu werden. Die Altdeutschen und Verdächtigen bekamen die ihrigen nicht wieder zurück; auch wir nicht, meine Familie und ich. Der Herr Bürgermeister hatte uns also die Ehre erwiesen, uns Alt-Elsässer als Verdächtige zu bezeichnen, auch mein neunjähriges Töchterlein. Meine Frau war in Behandlung bei einem Professor in B., ich benutzte dort die Bibliothek, mein Junge besuchte die Gewerbeschule. Daher ging ich zum französischen Spezialkommissar, welcher die Verkehrsangelegenheiten verwaltete, und bat um unsere Scheine. „Für Sie gibt's keine Scheine mehr!“ — „Weshalb denn nicht?“ — „Wenn Sie das nicht wissen, dann kann man es Ihnen in K. sagen. Sie haben Schmähartikel gegen Frankreich verfaßt.“ — So! Ich ging, da ich einsah, daß ein weiteres Verhandeln nur noch weiter vom Ziel geführt hätte.

Die Franzosen fingen bald an, Gendarmen, Grenzaufseher, Beamte, Geschäftsleute, auch Frauen und junge Leute zu verhaften und einzelne innerhalb 24 Stunden auszuweisen. — „Du wirst wohl auch bald an die Reihe kommen“, dachte ich bei mir selbst. Ich schnürte mir also ein Bündelchen, steckte etwas Geld zu mir und war bereit, jeden Augenblick abgeführt zu werden. Eine Flucht nach der Schweiz wollte ich nicht versuchen, um nicht meine Familie der Einkerkung auszusetzen. Wie mir zumute war, der ich schon 37 Monate in französischer

Geiselnhaft gewesen war, kann der beurteilen, der selber in französischer Gefangenschaft geschmachtet hat.

Wir trafen auch Vorkehrungen für den Fall, daß die ganze Familie ausgewiesen werden sollte; wir verpackten die Schriften und Wertgegenstände, die notwendigsten Kleider und Wäschestücke. Tag und Nacht waren wir in Aufregung, und wie die Tür sich öffnete, glaubten wir, die Gendarmen mit dem Verhaftungs- oder Ausweisungsbefehl eintreten zu sehen.

Im Dorfe bildete sich wie in jeder anderen Gemeinde die „Ausweisungskommission“, zusammengesetzt aus den elendesten Gaunern, zurückgekehrten Fahnenflüchtigen, Krakehlern und Lumpen. Kein einziger nur einigermaßen anständiger Mensch war darin. Glücklicherweise beachteten mich die meisten nicht, und wir machten uns so wenig wie möglich bemerkbar.

Aber eines Abends, es war Mitte Dezember, kam ein Gendarm zu uns und nahm meine, meiner Frau, unserer Eltern und Großeltern Personalien auf, während ein anderer Gendarm im Dorfe auf offener Straße meist bei Schuljungen Erkundigungen über mich einzog. Und später erfuhr ich, daß zu gleicher Zeit auch in N. mein Amtsgenosse, sowie der Pfarrverweser, die Schulschwester, der Bürgermeistereiverwalter durch Gendarmen und Beamte des Spezialkommissariats über mich, über meine Vorträge usw. befragt wurden. Alle diese Leute waren mir gegenüber so — aufrichtig, nichts von ihrem Verhör verlauten zu lassen; ich habe nie erfahren, was sie für oder gegen mich ausgesagt haben. Erst später haben sie mir's eingestanden, nachdem ich abgesetzt war.

Anfang Januar wurde ich durch einen Gendarmen auf das Spezialkommissariat beschieden. Nach meiner und meiner Frau Stammbaum wurde wieder geforscht und nach unserem Vermögen. Auf meine Frage, welche Bewandtnis es damit habe, bekam ich die Auskunft, das könne man mir nicht sagen.

Von meinem Schulinspektor ließ ich mir ein amtliches Zeugnis ausstellen. Es hat mir seither schon gute Dienste geleistet, und ich danke hiermit dem lieben, wohlwollenden Herrn nochmals herzlichst dafür. Bald darauf wurde er seines Amtes enthoben. Warum? Weil er es treu nach Pflicht und Gewissen verwaltet hatte.

Da wurde der neue Pfarrer von K. durch den Kantonalpfarrer aus N. N. in sein Amt eingeführt. Der Bürgermeister in breiter blau-weiß-roter Schärpe begrüßte ihn kurz auf französisch. Zu einer längeren französischen Ansprache wäre der gute Mann noch weniger fähig gewesen als zu einer hochdeutschen. Die Kirche prangte in blau-weiß-rotem Fahnen Schmuck, und der Kantonalpfarrer hielt eine ebenfalls blau-weiß-rote Einführungs predigt. Er log unter anderem auch von seinen Leiden in deutscher Gefangenschaft, während mir einer seiner Genossen aus dem Lager am Niederrhein versicherte, daß er dort bei einer reichen, frommen Familie, mit der er jetzt noch verkehre und die er jetzt noch anbettele, die herrlichsten Tage in aller Freiheit verlebt und dazu noch den Geldbeutel gespickt habe. Wie recht übrigens die deutsche Verwaltung gehabt hatte, den Kerl als Landesverräter in Schutzhaft zu nehmen, der für die französischen Kriegsanleihen Gelder gesammelt hatte, bewies er nachträglich durch sein haßerfülltes Vorgehen gegen alle Deutschen und Deutschgesinnten, durch sein Toben auf der Kanzel, auf der Straße, in der Schule gegen alles Deutsche und insbesondere durch das Umwechselfeln von vielen Tausend Mark in deutschem Gold, das er zusammengekapert hatte, gegen französische Noten auf der Bank von S. Diese Tatsache ist mir aus zuverlässigster Quelle bekannt.

Auf dem Heimweg am Abend nach der Einführung äußerte er einem Amtsbruder gegenüber, er wolle mir meine deutsche Gesinnung schon eintränken. Nun war es mir klar, warum der Herr Spezialkommissar sich so teilnahmsvoll nach meinen Verhältnissen erkundigt hatte!

Der neue Pfarrer von K. machte von Haus zu Haus seinen Antrittsbesuch. Nur uns überging er, trotzdem wir seine Nachbarn und die regelmäßigsten Kirchenbesucher seiner Gemeinde waren und er mich auf der Orgel hat sehen und hören müssen. Ich habe mich aber darüber sicher nicht geärgert. Im Gegenteil! Erst nachdem ich mich bereits auf das rechte

Rheinufer in Sicherheit hatte bringen müssen, fand er den Weg zu meiner Frau, um sie zu bitten, sie möge die Rundgebung unterschreiben, welche die Beibehaltung der konfessionellen Schule und der christlichen Erziehung der Kinder wie unter der deutschen Herrschaft verlangte. „Nein, Herr Pfarrer“, lautete die Antwort meiner wackeren Frau. „Mein Mann war ein christlicher Lehrer und hat seine Schüler in christlichem Geiste erzogen; daß er fliehen mußte, daran ist in erster Linie Ihresgleichen schuld, ebenso daß noch so viele andere durch und durch christliche Lehrer ausgewiesen oder abgesetzt und durch französische Gottesleugner ersetzt worden sind. Sie haben den Franzosen entgegengejubelt! Tragen Sie nun auch die Folgen der Franzosenherrschaft und löffeln Sie die Suppe aus, die Sie sich eingebrockt haben!“

Am 18. Januar 1919 wurde ich auf Montag den 20. Januar nachmittags 2 Uhr vor die Commission de Triage im Landgerichtsgebäude zu M. M. geladen. Vorüber ich mich verantworten sollte, war nicht gesagt. Ich erzählte das auf dem Schulhose zu K. meinen Amtsgenossen. Da teilte mir der Herr Hauptlehrer mit, daß er bereits vor zwei oder drei Tagen aufgefordert sei, am gleichen Tage vor der Kommission zu erscheinen, um gegen mich vernommen zu werden. Es machte auf mich einen befremdenden Eindruck, daß der Mann mir das erst jetzt mitteilte.

Schweren Herzens nahm ich am Montag morgen Abschied von Frau und Kindern, denn ich glaubte mich keineswegs sicher, wieder zurückzukehren. Lieber wäre ich über die Grenze gegangen, wenn ich nicht gefürchtet hätte, daß man meine zurückbleibenden Lieben für meinen Schritt büßen lassen würde. Ich verfaß mich mit etwas Wäsche, Geld und — in Erinnerung an frühere schreckliche Tage — mit Mundvorrat auf eine halbe Woche. — „Bleib' aufrecht vor der Bande, mein lieber Mann, behalte deinen Mut, und begleit' dich Gott!“ sagte mir mein treues Weib zum Abschied. — „Mir bangt, aber fürchten tu' ich mich nicht; denn ein schlimmeres und ein längeres Leid als ich bereits während meiner Gefangenschaft durchgemacht habe, wird man mir nicht zufügen können“, antwortete ich.

Schon vor elf Uhr war ich in M. M.; den Hauptlehrer konnte ich weder im Zuge, noch am Bahnhof, noch in der Stadt entdecken. Endlich um zwei Uhr tauchte er im Landgerichtsgebäude auf. Fast zu gleicher Zeit erschien die Kommission: Oberst L., der ein steifes Bein nachzog, zwei Leutnants, welche Schreiberdienste versahen, und ein Zivilist mit blödem Gesichtsausdruck, es soll ein „Franzose“ aus — Schoppsheim in Baden gewesen sein (der, um seine Herkunft zu verwischen, seine Landsleute mit dem wütenden Haß eines Renegaten verfolgte!), der vermutlich erforderlichenfalls den Dolmetscher hätte spielen sollen, der aber den Mund nicht aufzutun brauchte und ihn während der vierstündigen Verhandlung auch nur zwei oder dreimal zum Gähnen aufgetan hat.

Auf dem Tische lag ein hoher Stoß Akten in grauen Umschlägen. Der oberste Deckel trug die Aufschrift: Aussage des Herrn Pfarrers . . . Während meiner Vernehmung schlug der Oberst häufig in den verschiedenen Heften nach, hat mir aber keine Mitteilung daraus gemacht.

Die Anklage, die er in langer Rede mit langen Pausen vortrug, faßte er schließlich in drei Punkte zusammen: 1. Sie waren bereits schon vor dem Kriege als deutschfreundlich bekannt. 2. Während Ihrer Gefangenschaft haben Sie stets deutsche Gesinnung zur Schau getragen. 3. Nach Ihrer Rückkehr haben Sie in Wort und Schrift für die deutsche Sache gewirkt.

Darauf antwortete ich ihm: „Die deutsche Gesinnung, die man bei jedem ehrlichen deutschen Lehrer im Elsaß, der seinem Lande und seinem Kaiser den Eid der Treue geleistet hatte, als etwas Selbstverständliches voraussetzen mußte, hat mich nicht gehindert, für Frankreich, das Land meiner Väter und meiner Jugend, die größte Sympathie zu hegen; denn meine deutsche Vaterlandsliebe entsprang nicht dem Haß der Fremden. Hätte ich jedoch meine deutsche Gesinnung im Gefangenenlager verleugnet, dann wäre ich ein undankbarer Feigling gewesen und hätte meinen Dienstleid verlegt. Mein Benehmen war aber nie herausfordernd. Ich habe nie einen Franzosen gereizt, nie einem Franzosen oder einem französisch gesinnten Elsässer

seine Überzeugung verübelt; im Gegenteil habe ich oft gesagt, ich könnte einen Franzosen, der sein Vaterland nicht über alles liebte, nicht verstehen und nicht achten. Aber ich verlangte, daß andere mir gegenüber den gleichen Standpunkt einnahmen. Mit mehreren gebildeten und wirklich edlen Franzosen — ich führte einige Namen an — habe ich während meiner Gefangenschaft innige Freundschaft geschlossen. Wenn schließlich meine Liebe zu Frankreich während meiner Gefangenschaft nicht gewachsen ist, dann bin daran nicht ich, dann ist daran unsere mehr als unmenschliche Behandlung während langer Monate schuld.“

Da sprang der Oberst auf und donnerte mich an: „Ich verbiete Ihnen, hiervon zu sprechen!“

Nach einer Pause fuhr ich fort: „Daß ich nach meiner Befreiung in Wort und Schrift für die deutsche Sache tätig gewesen bin, geschah nach Pflicht und Gewissen und in treuer Erfüllung eines Versprechens, das ich meinen in der Gefangenschaft zurückgebliebenen Unglücksgefährten gegeben hatte. Ich wollte durch Schilderung ihrer Leiden das öffentliche Interesse für sie wecken, um auf diese Weise ihre Befreiung zu beschleunigen.“

„Davon will ich nichts hören“, schrie der Oberst. „Haben Sie Vorträge gehalten in Versammlungen, in welchen auch deutsche Offiziere anwesend waren?“

„Ja.“

„Bekennen Sie sich zu diesen Sätzen am Schluß Ihres Vortrags: Es wäre wirklich schade um unser liebes Elsaß, wenn es wieder französisch würde, und wir können unserm Herrgott und unsern lieben Feldgrauen nicht dankbar genug sein, daß sie unser Heimatland geschützt und geschirmt haben und schützen und schirmen werden, damit wir in Stolz und Freude Kinder sein und bleiben können unserer hohen Mutter Germania?“

„Ja.“

„Da haben wir genug! Sie sind ein indésirable (Unerwünschter). Wir können Sie im Elsaß nicht dulden. Sie haben Ihre Ausweisung zu gewärtigen.“

Ich wurde entlassen.

Erleichtert trat ich den Heimweg an, froh, eine wenn vielleicht auch nur kurze Galgenfrist vor mir zu haben. Aber schwer lag es auf mir, als ich am späten Abend meiner Frau Bericht erstattete. Und wir weinten uns zusammen das Leid vom Herzen herunter. Denn trotzdem wir auf die Ausweisung gefaßt waren, erwogen wir doch erst jetzt, wo die Gefahr in greifbare Nähe zu rücken anfang, die ganze Größe des Elendes, welche sie mitten im Winter im Gefolge haben mußte.

Am folgenden Tage erhob ich beim Oberkommissar der Republik in Straßburg Einspruch gegen die Drohung der „Commission de Triage“, weil sie den Bestimmungen des Waffenstillstandes zuwider sei. Eine Antwort habe ich nie erhalten. (Schluß folgt)



Die Grenzen der Chemie



Setzt man zwei Gramm reines Eisen an der Luft der Feuchtigkeit aus, dann beginnt es, wie jedermann weiß, sehr bald zu rosten. Wartet man ruhig ab, was geschieht wird man nach einiger Zeit an Stelle des blanken Eisenstückes ein Häufchen braun roten Rostpulvers finden. Wägt man es, so wiegt es 2,86 Gramm. Das erscheint merkwürdig. Was ist da hinzugekommen? Darüber dachten schon die alten Chemiker nach, und da sie bei der Analyse fanden, daß Eisenrost außer Eisen nur noch Sauerstoff enthält, so war damit fest gestellt, daß der im Rost gebundene Sauerstoff im gegebenen Fall 0,86 Gramm schwer war

Eisen verhält sich also in der vorliegenden Verbindung wie 2 zu 0,86, was sich auch als Bruch $\frac{2}{0,86}$ schreiben läßt.

Es läßt sich nun aber mit der Wage auch feststellen, daß wenn sich Eisen mit irgend einem anderen Stoff verbindet, immer eine ganz bestimmte Menge auf einmal die Wandlung mitmacht. Und zwar sind es stets 55,9 Teile, die hiebei in Betracht kommen. Beim Sauerstoff liegen die Verhältnisse anders.

Auch dieses Gas hat ein Gewicht. Es sind stets 16 Teile Sauerstoff, die eine Verbindung eingehen. Diese konstanten, absolut unveränderlichen Zahlen nennt man die Atomgewichte der betreffenden Elemente und sagt kurzerhand: Eisen habe das Atomgewicht von 55,9, Sauerstoff dagegen von 16.

Nun hat man Zahlen in der Hand, mit denen sich sehr einfach rechnen läßt. Wenn man den oben gefundenen Bruch auf die Atomgewichte bezieht, dann lautet die Formel des Eisenerostes auf materielle Teilchen bezogen: $\frac{2 \times 55,9}{0,86 \times 16,0}$. Oder wenn man diesen Bruch ausrechnet, dann erhält man 0,65.

Das will uns die Chemie mitteilen, wenn sie sagt: im Eisenerost seien Eisen = Ferrum (oder abgekürzt Fe) je zweimal verbunden mit dreimal Sauerstoff = Oxygen (oder kurz O). Und sie schreibt das in einer eleganten Formel hin, die nicht so schwerfällig lautet $\frac{2\text{Fe}}{3\text{O}}$ wie sie eigentlich aussehen sollte, sondern kurz und handlich: Fe_2O_3 .

Was ich hier an einem Beispiel ausführte, das mag für viele gelten und den Nichtchemikern ein Verständnis dafür öffnen, auf welche Weise alle die wunderbaren chemischen Formeln zustande gekommen sind, mit denen die Wissenschaft arbeitet und mit deren Hilfe die chemische Industrie ihre Farben, Arzneien, Süßstoffe, Sprengmittel und sonstigen heute unentbehrlichen tausend Erzeugnisse herstellt. Immer geht das nur durch sorgfältiges Abwägen und nachheriges Rechnen, wodurch die Arbeitsformeln geschaffen werden.

Den Chemikern mag aber durch dieses Beispiel etwas in Erinnerung gerufen werden, das man im Orange der Geschäfte allgemein vergessen hat, obwohl es von allergrößter Wichtigkeit ist. Indem man nämlich den Bruch 0,65 ohne weiteres durch die Vereinfachung $\frac{2}{3}$ ersetzt und statt 0,65 ruhig ∞ nahm, beging man einen Fehler: Die chemischen Formeln sind nur Annäherungsformeln und nicht exakt.

Schon die Atomgewichte selbst, auf denen sie beruhen, sind nicht genau. So ist z. B. das Atomgewicht des Sauerstoffs keineswegs 16, wie oben angegeben wurde und allgemein angenommen wird, sondern nach den sehr genauen Wägungen von Morley nur 15,879. Der Chemiker rechnet seelenruhig „der Einfachheit halber“ 16,00 und regelt nach dem Oxygen alle anderen Atomgewichte. Seine gesamten Formeln und Rezepte können vor der strengen Wissenschaft nicht bestehen und haben nur einen praktischen Wert.

Ich habe diesen ein wenig trockenen Gedanken- und Rechengang meinen Lesern deshalb zugemutet, weil er für eine außerordentliche Umwertung der gesamten chemischen Industrie, die im Begriffe ist, sich vorzubereiten, das Verständnis eröffnet.

Allerdings schwört die chemische Praxis noch unbeirrt auf den Wert ihrer Formeln, und würde den, der sie anzweifelt, mit überlegenem Lächeln auf die Milliardenwerte verweisen, die sie jährlich durch ihre Umwandlungskunst hervorbringt. Aber im Oberstockwerk, wo kühl und unbeirrbar reine Wissenschaft nicht nach verkäuflichen, sondern nach ewigen Werken trachtet, sind diese Sorgen schon längst erwacht und reichen noch in ganz andere Gebiete als diese Andeutungen vermuten lassen.

So ist es beispielsweise, um nur eines herauszugreifen, für die chemische Wissenschaft ein offenes Geheimnis, daß die gesamte Atomistik, auf der sich alles chemische Denken aufbaut, auf einer durchaus willkürlich ausgesuchten Grundlage steht.

Die Ansicht, daß alle Materie aus kleinsten Teilchen bestehe, durch deren Umbau eben die Eigenschaften verändert werden, ist Voraussetzung jeder Chemie. Der Chemiker tritt an die Welt und ihre Stoffe mit dem festen Glauben heran, sie seien gewissermaßen so wie Häuser aus Bausteinen aufgeführt. Seine Kunst besteht darin, diese Häuser abzubauen und in Bausteine zu zerlösen. Das ist seine Analyse. Aus den Bauelementen aber führt er nach bestimmten Plänen neue, oft nicht einmal in der Natur vorkommende Bauten auf. Und durch diese synthetische Kunst hat die Chemie das Ansehen erlangt, das sie mit Recht genießt.

Der einzige reale Baustein, von dessen Vorhandensein sich der Chemiker überzeugen kann, heißt nun Molekül. Man hat durch geeignete Vorrichtungen Wasser in so dünne Schichten ausgebreitet, daß es endlich den Zusammenhang als Masse verlor und sich in „Rörner“ verwandelte, und hat so diese Wassermoleküle unmittelbar sichtbar gemacht. (Näheres hierüber wie über das gesamte Grundproblem der Chemie findet der Leser in meinem seeben erscheinenden Werte: Bios, Die Gesetze der Welt. München, Franz Hanfstängls Verlag. Erscheint in sechs Lieferungen, von denen bereits vier vorliegen.)

Wenn man die gleichen Mengen von Stoffen, also z. B. von Gasen, abwägt und für sie verschiedene Gewichte findet, so kann man annehmen, daß entweder die Zahl dieser Stoffbestandteile vulgo Moleküle in dem schwereren Gas eine größere sei, oder aber, daß in gleichen Mengen die Zahl der Moleküle gleich, deren Gewicht aber je nach den Gasen bzw. Stoffen verschieden sei. Diese letztere Annahme hat seinerzeit der Chemiker Avogadro gemacht, und man hatte bei Anwendung dieser jedem Chemieschüler wohlgeläufigen Avogadroschen Hypothese keine Folgen gefunden, die mit den Naturtatsachen unvereinbar gewesen wären. Also hat man sie für wahr angenommen und hat aus der Lehre von den Molekulargewichten die chemische Atomlehre abgeleitet, auf der alle chemischen Rechnungen beruhen.

Aber diese Avogadrosche Hypothese trifft in Wirklichkeit nur für „ideale Gase“, nicht für die in der Natur vorkommenden zu. Selbst für den Wasserstoff, den man doch als Einheit angenommen hat, der also gewissermaßen der Grundstein des ganzen rechnerischen Turmbaues der chemischen Arbeit ist, gibt es Abweichungen, wenn sie auch kaum meßbar sind. Bei anderen Gasen sind sie sehr wohl erkennbar; betragen sie doch für Chlor z. B. 1½%!

Mit anderen Worten: Die von den Chemikern künstlich hergestellten Substanzen verwirklichen niemals Naturgesetze, sondern sind nur annähernde Kopien der natürlichen Stoffe.

Künstlicher Gummi ist in diesem strengen Sinn nicht das gleiche wie natürlicher Gummi, auch wenn er nach der chemischen Formel die gleiche Zusammensetzung hat, künstlicher Indigo ist nicht natürlicher Indigo, künstlich hergestellter Traubenzucker ist nicht der Zucker der Trauben. Ein wenig übertrieben, aber plastisch ausgedrückt: Die Welt des Chemikers verhält sich zur wirklichen Welt etwa so, wie eine Theaterlandschaft zur Natur.

Und wir verstehen nun, aus welchen Gründen das so sein muß.

An diesem Punkt kommt jetzt der Physiologe mit Erfahrungen, die sich seit einiger Zeit so verdichten, daß eben einmal doch in der Öffentlichkeit von den Interna einer Wissenschaft gesprochen werden muß.

Es hat sich nämlich herausgestellt, daß vielen künstlich hergestellten Medikamenten, wie Chinin, Digitalin usw., bestimmte Wirkungen auf den menschlichen Körper abgehen, trotzdem sie genau so zusammengesetzt sind wie das Wirkende in dem aus den Fingerhutpflanzen gewonnenen Digitalisafsaft oder in der Chinarinde.

Unbegreiflich erscheint das. Aber sollte nicht das hier Gesagte den Schlüssel geben? Ist denn nicht wirklich chemisch aufgebautes Chinin etwas anderes als organisch entstandenes? Klafft denn nicht tatsächlich eine Differenz zwischen dem Naturgesetz und seiner rechnerischen Kopie? Wir haben vorhin die Fehlerquellen aufgesucht und stehen nun hier vor ihren Folgen.

Diese Erkenntnis raubt der chemischen Technik nicht ihren Wert, sie führt sie nur auf ihr richtiges Maß zurück. Die chemischen Produkte sind unentbehrlich, und wir können glücklich sein, daß es der Menscheng Geist so weit gebracht hat, aber sie genügen nicht für alle Zwecke. Und vor allem: sie ersetzen nicht die Natur.

Schon hat sich das auch die Chemotechnik klar gemacht; der erste Schritt zur Einsicht ist für sie auch der erste Schritt zur Verbesserung der Methoden. Von hier aus wird eine neue Chemie entstehen, die sich sowohl ihrer Grenzen bewußt ist, wie sie es versteht, die Annäherungen an das Naturgesetz noch weiter zu treiben. Unausdenkbare Möglichkeiten für Wissenschaft und Leben schlummeren da noch, und das merkwürdige Wort, das der Einsiedler von Sils Maria einst von der Physik schrieb, gilt nicht weniger auch für die Chemie:

„Schon dämmert es in den besten Köpfen, daß auch sie nur eine Zurechtlegung und Zurechtdeutung sei, nicht aber die Lehre von der wirklichen Welt.“

Raoul H. Francé



Die Gründe des Zusammenbruchs

Noch lange wird, von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, die hange Frage nicht verstummen: Wie konnte alles so kommen? Da sind es weiter zurück liegende Entwicklungen und die letzten entscheidenden Ereignisse, die das Ergebnis herbeiführten. Denn lange vorbereitet, durch politische Strömungen und Taten, die zum Teil um Jahrzehnte zurückliegen, entwickelten sich die letzten entscheidenden Ereignisse des Weltkrieges und dieser selbst zum allgemeinen Zusammenbruche.

Am meisten zurück führt uns Botschaftsrat Freiherr von Eckardstein mit dem dritten Bande seiner Lebenserinnerungen und politischen Denkwürdigkeiten über „Die Isolierung Deutschlands“ (Verlag Paul List, Leipzig, 208 S.). Denn in kaleidoskopartigen Bildern entrollen sich hier vor unseren Augen Ereignisse von 1887 bis 1914.

Die Stellung des Freiherrn von Eckardstein ist ja aus seinen bisherigen Veröffentlichungen bekannt. Er war um die Jahrhundertwende Botschaftsrat bei der deutschen Botschaft in London und zwar zeitweise in ziemlich einflußreicher Stellung, da bei der Erkrankung des deutschen Botschafters Fürsten Hagfeld die Führung der Geschäfte in seiner Hand lag. Hier bot sich ihm nun mehrfach Gelegenheit, ein dauerndes festes Bündnis mit England und Japan zu schließen. Diese Gelegenheiten wurden durch die Schuld der deutschen Politik versäumt. England, das irgend einer Anlehnung auf dem Festlande bedurfte, wandte sich daher an Frankreich und zwar mit größerem Erfolge. Denn seit 1904 begann die Einkreisungspolitik des Königs Eduard.

Man kann dem Freiherrn von Eckardstein den Schmerz des Politikers nachfühlen, der ein beinahe gelungenes Werk durch die Torheit anderer scheitern sieht und nun als Ergebnis dieser Torheit einen allgemeinen Scherbenhaufen vor sich hat. Die hierüber aufsteigende Verbitterung gibt den Eckardsteinschen Erinnerungen ihren besonderen Anstrich und begründet namentlich sein absprechendes Urteil über den Fürsten Bülow.

Es ist nicht meine Aufgabe, den Fürsten Bülow zu retten. Ich würde ihn und seine Politik ebenso rückhaltlos preisgeben wie seinen Nachfolger, ja wie den Kaiser selbst, wenn ich dies für gerecht und geschichtlich begründet hielte. Doch darf man eben nie vergessen, daß Bülow für seine auswärtige Politik keine freie Hand hatte. Er hatte die Leitung des Auswärtigen Amtes und die Reichskanzlerschaft übernommen mit der Verpflichtung, die Durchführung der kaiserlichen Flottenpolitik zu ermöglichen, und das konnte er eben nicht bei einem Bündnisse mit England. Man kann ja darüber in Zweifel sein, ob ein leitender Staatsmann sich in dieser

Weise binden lassen darf. Wie die kaiserliche Stellung um die Jahrhundertwende noch war, blieb ihm nichts anderes übrig. Sonst bot sich eben ein anderer Handlanger als Werkzeug der kaiserlichen Politik, und auf dem gefährlichen Wege, den der Kaiser einmal eingeschlagen hatte, Unheil nach Möglichkeit zu verhüten, ist doch auch eine Aufgabe, des Schweißes der Edeln wert. So bildete trotz alledem die Bülow'sche Reichskanzlerschaft den Höhepunkt der kaiserlichen Regierungszeit.

In Verfolgung seines Lieblingsgedankens eines deutsch-englischen Bündnisses zeigt Freiherr von Eckardstein, wie schon Bismarck in seinem Briefe an Lord Salisbury vom 22. November 1887 ein solches erstrebt hat. Was Bismarck vergeblich erstrebte, das fiel dem Epigonen, der vermeint hatte, als sein eigener Kanzler einen Bismarck ersetzen zu können, von selbst in den Schoß. Aber er wußte mit diesem Geschenke eines gütigen Geschicks nichts anzufangen.

Nun gibt es in der Politik niemals absolute Fehler. Die einzelnen menschlichen Handlungen und Unterlassungen werden zu solchen nur im Zusammenhange der Dinge. Auch die am meisten angefochtenen Handlungen der deutschen Politik, wie Krüger-Telegramm und Eintritt in Tanger, die übrigens beide keine plötzlichen kaiserlichen Einfälle, sondern wohl erwogene Regierungshandlungen waren, hätten in anderem Zusammenhange der Dinge wohl Ergebnisse höchster politischer Weisheit sein können, wenn man namentlich nicht in beständigem Rückwärtschritte von dem bisherigen Wege bald wieder abgesprungen wäre. Den berühmten Rückversicherungsvertrag mit Rußland konnte man fallen lassen, wenn man vorher ein festes Bündnis mit England gehabt hätte. Aber andererseits war doch auch nicht, wie Freiherr von Eckardstein meint, das Bündnis mit England der Weisheit letzter Schluß.

Man konnte ruhig die Flotte bauen und Weltpolitik treiben. Dann mußte man aber ein enges Bundesverhältnis mit Rußland haben, ihm Österreich und den Balkan preisgeben. Ich habe noch im Frühjahr 1914 auf eine solche Entwicklung der Dinge vergeblich hinzuwirken gesucht. Die traditionelle Freundschaft zwischen den Häusern Hohenzollern und Romanow gehört allerdings, wie Freiherr von Eckardstein nachweist, in das Bereich der Fabel — nebenbei bemerkt sind die angeblichen Namen der Herrscherhäuser auch Fabel. Aber solche Fabeln sind eben Imponderabilien der Politik. Darin, daß man das deutsch-englische Bündnis scheitern ließ, ohne ein deutsch-russisches zu haben, und damit glatt zwischen zwei Stühle zu sitzen kam, lag das Verhängnis.

In dieser Hinsicht geben nun die Briefe des Kaisers an den Zaren neue Einblicke. Der Kaiser glaubte im Sinne der alten Kabinettpolitik alles am besten selbst durch persönlichen Verkehr von Herrscher zu Herrscher erledigen zu können. Beim Zaren drang er immer von neuem auf persönliche Zusammenkünfte. Dabei stiftete er aber mehr Unheil als Nutzen, der berühmte Björkövertrag vom 24. Juli 1905, ohne Wissen der verantwortlichen Ratgeber zwischen den Herrschern persönlich abgeschlossen, wurde als gänzlich undurchführbar auf Verlangen der beiderseitigen Minister fallen gelassen. Schließlich entglitten dem Kaiser gegenüber dem Zaren die Zügel aus den Händen. König Eduard löste seinen Neffen beim Zaren ab und machte die Sache besser. König Eduard aber nannte nach dem Björkövertrage den Kaiser *The most brilliant failure in history*,

In diese neuere Zeit führt uns schon der vormalige Staatssekretär und Botschafter Freiherr von Schoen herüber mit seiner Schrift: *Erlebtes, Beiträge zur politischen Geschichte der neuesten Zeit* (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin 1921, 227 S.).

Es ist ein Jammer, daß unsere leitenden Staatsmänner sich alle berufen fühlen, Erinnerungen zu schreiben. Man hat dabei vielfach den Eindruck der Mohrenwäsche am eigenen Leibe, was freilich an den bekannten Strafrechtsfall des Versuchs mit untauglichen Mitteln am untauglichen Objekte erinnert. Die Schrift des Freiherrn von Schoen erreicht nicht den Tiefstand der Bethmann Hollweg'schen und Jagowschen Erinnerungen, ist aber dafür in anderer Hinsicht um so bedenklicher.

Freiherr von Schoen tritt uns auch in seinen Erinnerungen entgegen als eine feine diplomatische Persönlichkeit ohne Entschlußkraft. Redegabe und diplomatisches Geschick gingen ihm ab. Diese gefährlichen Mängel gibt er selbst zu. Aus diesen Mängeln ergaben sich aber gleichzeitig seine Vorzüge für den Fürsten Bülow. Ein solcher Staatssekretär konnte dem Fürsten Bülow niemals als möglicher Nachfolger gefährlich werden wie Bülow selbst einst dem Fürsten Hohenlohe. Er sagte daher dem neuen Staatssekretär, der von dem Gesandtenposten in Kopenhagen erst kurz vorher zum deutschen Botschafter in St. Petersburg berufen war, die weitestgehende Unterstützung zu und behielt die Zügel in seiner Hand.

Aus der ruhigen und leidenschaftslosen Darstellung des Verfassers erfahren wir daher nicht viel Neues. Eine Bestätigung findet nur meine vom Fürsten Bülow selbst bisher bestrittene Auffassung über die Wirkung der Daily Telegraph-Angelegenheit als des entscheidenden Wendepunktes unserer inneren und damit zum Teil auch unserer äußeren Geschichte. Danach hat der Kaiser schon im Frühjahr 1909 dem Freiherrn von Schoen erklärt, er sei vom Reichskanzler nicht nur nicht genügend verteidigt, sondern geradezu verraten worden, es handle sich nicht um ein Versehen oder eine Nachlässigkeit, sondern der Kanzler habe geflissentlich der Veröffentlichung freien Lauf gelassen in der Berechnung, daß die Angelegenheit mit einer Unterwerfung des Kaisers unter ein gewisses Hausmeiertum enden werde. Damit dürfte der Kaiser den Nagel auf den Kopf getroffen haben. Ich hatte eine ähnliche Äußerung des Kaisers von Ostern 1909 gegenüber einem mediatisierten deutschen Fürsten bereits berichtet. Und da Bülow wußte, daß er nach Abschluß der Reichsfinanzreform fortgeschickt werden würde, benutzte er die Gelegenheit, daß die Reichsfinanzreform nicht genau auf dem ihm vorgezeichneten Wege zustande kam, um aus parlamentarischen Gründen seinen Abschied zu nehmen. Damit hatte zum ersten Male der Parlamentarismus über das monarchische Prinzip gesiegt.

Im allgemeinen ist die Schoensche Veröffentlichung ebenso überflüssig wie unschuldig. Das Bild, das man sich bisher schon über den früheren Staatssekretär und Botschafter gemacht hatte, wird dadurch in keiner Weise geändert.

Der entschiedenste Widerspruch muß aber erhoben werden gegen den Anhang über die Schuld am Kriege. Ob der Verfasser mit seinem Salomonischen Urteilsprüche über die Verteilung der Schuld: „Rußland der Hauptschuldige, Frankreich mitschuldig, England nicht genügend tätig, Österreich-Ungarn schießt übers Ziel, Deutschland mitverantwortlich“ gerade den Stein des Weisen gefunden hat, will ich dahingestellt sein lassen. An Landesverrat grenzt es aber geradezu, was Verfasser über die Verletzung der belgischen Neutralität sagt. Selbstverständlich weiß er ebensowenig wie Bethmann Hollweg in seiner berühmten Augustrede 1914, daß wir nach alten Verträgen zur Besetzung der belgischen Festungen berechtigt waren. Wenn er aber die Verletzung der belgischen Neutralität einen schweren Verstoß wider Recht und Ehre nennt, der uns die Achtung der Welt zugezogen hat, und das Niedertreten eines schwachen, durch heilige Verträge geschützten Landes als einen Frevel bezeichnet, gegen den sich das Weltgewissen süßheißend erhebt, so sind diese Äußerungen geradezu unerhört. Unbenommen bleibt einem jeden sein Urteil über die Zweckmäßigkeit des deutschen Einmarsches in Belgien. Die Form, in der der Verfasser dieses Urteil ausspricht, ist Wasser auf die Mühlen unserer Feinde. Das preußische Allgemeine Landrecht von 1794 sagt in § 28 I, 1: „Menschen, welchen das Vermögen, die Folgen ihrer Handlungen zu überlegen, ermangelt, werden blödsinnig genannt“. Ich will mich diesem harten Urteile des Gesetzgebers nicht anschließen. Aber etwas anderes ist es doch, wenn der frühere deutsche Staatssekretär und bis zum Kriege deutscher Botschafter in Paris oder wenn ein beliebiger Kommunist oder Pazifist eine solche Äußerung tut, zumal der Versailler Friede mit der deutschen Schuld am Kriege steht und fällt. Unbegreiflich ist es, wie der Verfasser mit einer solchen Auffassung der Dinge noch über den Kriegausbruch hinaus im Dienste der deutschen auswärtigen Politik bleiben und den wichtigen Gesandtenposten in München annehmen konnte. Der diplomatischen Be-

fähigung des Verfassers wird durch dieses Schlusskapitel gerade kein besonders glänzendes Zeugnis ausgestellt.

Über diese vorbereitende Entwicklung hinaus führt uns das Buch von Karl Friedrich Nowak, „Der Sturz der Mittelmächte“ (Georg D. W. Callwey, Verlag für Kulturpolitik, München, 435 S.) unmittelbar in die Katastrophe hinein.

Der Krieg ist schließlich unvermeidlich geworden. Er wütet bereits seit Jahren, ohne zu einer endgültigen Entscheidung zu führen. Endlich ist Rußland zusammengebrochen, und das mehr noch wirtschaftlich als militärisch bedrängte Mitteleuropa atmet auf. Ex oriente lux, vom Osten kommt die Erlösung, die Erlösung namentlich von der drohenden Hungersnot. Der „Brotfriede“ von Brest-Litowsk ist es, mit dem die Darstellung beginnt, um bis zum Zusammenbruche im Herbst 1918 zu führen. Die allerletzte Katastrophe, der endgültige Sieg der Revolution, fehlt leider. Wir sehen schon den Schatten des Gespenstes an der Wand, aber das Gespenst selbst erscheint nicht auf der Bildfläche.

Dem Verfasser ist eine glänzende Darstellungsweise eigen, die an Carlyle erinnert. Auch die Zusammenfassung der Ereignisse unter einzelnen Schlagworten findet schon ein Vorbild in Carlyles Geschichte der Französischen Revolution. Es ist der Journalist, der Geschichte schreibt. Als solche blendenden Schlagwörter für die einzelnen Abschnitte finden wir Brest-Litowsk, Krisen, Granaten und Tanks, Kompromißversuche, Bulgarien, Waffenstillstandsbitte, das Programm der Milde, Ideen der Zeit, Parlamentarisierung und die Müdigkeit der Völker.

Dem Verfasser haben viele, bisher unbenutzte Quellen zur Verfügung gestanden. Das Vorwort rühmt namentlich, daß ihm für sein Werk von nahezu allen führenden Staatsmännern und Militärs, die auf seiten der Mittelmächte die Entscheidung hatten, die intimsten und ausführlichsten Darstellungen zur Verfügung gestellt wurden. Auch ohne diese Angabe würde man das merken. Woher sollte der Verfasser sonst z. B. wissen, was der Staatssekretär von Rühlmann an den einzelnen Tagen gedacht hat? In diesen reichen, aus persönlichen Mitteilungen fließenden Quellen liegt aber andererseits auch ein gewisser Nachteil. Das vorher erwähnte Bedürfnis der Mohrenwäsche am eigenen Leibe ist unter den leitenden Staatsmännern stark verbreitet. Warum sollte man, statt es selbst zu tun, dies Geschäft nicht lieber durch Herrn Nowak besorgen lassen? Trotz des reichlichen Fließens der Quellen und der subjektiven Wahrhaftigkeit des Verfassers, kann deshalb doch die Zuverlässigkeit der Quelle und des darauf gestützten Ergebnisses nicht immer unerschütterlich erscheinen.

In der Beurteilung der einzelnen Persönlichkeiten treten beim Verfasser starke Sympathien und Antipathien hervor, auf welche die Quellen nicht immer ganz ohne Einfluß gewesen zu sein scheinen. So erfährt z. B. auf deutscher Seite der Staatssekretär von Rühlmann, entgegen der herrschenden öffentlichen Meinung, eine auffallend günstige Beurteilung, während andererseits General Ludendorff und der Staatssekretär von Hinzé sehr schlecht fortkommen. Das unheilvolle Treiben von Mathias Erzberger, der mit Kaiser Karl an dem Zusammenbruche eine wesentliche Schuld trägt, findet natürlich eine ausreichende Würdigung. Jammervoll ist besonders die Rolle des Kaisers Karl, der nach dem veröffentlichten Sixtusbriefe wie ein ertappter Schuljunge lügt und falsche Ehrenworte abgibt, was man ihm natürlich aus politischen Gründen glaubt.

Das Zusammentreffen von militärischer Niederlage und Revolution führte die Katastrophe in ihrer ganzen Größe herbei. Es wird immer eine Parteistage bleiben, ob das militärische Versagen die Revolution oder andererseits die Revolution, der berühmte Dolchstoß von hinten das militärische Versagen herbeigeführt hat. Ludendorff sieht natürlich den letzten Grund in dem Zusammenbruche der Heimatfront, in der systematischen Vergiftung des Heeres durch revolutionäre Einflüsse von der Heimat her. Als in der Augustschlacht 1918 vorgehende Truppen als Streikbrecher angerufen wurden, andere sich widerstandslos massenhaft ergaben, da war die deutsche Widerstandsfähigkeit gebrochen. Andererseits bildet nach Nowak die mili-

türkische Niederlage namentlich bei Bulgarien und Österreich den inneren Grund, daß auch die politischen Zustände der kriegführenden Mittelmächte zusammenbrachen.

Ein siegreicher Staat wird keine Revolution erleben. Deshalb allerdings von vornherein die Angst des Radikalismus vor einem vollen deutschen Siege. Bei einem solchen konnte man keine politischen Geschäfte machen. Aber diese Angst konnte sich nie zu einer Revolution verdichten und das Heer anstreifen, solange das Heer von Erfolg zu Erfolg vorwärts schritt. Als man sich aber in jahrelangem Stellungskampfe nur mühsam behauptete, hier einmal etwas vorgehend, dafür dort wieder um so mehr zurückweichend, als die großen Schlachtschiffe, die die englische Seemacht bedrohen sollten, Jahr für Jahr im Hafen lagen und die Besatzungen vor Langeweile umkamen, da war der Boden für die Revolution bereitet. Im letzten Grunde war es überall das militärische Versagen. Hätte man im Sommer 1914 die Marneschlacht gewonnen, und die deutsche Flotte auf die Gefahr ihres eigenen Unterganges die Stellung Englands als erster Seemacht vernichtet, so war der Krieg zu Ende und von Revolution keine Rede. Italien und Rumänien, von Amerika ganz zu schweigen, wären dann ebensowenig in den Kreis unserer Gegner eingetreten wie Österreich und Italien nach der raschen Entscheidung im Jahre 1870. Daß man den Balkanfeldzug aus dynastischen Rücksichten für König Konstantin nicht mit der Einnahme von Saloniki abschloß, war gewiß an sich ein rein militärisches Ereignis. Aber es eröffnete, während sonst der Balkan erledigt gewesen wäre, der Entente die Möglichkeit der Bildung der Salonikifront, indem England und Frankreich weniger Skrupel über die Verletzung der griechischen Neutralität hatten (diese Tatsache sei übrigens Herrn von Schoen bei einer etwaigen neuen Auflage seines Buches zur entsprechenden Berücksichtigung und Entrüstung empfehlen), bereitete den Angriff Rumäniens vor und führte schließlich zum bulgarischen Zusammenbruche. Und schließlich selbst im Frühjahr 1918, als schon vielfach revolutionäre Unterwühlungen sich zeigten, hätte das Gelingen eines einzigen großen Durchbruchs im Westen jede Revolution unmöglich gemacht. Es ist in letzter Linie also immer das militärische Versagen.

Daß nachher die Revolution die Katastrophe ins Ungeheuerliche steigerte und uns jede Aussicht auf einen leidlichen Frieden nahm, ist unbestreitbar. Das war der Dolchstoß von hinten im Geschäftsinteresse der Partei, der Reich und Volk vollends zugrunde richtete. Aber weshalb ließ man es zur Revolution kommen? Revolutionen sind immer nur das Zeichen der Schwäche der Regierenden. Als der deutsche Kaiser, der erste Offizier seines Heeres, uneingedenk des Wortes, daß das Leben nicht der Güter Höchstes ist, über die holländische Grenze ging, da lösten sich erst im Heere alle Bande frommer Scheu, da hatte der Fahnenreiz, auf den der Kaiser so oft hingewiesen, seine Bedeutung verloren.

Hier lagen die wahren Gründe des Zusammenbruchs. Der Gedanke der Monarchie für die Zukunft, der mit dem deutschen Staatsideale untrennbar verbundene Gedanke von Kaiser und Reich, kann in Gestalt eines neuen Volkskaisertums, frei von allem Gottesgnadentum und aller Legitimität, für die Zukunft dennoch gerettet werden, wenn wir von der Persönlichkeit des letzten Kaisers absehen. Das Reich muß uns doch bleiben.

Prof. Dr. Conrad Bornhauf



Franziskaner und Kommunisten

Mohl alle, die sich in den letzten Jahrzehnten mit franziskanischen Dingen beschäftigten und den neufranziskanischen Kreisen, wenn auch nicht angehörten, so doch nahe kamen, werden schließlich die Überzeugung gehegt haben: eine Erneuerung der religiösen Ideale könnte das wirksamste Ereignis sein, das dem Abel der Zeit, der „Verwirtschaftlichung“ oder der Mammons knechtschaft abhelfen dürfte.

Freilich träumten wir nicht vom Kommen einer vollendeten Weltordnung. Daß eine solche uns schon kraft unserer Natur verwehrt sei, wußten und wissen Heiden wie Christen, bestreiten auch nur modernste Rousseaujünger, die das Leben wohl bald zur Altväterweisheit zurückrufen wird. Jedoch eine erhebliche Besserung glaubten wir erhoffen zu dürfen. Diese Erwartung hegten wir auch während des Krieges mit desto heftigerer Sehnsucht, je mehr zutage trat, daß das Zeitübel auch den Kampf beherrschte, in ihm und von ihm nur zunahm und ihn zu jener häßlichen Erscheinung umprägte, die er schließlich ward.

Trotzdem aber blieb eine religiöse Bewegung aus. Bei allen heutigen Versuchen, die jene zu ersetzen sich vermessen, fehlt in unseren Augen von den franziskanischen Zügen das Wesentlichste.

Wir wissen schon: Hierauf erwidern die Kommunisten, wie es möglich wäre, an ihrer Bewegung das Vorhandensein jener Züge zu verkennen; franziskanische Bruderschaften wie altchristliche Urgemeinden seien kommunistische Gemeinschaften gewesen, die den Eigenbesitz gelehnet — Versuche einer Verwirklichung des Kommunismus; sollten wir aber das Hauptgewicht auf ästhetische, weltverleugnende Seiten legen, so sei deren Unfruchtbarkeit allgemein erkannt, wir auch nicht zu solcher Parteinahme berechtigt, wo wir andernorts — als Dichter oder sonst — unumwunden genug die Welt bejaht hätten.

Hierauf sei nun nicht erwidert, daß die allgemeine Durchführung des Kommunismus unmöglich wäre (denn hierüber einigt man sich mit dessen Anhängern nie); doch sei darauf hingewiesen, daß das Archristentum, welches die Verfassung seiner Gemeinden sich anscheinend wohl eine Zeitlang als die künftige Allgemeinverfassung dachte, allmählich selber davon abkam; daß die franziskanische Gemeinschaft aber ein Orden war, d. h. eine beschränkte Bruderschaft, ein Stand, mit der Aufgabe, nicht alle anderen Stände sich anzugleichen, sondern innerhalb anders verfaßter Stände nach eigener Regel zu leben und zu wirken. Archristen wie Franziskaner übten gegen Außenstehende keine Gewalt aus und verschmähten es, gewaltfam zu befehlen oder mit ihrer Verfassung andere zu bedrücken; sie ergänzten sich mittels freiwilliger Beitritte, worauf denn allerdings für die neuen Mitglieder der Zwang der Unterordnung eintrat. Im Franziskanerorden ward man zudem, wie in allen Orden, durch Gelübde verpflichtet. Die segensreiche Wirkung beider Gemeinschaften auf die anderslebende Welt bestand allein im Beispiele.

Doch wollen wir uns auf das uns geläufigere Franziskanertum beschränken. Die gänzliche Blöße und Freiheit von Hab und Gut, die Freiheit von der Knechtschaft der Dinge, die im Orden herrschte zugleich mit der von seinem Stifter so betonten Seelenfreude, dienten zum Beispiel, daß Menschen, ohne mit Besitz versehen zu sein, vollkommen glücklich, ja glücklich leben konnten, drückten somit vor aller Augen die Notwendigkeit und den Wert von Besitz und Dingen herab und schufen so deren große Umwertung. Derzufolge wurde dann das Hauptgewicht von den äußeren Mitteln auf die innere Seelenverfassung, die freie Seele, gelegt. Jener kommunistisch lebende Orden ward ein Maßstab, nach dem die freiheitsliebenden Menschen werten und selber leben konnten.

Diese Freiheit und Glückseligkeit in weitere Kreise zu bringen, die, wie Franziskus erkannte, ihm nicht in allem folgen konnten, gedachte er nun, solcher Einsicht gemäß, nicht

etwa seine Regel bei allen durchzudrücken, sondern gründete die Laienbrüderschaft. Er sah zu gut, daß der Mensch, der die Freiheit wollte, zu ihrem vollsten Maße, wie die Besitzlosigkeit sie biete, nur berechtigt sei, wenn ihm keine Pflicht, für andere zu sorgen, obliege, namentlich nicht für Weib und Kind. Demgemäß schuf er jene Einrichtung, kraft der auch der Familienvater, der Weltliche — sei's der städtische Beamte, sei's der Kaufmann, der Bauer, der Fürst usw. — sich der franziskanischen Gemeinde anfügen konnte, soweit das ohne Vernachlässigung der anderen gottgegebenen Pflichten möglich war. So verbreitete Franziskus einfaches, frommes, strenges und doch zugleich fröhliches Leben auch außerhalb mönchischer Stätten.

Der andere Hauptunterschied zwischen Franziskanern und Kommunisten besteht nun darin, daß jene die Freiheit von den Dingen suchten und forderten durch Überwindung der Dinge, diese aber die gleichmäßige Teilnahme aller an den Dingen fordern, die Dinge also zum Ziele machen, sich nach Dingen strecken und richten, die Herrschaft der Dinge daher ebenso wie die Mammonisten stützen, somit gerade der inneren Freiheit entgegenwirken, die Franziskus bringt.

Und hier ist auch der Platz, unser Verhältnis zur Askese darzulegen. Auch wir, die wir unbedenklich die Welt bejahen, ja verherrlichen, lehnen Askese nicht ab, insofern sie nicht Selbstzweck ist, sondern Mittel, sich zu höherer Freiheit zu erheben. Dies war auch ihre ursprüngliche Bestimmung, wie oft sie auch von trübereu Geistern anders aufgefaßt worden sein mag. Die Kirche ist im Grunde stets auf ihre richtige Bewertung zurückgekommen, den Heiligen von Assisi aber hat sie nie in der Seelenfröhlichkeit gehemmt. Wie weit er in der Selbstzügelung ging — uns scheint es sehr weit —, war wohl seine Seelensache. Die Welt hat er gepriesen und verkürt, allein sie ihm, nicht sich ihr unterworfen. Mehr verlange man nicht; jedes Maß ist recht, das zu jenem Ergebnis führt; doch das Maß ist je nach der Menschennatur verschieden.

Einmal freilich wähten wir uns von franziskanischem Geiste angehaucht. Das war zu Weimar im Hochsommer 1920 beim Auftreten der sogenannten „Neuen Schar“. War das nicht, wie die umbrischen Brüder, ein Orden freiwillig besitzloser, gemeinschaftlicher Lebensführung, die jedoch niemand anderem den Besitz verdachte, sondern nur dessen Geringfügigkeit zu erweisen und dessen Gebrauch zu veredeln anstrebte? War nicht diese Verbindung von Gottseligkeit und Frohsinn franziskanisch, waren es nicht neue „Joculatores Dei“ — Gaukler Gottes, wie Franziskus so prachtvoll einst die Seinen benannt hatte? Gern überfah man die oder jene anscheinend harmlose Albernheit oder Irrung, wie man einst dem närrischen Bruder Juniperus seine unschuldigen Pöffen vergab. Die wir Familienväter waren und somit nicht in der Lage, weltfrei zu leben, kamen in echte Laienbrüderstimmung: wir öffneten den Freudebringern Tor und Tür im Herzen und im Haus. Aber wir verglichen auch, je mehr wir uns an die Tage des Umbriers erinnert fühlten. Da mußten wir zunächst zwischen den engeren Mitgliedern der Schar und den Mitläufern scheiden, denen es nur um eine neue Art Vergnügen, das Liebelelei oder auch Schlimmerem auf die Kosten verhelfen konnte, zu tun war; hierin aber lag weiter keine tiefere Gefahr, da der Leiter insofern klar zu sehen schien.

Beim Vergleichen aber konnten wir auch nicht umhin, die drei Grundsäulen der franziskanischen Gemeinschaft zu berücksichtigen: die in den Ordensgelübden verkörperteu Forderungen der Armut, der Keuschheit, des Gehorsams. Da fanden wir die erste bis zu gewissem Grade verwirklicht, die zweite allem Anscheine nach ebenfalls, und fragten uns, wie lange noch die Gemeinschaft die dritte würde entbehren wollen: wie lange sie noch ohne die bedingungslose Unterwerfung der bunten Einzelwillen unter den eines wahren Meisters und Führers würde bestehen können. Wir meinten, daß die Forderung des Gehorsams gestellt werden würde und müßte, sobald auch diese Gemeinschaft die Erfahrung machte, daß Begeisterung, die zwar anfangs trefflich zusammenführe, nie lange dauere und nur für eine Weile die Tatsache verdecke, daß die Einzelwillen im Grunde doch verschieden sind, wie wenig auch

die Beteiligten das im köstlichen Anfangstrausche zugeben. Wir sahen für die Tage dieser Erkenntnis ernste Augenblicke voraus, während deren die Schar entweder ganz zerfallen oder die ihr Treuen mittels der Gehorsamsforderung zusammenfassen müßte. Vor dieser Forderung aber herrschte, was uns bald auffiel, auch unter den engeren Mitgliedern eine starke Scheu: der freie gute Wille sollte genügen, meinten sie. Und hieran zeigte sich bereits das Weichliche, Tändelhafte, das sich in der Bewegung heimlich barg, der Widerstand gegen das große Opfer — das größte: das Opfer der eigenen Meinung und Willkür gegenüber dem Meister, dem Ziel, dem Werk. Man hatte noch zu starke Lust an der eigenen Seele, als daß man sie hätte verlieren wollen, um sie zu gewinnen. Und so kam uns bald der Verdacht, daß die Neue Schar keine Gemeinschaft ringender Erneuerer sei, die berufen wäre, die „Freiheit von der Welt“ wiederherzustellen, sondern nur Leute von bestenfalls mittelmäßigen guten Absichten, die sich im übrigen nach ihrer Weise auslebten und sich, wie das oft geschieht, mit Schwung und Worten betrogen. Seitdem hat ihr Führer durch seinen Fall jenen Verdacht nur bestätigt. Über einzelne Verfehlungen denken wir nicht so hart, daß wir sie für unverzeihlich hielten; Einzelhandlungen sind, wie wunderbar das auch sei, immer ausmerzbar. Doch ihr Beschönigenwollen zeugt, wenn nicht von verkehrtem Willen, der das allerschlimmste wäre — wie uns nichts so sehr wie der Koran XXXIII, 49—53 Mohammeds mittelalterlichen Namen des Lügenpropheten zu rechtfertigen scheint —, so doch von verkehrter Einsicht. In diesem Falle würde solches vom gänzlichen Verkennen zeugen einer Notwendigkeit des zweiten Ordensgebotes, der Keuschheit, die wir an sich durchaus nicht übertrieben bewerten, die aber in diesem Falle unbedingte Voraussetzung der Freiheit von Welt ist, und die darum der Freiheitslehrer von sich und seinen Helfern verlangen muß. Das aber, weil naturgemäß ihr Gegenteil andere Pflichten auf den Plan ruft und die Verwirklichung der angestrebten Weltfreiheit verwehrt. Das gilt auch von der Ehe; nicht aber, weil sie die Verbindung von Mann und Weib in bestimmte Formen prägt, sondern weil diese Verbindung, wie sie auch sei, das dritte Lebewesen zeugt, das beim Menschen nun einmal im Gegensatz zum Rücken sich nicht nach einigen Wochen schon frei ernährt, sondern kraft seiner Artbeschaffenheit auf lange hinaus den Schutz auch des Vaters erfordert.

Es mag Unrecht gewesen sein bei den alten Orden, junge Leute, die sich noch nicht genügend kannten, mit Gelübden zu belasten. Es bleibe den Erneuerern alter Heilspfade vorbehalten, dem durch geeignete Bestimmungen abzuhelfen (Gelübde auf Zeit, erleichteter Austritt). Aber es gibt nun einmal in Natur wie Menschheit nur sehr wenige Lebensformen; und diese wiederholen sich immer, wenn auch in neuer Erscheinung. Altertum, Neuzeit, Ost und West haben immer nur einen Stand, welcher der Verwirklichung der Freiheit von der Welt diene, hervorzubringen verstanden: neben dem Helden den Heiligen — neben den Ritterorden die Mönchsorden. Der Weltgebundene aber hat sich dieser Freiheit immer nur genähert mittels der Laienbrüderschaft. Der Weltgebundene, wie Schreiber dieser Zeilen, sollte vielleicht über alles das nicht reden; nur dem, der das Recht zur größten Freiheit und dem größten Opfer hat, stehe das frei. Aber wenn alle, die berufen sein könnten, schweigen oder irren?

Und so schließe ein Spruch, in Sorge um unsere mitteleuropäische Menschheit ausgesprochen:

Nicht ist's genug am Bürger. Ohne Mönch und Ritter
War, ist und bleibt jedwede Zeit abscheulich bitter.

Otto Frhr. von Taube



Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungs-austausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Ein Wort für Francis Bacon

Wenn in der heutigen Zeit kritische Betrachtungen über Francis Bacon abgegeben werden, wie von der hochgeschätzten Schriftstellerin Ricarda Huch in ihrem vom „Türmer“ neulich gewürdigten Werk „Entpersönlichung“ (vgl. Septemberheft, S. 522), so wäre dies dahin zu untersuchen, welche Schriftsteller die Autorin bei ihrem Urteil über Bacon beeinflusst haben. Die Zeichnung von Bacons Charakter, von seinen Staats-handlungen bis zu seinem Sturz, läßt deutlich die alte — falsche — Geschichtschreibung von Camdens „Annalen“ durchblicken, gleichviel ob sie direkt aus diesen oder von späteren Historikern entnommen wurde.

Wer nicht Zeit noch Gelegenheit hat, die Originalmanuskripte und die beste Wiedergabe von Bacons wissenschaftlichen Werken (Spedding) zu studieren, dem ist für die objektive Schilderung seiner ganzen Persönlichkeit das Werk von Spedding: „Leben und Briefe von Bacon“, als Maßstab über den großen Mann anzuraten.

Diesem widerspricht Ricarda Huchs Urteil über Francis Bacon völlig. Zumal das Verhältnis von Bacon zu Robert Essex kann aber nur nach dem Briefwechsel und der getreuen Aufzeichnung von bestimmten Gesprächen zwischen beiden richtig bewertet werden. Ich sehe dabei gänzlich von meinen Erforschungen und zu veröffentlichenden Beweisen ab, daß Bacon und Essex leibliche Brüder, als Söhne von Elisabeth und Robert Dudley Lord Leicester waren. Ferner, daß Elisabeths Verhältnis zu Robert das einer „Mutter“ war, die diese Verwandtschaft vor der Welt verbarg, doch Essex als Liebling, wie ein verzogenes Kind, gewähren ließ; dazwischen aber mit ihm streng verfuhr, der, sich auflehnd, seine Mutter absetzen wollte. Zuerst hatte er den Plan, Jakob auf den Thron zu bringen, er geriet aber während seiner Rebellion in psychisch-pathologische Verwirrung, und es bleibt dahingestellt, ob er sich zuletzt vielleicht selbst zum König einsetzen wollte, was freilich nicht klar nachweisbar ist.

Die später von Bacon herausgegebene „Apology“ — die erst nach Elisabeths Tod, vor Freunden und Feinden, Bacons Verhalten während der ganzen Essex-Verschwörung klarstellen sollte — entrollt wohl allen heute Nichteingeweihten und jenen Vorgängen Ferngerückten ein Bild von dem nicht ganz verständlichen, aber doch berechtigten Handeln Bacons in dieser Angelegenheit. Man muß die Apology im Zusammenhang mit allen vorausgegangenen Gesprächen und Korrespondenzen, endlich mit den eigentümlichen Eingangsworten von Bacon vor Fällung seines Urteils über Essex während der Verhandlung lesen, um sich eine wahrheitsgetreue Vorstellung von der schweren Situation eines Mannes zu machen, der seinen von ihm sehr geliebten Bruder zum Tode verurteilen mußte und auf Elisabeths ausdrücklichen Befehl dazu ausersehen war, nachdem sich Bacon sehr diplomatisch der ersten, vorangegangenen Verhandlung zu entziehen verstanden hatte, indem er von London abwesend blieb. Auch hierüber

geben nur Bacons eigene Andeutungen und Briefe an Essex Aufschluß, aber stets mit der beobachteten Vorsicht, nicht anderen ihre Blutsbande zu verraten, falls die Briefe in fremde Hände kämen.

Was die Beurteilung des Philosophen Bacon durch Ricarda Huch betrifft, so ist hier nicht der Raum, darauf näher einzugehen. Nur sei kurz erwähnt, daß seine Philosophie, damals noch eng mit Naturwissenschaft verwebt, sehr genau studiert werden muß, und daß seine Ansichten und Erforschungen die damaligen Weltanschauungen ein Jahrhundert im voraus übertrugen und nicht in wenigen Sätzen erörtert werden können. Es sei hier betont, daß Bacon der Begründer der „experimentellen Philosophie“ und ferner der Entdecker des „Gravitationsgesetzes“ wurde. Daß er Kopernikus' System von der Drehung der Erde um die Sonne nicht annahm, führt man darauf zurück, daß er ein schlechter Mathematiker gewesen sei. Seinen philosophischen Weisungen folgten bekanntlich Bentham, der 1748—1832 lebte, auch John Stuart Mill und andere namhafte Philosophen.

Bacons geschichtliches Bild unter der ihm feindlichen Regierungspartei, zumal beider Cecils und deren zeitgenössischen Kollegen, wurde dahin gefärbt, ihn als Streber nach hohen Ämtern und Gehältern verächtlich darzustellen. Unter Jakob I. wird sein Charakter noch niedriger durch Bacons Annahme von Bestechungsgeldern hingestellt, und daß er deswegen als Staatskanzler entsetzt wurde. Hierbei aber verschweigen die Annalen, daß seiner Zustimmung, Gelder entgegengenommen zu haben, ein sehr wichtiger Nachsatz von Bacon folgte. Dieser ist in seinen Manuskripten aufbewahrt: Er besagt, daß er die Gelder angenommen, weil es alter Brauch war, daß er sie aber nie als Bestechung, sein Urteil zu beeinflussen, benutzt habe. Und Bacon betont selbst, daß dieser Usus von „Monopolen, Pensionen“, oder welcher Form diese Nebeneinkünfte waren, eine Unsitte sei. Die alten Staatsakten, auch solche unter Heinrich VIII., weisen nach, wie weltliche und geistliche Würdenträger mit Zustimmung des Königs solche Nebengelder bezogen. Auch die beiden Cecils, der Oberrichter Coke u. a., nahmen zu Bacons Zeit jene Gelder entgegen, aber meist für ihre ausgeführten heimlichen Intrigen. Darüber erbringen die erst 1888 veröffentlichten Staatsakten, die Hatfield-Manuskripte aus der Elisabethzeit Aufschluß.

Die Historiker waren für ihre Werke auf die Camden-Annalen und auf die des Historikers, der unter Jakob I. dessen und Bacons Personalien verfaßte, angewiesen. Die späteren Geschichtschreiber haben bekanntlich voneinander abgeschrieben. So blieb das dem Charakter nach aufs unwürdigste gezeichnete Bild von Francis Bacon wie eingemeißelt in der Geschichte bestehen.

Der erste Autor, der sich rühmen darf, eine objektive Biographie über Francis Bacon verfaßt zu haben, war Spedding. Über die große Folioausgabe von Bacons Werken, 1665 zu Frankfurt erschienen, schrieb „Das Tagebuch der Gelehrten“ am 8. März 1666 voll höchster Anerkennung und Bewunderung über den großen Philosophen.

Neuausgaben von Bacons wissenschaftlichen Werken erschienen immer wieder: Im Jahre 1740 gab sie Mallet in London heraus, und von 1825 bis 1834 bearbeitete Montague in London eine 16 Bände umfassende Auflage seiner Werke. Von 1872—75 wurden von Ellis, Heath und Spedding gemeinsam Bacons Werke in 7 Bänden veröffentlicht. Außerdem erschienen 2 Bände: „Account of the life and times of Francis Bacon“, 1885, von Spedding. Bedeutsam für die Biographie über Francis aber wurde Speddings Werk: „Life and letters of Francis Bacon“, das 7 Bände umfaßt. Hierin gibt Spedding Bacons Briefe und seine „Gelegenheitschriften“ mit den dazu erforderlichen Kommentaren heraus. Indem Spedding die Briefe nach den Jahrgängen geordnet, dazwischen Bacons sehr bedeutungsvolle „Gelegenheitschriften“, unter Angabe der jeweiligen geschichtlichen Tatsachen und Vorgänge, auf die sie sich beziehen, übersichtlich darbietet, entsteht eine Biographie, die sich durch die jeweiligen Belege aus Briefen und Schriften zu einer Art „Selbstbiographie“ gestaltet. Darin liegt der

hohe Wert, man erhält ein deutliches Bild von Bacons Charakter, Leben und Wirken. Nebenbei kontrollieren diese im Wortlaut wiederholten Briefe an die Königin, an Jakob I., an die höchsten Bürden träger, an Gelehrte und Freunde, und besonders seine intime Korrespondenz mit Robert Esser, danach seine „Apology“, bezüglich dessen Verurteilung als Hochverräter, ein gänzlich anderes Bild, als die Geschichte bisher über Francis Bacon verzeichnet hat.

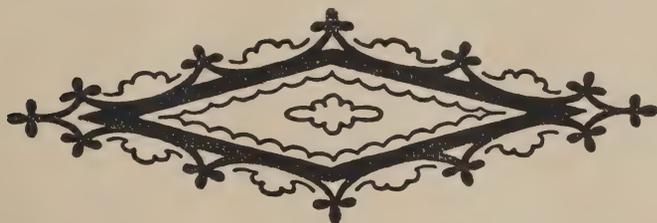
Auch über die Vorgänge und Intrigen, die, ahnungslos für Bacon, sich hinter seinem Rücken bei seinen Feinden abspielten, mit der Absicht, ihn als Staatskanzler zu stürzen, wirft Speddings Werk ein völlig neues, Bacon rechtfertigendes Licht.

Auf die Berührung der Streitfrage „Bacon—Shakespeare“ soll hier nicht eingegangen werden. Dieses weite Gebiet bedarf vieler Belege, um zu beweisen, daß einerseits Francis Tudor, genannt Bacon, Baron Verulam of Verulamium, Viscount of St. Albans und Shakespeare andererseits: eine Person ist. Die Beweise hiefür müssen aus Staatsakten, alter Genealogie und, hiemit übereinstimmend, aus endlich aufgefundenen Selbstzeugnissen von Francis Tudor-Bacon-Shakespeare, der Nachwelt bekräftigt werden. Es werden hierüber Werke von Alfred Freund, Hamburg, und von der Verfasserin dieser Entgegnung bald veröffentlicht werden.

Deventer von Cunow

Nachwort des Lürmers. Es war zu erwarten, daß sich Freunde Bacons und der Bacon-Shakespeare-These gegen Frau Ricarda Huch zur Wehr setzen würden. Nur bedeutende Fachkenntnis, die das hier angedeutete Material nachprüfen und methodisch erforschen könnte, vermöchte uns zu überzeugen. Wir müssen uns des Urteils enthalten, können uns aber dem Eindruck nicht entziehen, daß hier Tatsächliches und Romanhaftes noch ungeklärt urchinanderspielt.

L.



Literatur, Bildende Kunst, Musik

Ein Dichter in der Verbannung

Ges muß über die ganze Welt ein neuer Glaube kommen . . . Wir sind alle krank vor Sehnsucht nach diesem neuen Glauben . . . Wir sind krank vor Unzufriedenheit und vor Ekel. Der Mensch aber ist gut. Der neue Glaube muß sein: der Glaube an die Güte aller Menschen“. — Dieses Wort spricht Georg P. M. Koose, ein Dichter, der im gegenwärtigen Deutschland so gut wie unbekannt ist und doch verdient, nicht allein wegen seines tragischen reinmenschlichen Schicksals, sondern auch als Wegbahner eines neuen Deutschland in weiteren Kreisen gewürdigt zu werden. Ich hatte vor kurzem Gelegenheit, die persönliche Bekanntschaft des Dichters zu machen; sie hinterließ bei mir einen starken, ermutigenden Eindruck; und ich glaube der Anteilnahme der Türmer-Leser gewiß zu sein, wenn ich auf das Schicksal und die bisherigen Veröffentlichungen Koosees hinweise. Der am Anfang unseres Luftsatzes mitgeteilte Ausspruch kennzeichnet den Menschen und den Dichter. Ein kerngesundem Mannestum, edeltreu seinen Idealen nachstrebend, stillstark und mutig im Ertragen seines tragischen Schicksals, beseelt von einer glühenden Liebe zu Heimat und Deutschtum — das ist es, was uns in dieser Persönlichkeit entgegentritt. Sein Vorkämpfertum für den flämischen Gedanken hat Koose die Verbannung, ja die Verurteilung zum Tode gekostet. Er ist einer der Vertreter flämischer Literatur, der aus stammverwandter Seele zu deutschen Menschen spricht. Im Kriege sah des Dichters Heimatland über den Trümmern und der Asche seiner Städte und Dörfer das erste Morgenrot künftiger Freiheit unter deutschem Schutze aufleuchten. Während dieser Zeit ist Koose einer der tapfersten und unerschrockensten Vorkämpfer der flämischen Bewegung gewesen.

Der Dichter wurde im Jahre 1881 zu Antwerpen geboren. Schon vor dem Kriege wirkte er leidenschaftlich in den Zeitschriften „Hooger Op“ und „Carolus“ gegen die flamenfeindliche Politik der belgischen Regierung, widmete sich politisch-sozialen Bestrebungen und entfaltete als Autor wie als Kritiker eine äußerst rege und vielseitige Tätigkeit. Bei Ausbruch des Weltkrieges kämpfte er als Offizier im belgischen Heer, bis er nach dem Fall Antwerpens nach Holland entkam, um dort sein religiöses Drama „Der Meister des Lebens“ zu vollenden. Als die militärische und politische Lage es gestattete, kehrte Koose als Vorkämpfer der flämischen Bewegung in sein Vaterland zurück und hat in Wort und Schrift an hervorragender Stelle für die Loslösung Flanderns von Belgien gewirkt. Die seinem Volke in ernster Zeit geleisteten Dienste sollen ihm unvergessen bleiben.

Der deutsche Zusammenbruch zwang den Dichter zum Verlassen seiner Heimat, und in dem seelisch und völkisch stammverwandten Deutschland fand er Zuflucht vor der Verfolgung der belgischen Behörde, die ihn wegen „Landesverrats“ zum Tode verurteilte. Gegenwärtig lebt Koose als freier Schriftsteller in Leipzig. Aus den Gesprächen mit dem Dichter klang die eine freudig in mir fort: einen „Ausländer“ vor mir zu haben, der in aufrichtiger Liebe und Dankbarkeit deutschem Wesen nahe steht, der es tief ergründet hat und selbst in diesen dunkler Tagen an Deutschlands Sendung glaubt. Dabei auch in gerechter, sachlicher Kritik unsere

Fehler und Schwächen erkennend: wie manches bittere Wort mußte ich hören über die deutschen Maßnahmen in Flandern, die so oft dem einheimischen Volkstum widersprachen und der flämischen Bewegung große Hindernisse bereiteten!

Auf zwei in deutscher Sprache erschienene Werke Kooßes möchte ich die Aufmerksamkeit lenken. Vor einem Jahr erschien sein Roman „Der Gezeichnete“ im Bücherlese-Verlag zu Leipzig. Die spannend geschriebene Erzählung aus dem Volksleben Flanderns ist ein getreues, packendes Abbild jenes urwüchsigen Volkstums mit seinen Sitten, Lastern und Aberglauben. „Der Gezeichnete“ — es ist das Sinnbild unseres Geschlechts, an dem Schicksal eines Menschen ergreifend gestaltet. Wie sich dieses Einzelschicksal vom heimatlichen Boden zu einem weltweiten Horizont erhebt, wie es durchglüht ist von einer unsäglichen Liebe zum Leben über Tod und Nacht hinaus, wie es besetzt ist von echtem Glauben an alles Edelmenschliche — das wird uns in dieser Dichtung voll dramatischer Wucht und bildhafter Eindringlichkeit geschildert. „Dieser Einzelne und Ausgestoßene, dieser Lebendigtote wächst durch sein Los zu vollendeter Heiligkeit empor. Statt Feindschaft gegen die Lebenden tritt heiße Liebe und inniges Erbarmen mit ihren Irrtümern mächtig aus ihm hervor. So erlangt er die volle Einsicht in die letzten Zusammenhänge und in das tiefste Geheimnis aller menschlichen Fehler und Gebrechen. Er lernt das Recht der Menschenwürde kennen, die durch den Mißbrauch der Macht zertreten wird. Er gewinnt den tätigen Glauben, der Wunder wirkt, und kämpft für das Recht zu leben, das alle besitzen, weil sie Menschen sind. Das ist das Geheimnis der Liebe, um das nur die Toten wissen, alle die frühen Opfer, und das die Lebenden vergessen haben.“ Eine schlichte Bauerngeschichte, und doch in die Sphären ringenden und leidverföhnenden Menschentum erhoben. Und dieses Einzelschicksal des Gezeichneten nun verwoben in eine Reihe von lebenswahren Bildern aus dem flandrischen Volkstum und der flandrischen Landschaft. Wir erleben am Anfang ein Festmahl der heimkehrenden Schnitter, bei dem diese Ärmsten mit dem Verdienst ihrer harten Fronarbeit einen Tag lang in wahnwitzigem Prassertum den Herren spielen. Lyrisch beschwingte und dramatisch bewegte Szenen wechseln miteinander ab: die Bilder in der Schenke und auf dem Marktplatz, auf dem Schlosse und in ärmlichen Dachkammern, auf dem Wiesenplan und einsamen Bauernhöfen und im stillen Waldwinkel, die Weihe der Christnacht beim flandrischen Bauertum prägen sich uns unvergeßlich ein. Und als Kleinod des Ganzen empfinden wir die Liebe der armen jungen Magd zu dem Todgeweihten, jene Liebe voll unschuldiger Leidenschaft und mildmüthiger Wehmut. In seiner lebenswahren Verbtheit echt volkstümlicher Kunst und seinem gemüthsstarken Tiefinn, in dem Wechsel selig jubelnder Freude mit feierlichem Ernst, in seiner einfachen und doch markig-klangschönen Sprache wird das Werk auch Wiederhall in deutschen Herzen finden.

Von der gleichen hohen Denkweise ist auch Kooßes zweites Werk, das Christusdrama „Der Meister des Lebens“, erfüllt. Die Handlung umfaßt die Ereignisse in Jerusalem vor der Kreuzigung. Die biblischen Berichte sind in plastische szenische Vorgänge gestaltet — römisch-hebräische Menschen und Landschaft, und der Grundton des Ganzen dennoch von germanischem Geist beseelt. Das Weltreich Roms und das Gottesreich des Messias ringen um die Seelen der Menschen; in wuchtiger Kraft schildert uns dies die Volksszene des dritten Aktes vor der Kreuzigung. Würdevoll und verklärt von innerer Leuchtkraft schreiten edle Frauen durch das Werk, ahnungsvoll ist ihnen im Traum das Geheimnis des Meisters des Lebens aufgetan, in strahlender Siegestraft kündigt ihnen ein Wunder des Heilands auf dem Wege aus Golgatha die Wahrheit dieser Träume. Die frei schöpfende Phantasie des Dichters hat mit diesen Frauen dem Drama Edelgestalten geschenkt, die als Sendlinge des Lichtes den unnachteten Gemüthern ihrer Zeit entgegentreten und uns die biblischen Berichte bedeutsam ergänzen und vertiefen.

Das Geheimnis der Dichterkraft Kooßes ist die straffe Entschlossenheit, der harte, herbe Ernst unerschrocken kämpfenden Mannestums und ein wirkungstief beseelter Eifer in seinem

Schaffen, das einer in Macht- und Goldgier verstrickten Welt das Gebot gläubig mitleidvoller Liebe künden und in die grauenvolle Seelenöde der Gegenwart ein Frührotleuchten besserer Zukunft strahlen will. Es ist nicht das unechte und abstoßende Weltumarmungsgeschrei unserer Modeliteraten, sondern die wahrhaft brüderliche Gesinnung zur Befeehlung der Menschheit. Möge dem Dichter in seinen edlen Strebezwecken auch bei uns noch mancher Freund und Mitwanderer gewonnen werden!

Dr. Paul Bülow



Was wollen wir lesen?



hriftsteller, habt acht! Es geht nicht um mechanische Gebote, daher ist es nichts für die Artigen, die Ästheteten, die überzeugungstreuen Diener einer Richtung und einer ausgegebenen Parole. Sondern es geht um die Zeit, um diese wilde, stürmische Zeit, gleich gewaltig im Bösen wie im Guten. Es geht darum, ob der Schriftsteller, mitgerissen, mitgetragen von den rasenden Wirbeln, untergeht oder, ans jenseitige Ufer geschleudert, die wie vom Steinhagel zerschlagenen Glieder ins Licht emporreckt, sich umsieht und sein Volk grüßt, das um ihn steht.

Sein Volk sind wir. „Wir“ sind die Alten, die sich aus Trümmern herausarbeiten, die durch Hunger und Not gegangen sind, die unter dem Kriegsdonner standen und unser Liebstes sterben sahn. Und „wir“ sind die Jungen, in deren blühenden Zügen der heilige Ernst flammt: Vaterland, warte auf uns, wir kommen!

Das sind wir. Und was wollen wir lesen? Nicht lesen wollen wir mehr das, was um 1913 Mode war und als „vielgelesen“ galt. Nicht die matten, aufgekochten Tränke eines spielerischen Ästhetentums bringt uns mehr! Nicht die Kunst von vorgestern, sondern die von heute und am liebsten von morgen. Wir sind heute anspruchsvoller, als wir 1913 waren. Das lose Geflatter genügt uns nicht mehr. Wir begehren das Stärkste, was ein starker Mensch hat, und was ganze Herden von Schriftstellern des jungen 20. Jahrhunderts nicht hatten: ein lebendiges Herz, eine Kunst, die aus starker Wurzel wächst, die echt in der Wolle ist — nicht nur ein Talent zum Auspinseln von Schablonen, hergestellt in der Fabrik eines Ismus.

Wir wollen Bücher lesen von denen, die mehr können als wir, und die uns helfen. Bücher, die an unser Herz klopfen, daß es klingt.

Schriftsteller, die ihr nicht zu den nachgemachten Künstlern gehört, zu denen, die artig sein müssen vor der Tagesmode, weil sie sonst nichts sind, die ihr selber etwas könnt, habt acht! Die Zeit ist groß, und wir sind anspruchsvoll und ungeduldig. Wir lassen uns nicht hinters Licht führen. Wir lassen uns nicht täuschen durch hohe Auflagen. Die täuschen oft grenzenlos. Die Masse sucht das Vorgestrige. Wir fordern mehr.

Wir fordern mehr, als Ina Seidel in ihrer Novellensammlung Hochwasser (Fleischel & Co.) uns gibt. Es ist ein Büchlein besserer Ästhetik, aber einen starken Herzschlag hat es nicht. Wir fühlen, wie die Gestalten und Geschehnisse gemacht, gestellt sind, so daß die Verfasserin sich wohl meist befriedigt sagen kann: „Es ist gut gelungen.“ O ja, für Leser von 1913, aus einer matten, fatten Zeit, die nichts Stärkeres begehrte als stilisierte Auschnitte aus dem Leben. Es ist die Kunst von vorgestern, die Ina Seidel zeigt. Morgen brauchen wir die harte, klare, unerschöpfliche Kraft einer Supper, die aus dem Volke wächst, aber es nicht umspielt, umschmeichelt oder seine Nöte um des ästhetischen Genußes willen herauszerzt.

Es fällt auch seltsam einiges auf. Das Bild eines preußischen Hauptmanns im Kriege wird ins Häßliche, Abscheuliche verzerrt, wie er um eines ecklen Liebesspiels mit einer Französin willen einen guten Jungen, den Sohn seiner Verlobten, in den Tod schießt. Ein leises, spöttisches Lächerlichmachen, mit französischen Augen gesehen: „Disziplin! hieß das Wort, das wie ein

Schlag mit der Reitgerte durch die Luft fauste, wenn es nur gehörig zwischen den Zähnen hindurch gezischt wurde.“ Und andererseits das liebevolle Versenken in die letzten Stunden einer jüdischen Kommunistin. Diese Verteilung von Spott und Liebe nannten die Ästhetiker von 1913: künstlerische Objektivität.

Wir brauchen jetzt etwas anderes als diese papierene und sehr durchsichtige Objektivität. Wir wollen die Subjektivität des Herzens, aus der zehntausendmal mehr künstlerische Wahrheit strömt!

Wie eine deutsche Schriftstellerin jetzt in dieser blut- und jammergetränkten Zeit eine Novelle schreiben oder veröffentlichen kann wie „Das Menuett auf Tahiti“, wird ein gesundes Empfinden, das in der Sturmflut atmet und nicht nur am Schreibtisch, nie verstehen. Es ist in geiler, französischer Manier geschrieben und macht Franzosen zu Helden. Ob's ästhetisch schön ist oder nicht, kümmert uns nicht. Wir wollen Schriftsteller, die deutsches Blut und deutschen Stolz in sich haben.

Liebe und Achtung sind wir wohl schuldig dem Dichter der Biene Maja, dem Waldemar Bonsels, der in Eros und die Evangelien, aus den Notizen eines Vagabunden (Rütten und Loening, Frankfurt a. M.) uns ein neues Buch beschert. Aber es geht beim besten Willen nicht. Bonsels ist in unserem Schrifttum eher ein zartes, empfindsames Mädchen, als ein Mann. Das konnte reizend sein, aber es hält nicht Stich. Sein Eros gehört auch zu den leeren Büchern, die wir vorgestern liebten, es ist ein spielerisches Suchen und Verkünden, das dem starken Strom der Zeit nicht mehr entspricht. Was heißt „Vagabund“? Herumbummelnder Ästhet wäre besser gesagt. Ein richtiger Landstreicher, richtig gesehen und erfasst, wäre mir lieber. Eine überirdische Schustertochter, die wir nur im Sterben sehen und die z. B. sagt: „Der Wandel der Natur hat keine Kraft, über seine Kreise emporzuheben, allein der Geist“ — und ein adliges Mädchen, das in der Nacht zu ihm kommt und unter dem Mantel nichts trägt wie die „blasse Mädchenherrlichkeit“, stellen so etwas wie die himmlische und irdische Liebe dar. Die sind, dafür birgt Bonsels Name, hohe Schönheiten, Zartheiten, Weisheiten in diesen unendlichen Zwie- und Selbstgesprächen, die den Inhalt des Buches ausmachen, auch liebreizende Darstellungen, wie vom rinnenden Sand, der den hineingeschriebenen Namen nicht festhalten kann. Aber manches, was zart wirken soll, ist doch nur plump. Es tut auch künstlerisch weh, wenn wir Vorgänge erleben wie in dem dunklen Garten, in dem der „Vagabund“ zu der schlafenden, Niesgeschauten hinausspricht, die hinter dem offenen, erhellten Fenster ohne Nachtschmerz im Bett liegt und liest, und wie er wunderschöne Worte sagt, die er doch notgedrungen nicht sehr erhobener Stimme sprechen mußte. Das ist alles reichlich gekünstelt. Es soll geheimnisvoll sein und ist nur schwach.

Bei Rudolf Binding: Legenden der Zeit (derselbe Verlag) werden wir schon aufmerksamer. Auf dem Umschlag steht, in nicht gerade ausbündig geschmackvoller Verlegerart, ein Lobgesang von Ludwig Finkh. „Es sind moderne Legenden, die den Anschluß an unser heutiges Empfinden (darauf sind wir ja gerade aus!) und die seltsame Kette vom Himmel zur Erde geschlungen haben.“ Nun, nach der ersten Novelle, in der ein Engelschen vom Himmel herabzuckt und unten ein reizendes Menschenkind wird, kann ich Finkh nicht recht geben. Unser „heutiges Empfinden“ reunt allerdings den Himmel an. Fragen werden lebendig, die wir längst in fatter, spießbürgerlicher Selbstgefälligkeit begraben glaubten. Gott und Teufel nehmen wieder Gestalt an für den Menschen. Aber damit, daß ich mir den Himmel als glänzenden Hofstaat mit Hofmusik, Kronratsitzungen und einem pedantischen lieben Gott vorstelle, entspreche ich nicht dem heutigen Empfinden. Um andererseits aber durch reizende Schalkheit zu betören, hat dem Verfasser doch die natürliche Naivetät, die ein Richard Leander hatte. So wirkt alles gewaltsam und für das religiöse Empfinden verlegend. — Auch in der zweiten Legende: Der Stille, der die Welt um sich herum nicht wahrnimmt, wird anfangs mit dem lieben Gott wieder sehr respektlos umgesprungen, dann aber klingt doch ein erfrischend starker Ton auf, der diese Geschichte weit

über die leeren Spielereien der anderen beiden Bücher hinüberträgt. Es kommt ein Stücklein Kraft zum Ausdruck in der Forderung, daß man nicht gebüdt als armer Sünder durchs Himmels tor einschleichen soll, sondern stolz und keck als Ritter, der seine Sach auf Erden besorgt hat und sich nun nicht fürchtet. Die Geißlichkeit ist nur als rückgratbrechendes Pfaffentum gesehen. Das mag für den Fall gelten, aber wenn der Verfasser nicht mehr von ihr weiß, so weiß er nicht genug. — Ganz unumschränkt reizend und lieblich wie ein altes, süßes Weihnachtsbildchen in leuchtenden Farben ist die letzte Geschichte vom Christkind und dem Peitschen, und scheide ich leidlich versöhnt von diesem Legendenerzähler.

Ein wirklicher Versther unserer Zeit ist Walter Bloem. Es war nicht alles Gold an ihm, was glänzte. Seine großen Vorkriegsromane hatten oft bei mächtiger Darstellungskraft keinen rechten Kern, oder einen faulen. Aber im „Vormarsch“ war der Kern fest und gesund und er ist es auch in dem zweibändigen Werk Gottesferne (Grethlein & Co.). Dieser Dichte ist allerdings gerissen worden durch die Wirbel der Zeit, und er steht mit zerschlagenen Gliedern am neuen Ufer. Noch vermag er unser Volksgeschick nicht zu schildern, das verstehen und ehren wir. Zu erschüttert, zu wund ist Herz, Sinn und Kraft. Aber unter dem Bilde der gegen die Bischofsgewalt ringenden und in heldenhaftem Widerstand untergehenden Stadt Würzburg finden wir unser Volksgeschick wieder. Wie spiegeln sich in dem Bechen, Schlemmen und Tanzen vor dem Untergang, in dem kindlich gläubigen Anklammern an falsche, schwache Stützen in der ausbrechenden Wut der Straße Vorgänge wider, die wir noch als frisch blutende Wunden an uns tragen! — Der Name Gottesferne gilt mehr äußerlich, als Kirchenferne, Kirchenbann an Roseggens Gottfucher erinnernd. Aber trotzdem geht es ans Mark.

Schlachtgetümmel schildert keiner wie Bloem. Herzerhebend klingt das mächtige „Nein!“ das „Dees tu mir nit!“ bei der Forderung zur Auslieferung der Führer. „Alle Menschen haben unrecht, nur Gott hat recht“, ist das letzte dumpfe, erschütternde Ergebnis. Bloem hat dies Werk nicht leicht herausgeschüttelt, er hat es mit Blut geschrieben. Und das sei ihm gedankt!

Deutschland! Deine Schuld, o deine große Schuld! Nicht da, wo hämische Feinde und Lasterer sie suchen, liegt sie, aber sie weint aus Büchern heraus gleich dem Wegbereiter und die Liebe von Paul Burg (Staatmanns Verlag). Es bringt das Leben Friedrich Lists dieses großen Wegbereiters für Deutschlands Ruhm und Größe, den noch heute so wenig kennen! Dieses Mannes, den sein Heimatland Württemberg auf den Hohenasperg schickt als er seine ersten Eisenbahnpläne laut werden ließ, den sein König vor der weinenden Gattin einen Verbrecher am Vaterland nannte, der in Amerika Rettung suchte vor der Verfolgung enger Schreiberseelen, die ihn beargwöhnten, weil er die Schuld beging, sein großes deutsches Vaterland mehr zu lieben als sie alle. Und als der helle Kaufmannsgeist der Amerikaner ihn sofort erkannte und stützte, als er seine erste Versuchseisenbahn dort laufen sah, wie riß es ihn in Sehnsucht, ja in Reue unwiderstehlich zurück nach Deutschland! Sein Denken und Sinne bei Tag und Nacht gilt nur dem einen: daß Deutschland eins sei, nicht mehr zerrissen in laute kleine Ländchen mit ihren Zollgrenzen, und die Eisenbahn soll dazu helfen. Sie verbind Nord und Süd, sie trage den Schwarzwälder Kaufmann ans Meer, sie hebe die jammervoll kleinliche Beschränktheit auf, sie erschleße den Deutschen die Welt! Er kommt zurück und findet — Widerstände über Widerstände. O, man lese dieses Buch! Man lese, wie ihm sein Werk unter den Händen entwunden, gestohlen, wie er von Strebern und Neidlingen verdächtig um all das Seine gebracht, mit seiner Familie ins Elend gestoßen wird. Ist's nicht ein bekannte Klang, der uns heute noch nicht fremd ist: „Man tritt sich, man schrieb Buch um Buch über das Problem. Der Drucker verdiente, der Plan erstikte.“

Man lese Lists heldenmütige Kämpfe, in immer neuem Vertrauen, in Humor, in stetig wieder neu aufbauender Liebes- und Arbeitskraft, und dann seinen entsetzlichen Tod von eigener Hand in den schneeverwehten Bergen von Ruffstein. —

Leider hat der Verfasser ein schwerverständliches Gespieler von Göttern und geheimnisvollen Menschen um dies Geschehen gewoben, die wohl die inneren Kräfte versinnbildlichen sollen, aber es gar nicht nötig haben. Sie stören nur die eindringliche Schlichtheit des Geschehens, und stören auch das Kunstwerk an sich. Ich möchte eine Bitte an den Verfasser und die Allgemeinheit richten: das Buch von diesem Beiwerk zu befreien und es der Jugend in die Hände zu geben. Das kommende Deutschland soll sich vor den Fehlern des vergangenen hüten. Es trägt sie mehr in sich als es glaubt. Die größte Sünde eines Volkes aber ist, seine eigenen großen Männer nicht zu erkennen und zu ehren.

Wir stehen jetzt auf gutem Boden. Freiheit, eine Preußenjugend von Erich Wentscher (Grottescher Verlag) zeigt uns in starker, unverfälschter Wirklichkeitstreue den furchtbaren Einbruch der räuberischen Horden in der Franzosenzeit und den herrlichen Freiheitskampf. Der Stil ist meist schlicht und stark, angemessen dem Großen, jetzt wieder so lebendig gewordenen Geschehen. Nur hin und wieder klingt es wie eine Erinnerung an die Gesuchtheiten der Vorkriegszeit, aber es sind vereinzelte Ausnahmen. Der starke Ton ist da, die lebendige Darstellung, und unsere Herzen gehen mit. Ein hohes Mutterwort in Ehren: „Wo jede Mutter ihr Recht verwickelt hat, gebe ich deine Stirn den Kugeln frei. Ich gebe dich frei, daß du wachst, daß du stark wirst, daß du uns frei machst. Ich gebe dir auf, das Blut deines Bruders mit dir zu tragen, bis Weichsel, Oder und Elbe sich röten von Franzosenblut! Laß jedes Brot dir bitter schmecken, bis du die Preußenfahne über unsre Erde trägst!“

Aus wirklichem Leben heraus sind die Schlacht- und Kampfbilder gezeichnet. Auch dies ist ein Buch für die Jugend. Man kann heute von einem Buche nichts Besseres sagen. Die Jugend ist jetzt alles.

Wie sich die Jugend von gestern zu der von morgen selber erzieht, sagt uns das vorzügliche Buch von Hans Schoenfeld: Im Schatten Kleists (Grunow, Leipzig). Freilich versteht ein gesunder Mensch von heute es wohl kaum mehr, wie sich ein Jüngling, um ein Lebensziel zu haben, Kleist als Vorbild nimmt und in der ganzen Lebensführung alles auf diesen Schatten einstellt. Es klingen da schon theosophische Grundtöne mit, die später noch stärker werden. Wie durch allerlei Versuche, auch mit dem weiblichen Geschlecht, die natürlich nur enttäuschend sein können, durch Ringen und Verzweifeln an der eigenen Kraft der Suchende schließlich, gerade durch Kleists starkwilde Natur mitgerissen, an der reinen Klarheit Kants anfängt zu gesunden, das ist ein gutes Bild der Jugend einer vergangenen, übersättigten Zeit. Der Krieg, der dann den Jüngling zwischen seine Räder nimmt, zermahlt noch vollends diese weiblichen Selbstbetrachtungen und baut den Mann. Ein starkes Talent kündigt sich in dem Buche an, dem wir nur noch eine straffe Beschränkung zu wünschen haben, um manches Gute von ihm zu erwarten.

Ein Bekannter und Bewährter grüßt uns aus dem Lenauroman Dämonische Jahre: Adam Müller-Guttenbrunn (Staatmanns Verlag). Das unruhvolle Dasein des Dichters steht hier im Anfang der Jünglingszeit. Dies Buch, dem ein weiteres folgen wird, ist erst wie das Andante in der Sonate. Eine Meisterhand führt den Stift, führt ihn über die Bedrückung österreichischen Lebens damaliger Zeit, als Kaiser Franz keine Dichter, sondern Beamte wollte, als die Fesseln der Familie den Dichter drückten, als ihn nicht Liebe von der dunklen Unrast seines Wesens erlösen kann und die Schwermut auch im Stuttgarter Kreise des warmherzigen Schwab nicht weichen will. Im Kleistroman heißt es einmal: „Es hat immer seine Bedenken, gewesene Menschen, und zumal solch problematische Naturen, zum Gegenstand künstlerischer Darstellung zu machen. Letzten Endes gibt's doch immer ein schiefes Bild.“ Das trifft zu für jeden, der seines Stiftes nicht so Herr ist wie Adam Müller-Guttenbrunn. Seine Bücher sind in ihrer klaren, sachlichen und doch lebhaften Darstellung ein sicherer Wegweiser durch das Leben vergangener Zeit.

Andere Klänge, und wieder zwei bewährte Namen. Neu-Lohe von Speckmann (M. Warnack), Jakobsleiter von Ludwig Finckh (Deutsche Verlagsanstalt). Beides Bücher,

wie man sie gern einander schenkt, weil man ihrer Güte und Schönheit sicher ist. Alles Guter kann man auch hier wieder gewiß sein, sie „lesen sich“ wundervoll, leicht und dennoch spannend, man hat seine Freude an dem Norddeutschen wie an dem Süddeutschen, aber —. Auf dies Aber lief der lobsingende Satz hinaus, gewiß. Es ist kein schlimmes, aber ein Aber ist's doch. Sie sind beide nicht genug, sie reichen nicht an sich selber heran. Wie spricht Ludwig Finckh zu uns voll feiner, köstlicher Sinnigkeit, aber manchmal fehlt das Heruntersteigen in die Tiefe der Dinge, es fehlt das große Rütteln der Kraft. Und in Neu-Lohe wird bei der prachtvollen Darstellung des bäuerischen Anwesens die Bodenreformfrage angeschlagen, ja zum Drehpunkt gemacht und — nicht erschöpft. Die Siedlungsfrage wird so leicht behandelt, daß es der bitterharten Wirklichkeit, in der die Siedler oft mit Drangabe ihrer körperlichen Gesundheit, oft geradezu niederbrechend und dann noch vergeblich, ringen, nicht entspricht, so daß es jetzt falsche Hoffnungen weckt, da Baustoffe fehlen, da das Reich nicht annähernd genügend hilft, da die Art eines bisherigen Städtlers meist dieser schweren Arbeit gar nicht gewachsen ist und idealistische, abtretungsfreudige Bauern wie dieser Otto nicht so leicht zur Regel werden dürfen. Und schönmalen wollen wir jetzt weniger als je! Gewiß, auch das „Wider“ hört man, das ganze Buch ist eine in Form einer Erzählung gefaßte Abhandlung über die Bodenreform. Es mag so sein. Wenn es so lebt, wie dieses Buch, hat dieser etwaige ästhetische Mangel nichts, rein gar nichts zu sagen. Aber das Wider ist allzu dürrig, nur auf die bäuerliche Selbstsucht gestellt, eine „Politik im Westentaschenformat“, wie sie selbst bezeichnet wird. Dagegen fehlen die Wirklichkeitsgründe. In Einzelfällen wird sich solch ein Neu-Lohe, eine Siedlung auf altem Kulturboden, abgetrennt vom großen Bauernhof, wohl bewähren, und es wäre unsrer Sehnsucht Ziel für unser Volk. Aber nun spricht uns auch von der Härte und Vergeblichkeit dieser Arbeit, neben dem Gelingen, dem Versagen der Kräfte und des Willens, von dem Zerrinnen schöner Hoffnungen! Wir müssen alles wissen, wenn etwas werden soll, das nicht nur im himmelblauen Dunste steht, das auch Bestand hat und wirkliche Hoffnung darbietet für unser Volk.

Eine wundervolle, gesunde Frische weht uns entgegen aus den Pastorenjungs von Hermann Bouffet (Jugendlese, Berlin). Gerade heute haben Jugenderinnerungen, wenn sie tief durchlebt und frisch erzählt sind, einen besonderen Zauber. Was tauchen da aus dem Dunkel der alten Stadt Lübeck für herrliche, verwittrte Gestalten auf! Der alte Vetter Pastor, der seiner liebevollen Waise ihren ganzen reichbesetzten Tisch auf einen Sitz leer frißt und sich auf einem hinterlassenen Bettel entschuldigt, daß er zum Mittagessen heim müsse! Derselbe Vetter hält ein anderes Mal von der Kanzel herab seinen Kumpanen eine Strafpredigt, daß sie wie begoffene Pudel davonziehen. Dann sehen wir die neue Pastorenwohnung, die so eng ist, daß die Mutter am Sonnabend, wenn der Vater bei der Predigt nicht gestört werden darf, durchs Fenster in die Schlafstube aus- und einsteigen muß. Dann das Entsetzen der Jungens, die ihren respektablen Onkel plötzlich von hinten nackt und ohne sein schönes Haar unter der Dusche sehen. Dann Mutters rührendes Rechnungsbuch, das nicht stimmen will. Und dann die Jungenstreiche! Wie werden wir allesamt wieder jung bei solchem herzerquickenden Lesen! Wie rühren die Sonntage uns ans Herz, wie geht verstoßen fremdes Menschenleid aus der Gemeinde, oft in rührend komischer Tragik, durch diese Kinderwelt. Dieses Buch gehört zu denen, die wir heute und morgen brauchen.

Die zwei Nationen von Traugott Lamm (Bibliogr. Institut, Leipzig). Ein Buch der Jetztzeit, wirklich aus der Jetztzeit heraus, ohne Tagesmache zu sein. Fein, tief und kräftig. Das Leid des Volkes tragend, das in zwei Nationen auseinanderfällt. Die Not der Gefangenschaft, die Verzweiflung der Zurückkehrenden, die Herzenskälte des Pazifismus, die ersten Töne der neuen deutschen Kraft, die leise erwacht. Auch das jeweilige Versagen des Abels, die tödliche innere Erschlaffung, der dann der kräftige Satz des früheren Unteroffiziers ein wenig aufhilft: „Det jlob ik, den janzen Dag in' Sarch liejen en nix tun!“ Wir Mütter kennen in unsern Herzen den Ausspruch der einen: „Wenn's der Herrgott mir gewähren wollt, daß

ich mit einem Wort meinen Jungen auferwecken könnte von den Toten, ich spräche das Wort nicht, ich ließe ihn schlafen in der Erde. Denn er soll nicht aufstehn, um zu erleben, was wir erleben müssen, unter Sozis und Juden, unter Schiebern und Wucherern und Hamstereern.“ Auch hier kommt ein Nachthemd vor, wie bei Bonsels, aber diese Geschichte ist ein Stücklein kräftiger und gescheiter. — Es ist dann noch ein wilder Kampf mit Spartakisten erzählt, mit Einbrechern und Räubern, wie ihn sich unsere Jungens nicht schöner wünschen können. Er reizt die Frage auf: Selbsthilfe — oder Warten auf den Arm der Gerechtigkeit? Und wir sind mit dem Verfasser der Meinung, daß es doch in wilder Zeit ein gutes, männliches Ding ist um die Selbsthilfe und ein fades um allzu große Tugend. Eine schwache Polizei ist ärger als gar keine, denn sie hindert die Guten und bestärkt die Schlechten. Ein rechter Mann aber steht vor seinem Heim, vor Weib und Kind und dem schwachen Alter, und wenn er dann blut-scheu ist, ist er kein Mann.

Ein feines, tüchtiges Werk ist das Familienbuch Die Gylfens von Sophie Charlotte Zell (Rippel, Hagen), einer bekannten und verehrten Schriftstellerin. Die feine Kultur einer erzogenen Persönlichkeit grüßt uns aus allen ihren Schriften und grüßt aus diesem Buch, das uns tüchtige, lautere Menschen zeigt, die teils in Deutschland, teils in Schweden ihre Heimat haben und deren Erlebnisse uns je länger je stärker fesseln.

Aus Familie Wesselingk von Marie Gerbrandt (Zettke-Verlag, Berlin-Grünwald) weht erquickende Landluft. Es ist das Buch einer Heimattreuen, die es weiß, wie diese Kraft auch auf fremde, abgewandte Seelen wirkt. Marie Gerbrandt ist eine von denen, die unser Volk sich erst verdienen muß. Es scheint mir, als wenn sie sich selber noch nicht genug kennt, noch nicht den Mut hat zu ihrer eigenen Art. Bliebe der Geist der Macher und der leeren Ästheten auch über das große Unglück hinüber bei unserem Volk, tauchte auch er wieder mit um neuen Ufer auf, dann gingen solche deutschen Dichterinnen rettungslos für unser Land verloren. Aber wir haben doch schon Wetterzeichen, die anders deuten. Und dann werden wir staunend sehen, wieviel unbeachteter Reichtum unter uns war. An Marie Gerbrandt der Ruf: Glaube an dich, du hast ein Recht darauf!

Einen umfangreichen Band, den er Grübeleien nennt, übergibt Gustav Frenssen der Öffentlichkeit (Grottescher Verlag). Es steht viel Gutes, Wahres, auch stark Nationales darin, und es ist fraglos, daß es den Leser fast auf jeder Seite fesselt. Und doch fragt man sich: Warum sagt er das alles? Er spricht zuviel aus, er redet zuviel, er treibt immerwährende Selbstbeobachtung. Und was noch viel schlimmer ist: er erzählt Erlebnisse aus den Familien einer Gemeinde, die er still verborgen ruhen lassen müßte. Es muß ja schrecklich für die Leute ein, wenn ihr Pastor nachher alles ausplaudert. Daß er die Namen bis zur Unkenntlichkeit verwischt, hilft doch gar nichts.

Wohin kommt ein Mann, der sich unaufhörlich selbst beschaut, der wichtig erzählt, daß er in der Nacht dreimal aufgewacht sei? Wo aber bleibt die Aufgabe, würdig unsrer Zeit, wie Frenssen sich jetzt stellt?

Aber das erotische Leben der Frauen sollte er nicht so viel schreiben. Er kennt es doch nicht recht, und warum macht er sich so eifrig zum Anwalt sinnlicher Frauen, die keineswegs für alle gelten?

Zum Schluß das Beste: Auguste Supper, Der Weg nach Dingsdå (Deutsche Verlagsanstalt). Wenn mich einer fragt: Was willst du lieber haben, ein Buch von Selma Lagerlöf oder von Auguste Supper?, so besinne ich mich nicht eine Viertelsekunde und wähle unsere schwäbische Dichterin. An künstlerischer Kraft nimmt sie es schier mit der Schwedin auf, und mag sein, daß sie beim Wettlauf auch mal ein bißchen beiseite rutscht und die Lagerlöf je um eine Nasenlänge schlägt. Aber wenn sie nicht mit dem Genieschlüsselchen aufgezogen werden, sondern am Herzen, da kehrt Auguste Supper am Ziele schon wieder um und holt die Schwedin zweimal über. Ich habe in den herrlichen Büchern der Lagerlöf einen leeren

Punkt gefühlt, und als ich ihren Aufruf um unsere mißhandelten Kriegsgefangenen las, und den sie erst gebeten werden mußte, und der ein Schreibtischartikel war, sah ich den leeren Punkt in seiner ganzen Deutlichkeit. Aber bei Auguste Supper finden wir ihn nicht. Ihre kurzen Skizzen (und das ist und bleibt ihr Schönstes) sind Meisterstücke von unvergänglichem Art. Ob sie von Pfarrers Hund erzählt oder wie einer in den Bach fällt, sich an der Sonne trocknet und allen Lebensmißmut ausdünstet, ob sie die geheimnisvollen Saiten anrührt in der Sommernacht oder ob wir mit den drei Männern und ihren unbezahlten Rechnungen sitzen in dem furchtbaren Gewitter in der Schuhhütte — wir fühlen den Herzschlag der großen Kunst. Und das ist's, was wir brauchen, wir Alten, die wir aus den Trümmern steigen, die Jungen, die dem Vaterlande zuwachsen. Das ist's, was wir lesen wollen in dem Gewitter, das über uns steht.

Marie Diers



Der Versucher

Auf der aus dem elften Jahrhundert stammenden Bronzetüre des Doms zu Hildesheim steht in sechzehn Reliefbildern die Geschichte des Sündenfalles und der Erlösung. Mit naiver Drahtik, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt, sind die wesentlichen Einzelheiten erzählt. Von besonderer, ungewollt humoristischer Sinnfälligkeit ist die Szene, da Gottvater vor die beiden ersten Menschen tritt und sie wegen ihrer Übertretung verhöört. Beide stehen in plötzlichem Bewußtwerden ihres Nacktseins in schrecklicher Beschämung tief gebückt. Adam deutet mit höchst verlegener Entschuldigungsgeste auf Eva, diese ebenso auf den Drachen. Dieser, zwischen ihren Beinen hündisch durchkriechend, blickt mit dem unschuldigsten Gesicht zu ihr auf, keines will schuld sein.

Der Versucher erscheint hier, ein vereinzelter Fall, als Drache. Gewöhnlich begegnet er uns, der biblischen Schilderung gemäß, in Schlangengestalt. Und zwar meist als Schlange mit einem weiblichen Menschentopfe. Holbein zeichnet in dem Sündenfall seines „Totentanzes“ die Schlange mit einem Frauentopf, nach Basler Mode aufs artigste mit einem Stirnband geschmückt. Hugo van der Goes auf seinem Wiener Paradiesesbild bildet sie nixenhaft mit menschlich entwickeltem Kopf und Rumpf, dessen untere Hälfte jedoch sich schlangenvulstig formt und in einem plumpen glatten Schwanz endet, der beim Stehen den schwachen Eidechsenbeinen als Stütze dient.

Ein Mischwesen von Schlange und Drache ist das Ungeheuer auf dem Relief der Externsteine bei Horn in Westfalen (1115). Zwei Schlangen, die in einem gemeinsamen löwenartigen Leib enden, umwinden und pressen das kniende erste Menschenpaar und in ihm die der Sünde erlegene Menschheit. Ein mittelalterliches Gegenstück zum Laokoön. In ähnlichem Sinne finden wir auf alten Darstellungen oft Adam unter dem Kreuzifixus und die Schlange den Kreuzesfuß umwindend, worin in das Motiv des Sündenfalles schon jenes der Erlösung tritt. Diese Darstellungsform kommt schon in der karolingischen Zeit vor.

Die Versuchung des ersten Menschenpaares ist eines der seltenen Motive in der Darstellung des Teufels, wo dieser eine ernsthafte Rolle spielt. Verhängnisvoller geht es ihm schon bei der „Versuchung Christi“. Da juckt es die frummen Künstler mächtig, den alten Schwarzen zu foppen. Lustig wird er ausgestattet mit Fledermausflügeln und Drachenschwänzelein, also daß dem Weisen von Nazareth wohl ein Lächeln ankommen muß, wie er den Höllensucker durch den Wüstensand herantänzeln sieht. Diese Szene auch ist es, die erste Versuchung: „Bist du Gottes Sohn, so sprich zu dem Stein, daß er Brot werde!“ die meist zur Darstellung gewählt wird, während die beiden andern, die Versuchung auf dem Berge und auf des Tempels Zinne — letztere ist nur in der italienischen Kunst die übliche — weniger be-

ebt sind. Manchmal findet eine Zusammenziehung der ersten und zweiten statt, indem der Teufel den Stein dem bereits auf dem Berge sitzenden Christus bietet; so auf dem Relief im Dom zu Paderborn, 13. Jahrhundert, wo der Versucher in seiner frechen Klüglichkeit eine stilkliche Figur macht.

Trefflich auf leckerste höllische Manier ausgepußt erscheint er auf einem Stuch des in den Schongauerkreis gehörigen fränkischen Meisters L. Cz., mit einem phantastischen Tierkopf, blätterartigen Hörnern, Fledermausflügeln, Hängebrüsten, Köpfen an allen Enden, vorn ein Schweinsgesicht mit weit herausbleckender Zunge, hinten eine Seeperfersfranze mit als Schwanz sich verlängernder Nase. Hahnenköpfe an den Knien, Krallen statt der Hände, Vogelfüße.

Ein Versucher-Teufelchen sehen wir gelegentlich ungerechten Richtern im Nacken sitzen und ihnen Lügen einblasen. Auf der Marter des hl. Vincentius im Basler Münster, einem romanischen Relief, kraut ein Teufelchen dem Richter den Kopf.

Die geistreichste und bedeutendste Darstellung des Versuchers, die das Mittelalter zeitigte, ist jene am Straßburger Münster. Wer möchte in dem höfischen Junker mit der Rosentrone auf dem modisch frisierten Kopf den dummen, alten Teufel erkennen? Nein, das ist ein schmucker Stuker, der mit einem Apfelschen in der Rechten den törichtigen Jungfrauen winkt, während die linke kokett die Falten des Gewandes über den Hüften zusammenzieht. Wie gebannt, in wiegenden Schritt einer betörenden Reigenweise schreiten sie auf ihn zu, während die Augen Jungfrauen der ernstesten Gestalt des Erlösers folgen. Die Himmelsstraße, dort Weg der Welt! Geblendet und entzückt taumeln die Verführten dahin. Sie sehen nur die ihrer Lust und Laune schmeichelnde wonnige Erscheinung des jungen Schäckers, der so recht die eine Art eines in Lautenschlag und Minnesang geübten, eines in allen Burggärtlein und Frauenkemenaten kundigen, eines zu allen galanten Abenteuern bereiten, in Glück und Liebe reisenden, liebenswürdig verwegenen Minneritters hat. Sie lauschen dem lockenden Wort des süßig lächelnden Mundes, um den Grübchen springen. Sie folgen dem Wink der vertraulich zwinkernden Augen. Und sie sehen nicht, daß des Junkers Rücken von eklem Schlangengewürm benagt und schon ganz zerfressen ist.

Der richtige Humor des Mittelalters kommt erst zutage bei der „Versuchung des l. Antonius“. Ihr unübertroffenes Vorbild schenkte uns Martin Schongauer in seinem berühmten Stuch, der weit über die deutschen Grenzen hinaus Ruf gewann. Fand doch selbst der ernste Michelangelo Freude daran, ihn zu kopieren. Die Szene spielt in der Luft. Rechts unten ein Streifchen Gefild, wo der fromme Mann haust. Aber nun ist der Schwarm über ihn gekommen und hat ihn gezerrt und in die Luft gerissen. Ein Schwarm ungeheurer Insekten mit eisernen Klauen und Stechrüsseln. Pestilenzialische Zwickteufel. Die Rücken im Sirup hängen sie an ihm, kitzeln ihn boshaft an der Schläfe, unter den Armen, an Hüften und Schenkeln, hauen selbst mit Prügeln auf ihn ein. Der arme Heilige zeigt die zwiespältige Miene leidender Jugend.

Mit einzigartigem Humor sind die Teufel geschildert: stachelborstig, mit langem geweißtem Rüssel, der Körper in einem Mausschwänzchen endend, oder vierbeinig, vogelkallig, mit Widderhörnern oder mit Antilopengehörn und langem Hals, oder mit Blätterhörnchen und warziger Klumpnase, oder als Salamander ohne Schwanz mit fleckigen Flügeln und spitzer Nase, oder als herenhaftes Weib mit Flügeln und Bocksbeinen oder mit Vogelkopf und Raupenleib, der in eine dünne Flosse endet.

In der Barockzeit wurde man realer. Man ließ in die Höhle des Heiligen eine schöne Frau treten. Dadurch wurde die Situation schwül. Die mittelalterlichen Meister nahmen die Sache mehr von der spaßigen Sache. In diesem Humor liegt Takt.

Ganz anders freilich Grünewald. Was ist das für ein Tumult auf seiner Kolmarer Versuchung! Alles in Aufruhr! Durch die Hütte und über die Hütte stürmt geschwänztes

und geflügeltes Höllengelichter. Vom Wald jagen sie herab, daß sich die Bäume biegen. Den Heiligen haben sie ins Freie herausgerissen, auf die Erde. Ein Scheusal, halb Kröte, halb Drache, beißt ihm in die Hand. Daneben liegt ein schwärenbedeckter Dämon in Ohnmacht. Ein Riesenvogel schwingt mit knöchigen Armen eine Keule wider Antonius. Ein anderer, halb Mensch, halb Nilpferd, tritt ihn auf den Leib. Einer schüttelt ihn am Haare. Immer neue Scharen drängen heran, kommen wie die wilde Jagd den Berghang herunter, mit Ästen und gebleichten Rinnladen von toten Tieren, wild um sich schlagend. Ihre Köpfe sind schrecklich, Hörner, Blätter, Borsten wachsen und wurzeln von ihnen aus. Eine Vision tobenden Blutes. Antonius hat den Mund offen. Er scheint zu stöhnen in den Greueln der Leidenschaft, deren Dämonen ihn in wilder Lust niederzuringen drohen.

Im Kölner Museum hängt eine dem Grünwald nahestehende, wohl von einem Schüler stammende „Versuchung“. Wie bei Schongauer schwebt der Heilige in der Luft, von Teufelsgetier gestoßen und gezwickt. Schwarzblauer Nachthimmel, in den aus der Tiefe herauf der stille Wipfel einer Kiefer ragt, gibt der Szene ihre eigenartige Stimmung. Antonius ist sehr bleich.

In beiden Darstellungen ist die Leidenschaft die Dominante, die jäh, untilgbare, Mönchsgelübde, Afzese und Gebetsübung durchbrechende Leidenschaft, der wilde Sturm der Sinne. Mit einer Gewalt ist namentlich auf der Kolmarer Tafel dieses Stürmende, Tobende, dieser heulende Aufruhr, in den selbst die Natur, der sturmgepeitschte Wald hineingezogen wird, wiedergegeben, die kaum ihresgleichen hat. Es ist der Dämon Leidenschaft, der als vielgestaltiger Bösewicht über den armen Heiligen herfällt.

Zulezt noch ein Wort über eine recht sonderbare Abart des Versuchers — den Hosenteufel. Er kroch im 16. Jahrhundert aus und fuhr unter die übermütigen Landsknechte. Es war der Versucher zum stolzen Leben. Die Landsknechte trieben es groß und hoch hinaus und hatten einen sonderlichen Spaß an kostbaren Pluderhosen. Einer mußte sie weiter und prächtiger haben als der andre. Gegen die Mitte des Jahrhunderts war es so toll mit der Mode, daß männiglich Ritter und Bürger, Priester und Gelehrte sich darüber aufregten, und flog ein wahrer Sturm von Schelt- und Spottgedichten durch das deutsche Land. Da gehen sie einher in Seide und ländlichem Tuch, wattiert wohl an die 99 Ellen und mit halbe Ellen langen Botten, recht als des Teufels Knechte und als der Teufel selbst, — so etwa lauten die erregten Schilderungen.

Da vorhin ein Hausvatter
hat kleidet Weib und Kind,
das muß iht einer haben
zu ein paar Hosen gar,

heißt es in einem Gedicht, das sich in achtzehn Strophen gegen die „große Schande“ der Landsknechtshosen wendet, von denen der erbitterte Dichter meint:

Das Herz möcht' ei'm zerspringen,
Der's nur einmal ansieht . . .

In dieser Not schrieb der gelehrte Doktor Andreas Musculus, Professor in Frankfurt a. d. O. und Generalsuperintendent in Berlin, im Jahre 1555 ein erbauliches Traktätlein wider den „zerluderten, zucht- und ehrverwegenen, pludrichten Hosenteufel“ und leitete darin von diesem Teufel alle Sünden wider die zehn Gebote ab, ließ es auch anschaulich illustrieren. Da sehen wir auf einem Holzschnitt einen solchen vom Hosenteufel befallenen Landsknecht, dem die Pluderhose, lächerlich genug, bis auf die Knöchel herabreicht, so daß er darin wie in einem Schlafrock wandelt. Einem kriegstüchtigen Mann sieht er wenig gleich. Ein Dämon hockt ihm auf der Schulter und scheint ihm allerlei neue Torheiten einzusflüstern. Ein anderer steigt neben ihm aus der Erde auf und zeigt ihm etwas, das einem Stundenglas ähnelt. Viel leicht ruft er ihm höhnisch zu: Sterben mußt du doch!

Des Frankfurter Professors Schrift machte einen solchen Eindruck, daß eine erkleckliche Anzahl gleichgesinnter wackerer Männer sich in deutschen Landen erhoben und angelegentlichst der schlimmen Teufel noch mehr ans Tageslicht brachten. Da erstanden wuchtige Streitreden wider Tanz-, Sauf-, Spiel-, Laster-, Lügen-, Hoffarts-, Neid-, Sorgen-, Dirnen- und andere Teufel, und fand sich sogar ein einsichtiger Mann, der Buchhändler Feierabend, der diese Aufsätze sammelte und als dickes Buch unter dem gruseligen Namen „Theatrum diabolarum“ herausgab. So geschah im Jahre des Heils 1569. Machte der Mann auch ein gut Geschäft; denn besagtes Buch erlebte mehrere Auflagen. Ob es aber den argen Teufeln dabei weh oder wohl ward, ist uns nicht überliefert.

Mela Escherich



Musikalisches Kunstgewerbe

Eine Plauderei

Wir alle haben es dankbaren Herzens miterlebt, wie rund seit dem Jahre 1900 neben den bildenden Künsten sich ein Kunstgewerbe von hohem Rang entwickelt hat. Es war das zwar keine völlige Neuschöpfung, sondern mehr die Wiederauferweckung weiter Gebiete der Lebenskultur, die durch lange Zeiten des Mißes und der Materialverschlechterung in Vernachlässigung geraten waren; und doch ein Neues insofern, als statt bloß historisierender Nachahmung von Altem mit Erfolg eine Gestaltung durchaus im Geist der Gegenwart versucht wurde. Buchkunst und Keramik, Webkunst, und Gewandschneiderei um nur ein paar Zweige herauszugreifen, haben durch schlichte Zweckhaftigkeit und ernsten Formungswillen den Gegenständen des täglichen Gebrauchs den Geist des Echten und Schönen aufzuprägen gewußt; und die erfreuliche Rückwirkung der „angewandten“ auf die „freie“ Kunst im Sinne wohlthätiger Pflege der handwerklichen Grundlagen ist nicht ausgeblieben.

Rein Wunder, daß auch nachdenkliche Musiker für ihre sichtlich etwas aus Rand und Band geratene Kunst von einem „musikalischen Kunstgewerbe“ das Heil, die Genesung, die Rückkehr zum Natürlichen, Erdhaften, Zukunftsträftigen erwarten, wie es kürzlich Karl Bleßinger in München in einem gescheiterten Buch über tonkünstlerische Gegenwartsfragen ernsthaft erwogen hat. Der Begriff „Musikalisches Kunstgewerbe“ allerdings wird wohl bei den meisten Lesern Kopfschütteln erwecken, denn man wird vergeblich nach tönenden Gegenständen zu Leuchtern, Vasen, Stickerien suchen. Und doch haben wir jahrhundertlang ein reiches musikalisches Kunstgewerbe besessen. Der Begriff „Gebrauchsmusik“ wird vielleicht deutlicher erklären, was wir meinen.

Schon daß der schaffende Musiker der alten Zeit fast ausnahmslos von Amts wegen (nicht wie heute meist bloß aus Stimmungsanlässen) komponierte, gab seinen Arbeiten einen stark kunstgewerblichen Einschlag. Die mehrstimmige Messe eines Kontrapunktisten im sechzehnten Jahrhundert z. B. war nicht, wie Bachs Riesenwerk in H-Moll oder Beethoovens D-Dur-Koloß der Missa solemnis, eine phantastisch ausgestaltete Bekenntnisbeichte, sondern mußte nach Länge, Besetzung, Schwierigkeit und stillistischer Haltung durchaus fest bestimmten Gottesdienstverhältnissen angepaßt sein, sonst wäre sie nicht aufgeführt worden; daß dieser vielfältige Zwang, zu dem noch bestimmte Sonderaufgaben kommen konnten, dem Kunstwerk als solchem geschadet hätte, läßt etwa ein so ewig gültiges Meisterwerk wie Palästrinas Marzellusmesse ganz gewiß nicht erkennen. Herrscht heute in frecher Selbstgefälligkeit die künstlerische Herrenmoral des „L'art pour l'art“, so war voreinst fast alle Tonkunst den wirklichen Lebensbedürfnissen eingeordnet. Man schrieb den Bläserchören knappe, doch andachtgefättigte Turmsonaten über Choralthemen zum Abblasen der Stunden vom Stadt- oder Kirchturm; man setzte glaubens-

frohe Motetten für die schwachen Kehlen der kleinen Kurrendaner; die besten Meister dünkten sich nicht zu vornehm, für die Bedürfnisse des städtischen Tanzhauses entzündende Suiten zu komponieren, wußten dabei aber genauestens die Polizeiverordnungen zu achten, wonach etwa Trompeten und Pauken fürs Bürgertum verboten waren, das Umfassen der Paare unter Strafe stand und die Pfeifer den Tanz keinesfalls „zu lang machen“ durften. Musikalisches Kunstgewerbe waren die „Bratensinfonien“, die bei Banketten im Rathausaal vom hohen „Pfeiferstuhl“ herab erklangen, um die einzelnen vornehmen Gäste zu bewillkommen und das Erscheinen bestimmter Sänge anzuzeigen, ebenso die humorvollen Gesänge, mit denen die Pfeifer und Spielleute beim süßen Nachtmahl „aufwarteten“, weshalb bedeutende Liedersammlungen noch bis ins 18. Jahrhundert hinein gern „Musikalisches Tafelkonfekt“ hießen. Keine Ratswahl oder Fürstenzusammenkunft, für die nicht passende Gebrauchsmusik angefertigt werden mußte, keine Brauteinholung, Rindstaupe oder Beerdigung, für die nicht der wohlhabende Bürger sich beim Organisten oder Kantor eine neue, feine Musik anmessen und nachher zierlich drucken ließ. Jeder Sonntag verlangte seine besondere, möglichst auf Stadt- und Gemeindegeschmack eingestellte Kantate, um deren rechtzeitige Fertigstellung der Kirchenmusikdirektor oft weidlich schwätzte. Selbst der zum Strick verurteilte arme Schwartenhals wurde unter dem Klang besonderer Musik von den Stadtmusikanten zum Galgen geführt, und wenn des Rates Geiger sich in einer fremden Stadt bei festlicher Gelegenheit als Körperschaft sehen ließen, so erkannte man sie nicht nur am besonderen Schnitt der Amtsröcke und den Wappenschildchen auf der Brust, sondern auch am musikalischen Wahrzeichen ihrer heimatlichen Kommune — jede Stadt hatte ihre besondere uralte Marschmelodie, ihr weithin bekanntes thematisches Heraldicum in ähnlicher Weise, wie später jedes Regiment an seinem Präsentiermarsch (auch musikalisches Kunstgewerbe!) zu erkennen war.

Wie könnte nun eine „dienende Tonkunst“ der Gegenwart sich gestalten? Die Frage ist nicht ganz einfach zu beantworten, denn ein großes romantisches Wiedererwecken der schönen mittelalterlichen Bräuche wie Turmblasen und Kurrendesingen wird — wenigstens in der modernen Großstadt — nicht ganz am Platz sein: Eccardsche Freiluft-Motetten geben mit Autogetute und dem Klingeln elektrischer Bahnen einen allzu seltsamen Dreiklang. In den kleineren Städten allerdings hat vielerorten die Neueinrichtung der Kurrende (z. B. in Eisenach) weithin Schönheit, Segen, Erbauung verbreitet, und wenn die Kirche auf die Werbefahrt unter das ihr entfremdete Volk gehen möchte, so wird ihr in dieser die freundlichste und erfolgreichste Freiwerberin zur Seite stehen. Auch sollte es bei den Begüterten wieder guter Ton und das Zeichen vornehmer Lebensführung werden, wenn sie bei den wichtigsten Festen ihres Lebens sich besondere, wertvolle Kirchen- und Tafelmusiken schreiben ließen und diese dann ihren Gästen zur Erinnerung überreichten. Wie kümmerlich und armselig ist heute meist die musikalische Ausgestaltung der Hochzeit, des siebenzigsten Geburtstags, des Amtsjubiläums! Gleichgültig oder verlegen wissen selbst die meisten Berufsmusiker den schönen, sich bietenden Aufgaben nicht gerecht zu werden. Wie hübsch z. B. in unserem alten Halle an der Saale der Brauch, wenn bei einem Gartensfest plötzlich der schon von G. F. Händel einst dirigierte Kurrendechor liebenswürdige Volkweisen aus dem Buschgrün heraus ertönen läßt! Auch das ist im besten Sinn Kunstgewerbe, nicht die heute sonst allgültige Virtuosen- und Podiums-kunst mit ihren leeren Ansprüchen.

Denkt man an besondere Aufgaben für den „musikalischen Kunstgewerbler“ der modernen Großstadt, so liegt die Gefahr nahe, sich etwas in snobistische Spielereien zu verlieren. Aber dieser Vorwurf mag den ersten Kunstgewerblern des Hausgeräts auch gemacht worden sein. So möchte ich vor allem auf das weite Gebiet tönender Signale hinweisen, die heute mit den verschiedensten Aufgaben das akustische Bild des Hauptstadtrubels durchschwirren. Erinnert man sich des prägnanten „Satütata“ der kaiserlichen Chauffeure? Wie viele private Autobesitzer könnten sich da einen ähnlich elementaren, wohlklingenden, die Familie kennzeichnenden

Wappenruf anschaffen, wieviel behördliche Gefährte dadurch ihre besonderen Verkehrs-befugnisse ankünden? Das oft greuliche Anpreisungsgeschrei der Straßenverkäufer und Ausrufer besonders bei Handelsmessen könnte durch feine, geschmackvoll die Aufmerksamkeit weckende Musiksymbole abgelöst werden, das wüßte, tausendfach sich durchschneidende Sirenengeheul der Hafendampfer und der Fabriken einem neuen, kunstgewerblich durchgearbeiteten Reklamewesen in Tönen Platz machen. Es kommt ja hier gar nicht auf eine die Mitwelt belästigende Aufdringlichkeit an, sondern auf eine charakteristische Begriffsbildung; so gut heute eine Zigarette überall durch das optische Signal eines schwarzen Strichs mit zwei roten Punkten ohne weitere Beischrift erfolgreich angepriesen wird, kann auch ein gutes Dreinotenthema, von einer mechanischen Flöte lieblich geblasen, das gleiche wirken. Welche Aufgaben zudem für die unternehmungslustige Musikinstrumentenindustrie, wenn von einer Fensterscheibe, deren Auslage beachtet werden soll, ein sanfter, eigentümlich reizvoller Dauerakkord ausgeht, der an den leise singenden, tausendstimmigen Baum der arabischen Märsche gemahnt. Dem musikalischen Kunstgewerbe stehen offen der feierliche Gongruf, der zu Eise ruft, das Herdengeläut und das Schellengeltingel der Schlittenpferde, das Glockentönen von den Kirchtürmen wie das Silberklingen der Glöckchen an der Zimmertür, das den Besucher ankündigt, oder die Aols-harfe über der Gartenbank.

Mag jeder den Gedanken nach Geschmack weiter ausspinnen bis zum kunstgewerblich stilisierten, gepfiffenen Koulourzirkel des Verbindungsstudenten und dem Geheimzeichen von Legenbrüdern, dem Warnungssignal des Verkehrsauffehers wie der künstlerischen Schellenankündigung des Milchwagens und des Beerenverkäufers oder dem tönenden Aushängeschild einer neuen Ringbahnlinie, die sich rasch beim Publikum einführen soll. Der kunstgewerbliche Musiker widmet sich dem Erfinden eines Werbeliedchens der Kinder für neue Hustenbonbons (warum keine tönenden Plakate?) wie den Exerziersignalen der Sipothunderschaft, dem Turnlied des Körperkulturvereins wie dem zweiteiligen Erkennungsthema zweier Liebenden, in dessen besondere Linienverschlingung keine Spottdroffel von dritter Seite sich einzudrängen vermag wie beim sonst landesüblichen Anfangsthema von Beethovens C Moll-Sinfonie. Man denke an den verabredeten Klingelrhythmus der dreierlei Parteien in einer modernen Notwohnung oder schließlich sogar an den individuellen, nicht nachzuahmenden Rassehundspiff des Sportsmanns — wobei wir übrigens nicht hoffen wollen, daß der ganze Gedanke modernen musikalischen Kunstgewerbes damit „auf den Hund kommen“ könne!

Wenn heute so viel geklagt wird, daß es unseren Komponisten an Melodie und an plastischer Thematik fehlt, so braucht der Berufsmusiker sich nur einmal ein Weilchen mit der Anfertigung derartiger „musikalischer Visitenkarten“ zu belustigen, um zu erkennen, wie heilsam selbst solche angewandte „Arbeit im kleinsten“ die Phantasie anregt. Und es wäre im Ernst auch an eine gesunde Schulung des künstlerischen Erfindens im großen auf diesem und ähnlichen Wegen zu denken. Wahrhaft gute Gebrauchstanzmusik z. B. fehlt uns dringend, der gemeine Operettenschlager ist da ein nur unzulänglicher, oft geradezu anrüchiger Ersatz. Aber natürlich kann der „musikalische Kunstgewerber“ nur bestehen, wenn die auf künstlerische Lebensführung bedachte Öffentlichkeit sich seiner auch zu bedienen lernt.

Dr. Hans Joachim Moser



Zu unserer Kunstbeilage

Auf meinem Schreibtisch liegt die Wiedergabe unsres Bildes „Auf der Walz“ von Julius Kurz, Stuttgart. Ein kunstverständiger Freund von mir betritt mein Zimmer, erblickt das Bildchen und ruft überrascht: „Was hast du denn da für einen ‚Spizweg‘ liegen?“ Er ist nicht der einzige, der in diesen Fehler verfällt. Schon oft ist Julius Kurz in der Kritik mit Spizweg verglichen worden. Und so sehr dies den jungen Künstler ursprünglich freuen durfte, so unangenehm muß es schließlich den gereiften Meister berühren, wenn man seine eigene Persönlichkeit nicht aus seinen Werken herausfindet. Und mit Recht! Was Julius Kurz mit Spizweg gemein hat, das ist der Humor seiner Lebensanschauung. Wer in sein Junggesellenstübchen tritt, muß sich wundern, wie lustig und wie einfach dieser wetterfeste, einsame Mann seine häusliche Umgebung gestaltet hat; ja, der Anblick seiner einfachen, von einer genialen Anordnung erfüllten Werkstatt, aus deren Ecken überall ein Schalk uns anlacht, ist an sich ein „Spizweg“. Der Maler Julius Kurz geht seine eigenen Wege. Er lauscht der Natur mit einem tiefen Verständnis für alle Kreatur ihre Schönheiten ab, trägt sie in seiner Seele mit sich heim, bis er sie — innerlich durchlebt — auf die Leinwand bannt. Namentlich für die Tiere hat er ein gutes Herz. Er füttert die hungernden, ihm zugelaufenen Bettler unter ihnen mit seinem letzten Stück Brot. Auch ein begabter Sänger ist unser Künstler, und hört man seine Stimme beim Lautenklang, dann geht einem auch ein innigeres und wärmeres Verständnis auf für seine Bilder, ja man meint, derselbe braungoldene Ton, der in vielen von seinen Landschaften schlummert, wird wach in seiner Kehle und belebt unser Herz wie edler, reifer Wein. Wenn Schumann einmal sagt: „Ich liebe den Künstler nicht, dessen Leben mit seinen Werken nicht im Einklang steht“, so würde der große Liederdichter an unserm Maler und Sänger gewiß seine Freude gehabt haben. Alles entspricht hier dem inwendigen Menschen, an dem auch nichts Gekünsteltes ist. Julius Kurz ist eine in sich abgerundete, durchaus selbständige Künstlerpersönlichkeit von starker malerischer Veranlagung; er könnte gar nicht anders malen, selbst wenn er's wollte. Während sein genialer Münchner Doppelgänger mehr am Stofflichen hing, sucht er alles Nebensächliche auszuschalten, um die Hauptsache zu gestalten. Seine breitere Art, sich auszudrücken, würde ihm gar nicht gestatten, so ins einzelne zu gehen. Er trachtet darnach, das seelische Erleben zu vertiefen, ein Erleben, das sich oft in die Worte fassen ließe: „Seht, meine Brüder, so einfach und schön ist das Leben! So könntet ihr es euch mit wenigen, ganz bescheidenen Mitteln zum Paradiese machen, wenn ihr es richtig anzufassen verstehtet! Es kostet ja nicht viel, ein glücklicher Mensch zu sein.“ Und bei unserm Bilde „Auf der Walz“, das im Besitze des Sammlers schwäbischer Meister, des Herrn Kommerzienrats Moriz Horkheimer in Stuttgart ist, fallen uns unwillkürlich die Worte von Ganghofers Steinklopfer in den Sinn, das stillvergnügte: „Mir kann ja nix g'schehn!“ —

Julius Kurz ist Romantiker. Wo er uns nicht wie auf unserm Gemälde in beschaulich-humoristischen Melodien sein Lebenslied singt, gibt er uns in breiter, wohlthuender Technik hingesezte, tief empfundene Abendlandschaften im Spätherbst, kurz vor Einbruch der Dunkelheit. Sie sind durchzogen von still aus verschwimmender Ferne herbeifließenden Bächen, oder von einem Wege, der sich, vom Gebirge herabführend, in dämmernden Fluren, weit, weit irgendwo verliert. . . Nie wird er süßlich, immer ist es ein ernster Anterton wie ein Klang aus einer selbsterlebten Odyssee. Auf unserm Bilde hat er die beiden Themen vereinigt, und darum bringen wir es, um dem Leser einen Begriff zu geben vom Schaffen dieses schwäbischen Dichtermalers.

H. R. Abel





Thürmers Tagebuch



Von Hölz zu Klante Stadion und Lustgarten · Abkehr vom Haß Der Deutsche von morgen

Es ist vielleicht eine der größten Absonderlichkeiten, daß eine politische Denkform sich Stütze suchen konnte in dem Glaubenssage, es werde jemals die größere Weisheit bei den Mehrheiten sein. Was unterscheidet eine Volksgemeinschaft der Heutigen von einer solchen etwa zur Zeit der Pharaonen? Der moderne Sozialpolitiker freilich wird von seinem Sitz am grünbezogenen Schreibtisch aufschnellen, die gläserne Brille, durch die er die Welt zu betrachten pflegt, hochrücken und die Errungenschaften herzählen, die uns der „Fortschritt“ im Verlaufe von viertausend Menschenjahren eingetragen hat, und er wird mit strahlendem Stolz meinen, mit alledem bewiesen zu haben, wie herrlich weit es von uns in dieser Zeit der demokratischen Wiedergeburt gebracht worden ist. Aber ach, zu welcher kläglicher Kleinheit schrumpft das Errungene zusammen, wenn man den aufmerksamen Blick nur einmal schweifen läßt über das bunte, wimmelnde, unendlich vielgestaltige Leben, das sich in dem knappen Zeitraum weniger Jahrtausende ebenso geringfügig verändert hat wie etwa der Spiegel des Meeres oder das Antlitz der Erde. Denn die Entwicklung vollzieht sich erschütternd viel langsamer, als unser eitles Sekundengehirn es sich eingestehen möchte.

Die „Masse“, wie Shakespeare sie im „Julius Cäsar“ so unvergleichlich dargestellt hat, unterliegt heute noch genau den selben scheinbar unveränderlichen Gesetzen, denen sie sich von jeher blindlings unterwarf, wofern kein starker Einzelner da war, sie zu bändigen. Der Weltkrieg hat nur die alte Tatsache erhärtet, daß eine große Erschütterung vollauf genügt, in der zivilisatorisch übertünchten Massenseele die in der Tiefe lauernenden Urinstinkte mit einer Gewalt zum Durchbruch zu bringen, die deutlich erkennen läßt, daß lediglich ein Gespinnst von Seidenfäden gewesen ist, was man für unzerreißbares Tauwerk gehalten hat. „Gäbe es“, folgert Edgar Hohnewald in der „Glocke“, „einen Apparat, der die Erregungszustände moralisch erkrankter Volksteile ähnlich einer Fieberkurve aufzeichnen würde, so müßte diese Kurve, in der Zeit bolschewistischer Zukunftsbeginne, über Hölz zu Klante führen. Und dieser Verlauf würde eine innere Verwandtschaft dartun, die zwar nicht zwischen Hölz und Klante, wohl aber zwischen gewissen Gruppen derer besteht, die an sie glaubten.“

Die Menge läßt sich immer vom Schlagwort einfangen, und das Schlagwort ist der erbitterteste Feind der Vernunft. Das Schlagwort aber herrscht uneingeschränkt da, wo dem Volke eingeredet wird, es könne sein Schicksal „aus sich heraus“ gestalten, es sei „reif genug“ dazu. Die Umschmeichelung des Demos, die Großzüchtung eines selbstherrlichen Übermutes in ihm hat den Boden bereitet, auf dem allein Erscheinungen wie Hölz und Klante erstehen konnten. Hölz war der brüchigen Moral unserer Tage der politische, Klante der wirtschaftliche Messias. In dem ehemaligen Husaren Hölz sehen wir den politischen Emporkömmling, der, „von den Wogen revolutionärer Erregungen indifferenter Schichten gehoben, die Rolle eines politischen Führers an sich riß und vielleicht selbst an seine revolutionäre Mission glaubte, für die er nichts weiter mitbrachte als die phantastischen Rechtsvorstellungen eines Stülpner-Karl, jenes Räuberhauptmanns, der einst das sächsische Erzgebirge unsicher machte, der die Reichen brandschatzte, um den Armen zu geben, und der heute noch in Schundromanen und Marionettendramen ein glorreiches Fortleben nach dem Tode führt. Hölz war der Stülpner-Karl der deutschen Revolution.“ Die ihm anhängen, setzten sich zusammen zunächst aus einer Gefolgschaft gleich hinverbrannter Fanatiker, sodann aus der aktiven Truppe jener zweifelhaften Scharen, die jedem Führer folgen, solange er ihren Instinkten Vorschub leistet. Im Hintergrunde aber lauerte die unsichtbare Gefolgschaft derer, die, wenn sie sich auch nicht offen zu ihm zu bekennen wagten, für seine hysterische Aktion den Sieg erhofften und bereit waren, bei dem geringsten Anzeichen des Erfolges hinter seinem blutroten Banner herzuströmen. Wer zählt die Tausende im Lande, die auch heute, da der Verführer längst hinter Zuchthausmauern sitzt, zuversichtlich der Wiederkehr dieses Messias harren?

Die Seelenverfassung der Hölzschwärmer von vorgestern ist die gleiche wie die der Klanteanhänger von gestern. „Nieder mit dem Besitz! Nieder mit den Ausbeutern! Kampf jedem, der etwas sein eigen nennt!“ — mit solchen Schlagwörtern waren die Massen auf die Straße getrieben worden. Insegeheim aber dachte jeder: „Auch so leben können, auch mühelos gewinnen!“ Und da tauchten im rechten Augenblick die „Volksfreunde“ auf, die Köhn, Müller, Klante, und wiesen den Weg: „Seht, an die Börse könnt ihr nicht, um Großaktionär zu sein, habt ihr kein Geld, aber einen Hundertmarkschein könnt ihr aufstreifen, und den gebt her, in zwei Monaten bekommt ihr ihn mit 50, mit 100 v. H. Gewinn zurück.“ Das war eine Lösung! Das hörte sich anders an als der unbequeme Mahnruf, daß Sozialismus arbeiten heiße. Wie? Leben wir denn nicht in einer Welt der unbegrenzten Möglichkeiten, wo Reichtümer aus dem Nichts entstehen, wo manch einer, der gestern noch mit ausgefransten Hosen umherlief, heute im ledergepolsterten Auto dahinsauft, wo der Mann aus dem Osten sein dunkles Kellerloch in der Grenadierstraße über Nacht mit einer Prunkwohnung am Kurfürstendamm vertauscht? Daß der eine der Konzerngründer ein verpfuschter Photograph und ein Habenicht, der andere ein früherer Rofschlächter und schwer vorbestraft, der dritte ein Dienstmannssohn und Provinzhochstapler war — wer stieß sich daran, wem fiel es überhaupt ein, danach zu fragen? Die Masse glaubte. Sie glaubte

blindlings. Sie bedrohte mit Fäusten jeden, der zu mahnen, zu warnen wagte. Sie hat ein paar hergelaufene Schwindler mit einer solchen Fülle des Vertrauens überschüttet, wie sie in bitterernster Stunde kaum je Männern zugewendet worden ist, die aufrichtigen Herzens die Sache des Volkes vertraten.

„Wir arbeiten fürs Volk!“ überschrie ein Konzerninhaber den andern, und das „Volk“ raste Beifall. „Mein Unternehmen“, verkündete Klante mit der ganzen Unverfrorenheit des geborenen Schiebers, „ist die erste wahrhafte Sozialisierung“ — und der Zirkus erdröhnte vom Jubel der Menge. So schlug die Phrase die Vernunft tot und fing die Seele der Masse ein.

In dem selben Grade, in dem das — künstlich eingempfte — Souveränitätsgefühl sich im Volke auswirkte, wuchs die Schwierigkeit, es höheren Prinzipien dienstbar zu machen. Das „souveräne“ Volk meinte der Führung durch die Oberen entraten zu können, jedenfalls suchte es in erster Linie da Anschluß, wo es die Befriedigung seiner unmittelbarsten Bedürfnisse am ehesten gewährleistet glaubte. Es war nur folgerichtig, daß zu den größten Lockmitteln gegriffen werden mußte, daß keine Werbetrömmel laut genug klang und kein Arm stark genug erschien, sie zu rühren, wo es galt, die nötige Gefolgschaft um die verschiedenen Fähnlein zu scharen und beieinander zu halten. Unser innerpolitisches Leben erinnert heute an einen Jahrmarktsrummel, auf dem ein Schaubudenbesitzer den andern in Anpreisungen zu überbieten sucht. Nicht von innen, sondern von außen her wird der Seelenfang betrieben, das Schlagwort herrscht, die lärmende Propaganda und nicht die Idee. Im Austrag der politischen Gegensätze hat eine Maßlosigkeit Platz gegriffen, die jede ehrliche Aufbauarbeit von vornherein zu vereiteln droht. So hat man sich sacht und allmählich gegenseitig bis beinahe in den Bürgerkrieg hineinproviziert.

Verböhrten Parteifanatikern ins Gemüt zu reden, ist ein aussichtsloses Geschäft, und ein Appell an die Ethik wird auf den eingefleischten Konjunkturpolitiker keinerlei Wirkung ausüben. Aber in den Kreisen, die sich mit Recht etwas darauf zugute tun, als staatserkhaltend zu gelten, sollte man sich doch angesichts der jüngsten Entwicklung ernsthaft die Frage vorlegen, ob es das Richtige war, die lärmenden Demonstrationen der Linksradikalen mit lauten Gegenkundgebungen zu beantworten. Es ist an dieser Stelle oft und eindringlich davor gewarnt worden, den Bogen zu überspannen. Die Rechtsparteien würden einen Beweis politischer Einsicht geliefert haben, wenn sie, soweit es sich mit ihrer Selbstachtung vereinen ließ, nach Möglichkeit alles vermieden hätten, was aufreizend wirken konnte. Der Frontkämpfertag im Stadion war nach der ganzen Art der Veranstaltung kein glückliches Unternehmen. Man muß Generalleutnant von Loebell zustimmen, der im „Tag“ die Absicht, die Vaterlandskämpfer zu einigen und ihrer Taten zu gedenken, freudig begrüßt, aber sehr mit Recht auch verlangt, daß bei der Inszenierung einer solchen Feier politisch umsichtig verfahren werde, namentlich im Hinblick auf die Festreden! „Durch eine derartige Feier sollen doch noch abseits stehende Massen zusammengeführt und patriotische Männer, wie sie auch sonst parteipolitisch denken, geeint werden. Abgesehen von der Wirkung im Auslande

dürfen diese Reden aber nicht die Folge haben, daß sie den erwünschten Anlaß zu Gegendemonstrationen bieten. Tatsächlich sind diese Folgen nicht ausgeblieben und dadurch politische Feiern in Brandenburg, Oranienburg, Zeitz, Potsdam und in der Umgegend von Magdeburg gestört oder verhindert worden.“ Die „Kreuzzeitung“ freilich hält demgegenüber unentwegt an der Auffassung fest, daß die Veranstaltung ohne jeden politischen Hintergrund als reines Wohltätigkeitsfest gedacht gewesen sei. Was sich im Stadion vor dem Zuschauer entrollte, war ein Schaugepränge in durchaus wilhelminischem Stile. Leugnen wir es doch nicht: etwas von Rapps Geist schwebte über der Versammlung, eine abenteuerliche Bereitschaft zu forschrer Tat gegen inneren und äußeren Feind. Wenn die Partei, die der „Kreuzzeitung“ nahe steht, diese prunk- und geräuschvolle Art der Propaganda für den Zeitumständen angemessen hielt, dann hätte sie auch den Mut aufbringen sollen, selbst die Regie zu übernehmen, anstatt die Verantwortung Heißspornen von Generälen zu überlassen, die das Herz auf der Zunge tragen und säbelklirrend mit dem bewaffneten Eingreifen in Oberschlesien drohen, ohne auch nur im entferntesten zu ahnen, wie höchst willkommenen Anlaß sie damit den Franzosen boten, in alle Welt hineinzuschreien: „Seht da, die deutsche Gefahr!“ Und niemals als unmittelbar nach diesem Fest hat man das Proletariat einiger gefunden. Das Gespenst der Konterrevolution, das man bislang mühselig in Winkeln und Ecken hervorspüren mußte, trat ja leibhaftig mit allem Kling klang Gloria der Kaiserzeit in die Erscheinung.

Die Heerschau der anderen marschierte kurz danach auf den Plan und bot Gelegenheit zu Vergleichen. Im Berliner Lustgarten fand sie statt, und über ihr geschrieben stand das Motto: „Für die Republik“. Da sah man also wirklich einmal Tausende und Abertausende von freien Republikanern begeisterungslodernd an althistorischer Stätte versammelt. So war es doch wohl? „Vorwärts“, „Freiheit“, selbst „Rote Fahne“ versicherten es denen, die nicht dabei gewesen waren. Oder hatte die Sache doch einen kleinen Haken? Der „Nationalverband Deutscher Gewerkschaften“ schreibt dazu: „Wohl haben sich auch Glieder der ‚christlichen‘ Gewerkschaften an den Demonstrationen beteiligt, aber man darf daraus nicht den Schluß ziehen, daß tatsächlich die ganze Arbeitnehmerschaft demonstriert hätte. Daß die Massen in der Regel nur durch brutalen Terror zusammengebracht worden sind, ist bisher in der Öffentlichkeit zu wenig bekannt. In den Betrieben wurde schon mehrere Tage vor den Demonstrationen von den Betriebsräten die Parole ausgegeben: Es muß jeder mitgehen. Wer sich weigerte, erhielt die Entlassung angedroht. Die Arbeiter und Angestellten mußten in der Regel unter strenger Kontrolle der Betriebsräte und gewerkschaftlichen Vertrauensmänner auf den Fabrikhöfen antreten und wurden dann von ihnen, wie unter dem früheren Militarismus zur Demonstration geführt. Mißmutig und interesselos haben die meisten so zusammengetriebenen Arbeitnehmer ‚für die Republik Zeugnis‘ abgelegt. Die ‚Wucht‘ dieser Demonstrationen kann also leicht überschätzt werden, wenn man nicht hinter die Kulissen der heutigen gewerkschaftlichen Zwangswirtschaft sieht.“ Wer Augenzeuge des Schauspiels gewesen ist, wird auch ohne Kenntnis der Kulissenvorgänge den hier festgehaltenen Eindruck bestätigen können. Man muß die Züge

beobachtet haben, die frisch ab Fabrik unter Führung eines zuverlässigen Leithammels durch die Straßen trotteten. Ein Fremdling hätte ohne weiteres annehmen können, es ginge zur Hinrichtung, und die Ordner mit den roten Armbinden wären die wachsamten Schergen. Von irgendeinem Schwung der Empfindung auch nicht eine Spur! Pflichtleistung. Und als dann alles wie in einem Pferch zusammengetrieben war, bot sich dem Beschauer eine Menschenmenge dar von zwar ansehnlicher Zahl, aber stumpf, träge, lustlos — eine gleichmäßige graue, ersichtlich apathische Masse. Und wie zum Hohn flatterte über dem Gewimmel der Köpfe weithin leuchtend auf weißem Felde der Sowjetstern, das Wahrzeichen also der Leute, denen die Zerstörung jedes wie immer gearteten Staatsgefüges als oberster Glaubenssatz eingehämmert ist.

* *

Zwischen Stadion und Lustgarten krachten die Schüsse, die Erzbergers bewegtem Leben ein Ziel setzten. Diese Tat, von wem immer und aus welchem Beweggrund heraus sie verübt sein mag, hat die Bedeutung eines elementaren Ereignisses, durch das sich die unerträgliche Hochspannung unserer Tage gewaltfam entlud. Wenn die Gefahr, die dadurch vorübergehend blühell beleuchtet wurde, überhaupt noch vermeidbar ist, so kann das nur geschehen auf dem Wege, daß die Gemeinschaftsfront aller Gutwilligen, deren es in beinahe jeder Partei gibt, viel stärker als bisher aus der Zurückhaltung hervortritt und sich mit ganzer Kraft für die Losung einsetzt, gegen die am schwersten gesündigt worden ist: Abkehr vom Haß! Admiral Scheer, der die eigene Gattin durch einen Mordanschlag verloren hat, findet das besonders Verwerfliche des politischen Mordes in der offenbar gänzlichen Verständnislosigkeit der Täter „für die Regungen, die in der Seele anderer vorgehen, die, obgleich sie die gleiche Sprache reden und zur selben Volksgemeinschaft gehören, nur weil sie andere Regierungs- und Wirtschaftsform haben wollen, als größere Feinde angesehen werden denn diejenigen, gegen deren Machtgelüste man jahrelang gemeinsam gekämpft hat“. Und weitesten Widerhall möchte man den warmherzigen Worten wünschen, die der Führer in der Seeschlacht vom Stagerrack von der Höhe abgeklärter Lebenserfahrung aus namentlich an die Jugend Deutschlands richtet: „Nur Hand in Hand können wir uns kameradschaftlich aufrichten und versuchen, den Wiederaufbau des Vaterlandes zu beginnen. Die aufgestapelte Gehässigkeit muß dem friedlichen und redlichen Bestreben weichen, zur Verständigung und zum gegenseitigen Verständnis zu kommen. Die Erreichung der nationalistischen und bolschewistischen Ziele würde in unserem Lande zu einer noch unerträglicheren Plage werden, als sie uns das Beispiel von Rußland vorführt.“

So zu lesen in der „Vossischen Zeitung“. Verschließt man sich weiter rechts noch dieser Einsicht? Hofft man immer noch durch negative Opposition, durch die Opposition um jeden Preis, die Verhältnisse in die rechte Bahn zu zwingen? Im Kaiserreich waren es die Konservativen, die nicht müde wurden, der Sozialdemokratie das Fruchtlose einer unentwegten Oppositionspolitik klarzumachen, ihnen zu bedeuten, daß solche Politik zur inneren Aushöhlung, zur Ideenlosigkeit führen

müsse. Heute ist es etwas Alltägliches, daß Deutschnationale und Kommunisten sich bei den Abstimmungen zueinander finden. Neuerdings ist gerade in rechtsradikalen Blättern so viel vom Wiedererwachen des nationalen Gedankens in der Arbeiterschaft die Rede. Aber man verkenne doch eines nicht: der seelische Anschluß bleibt der Arbeiterschaft verbaut, solange der Kapitalistenklüngel und das Scharfmachertum innerhalb der Rechtsparteien die Marschlinie bestimmen.

Die Irrtat von Griesbach schrillt in die Ohren wie ein Alarmsignal. Nicht die Gegensätze zu vertiefen, sie zu überbrücken tut dringend not. Nicht auf rückschauende Kritik kommt es an, sondern auf vorwärtsschauende Arbeit. Dazu ist Sammlungspolitik notwendig. Von einer rein sozialistischen Mehrheit ist die Gefundung bestimmt nicht zu erwarten. Es bleiben zwei Möglichkeiten: entweder die von Stegerwald angestrebte kompakte Mitte einschließlich eines starken Arbeiterflügels, oder aber ein nationaler Block der beiden Rechtsparteien mit Heranziehung von Demokratie und Zentrum und weit offener Tür zur Arbeiterschaft hin. Denn die Arbeiter — die früher konservativen „Grenzboten“ heben das in einem klugen und feinen Aufsatz sehr mit Recht hervor — müßten dem nationalen Gedanken überhaupt erst wieder gewonnen werden, und zwar sei die Bekehrung des deutschen Arbeiters von der Truglehre des Marxismus nicht erreichbar auf dem Wege des Paktierens mit der Sozialdemokratie, sondern durch die nationale zugleich aufrichtig soziale Politik eines Mehrheitsblocks der Bürgerlichen.

Die unerläßliche Voraussetzung jeglicher ernsthaften Sammlungspolitik ist aber, wie einer der besten Köpfe der Deutschen Volkspartei, der frühere Regierungspräsident Abg. Dr. v. Campe, kürzlich mit programmatischem Nachdruck in der „Rölnischen Zeitung“ auseinandersetzt, der Wille, „den Staat zu bejahen praktisch zu bejahen, so wie er heute ist; wer das tut, ist zur Mitarbeit berufen. Das und nur das ist Voraussetzung. Damit ist gegeben: Einmal, wer den Staat in seiner jetzigen Gestalt mit Gewalt, mit nicht verfassungsmäßigen Mitteln befeitigen oder ändern will, schließt sich selbst aus. Das ist selbstverständlich. Und zum ändern, wem der Staat von heute als eine solche Ungeheuerlichkeit erscheint, daß er sich gar nichts, aber auch rein gar nichts Gutes von ihm versprechen kann, daß er das Chaos ihm vorzieht, nur der stellt sich abseits. Alle anderen sollten sich zu Gegenwartsarbeit zusammenschließen, statt in rückschauender Kritik den Rest unserer Kraft zu zerfleischen. Man muß sich von der Vergangenheit loslösen können, wenn man der Gegenwart dienen will.“

* * *

Der „Deutsche von morgen“ ist noch nicht, er will erst werden. In der „New York Times“ beschäftigt sich ein Amerikaner, der das Deutschland der Nachkriegszeit bereist hat, mit dem geistigen Typus der deutschen Zukunft. Die Eindrücke, die der fremde Beobachter schildert, enthalten manches, was aus solcher Munde zu erfahren nicht ohne Wert ist:

„Die Reaktion der deutschen Jugend auf die gegenwärtigen Zustände strebt nach zwei Richtungen: die Bildung einer aristokratischen Führerschicht und die Herbeiführung der gemeinsamen Arbeit der Arbeitgeber und Arbeiter.“

nehmmer zugunsten der Auslösung des deutschen Volkes aus dem Schmachverhältnis durch intensive Produktion. Beide stimmen in der Verurteilung der Vergangenheit überein, beide haben eine geringe Meinung von den gegenwärtigen Regierungsgewalten. Die Vertreter der ersten Richtung glauben zwar an eine Monarchie, haben aber keineswegs eine Neigung, Wilhelm II. wieder auf den Thron gelangen zu lassen. Die zweite Richtung hat das alte Kartenspiel in den Papierkorb geworfen und wünscht, mit neuen Karten weiterzuspielen. Sie beabsichtigt, alle diejenigen zusammenzubringen, die entschlossen sind, für ein neues Deutschland zu arbeiten, sie will die Massen mit neuem Mut und neuem Streben erfüllen, um sie durch das Versprechen einer besseren Zukunft zu äußersten Anstrengungen anzuspornen. Diese Richtung sucht die Arbeiter von Stadt und Land zusammenzubringen, so daß sie in der Lage sind, ein abschließendes Übereinkommen mit den Arbeitgebern abzuschließen. Diese Richtung beabsichtigt keineswegs eine Oligarchie der Industriekapitäne zu unterstützen, die unter den derzeitigen Regierungen im Begriffe ist, die Herrschaft anzutreten. Sie ist durchaus bereit, mit einem Stinnes zusammenzuarbeiten, aber nicht zu Bedingungen, die Stinnes diktiert. Nicht Kriegsgewinn, sondern Vaterlandsliebe leitet diese Kreise. Sie sind weder Kommunisten noch Bolschewisten, sondern sie werden von dem brennenden Wunsch getragen, das deutsche Volk zu erneuern, und es ist ihr Glaube, daß diese Erneuerung nur verwirklicht werden kann, wenn alle erkennen, daß sie einem Volk der Arbeit angehören. Der junge Monarchist steht diesem Gedanken gar nicht so fremd gegenüber. Aber er ist ein Individualist und als solcher überzeugt davon, daß der Anstoß zur Erneuerung von oben und nicht von unten kommen kann. Er erstrebt eine Aristokratie, die aus sorgfältig ausgewählten Individuen zusammengesetzt ist, die bereit sind, sich ausschließlich der Wohlfahrt ihres Volkes zu widmen. Diese Theorie setzt eine ideale Welt voraus, in der diejenigen, die sich zur Führung berufen glauben, jenseits der Versuchung stehen müßten, ihre Macht für persönliche Zwecke auszunützen.“

Der Amerikaner gesteht freimütig ein, daß solche Gedankengänge in Amerika fremdartig anmuten würden. Aber es ist ja nicht das erste Mal, daß der deutsche Idealismus Befremden in der Welt erregt hat. Die neue Vaterlandsliebe sucht noch nach Formen. „Die Orgeß“, wird in den „Grenzboten“ auseinandergesetzt, „war mehr ein Nachklang der alten, stolzen Zeit; ihre Formen können nicht in das vielleicht lange Dunkel unserer Sklavenexistenz herübergenommen werden. Aber so wie sich um die prächtige Gestalt des Forstrats Escherich mit raschem, durchdringendem Instinkt alles Zukunftskräftige anzuschließen bereit war, wird auch für andere, zeitgemäßere Formen der richtige Führer auch die rechten Gefolgen finden. Denn die Herzen sind bereit, sich anzuzünden. Unsere Lage ist freilich von der der Iren und Inder verschieden, unsere Volksart (wie kürzlich erst im „L.“ dargelegt wurde) auch. Vor 110 Jahren hat Napoleon wohlgefällig bemerkt, die Deutschen hätten gar keine Anlagen zu einem spanischen Guerillakrieg; dazu wären sie zu stumpf, zu kalt, zu eisig. Die heutigen Franzosen passen mißtrauischer auf; trotzdem werden auch sie keine Anlage zum Guerillakrieg bei uns entdecken. Denn die haben wir nicht. Trotzdem werden wir bei den unter-

drückten Völkern lernen. Opfermut wird sich regen; ohne ihn kommt keine Wiedergeburt.“

Falsch wäre es, auf rasche Wendungen zu hoffen. Die Zurückeroberung der staatlichen Freiheit ist die höchste Aufgabe, die wir uns zu stellen haben. Nur müssen wir uns darüber klar sein, daß wir zum mindesten auf lange hinaus den Feind nicht mit den selben Methoden bekämpfen können, die er gegen uns anwendet. Aber wir werden Zeit haben, neue Methoden zu finden — oder besser: sie werden uns finden. Manche Glieder unseres Körpers werden vor der Genesung noch absterben. Trauernd, untätig, heiligen Zorn im Herzen müssen wir den Deutschenausrottungen in Polen, in Böhmen, im Elsaß zusehen. Aber: „Das Leben kann sich wunderbar wiedergebären. Es kann auch nach langer Latenz erwachen, wenn nur die Lebenskraft bleibt. Und diese spüren wir. Sie heißt Vaterlandsliebe. Sie tastet nach neuen Formen. Das Fasten ist vorerst wichtiger als die Formen. Ein paar gesunde, wachstumsfähige Zellen sind mehr als ein im Abbau befindlicher großer Körper... Die Arbeit des Patrioten, die wirklich in die Zukunft weist, kann sich heute weniger auf die überkommenen Formen unseres öffentlichen Lebens beziehen, als vielmehr auf die Keimzellen des Vaterlandsgefühls, welches in sich bei aller Unfertigkeit der Formen den Grundriß einer künftigen Nation enthält.“



Auf der Waarte

„Die große Täuschung“

Es ist für den Laien schwer, zu dem vielgenannten wissenschaftlichen Werk von Friedrich Deliksch, „Die große Täuschung“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) Stellung zu nehmen. Und für den Fachmann ist es nicht leicht, vom Sinn und Willen des Ganzen vollstündlich und unparteiisch zu berichten. Prof. Deliksch versucht — kurz gesagt — den Gott des Alten Testaments zu entthronen und zugleich diese Urkunde auf ein weit geringeres Maß von Wertung herabzusetzen. So leistet er seine selbständige Arbeit einesteils in Fortsetzung der modernen Bibelkritik, wobei ihm freilich fachmännische Alttestamentler scharf entgegentreten (E. König hat eine besondere Schrift gegen ihn veröffentlicht, Gütersloh, Bertelsmann), andererseits in Nachbarschaft jener neugermanischen Richtungen, die sich aus völkischen Empfindungen gegen die altberühmte jüdische Urkunde sträuben.

Unter den Aufsätzen über Delikschs Vorstoß gegen das Alte Testament — das „ein Buch voll absichtlicher und unabsichtlicher Täuschungen“ sei — fällt uns im Münchener „Hochland“ (1921) eine Arbeit von Prof. Dr. Hubert Grimme auf. Dieser Forscher betont seinerseits — gegenüber den von Deliksch angenommenen babylonischen Einflüssen — eine früh-arabische Hochkultur, deren Anfänge etwa in die Mitte des zweiten Jahrtausends v. Chr. zu setzen sind. Dem Studium dieser südarabischen Inschriften hat sich Grimme gewidmet und kommt zu andren Anschauungen als Deliksch, der wesentlich von drei Punkten aus das Alte Testament angreift: 1. Deliksch bekämpft die Berichte über Israels Eindringen in Kanaan; 2. die Wirkbarkeit der

israelitischen Propheten (worin er anders denkt als Wellhausens Schule); 3. die Gottesoffenbarung vom Sinai.

Das letztere ist besonders bemerkenswert. Vernichtend wie sein Urteil über das Judentum ist auch seine Kritik des jüdischen Gottesbegriffs. „Nach Deliksch wäre der Gott des Alten Testaments vom Zeitalter der Einwanderung ins Gelobte Land bis zum Ausgange der biblischen Zeit der Göthe Jahu. Anscheinend der Zahl der in Babylonien beheimateten amoritischen Gottheiten angehörend, wäre er von den eben frei gewordenen israelitischen Stämmen zum Nationalgotte erhoben und von ihnen in Kanaan eingeführt, an dessen altem Landesgotte ihm dann ein scharfer Gegner erwachsen sei. Daß er sich gegen ihn behauptete, hätte er besonders den für ihn leidenschaftlich Partei nehmenden Propheten zu verdanken gehabt. Diese hätten ihn auch mit dem Schöpfer und Leiter des Weltalls vereinerleitet und für ihn die Ehren des Kultes seitens der Menschheit verlangt, obwohl sie nie daran gedacht hätten, ihn zu entnationalisieren. So irrten sich über sein Wesen ebensosehr Septuaginta und Vulgata mit ihrer Wiedergabe seines Namens und Wesens durch ‚Der Herr‘, wie auch wir es täten mit derjenigen durch ‚Gott‘ schlechthin“...

So faßt Grimme diese Seite von Delikschs Auffassung zusammen und beanstandet nun seinerseits die Deutung dieses Gottesnamens, der bekanntlich nur als Tetragramm mit den vier Buchstaben Jhwh geschrieben wurde (Jahu, Jahwä). Es sei kein wissenschaftlicher Grund vorhanden, ihn als Göthen zu betrachten. Und was die mosaische Gesetzgebung betrifft: Grimme glaubt Mose recht wohl die genügende literarische Bildung und Kulturvorbedingungen zuschreiben zu dürfen: eben

im Hinblick auf jene südarabischen Inschriften. „Herrsche schon um die Wende des ersten Jahrtausends v. Chr. in weiten Strecken Arabiens — Wüsten und Steppen natürlich ausgeschlossen — eine Kultur, die schon wegen ihrer ausgesprochenen Vorliebe für schriftliche Aufzeichnungen als Hochkultur zu bezeichnen ist, dann liegt von vornherein zunächst kein Grund vor, den Mosaismus einseitig von dem daneben vegetierenden Beduinentum abzuleiten. Nimmst man aber die arabische Kulturzone als Nährboden, dann begegnen sich uns damit zwei nahe verwandte Geisteszonen“ . . . Alles in allem „ergibt sich mit höchster Wahrscheinlichkeit, daß Moses an der Seite des midianitischen Oberpriesters, also im Zentrum des religiösen Lebens von Midian (im nordwestlichen Arabien) gelebt und gewirkt hat“ . . .

Womit aber eine Gleichsetzung arabischer und mosaischer Religion nicht gemeint ist: dies verbietet sich schon im Hinblick auf den ausgesprochen polytheistischen Untergrund, auf dem der arabische Kult sich aufbaut.

Während also Deliksch die Juden als Plagiatores des Babylonismus bloßzustellen trachtet, wobei wichtigste Urkunden täuschend zurückverlegt seien in die Arbeit des Moses — bemüht sich Grimme, die Arabiers Hochkultur gegen Babylon auszuspielen . . .

Dabei wirft er übrigens einen Blick auf die etwaige Abstammung des Heilands. Deliksch spielt das arisch-germanische Bewußtsein gegen jüdische Art aus und sieht Christus nicht als Juden an. „Mit Paul Haupt, dem im Behaupten stets großen deutsch-amerikanisch-jüdischen Gelehrten, läßt Deliksch Jesus arischen Geblütes sein, weil die Bibel berichtet, sieben Jahrhunderte vor Christus habe Tiglatpileser die Bewohner von Naphtali, und damit auch von Galiläa, nach Assyrien überführt. Es ist nun mehr als wahrscheinlich, daß diese Deportation sich nur auf die Hauptfamilien des Stammes bezogen hat; und selbst wenn damals das israelitische Element ganz aus dem Nordlande herausgeschafft wäre, so hätte es bei der gewaltigen Expansionskraft der Juden in den folgenden sieben Jahrhunderten mit Leichtigkeit wieder

eindringen können. Die Rasse, von der Jesus abstammte, ist um so weniger zu bestimmen, als die Israeliten nach wenigen Jahrhunderten des Zusammenlebens mit den Kanaanitern sich mit diesen stark vermischt, das heißt aber, ihr semitisches Blut mit deren im wesentlichen nichtsemitischem kreuzten und seitdem reinen Semiten, wie den Arabern, wie ein anderer Schlag vorkamen. Welches Blut nun auch Jesus in sich hatte: Arier wird er nicht gewesen sein.“

So stehen sich die Meinungen gegenüber.

Es ist in all diesen Aufsehen erregenden Büchern und Richtungen der Gegenwart eine merkwürdige innerliche Ähnlichkeit (Deliksch, Spengler, Keyserling usw.): Konstruktionen und Hypothesen, wobei man mit den fernsten, allerfernsten Kulturen frischweg Ball spielt, und andererseits — Unvermögen, den fortwirkenden, immerlebendigen Geistesgehalt unserer nahen deutschen Kulturgüter rein herauszustellen.

*

Propheten — Pfarrer und Professoren

In einer der jetzt so häufigen Auseinandersetzungen über Theosophie, Anthroposophie, Okkultismus und Verwandtes schreibt Pfarrer Ch. Gezer aus Nürnberg ein paar beachtenswerte Sätze. Unsere Bibelkritik frantkt daran, führt er aus, daß unsere Theologen ihr modernes Durchschnittsbewußtsein als Maßstab auch gegenüber ungeheuer anders gestimmten Zeiten und Menschen nehmen. Und so erwidert Gezer mit Recht seinem Gegner Bruhn in der „Christl. Welt“ (Nr. 29):

„Es ist eben eine tragische Tatsache, daß wir mit unserer Psychologie und Erkenntnistheorie nicht nur den höheren, sondern auch den niederen Erscheinungen des Prophetismus ziemlich hilflos gegenüberstehen. Denn unsere Wissenschaft ruht auf dem Dogma, daß das menschliche Bewußtsein heute und vor dreitausend Jahren annähernd sich gleich geblieben sei. Darum ähneln wir die Erlebnisse der Propheten unseren für „normal“ gehaltenen Bewußtseinsvorgängen an. Nicht ich, sondern Bruhn rationalisiert die außerordent-

lichen Vorgänge, indem er sie dem assimiliert, was etwa auch ein Pfarrer oder Professor von heute religiös erleben mag. Dieses Normalbewußtsein der Wissenschaft ist ein Gespenst, ein Wahn, ein der Wirklichkeit widersprechendes Dogma. Deshalb, weil ich dies mit aller Deutlichkeit sehe, halte ich in der Tat nicht sehr viel von unserer Religionspsychologie und Religionsphilosophie und den angeblich in Jahrtausenden gereiften Bezifferungen wissenschaftlichen Denkens. Sie sind Abendrot, aber nicht Sonnenaufgang.“

*

Aus der besetzten Pfalz

geht uns ein Brief zu, der so recht unmittelbar in das Empfinden dieser bedrängten deutschen Volksgenossen Einblick gewährt:

„... Eine Freundin, die hier ein Geschäft hat, zog des Morgens den Rolladen in die Höhe. Da ritt der französische Kommandant vorbei, und sein Pferd tänzelte. Niemand dachte sich viel dabei — da wurde sie bestraft, mit der Begründung, der Herr Kommandant hätte verunglücken können. Hat also keinen Dunst, dieser Mann, wie er sich blamiert, wenn er als Soldat nicht besser reiten kann!

... In unserer Umgegend, in schönem Wald, wurde 1909 eine Heilstätte gebaut; da waren noch leere Häuser — und da sitzt nun das dreckige Gesindel. Nun steht der Wald schon zum drittenmal in Flammen! Einer unserer Buben sagte: ‚Das sinn die Zulcher (Zulu)!‘ Ein Arbeiter rief: ‚Tät nr die ganz Anstalt weg brenne, do käm' a die Garnison fort‘ — nein, da bekämen wir sie erst recht auf den Kopf gesetzt und müßten für sie bauen! So die dieser schöne Wald wird unser Volksvermögen vernichtet. Unsrre treue, kerndeutsche, tüchtige Bevölkerung in der Pfalz und im Saargebiet wird einfach vergewaltigt. Und drüben bei euch heißt's, wir seien ‚Franzosenköpfe!‘ Tut doch nicht so unrecht an uns! Liebt uns doch, wie wir euch lieben! Wie haben wir uns schon gewehrt und werden von der — wie einmal neulich einer in der Eisenbahn sagte: ‚zottlichen‘ — Reichsregierung im Stich gelassen... Hätten Sie voriges Jahr den Streik miterlebt und gesehen, wie

entschlossen und ruhig das abging! Unsrre Stadt war wie eine Kirche. Dann wurden unsre Männer verhaftet und fortgebracht, Hausdurchsuchungen geschahen, Haushaltungen wurden das Unterste zuoberst gekehrt — man weiß heute noch nicht, für was! Wen das betraf, das war schrecklich. (Bei einer freilich war's verdient: die hatte sich bis dahin international gestellt — jetzt aber ist sie deutsch!) Sonst aber hätten Sie sehen müssen, was unsre deutschen Frauen geleistet haben: die Männer in Verstecke getan, daß man sie nicht finden konnte! Denn immerzu wurde die Stadt abgesucht. In Häusern, wo gute Verstecke waren, saßen sechs bis acht. Andre brachten das Essen hin... Neulich hat hier ein Fußballklub ein Denkmal zum Andenken seiner Gefallenen eingeweiht. Obenauf der deutsche Reichsadler. Unsrre wackren ‚Beschützer‘ duldeten nicht, daß er mit geschwungenen Flügeln da oben säße, denn das sei eine Herausforderung Frankreichs! Nun sind ihm die Flügel zusammengelegt. Es sieht zum Weinen traurig aus, aber — er sieht gegen Frankreich... Ein Gestorbener dieses Volkes wurde neulich fortgetan nach Paris. Da mußten deutsche Eisenbahner auf Befehl mit bis zum Bahnhof. Hätten Sie nur die beiden Offiziere gesehen, die allein mitten drin gingen, welche Herausforderung in ihrer Haltung lag! Nun muß man sich ausmalen, was die in ihrem Land darüber schreiben! Da wird's sicher ein riesengroßer Leichenzug, die ganze Stadt hat es sich zur Ehre angerechnet, dabei zu sein, die Frauen haben alle geweint — und so weiter!... Nun haben hier Beamte und Schreiber den Franken angenommen. Ach, das ist so furchtbar niederdrückend für uns! Ein Kriegsinvalide hielt's ihnen vor; da antwortete ihm ein solcher Dummkopf: ‚Wenn's andre taten, können wir's auch tun‘. — ‚Schämt euch!‘ rief da der Invalide. ‚Nur die Bergleute haben's getan, Postler und Bahner wurden gezwungen, und ihr hattet es nicht nötig des Geldes halber, es ist nur, daß ihr mehr saufen könnt!‘... Und ich sage auch: Der Suff macht dieses Volk sittlich und national verkommen — und eben der Suff wird immer

mehr gefördert. Es gibt hier Leute, die gehen vor Gier nach dem Franken fast tot. Sündlich, schändlich!... Unsere Fabriken und Werke werden mehr und mehr vom Feinde aufgekauft. Sogar das Elektrizitätswerk, das dem Kreise gehörte. Ach, wir haben oft die Empfindung, daß ihr andren Deutschen, obenan die Regierung, sich um uns gar nicht kümmern! Vom Osten her klagt man ja ebenso. Eine Dame war vorhin hier, die sagte: „Es nützt nichts, daß Sie nach rechtsrheinisch schreiben, die haben gar kein Interesse für uns: die tanzen!“ Aber wir sind grade erst recht treu deutsch!“...

— Soweit dieser Brief. Ähnliche Klagen und Rufe kommen von andren Grenzgebieten und jezigen Auslandsdeutschen: Vergeßt uns nicht!

*

Elsäßer vor dem Reichsgericht

In jenen schmachvollen Prozessen gegen unsere sogenannten „Kriegsverbrecher“ mußten auch Elsaß-Lothringer als Zeugen auftreten. Es war eine schlaue Berechnung der Franzosen: diese Neu-Franzosen sollten durch ihr Eintreten gegen Deutschland, mit dem zusammen sie soeben noch gekämpft hatten, noch einmal — wie beim Einzugs-Rummel — bekunden, daß sie fortan zu Frankreich gehörten. Oder was bezweckte man sonst bei dieser französischen Mache? Wollte man die elsässischen „Demi-Boches“ bei den Deutschen verächtlich machen?

Der Alt-Elsässer Ernst Wurch, der für Autonomie und Volksabstimmung wirkt, plaudert darüber aus eigener Beobachtung (Magdeburger Generalanzeiger, Nr. 163):

„Und... was erlebte ich vor dem Reichsgericht in Leipzig? Ein Landsmann tritt ein, ein echter Bauernsohn, von echter Alemannenart. Er kämpft in sich mit tückischem Alp. Doch die Stimme des urkräftigen, unverfälschten Blutes siegt. Er, der gegen Deutschland zeugen soll, rühmt sich sogar mit Stolz, tapferer deutscher Soldat gewesen zu sein... Ein anderer tritt auf, Akademiker mit verfeinertem Äußern — Zwiespalt im Herzen. Er spricht. In seinem Busen ein unentschie-

denes Ringen. Hier stehen Wahrheit, Recht, alemannische Hochachtung vor dem Eid — dort aufgepflanzter Chauvinismus, französische Militärdiktatur, Spott einzelner Irregeleiteter beim Nachhausekommen, dann Zirkeln der „Neuen Behörde“ — und doch siegt auch hier allmählich die Stimme alemannischen Blutes. Die Aussagen weichen von denen ab, die ein französischer Richter niedergeschrieben hatte. Ob der kraffen Widersprüche herrscht im Saal eisige Stille — gläsernes Staunen — leises Murren. Mein Herz blutet. Ich erkenne die Qualen des Zeugen, weiß, daß er auf der Folter steht, weiß, daß er zwei Extremen gehorchen soll: der Blutstimme, dem Recht — und den Welschen, der Gewalt!

Und wieder tritt ein Landsmann auf. Sein Benehmen gibt Anlaß zu Rügen. Der Kampf, den ehrliche Charaktere in sich durchgeföhrt, hat er schon früher abgetan. Es ist beschämend, von dem ergrauten Präsidenten daran erinnert werden zu müssen, daß man, bei uns erzogen worden ist, unsere Hochschulen besucht hat, deutscher Stabsarzt war! Hier hat die französische „Culture“ ein Opfer gefunden, das sich an die ruhmreichen Epochen des alemannischen Kulturkreises nicht mehr erinnert.

Da meldete ich mich als Zeuge. Vor Monaten habe ich in meiner angestammten Heimat als Autonomist für Volksabstimmung gekämpft, mit freudiger Hoffnung und Begeisterung im Herzen. Ich wollte ein unerschrockener Wiedereroberer im finsternen Tappan der Seelen eines Volkes sein, das einst freiherrlich in seinem paradiesischen Elsaß wohnte. Wie es uns vorleuchtet als Stadtrepublik Straßburg, Colmar oder Mülhausen, als Herzogtum Elsaß oder Herzogtum Lothringen... bis ich zum Märtyrer dieser heiligen Sache wurde. In Mainz von einem Schurken als Opfer verraten, schlugen mich der französische Polizeikommissar und sein Dolmetscher blutig. Ich sollte gegen Wahrheit und Überzeugung Aussagen machen, die den Trägern der „Liberté“ paßten. Als ich bei meinem Rechte blieb, hielt der Kommissar mir einen Browning vor die Stirne,

traktierte mich unzählige Male mit dem Rosenamen, Boche, während der Dolmetscher mir mehrmals ankündigte, ich würde im Gefängnisteller nackt ausgezogen und so lange geschlagen werden, bis ich passende Aussagen machte. In Straßburg durch Verrat aufs neue eingekerkert (ich hatte durch Flugblätter, Gedichte usw. meine Landsleute aufgeklärt), führte man mich zehnmals an Ketten durch die alte Münsterstadt. Die drei Hauptzeugen widersprachen sich in mehreren Punkten in den Vorvernehmungen und in der Hauptverhandlung; vergebens wies ich darauf hin. Während z. B. der eine ausagte, ich wollte am französischen Nationaltag vom Münsterthurm die französische Fahne herunterholen, um die elsässische zu hissen, nahm dessen Bruder auf seinen Eid, daß von der deutschen Flagge ‚schwarz-weiß-rot‘ die Rede gewesen wäre. Hunderte andere Tatsachen bezeugen schlüssig, daß in Frankreich Politik und Justiz eins ist. Politische Opfer muß es darum geben. Jeder Elsässer und Lothringer, der von den Franzosen nach Leipzig als Zeuge geschickt wird, ist in bedauerlicher Weise dazu ausersehen.

Ich sprach nach der Verhandlung mit einem Zeugen und führte aus, daß wir Elsässer und Lothringer keinen Krieg erklärt hätten, auch keinen Frieden diktirt oder unterschrieben haben. Wir sind der Spielball in den Händen des rachsüchtigen Frankreich. Da Presseberichte über die Verhandlungen in Leipzig in allen Ländern erscheinen, müssen wir uns auf der ganzen Welt überall da schämen, wo man nicht weiß, daß Polizeidiktaturgewalt eines im Siegerwahn taumelnden Volkes und politische Mache uns mißbrauchen!“

*

Aus dem Brief eines Elsässers

„... Am heutigen Tage gehen mehr denn sonst meine Gedanken trans Rhenum (über den Rhein). Nachdem ich die Mühe desselben schon benützt habe, einem meiner Brüder drüben zu schreiben, möchte ich nun noch Ihnen gegenüber eine alte Schuld abtragen. Sie werden sich mein langes Schweigen nicht erklären können. Ist es doch bereits ein halbes

Jahr, daß ich Ihren freundlichen Brief erhalten habe. Auch die Nummer des Studentenbundes habe ich wohl Ihnen zu verdanken. Ich wüßte nicht, wer sonst dort Interesse daran hätte, sie mir zu schicken. Um so mehr bin ich Ihnen aber zu herzlichem Dank verpflichtet, und es ist Zeit, daß ich mich endlich einmal wieder hören lasse.

Es gab in diesem halben Jahre viele Augenblicke, wo ich daran dachte, zu schreiben; aber ich konnte mich nicht dazu aufraffen. In der Lage, in der wir hier uns befinden, befällt einen oft ein Gefühl der — verzeihen Sie den Ausdruck — Wurstigkeit, daß man sich sagt: Wozu denn? Flügelahm und untüchtig zu froher Zuversicht, tut man das Notwendigste und läßt alles andere gehen. Dann war die Zeit der politischen Krise — die Frage der Besetzung des Ruhrgebiets —, wo man aus guten Gründen nichts über den Rhein schicken wollte. Es war auf jeden Fall klüger, sich zu beherrschen und abzuwarten. Es gibt aber auch Momente, wo ein Frohgefühl einen durchzieht, sei es, daß man aus Erlebnissen im Lande allerlei Schlüsse ziehen kann, die herzerhebend wirken, sei es, daß man in geistiger Gemeinschaft zu früheren Volksgenossen sich erstreiken darf. So war's den Elsässern zumute, die zur Lutherfeier nach Worms zogen: wirklich ein Erlebnis, das sie um alles in der Welt nicht hergeben möchten, eine Oase in der Wüste dieses Daseins! Freilich, sie wurden ausgespikelt und sind notiert, der Sprecher mußte sich vor der französischen Behörde rechtfertigen. Aber alle würden morgen wieder hingehen und lassen sich solches nicht nehmen. Wir Elsässer brauchen solche und andere Gelegenheiten, damit wir nicht verrotten und innerlich nicht verarmen, denn in die französische Geisteskultur werden wir bei unsern unzureichenden Vorkenntnissen und Sprachkenntnissen niemals so hineinwachsen, daß wir für unser Innenleben daraus Vorteile haben. Darum begrüßen wir auch alle Unternehmungen, wie jene Elsaß-Nummer, wodurch drüben Verständnis für unsere Lage und die Lust dazu geweckt werden soll, in eine geistige Gemeinschaft mit uns zu treten. Für

eine solche ist zurzeit das Elsaß reifer denn je. In weiten Kreisen hat es ein Erwachen gegeben, wie man's nicht geahnt, noch nach dem anfänglichen Enthusiasmus erwarten konnte. Wohlverstanden, die meisten wünschen nicht wieder eine politische Angliederung an das Reich, man weiß auch, daß solches nicht ohne Krieg und Blutvergießen abginge, und davon hat unsere Generation genug. Aber sollte nicht eine weitgehende Kulturgemeinschaft möglich sein, die eine Brücke bilden würde, über die zwei große Völker, die wirtschaftlich so sehr aufeinander angewiesen sind, sich finden könnten zu gemeinsamer Arbeit zum Wohle Europas und der Menschheit überhaupt? Darum begrüße ich es auf das lebhafteste, daß auch drüben im Reich zahlreiche Stimmen laut werden, die zu dieser geistigen Gemeinschaft aufrufen, und daß auch das Studentenblatt sich von jeder Revanche politisch freihält.

Das Merkwürdige an der gegenwärtigen Situation ist dies, daß gerade die Kreise, welche, wie Sie glaubten, aus konfessionellen Gründen eher für ein völliges Untergehen im Franzosentum sind, am stärksten regionalistisch (um nicht mehr zu sagen) veranlagt sind. Rennen Sie die im klerikalen Lager erscheinende Monatszeitschrift „Mein Elsaßland“? Literarisch ist sie sehr gut redigiert und hat die Tendenz, das Elsaß den Elsaßern lieb zu erhalten, freilich ist sie etwas konfessionell angestrichen, was mich aber nicht hindert, sie um der Sache und des Inhaltes willen zu halten. . .“

So weit der Brief.

Lieber Leser oder Leserin, wenn du diesen Notruf einer dürstenden Seele nach unserer Gemeinschaft gelesen hast — dann überlege, welchem schmerzvoll abgetrennten Bruder oder Schwester du nahe gestanden hast oder noch stehst! Dann gehe hin und ergreife sofort die Feder und sage diesem Bruder oder Schwester, daß du sie noch immer lieb hast und bei ihnen oft in Gedanken weilst! Zeige, was treue deutsche Liebe ist! Vor allem hilf mit, Worte deutschen Gemüts- und Geisteslebens bei den Abgetrennten zu verbreiten! Gedenke vor allem an die Er-

haltung des deutschen Liedes. Mache deshalb den kleinen Freunden, wenn du kannst, öfters eine Freude durch Verehren eines billigen, guten Volksliederbüchleins oder dergleichen!

Bedenke: In den elsäß-lothringischen Schulen lernt das Kind kein deutsches Lied mehr!

G. S.

Der französische Frieden

So nennt der bekannte Professor an der Universität Upsala, Rudolf Kjellén, den Frieden von Versailles und schreibt darüber in den „Münch. N. Nachr.“ (Nr. 288):

„... Das ist der französische Frieden, Frankreichs Absicht mit Versailles, und diese Absicht wurde scheinbar von einer einstimmigen französischen Volksmeinung unterstützt. Sie wurzelt ja auch tief in der französischen Psyche, die in republikanischer Toga wie in monarchischem Purpur unveränderlich dieselbe ist. Warum gerade 20 Millionen zum Tode Verurteilter? Weil Deutschland auch nach Versailles noch 20 Millionen mehr als Frankreich hat. Da nun Frankreich aus bekannten Gründen nicht wächst, muß Deutschland erdroffelt werden. Es ist mathematisch klar; denn sonst wäre Frankreich nicht mehr Numero 1 auf dem europäischen Kontinent. Und für kernfranzösische Auffassung gibt es keine andere Daseinsmöglichkeit als in der Stellung von Numero 1. . .“

Zur Verzweiflung in dieser Politik hat unstreitbar die besondere Tatsache beigetragen, daß nicht einmal der Weltkrieg Frankreich den einzigen Labetrunk gewährte, der seinen Durst hätte stillen können, nämlich die richtige Revanche. Man glaubt im allgemeinen, die Revanche galt Elsaß-Lothringen; dort ist sie freilich mit dem Frieden gekommen. Aber die wirkliche Revanche lag tiefer: sie galt Sedan, dem Fleck auf dem Wappenschild. Und der Weltkrieg hat den französischen Waffen keinen entsprechenden ebenso deutlichen und glänzenden Erfolg beschert. Hinter den ständigen Feiern des Sieges steht das aufreizende Gefühl, daß dieser Sieg nicht den ganzen erwarteten Ruhm gebracht hat; um nicht zu sagen, der unerträgliche Gedanke, daß die kriegerische Ehre schließlich auf der Seite des

Feindes blieb. Die Welt erkennt ohne Vorbehalt Frankreichs militärische Rehabilitierung an, aber ein Sieg, der allein mit Hilfe anderer mit Übermacht und durch die unerzwungene Kapitulation des Feindes errungen wurde, hat in den eigenen Augen nicht jenen Schwung, dessen Sonnenglanz die frühere französische Ritterlichkeit wieder erblühen konnte. Dürften wir nicht hier den psychologischen Hintergrund für die Prestigepolitik erblicken, die in jedem Augenblick den Feind am Boden kriechen sehen will und somit ihre eigene Größe als Reflex seiner Erniedrigung empfinden möchte — diese Haßpolitik, die mehr als irgend etwas anderes die Luft im heutigen Europa vergiftet?!

Das ist also der französische Gedanke in Versailles. Natürlich steht er im Widerspruch zum Interesse der ganzen neutralen Welt, das einen dauerhaften Frieden und Versöhnung zwischen den Völkern verlangt. Ebenso offenbar steht er im Widerspruch zu dem Interesse der Verbündeten, ja auch zu der eigenen Absicht Frankreichs, einen möglichst hohen Betrag als Entschädigung herauszuheben; denn Sklavenarbeit ebenso wie Hungerarbeit ist unproduktiv, auch wenn sie dem höchsten Kulturvolk der Welt auferlegt wird. Nichtsdestoweniger setzt die heutige Politik Frankreichs, geleitet mehr von elementaren Instinkten als vom Verstand, ihren Weg fort, und die Spannung zwischen den angelsächsischen Großmächten hat deren Widerstand neutralisiert, so daß der französische Gedanke bis heute den sogenannten Frieden von Versailles ganz durchbringen konnte.

Deshalb ist Versailles noch immer Finsternis und Todeschatten. Dieser Friede bedeutet das Zeichen der Sklaverei und des Unterganges für jenes Volk, das in Gedanken- und Gefühlstiefe ebenso wie in Arbeitsfleiß und Arbeitsfreudigkeit alle anderen übertraf. Er ist der Freibrief für die Blüte der Anarchie und den Verfall der Moral bei unserer weißen Rasse. Er ist die Büchse der Pandora, die Arbeitslosigkeit und Verelendung, allgemeine Unsicherheit und Völkerelend in sich schließt. Er ist das Merkmal von Rain für unsere ganze Zivilisation. Soll

der Weg nicht zum Untergang des Abendlandes führen, dann muß er unbedingt vom Frieden von Versailles abweichen.“

*

Die elsässischen „Boches“ . . .

Wie war's im Fall Zabern? Ein harmloser Leutnant nennt ein paar elsässische Soldaten „Wackes“ — und die ganze Welt bis hinaus nach Amerika zeteret wider den deutschen „Militarismus“. Und jetzt?

Der „Republikaner“ in Mülhausen i. E. veröffentlicht die Zuschrift des Vaters eines zurzeit in Lyon dienenden jungen Oberelsässers, die folgendes berichtet: „Der Sohn, der seit dem 2. Oktober 1920 in Lyon seiner militärischen Pflicht genügt und bis heute weder vor noch während seiner Dienstzeit die geringste Strafe erhielt, wurde dieser Tage mit noch zwei Elsässern zu je fünf Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Das ganze Verbrechen dieser jungen Leute besteht darin, daß sie, aufgebracht über einen Unteroffizier, der sie mit dem Worte ‚Boche‘ titulierte, diesen eines Tages ohrfeigten. Drei Monate saßen die Schwerverbrecher in der Untersuchungsanstalt. Vergangene Woche fällt das Kriegsgericht das Urteil. Die drei Elsässer wandern nach Cayenne, während der Unteroffizier frei ausgeht.“ Dazu schreibt das Mülhäuser Sozialistenblatt u. a.: „Wem steigt angesichts einer derartigen brutalen und aller Gerechtigkeit hohnsprechenden Verurteilung nicht die Bornröte ins Gesicht? Ist es so weit bereits gekommen, daß unsere jungen Elsässer, die in Frankreich dienen, sich wie einst bei den Preußen die ‚Wackes‘-Titulierung, nun auch die Bezeichnung ‚Boches‘ gefallen lassen müssen? Wir protestieren mit allem Nachdruck gegen ein solches Vorgehen! Wir verlangen eine Revision dieses Kriegsgerichtsurteils, das drei junge Elsässer zu Verbrechern stempelte und sie der härtesten Strafe auslieferte. Wir glauben nicht, daß sich das elsässische Volk einen derartigen Fußtritt von einigen militärischen Schnauzbärten, die unbekümmert um jede Menschlichkeit nur ihren militärischen Strafkodex kennen, verfehlen lassen wird!“

Wir empfehlen auch diesen Fall den neutralen Blättern. Wo bleiben eure tobenden Artikel?

*

Mährens Reichenfeld

Die Sudetendeutschen und die anderen jetzt tschechischen Staatsbürger fremder Nationszugehörigkeit seufzen seit drei Jahren unter der ebenso unklugen wie grausamen Unterdrückungspolitik der tschechischen Staatsbehörden. Die selben Tschechen, denen in Österreich seit dem Ausgleich 1867 die Gleichberechtigung in der Sprachenfrage zugestanden war, lassen ihrerseits jetzt nicht die geringste Duldsamkeit walten. Alle deutschen Aufschriften auf Straßen- und Firmenschildern sind entfernt, die historischen deutschen Ortsbezeichnungen durch neu erfundene tschechische ersetzt worden. Die deutsche Sprache hat an Gericht und bei den Behörden keine Geltung mehr, so daß Millionen von Staatsbürgern aus Unkenntnis des Tschechischen der Willkür untergeordneter Organe preisgegeben sind.

Der Tscheche weiß das Deutschtum an der Wurzel zu packen. Die in Reichenberg erscheinende „Freie Schulzeitung“ entwirft ein ergreifendes Bild von dem Schicksal des deutschen Schulwesens in Mähren. Hier, wo die Besiedlungsverhältnisse für die Deutschen wesentlich ungünstiger liegen als in Böhmen, gruppieren sich nur um das Gesenke und das Obergebirge geschlossene deutsche Gebiete. Außerdem gibt es einige größere deutsche Sprachinseln, im übrigen aber hat fast jedes Städtchen, jeder größere Industrieort eine deutsche Minderheit. „Tausende von deutschen Offizieren, Unteroffizieren, Beamten, Privatangestellten, Werkmeistern und Arbeitern sahen sich nach dem Zusammenbruch Alt-Österreichs mit einem Schläge als lästige Ausländer von der Ausweisung bedroht und verließen mit Weib und Kind den ungastlichen Boden. Auf ihre Arbeitsplätze drängten heftig tschechische Kräfte mit meist zahlreichen Familien nach. In Brünn allein umfaßte die Umgruppierung 8000 Familien. Die zurückbleibenden Deutschen wurden gezwungen, ihre Kinder tschechi-

schen Schulen zu überlassen, — die Entziehung der Brotkarte war ein beliebtes Mittel —, die freierwerbenden deutschen Schulhäuser aber belegte man mit Beschlag. Als sich die politischen Nebel ein wenig hoben lag ein unabsehbares Reichenfeld vor den Blicken aller deutschen Bildungsfreunde. In den 6 autonomen Städten wurden 2 Bürgerschulen, 26 öffentliche und 5 private Volksschulen mit insgesamt 221 Klassen vernichtet, in den 16 Landschulbezirken 17 Bürgerschulen, 70 öffentliche und 15 private Volksschulen mit zusammen 342 Klassen. Von den 186 deutschen Kindergärten waren im März 1921 bloß noch 116 in Betrieb. Ein volles Fünftel des deutschen Schulwesens ist in Mähren verloren gegangen.“ Aber damit nicht genug, wird auf tschechischer Seite ganz offen die Anschauung vertreten, daß noch 359 deutsche Klassen fallen müßten, ehe der „gerechte Ausgleich“ vollzogen sei. Das Ziel ist klar: Man sucht die Deutschen auszurotten, indem man ihnen die Möglichkeit geistiger Ausbildung raubt.

*

Ein Brief aus Kärnten

an den Herausgeber dürfte wohl auch für Fürmerleser Bemerkenswertes enthalten:

„... Ich wohne im äußersten Süden — auf Karantaniens Alpenhöhen —, und ich muß Ihnen leider bekennen, daß auch hier manches vorgekommen ist, was dem treuen deutschen Herzen weniger zur Ehre gereicht. Aber trotzdem können wir Kärntner auf etwas stolz sein — nämlich auf unsere wackeren Männer und Frauen zur Zeit der jugoslawischen Invasion im Jahre 1920. Im Oktober wird es ein Jahr daß wir unser schönes Kärnten durch ein stramme Volksabstimmung vor den Laibacher Räubern gerettet haben; nicht nur für uns sondern auch für Deutschland, das nirgends so warme, treue Freunde hat wie in Kärnten. Wir sind das südlichste Bollwerk deutscher Kultur, und die Kärntner haben das noch immer gewußt, wenn auch andre Länder an Deutschland irre wurden. Seit 1848 und seit 1866, wo wir Österreicher durch den bitteren Prager Frieden vom deutschen

Bunde ausscheiden mußten, kämpft Kärnten für den Anschluß an das deutsche Mutterland, wird hier in demselben Maße für Deutschland gearbeitet, wie die Franzosen gegen Deutschland gewirkt haben (Elsass-Lothringen). Hier wurde immer die ‚Wacht am Rhein‘ gesungen, ein Bismarck verehrt; Kaiser Wilhelm galt in Klagenfurt beinahe noch mehr als Kaiser Franz Joseph; die deutschen Fahnen (schwarz-rot-gelb) fehlten auf keinem Feste. Ich weiß nicht, ob man sich in Deutschland dessen bewußt ist. Im Weltkriege hat sich ja gezeigt, daß das große Germanenreich seine Freunde leider Gottes gerade dort vermutet hat, wo sie nicht zu finden sind!

„Man hat sich einst für die falschen Japaner viel mehr interessiert, ihnen viel mehr Emporgeholfen, als den angestammten Brüdern im Süden. Ich glaube, die Deutschen sprachen nur immer von der österreichischen Faulheit und Schlappschwänzigkeit — aber von unserer Not, von der Einknürung durch fremde Nationen, von dem deutschfeindlichen Wirken eines Teiles der Geistlichkeit, von unserer unendlichen Schuld — davon sprach niemand! Mit großer Freude bemerkte ich, daß sich in Deutschland ein warmes Fühlen für uns regt, daß deutsche Brüder — anstatt Italiens treulose Städte zu überfluten — jetzt in unser liebes Land reisen, daß endlich, endlich ein tieferes Verstehen zwischen Nord und Süd zu keimen beginnt. Vielleicht haben die Habsburger Deutschland gegenüber wirklich schwere Fehler begangen — wir werden natürlich von der Schule aus einseitig erzogen und wissen manches nicht —, vielleicht hat aber auch Deutschland manches an uns übersehen, manchmal uns schroff den Rücken gekehrt, wenn der Alpenländer Heimweh fühlte und dem stärkeren Bruder bittend die Hand entgegenstreckte. Wir Alpenländer haben ausgeprägte Heimatliebe und auch einen gewissen Stolz, einige Verschlossenheit den Fremden gegenüber. Vielleicht ist dies manchmal als Frostigkeit aufgefaßt worden? Wie schön wäre ein Sichverstehen zwischen Nord und Süd!“ . . .

Eine Mutter

schreibt uns aus Hamburg:

„Ich möchte Ihre Aufmerksamkeit auf die Zeitschrift ‚Junge Menschen‘ lenken, vielleicht daß im ‚Türmer‘ einmal warnend davon die Rede sein kann. Lesen Sie die angestrichenen Stellen! Arme Jugend, die so vergiftet wird! Sie wissen, welche Wunden mir der Krieg geschlagen hat, einer Mutter, die ihren einzigen Sohn hinausgab. Was für Nächte voll Angst und Sorge umfassen diese letzten Jahre! Und doch, tausendmal und doch: hätte ich heute noch Söhne und käme die Erhebung, mit Freuden gäb' ich noch einmal meine Söhne für die Befreiung Deutschlands dahin — und mit Freuden würden sie hinausziehen. Man soll uns Mütter doch nicht so klein machen, wie es dieser erbärmliche Artikelschreiber tut! Wir tragen unser Leid als unsichtbare Krone, die soll und kann uns niemand nehmen. Ich wollte, ich könnte die Frauen und Mütter zusammenschließen, damit sie Zeugnis ablegen könnten: Ihr Feinde draußen und ihr Feinde im Land, wir bezeugen, daß unsre Männer und Söhne gern und voll Begeisterung in den Schlachtentod gingen. Wir gaben sie blutenden Herzens, aber voll Stolz dahin — und sie starben nicht für einen ‚Irrtum‘, wie ihr Verblendete wähnt, sondern für das Höchste, das Heiligste, das jede Lebensgemeinschaft kennt: zum Schutze der Heimat und, mit Fichte zu reden, für eine bessere Ordnung der Dinge . . .“

Diese Mutter spricht vielen, und wahrlich nicht den schlechtesten deutschen Frauen aus der Seele. Das ist die Gesinnung von 1813. Es wird die Gesinnung aller edlen Deutschen bleiben, denen nationale Würde in Blut und Seele sitzt. Wer sich nicht zu dieser Opfergesinnung emporschwingen kann, der sollte sie wenigstens aus einem dumpfen Instinkt heraus achten.

Statt dessen liest man in der genannten Zeitschrift, die deutschnationalen Frauen, die so zahlreich für ihre Partei gestimmt haben, seien ein „trostloses Schauspiel“ und „Mörder (!) ihrer Männer und Söhne“; und das furchtbare Gewaltmittel der englischen

Hungerblockade (schon im Burenkrieg bewährt, an uns erprobt und neulich den Iren angedroht) wird als „Schauermär“ abgetan: „Man weise dem deutschen Volke endlich einmal diejenigen, bei denen sich unsre rhabdottischen und tuberkulösen Kinder bedanken können, die Tirpitz und Ludendorff!“... So beken diese sogenannten jungen Menschen gegen Führer ihres eigenen Volkes...

Widerspruch

In der gut geleiteten pädagogischen Zeitschrift „Die Saat“ beschäftigt sich der Herausgeber, Schulrat König, mit jenen sogenannten Friedensfreunden unsrer Linksparteien, die „den Krieg aus der Welt schaffen“ und die „Idee der Völkerveröhnung“ durchsetzen wollen, während unsere Nachbarn Millionenheere auf den Beinen halten und uns in Ost und West mit „Sanktionen“ und schwarzer Schmach drangsalieren.

„Auf einen seltsamen Widerspruch will ich hinweisen. Diese Kriegsfeinde und Friedensfreunde sehen den blutigen Klassenkampf als durchaus berechtigt an. Sie sind bereit, ihre Machtmittel zu gebrauchen, und wenn auch die Not der Volksgenossen bis zum Himmel hinanwächst. Sie lassen ihre Bataillone aufmarschieren, um die eigenen Volksgenossen mit Pulver und Blei zu bekämpfen. Immer wieder reichen sie den Fremden die ‚Bruderhand‘, so oft sie auch besudelt und verhöhnt zurückgestoßen wird. Aber den Bruder aus dem eigenen Volk knüppeln und knallen sie nieder, offen oder hinterrücks, wenn er sich einer andern Meinung erdreistet...“

Kinderhilfe

Es ist eine wahre Erquickung für das jetzt so oft von Häßlichem erschütterte deutsche Gemüt, wenn man die Wohltaten buchen darf, die uns und zumal unsren deutschen Kindern vom Ausland erwiesen werden. Da schlagen wir in den bei Eugen Diederichs, Jena, erschienenen allerliebsten „Briefen deutscher Ferientinder aus Skandi-

navien“ (Preis geh. 24 M., mit Bildern reizende Seiten und Sätze auf. Wie strahlte das alles von Erlebnisfreude! Mit welchen Vergnügen schwingen diese lachenden Kleinen ihre Fahnen aus den Eisenbahnwagen! Hage und blaß kamen sie nach dem Norden, gebräunt und gerundet kehren sie zurück. Walte Georgi schrieb die Einleitung. Aus den Briefen strömt, neben belanglosen Dingen, oft eine rührende Dankbarkeit.

Hindby, Juni 20.

... Man geht jeden Abend so befriedigt und dankbar zu Bett. Alle sind so lieb und freundlich, besonders Frau H. ist wie die eigene Mutter zu mir. Und doch, als ich gestern abend das Fährschiff von Deutschland kommen sah, dachte ich, wenn Du, liebe Mutter, doch mit ihm kämest, um hier sein zu können, denn Dir täte die Erholung noch nötiger als mir.

D. H., 16jähriges Mädchen.

Etjö, Juni 20.

... Mit dem Heimweh ist es besser, es ist ganz vorbei, möchte ich sagen. Ich habe so viel zu tun, Blumen begießen und im Garten helfen, es macht aber furchtbar viel Spaß. Und ich bin tüchtig braun. In mein eine blauweißes Schürzchen ist ein Dreieck beim Hühnerstall reingekommen. Gestern nachmittag hatte ich Litan ganz allein und durfte ihr auch das Essen geben. Ich darf sie auch manchmal aus- und anziehen. Mit meiner Puppe ist sie ganz vorsichtig und wenn ich sage, sie schläft noch nicht, dann erzählt sie ich sagen. Wenn ich mit ihr tanze oder Klavierspiele, dann ist sie ganz ausgelassen. Und wenn ich ihr etwas erzähle, daß wir bald reisen, dann sagt sie gleich „br Häften“, das heißt „br Pferde“.

G. B., 11jähriges Mädchen.

So plaudert das in diesem Buche, das nicht nur pädagogischen Wert hat, sondern auch einen reizvollen Einblick in zeitgenössische Empfinden gestattet, wie es sich in diesen Kindern widerspiegelt.

Auch einige Briefe nordischer Pflegeeltern sind beigegeben und bilden einen angenehmen Abschluß des schönen Buches.

Commaro, Juli 20.

„... Es ist uns eine große Freude, Ihren Kindern Gutes anzutun, das gleiche empfinden unsere Verwandten. Wir sind hier im Lande sehr freundlich gestimmt gegen Ihr Vaterland und empfinden tief mit Ihnen. Gott gebe, daß bald lichtere Tage für Sie kommen mögen. Viel wird von allen in der heutigen Zeit verlangt, ganz besonders von Ihrer Nation. Sie brauchen alle viel Freude und Wärme nach den unendlich schweren Jahren, aber wir wollen hoffen, daß bessere Tage nicht allzu lange auf sich warten lassen. Wir glauben hier so fest an deutsche Kraft und deutsche Tüchtigkeit und mit diesen Eigenschaften muß sich ja eine Nation durchbrechen.“

X.

Norge, Sommer 20.

„... Es tut mir weh, daß die Zeiten noch so schwer sind in Deutschland. Habe manchemals lange Stunden des Nachts wach gelegen und an das arme deutsche Volk gedacht. Wie ist doch die Welt voller Schmerzen und Leiden, von Unrecht, Lügen und Haß. Hoffe doch immer noch, daß dem deutschen Volke doch bald ein heller Tag aufgehen wird.“

D. S.

Und als letzten Brief, unmittelbar vor der warmen Schlußansprache des Pfarrers Nordling, lesen wir folgende innige Zeilen:

Stockholm, Sept. 20.

„Mein liebes, liebes Kind, wenn ich an Dich denke, kommen mir die Tränen in die Augen. Ich erinnere mich Deiner guten, klugen Augen, wie sie mich so innig anguckten, ich erinnere mich mit Sehnen, wie Du in meinem Schoß saßest. Diese glücklichen Tage sind vorbei. Vielleicht treffen wir uns wieder, vielleicht nicht. Dein Onkelchen darfst Du doch nicht vergessen. Ich habe dich wie mein eigenes Kind lieb...“

T. H.

*

Vollbier

Sie haben's wieder, die Münchener: ihr Vollbier. Während das siegreiche Amerika Alkoholverbot heroisch durchführt und die Arbeitskraft steigert, setzt sich das besiegte Deutschland wieder unter Alkohol. „Die

Brauereien mußten am Sonntag durcharbeiten“, lesen wir in einer Tageszeitung, „um nur die dringendsten Hilferufe der Wirte erhören zu können. Die Löwenbrauerei hatte an diesem Tage von früh bis abends 170 Fuhrwerke ununterbrochen unterwegs, und eine andere Großbrauerei mußte sich Lastautos von Privaten ausleihen, um den Anforderungen nachkommen zu können. Es war ein Großkampftag für die Brauereien...“

Großkampftag! Die Scherze, die der Berichterstatter daran anknüpft, bringen uns nicht zum Lachen.

Man vergleiche dazu die Ausführungen des Sanitätsrats Dr. Georg Bonne in einer prächtig geschriebenen, unseren Lesern wärmstens empfohlenen Schrift „Wie können wir Deutschlands Ernährung vom Ausland unabhängig machen?“ (Dresden, Verlag Emil Pahl, 1921):

„Amerika hat seit dem 20. Januar 1920 das völlige Alkoholverbot als Staatsgesetz angenommen. Die Erfolge sind glänzend. Im ganzen Lande sinkt die Zahl der Verbrechen und steigt die Arbeitsfreudigkeit. Die Bürgermeister sämtlicher Städte melden übereinstimmend ebenso wie die Fabrikberichte, daß seit dem Ausschluß des Alkohols die Trägheit, das Fehlen von der Arbeit und die Unfälle in den Plantagen und Industrien sich vermindert haben. Verbrechen und Laster haben abgenommen. Der Theaterbesuch war besser als je. Vor allen Dingen aber haben die Wirtschaften (mehr als 10 000), die geschlossen werden mußten, und ebenso die Brauereien und Brennereien es verstanden, sich in geradezu glänzender Weise den neuen Verhältnissen anzupassen und sich in wirklich Werte erzeugende Betriebe umzuwandeln, in Kühlhäuser und Trockenanstalten, in Gerbereien, Auto- und Möbelfabriken, in Porzellan- und Konservenfabriken, in Öl-, Firnis- und Schuhfabriken. Eine einzige in eine Schuhfabrik umgewandelte Brauerei beschäftigt jetzt 2500 gegen früher 320 Menschen, eine in eine Gerberei umgewandelte 1600 an Stelle von früher 156. Nach anderen Quellen wird die Herstellung von alkoholfreien Getränken, Kandiszucker, Schokolade u. a. m. an

Stelle von Bier in den Brauereien betrieben. Auch in England hat man gelernt, sich den neuen Lebensgewohnheiten anzupassen, die der Krieg mit sich gebracht hat. So ist eine der ältesten Brauereien in Nordwales nach dem „Daily Chronicle“ durch ihren neuen Eigentümer in ein Milchgroßgeschäft mit Käsefabrik umgewandelt worden, das bedeutend mehr Menschen beschäftigt als früher die Brauerei. In Schleswig-Holstein ist eine Brauerei, die vor dem Kriege 25 Arbeiter beschäftigte, in eine Fischkonservenfabrik umgewandelt worden, die in den nämlichen Räumen zurzeit über 250 Arbeiter beschäftigt und demnächst die Zahl der Arbeiter auf 500 erhöhen wird. Man sieht aus diesen Beispielen, daß die Umwandlung der jetzigen, — Nahrungsmittel vernichtenden — Alkoholbetriebe, der Brennereien und Brauereien, Wirtschaften, Likör- und Sektfabriken keine Arbeitslosigkeit mit sich bringen würde, sondern im Gegenteil dadurch, daß in diesen Gebäuden mit Hilfe des in ihnen angelegten Kapitals neue wertschaffende und vor allem Nahrungsmittelerzeugende Industrien geschaffen werden, viel mehr Menschen Arbeit erhalten als zuvor...“

Von anderer Seite aber vernimmt man, daß sich gegen das sogenannte Prohibitions-gesetz der Amerikaner Widerstand regt, — und zwar, wie wir in einem Bericht lesen, „in erster Linie von unsren deutschen Landsleuten“! Denn: „Erfreulicherweise war es der plattdeutsche Volksfestverein, der die Initiative zu einer Masseneinspruchsversammlung gegen das verhasste Gesetz ergriffen hat; am 4. Juli bewegte sich der große Demonstrationzug, in dem alle deutschen Organisationen vertreten waren, durch die Straßen von New York...“

Hm! Den Eintritt in den Weltkrieg haben sie nicht verhindern können, unsre dortigen Deutschen, und mußten sich ducken; aber im Kampf für den Alkohol marschieren sie wieder kühn an der Spitze...“

Man braucht kein Temperenzler zu sein, um unter den heutigen verwilderten und ver-

rohten Verhältnissen ein Anwachsen des Alkoholismus als eine Volksgefahr zu erkennen.

*

„Ein Vergnügungsball à la Prof. Steinach“

fand im Ostseebad Brunshaupten, im Hotel Westphal statt. Das große rote Plakat kündigt noch an: „Babylonische und Prämierung der längsten Haare und des kürzesten Babykleides“ (Erwachsener natürlich) nebst „allen Freuden eines Bubenballs“. Dazu schreibt man uns:

„Wie weit die sittliche Verrohung des deutschen Volkes vorgeschritten ist, mag Ihnen dieser Anschlagzettel zeigen. Das Hotel, in dem dieser ‚Vergnügungsball à la Prof. Steinach‘ stattfand, zählt zu den besuchtesten und führenden Gasthäusern des Seebades. In dem gleichen Hotel wurden z. B. noch veranstaltet: Ein ‚Eliteabend mit Prämierung der größten Frauenaugen und der treuesten Männeraugen‘ (am 7. 8. 21); am 29. 7. wurden dort das ‚bezauberndste Badekostüm und der schönste Strandanzug‘, am 8. 8. ‚die raffigste Frau und der stolzeste Mann‘, Ende Juli ‚die schönsten Babybeine‘ (erwachsener Frauen und Mädchen!), täglich die drei besten Tänzerpaare prämiert. Im benachbarten Rendssee aber konnte man lesen, daß im Hotel Esplanade am 6. 8. im Anschluß an den ‚I. Rheinischen Abend‘ die ‚schönsten Damenbeine‘, im Kasino am 8. 8. nach einer ‚Revue schönster Frauen‘ die ‚drei elegantesten und schönsten‘ prämiert wurden. Im Mecklenburger Hof wurden die ‚stärksten Männerwaden‘ prämiert. Was für Pack hier wie in Heringsdorf, Binz, Westerland auf Sylt den Ton angibt, braucht kaum gesagt zu werden. Und wie verheerend wirkt dies auf die einheimische Bevölkerung!“

Neulich ging die Nachricht durch die Blätter, daß im Bad Heringsdorf, wo die reichsten Schieber weilen, nur ein paar lumpige Mark für Oberschlesien gesammelt worden sind — während die zehnfachen Summen allabendlich für die oben verzeichneten tierisch-dummen Vergnügungen verschleudert oder durch die Rehle gejagt werden.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: Prof. Dr. phil. h. c. Friedrich Lienhard. Für den politischen und wirtschaftlichen Teil: Konstantin Schmelzer. Alle Zuschriften, Einsendungen usw. an die Schriftleitung des *Türmers*, Berlin-Wilmersdorf, Rudolfsbader Straße 60. Druck und Verlag: Greiner u. Pfeiffer, Stuttgart.

Carlos
Tipp 1913



Talsfahrt

„Was wir bergen in den Särgen —
Ist der Erde Kleid. —
Was wir lieben — ist geblieben —
Bleibt in Ewigkeit.“

Peter Rosegger

Carlos Tipp



Der Thürmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard

24. Jahrg.

November 1921

Heft 2

Der Kampf um die Schule

Von Professor Dr. W. Rein (Jena)

Der Kampf um die Schule ist alt. Er beginnt mit der Reformation. Das Mittelalter kennt ihn nicht, weil die geistigen Interessen dieses Zeitalters einen alles beherrschenden Mittelpunkt hatten, der in der Macht der römischen Kirche verankert war. Unter ihrem Schatten wuchs die Jugend empor, der größte Teil in seliger Freiheit, denn eine Schulpflicht kannte man nicht. Die breiten Massen des Volkes blieben illiterarisch. Nur wer Geistlicher oder Beamter in einem der tausend Kleinstaaten werden oder dem Gewerbe- und Kaufmannsstand sich widmen wollte, ging in eine der Lateinschulen, die von der Kirche oder von den Städten gegründet und unterhalten wurden. Über ihnen thronten die Universitäten, die vom Papste bestätigt sein mußten, wenn sie ins Leben treten wollten.

In diese wundervolle Einheit und Geschlossenheit kam durch die Reformation der Kirche ein tiefer Riß. Der germanische Mensch entpuppte sich mit einemmal als ein höchst kompliziertes Wesen, das bei all seiner äußeren Phlegmatik innerlich von tiefer Unruhe gepeitscht war, die ihn zur ersten Revolution auf europäischem Boden trieb. Sie zersprengte die kirchliche Einheit und machte die losgebundenen Geister mobil, die nun die Bahn frei vor sich sahen, unbekümmert um das, was die Kirche lehrte, allein der Erforschung der Wahrheit nachzujagen. Die Freiheit der Forschung und der Lehre war erkämpft. Das dankt die gesamte germanische Welt dem Thüringer Martin Luther. Er löste die Bildungsangelegenheiten aus

dem Banne der Kirche und übergab sie dem Landesherrn, der als Summus episcopus die geistlichen und die weltlichen Dinge übernahm. Allerdings machte sich auch in evangelischen Landen die Herrschaft der Kirche über die Schule noch jahrhundertlang geltend, aber der Befreiungsprozeß der Bildung hatte doch prinzipiell mit der Reformation der Kirche eingesetzt. Der Staat nahm die Schule in seine Hand, führte die Schulpflicht für alle Kinder des Volkes ein und sorgte für die Entfaltung der geistigen Kräfte, die mit jeder neuen Generation in das Volk einfließen.

Er bediente sich dabei der Geistlichen in den Lateinschulen, bis die klassischen Philologen mit Fr. A. Wolf einsetzten, und der Rüstler in den Volksschulen, bis die Lehrerseminare sich entwickelt hatten. Universitäten und höhere Schulen waren von der kirchlichen Leitung frei geworden; nur in der Volksschule hatte der Prozeß nicht bis zu gleichem Ziel geführt, als die Revolution von 1918 einsetzte und eine neue Verfassung schuf.

Diese Verfassung ist unser Glück und unser Unglück, soweit die Angelegenheiten der Schule in Frage kommen. Sie sind niedergelegt im IV. Abschnitt „Bildung und Schule“ in den Artikeln 142 bis einschließlich 150.

Der Kampf um die Schule scheint in diesen Artikeln dadurch geschlichtet zu sein, daß der Staat als Schulherr bestimmt wird gegenüber den anderen Interessenten: der Kirche, der Gemeinde, der Familie. Das gesamte Schulwesen steht unter der Aufsicht des Staates; die Schulaufsicht wird durch hauptamtlich tätige, fachmännisch vorgebildete Beamte ausgeübt. Die Lehrer an öffentlichen Schulen haben die Rechte und Pflichten des Staatsbeamten. Private Schulen als Ersatz für öffentliche Schulen bedürfen der Genehmigung des Staates.

In diesen Bestimmungen ist die Omnipotenz des Staates ausgesprochen, wie sie durch die geschichtliche Entwicklung in den evangelischen Landen sich herausgestellt hatte. Diese Staatsgewalt erfährt aber durch Art. 149 eine beträchtliche Einschränkung zugunsten der Kirche. Damit wird der Kampf um die Schule, den der Zentrumsführer Windthorst seinerzeit bereits angekündigt hatte, von neuem aufgerollt. Das Streitobjekt ist der Religionsunterricht. Wer ihn hat, der hat die Schule. Gibt der Staat ihn aus der Hand, dann verliert er die Schule, sein Aufsichtsrecht wird zur leeren Form, da er der Kirche weitgehende Rechte einräumt.

Aber kann denn der Staat, so wird man sogleich einwenden, überhaupt Religionsunterricht übernehmen? Er ist doch konfessionslos; für ihn ist Religion Privatsache. Das erstere stimmt; das zweite stimmt nicht. Der Staat ist kein weltliches Gebilde, wie oberflächliche Meinungen es darstellen. Wie er der Kunst und Wissenschaft Schutz gewährt und an ihrer Pflege teilnimmt (Art. 142), so ist er auch an dem Schutze und der Pflege der Religion beteiligt. Denn wenn es in Art. 148 heißt: „In allen Schulen ist sittliche Bildung, staatsbürgerliche Gesinnung, persönliche und berufliche Tüchtigkeit im Geiste des deutschen Volkstums und der Völkerverständigung zu erstreben“, so setzt dies alles als Wurzel und Kern eine religiöse Verankerung voraus. Ohne idealistische Grundlage muß alle sittliche Bildung sich in Nützlichkeitsrücksichten verlieren, die den relativistischen Neigungen

eines triebhaften Egoismus keinen Widerstand zu leisten vermögen. Unsere Zeit kann allen denen die Augen öffnen, die bisher glaubten, daß auf dem Boden einer materialistischen Welt- und Lebensauffassung ein höheres Menschentum mit einer feineren Kultur aufwachsen könne. Es gilt, tiefer in das Wesen der Dinge zu schauen, als es die Masse zu tun pflegt.

Verzichtet der Staat auf den Schutz und die Pflege der religiösen Gefühle in seinen Schulen, zieht er dafür die Religionsgemeinschaften und die Weltanschauungsgruppen heran und läßt er auch weltliche, d. h. religionslose Schule zu, dann setzt er sich selbst herab und wird zum bloßen Polizeistaat. Die höchste Aufgabe des Kulturstaates — und ein solcher will doch das Deutsche Reich sein — ist und bleibt die Erziehung der Jugend zu Staatsbürgern, welche als sittlich-religiöse Persönlichkeiten ihre Privatinteressen dem Gemeinwohl unterzuordnen wissen. Als Kern- und Mittelpunkt der Jugenderziehung muß in Hinsicht auf den angegebenen Zweck Religion, Volksgeschichte und Deutsch angesehen werden, weil in diesen Fächern die höchsten Kulturwerte niedergelegt sind, die es gilt in den Seelen der Jugend lebendig zu machen. Deshalb werden die öffentlichen Schulen, die vom Staat eingerichtet werden, neben dem Geschichtsunterricht und der Literaturkunde auch dem Religionsunterricht einen ausreichenden Platz anweisen.

Dieser Religionsunterricht kann, weil vom Staat eingerichtet, kein konfessionelles Gepräge tragen, sondern es muß ein kirchenfreier Unterricht sein, wie ihn z. B. die Übungsschule des Päd. Universitätsseminars zu Jena seit mehr als dreißig Jahren erteilt. Er schließt sich in den ersten vier Schuljahren an eine Auswahl deutscher Volksmärchen, an die Erzählung des Robinson, an die Thüringer Sagen, an Nibelungen und Gudrun an. Vom fünften Schuljahr ab wird dann das geschichtliche Thema angeschlagen: Durch die Darstellung der alttestamentlichen Propheten, als Vertreter eines ethischen Theismus, zur Einführung in das Leben und in die Lehre Jesu. Dieser kirchenfreie Religionsunterricht ist ein deutsch-christlicher, also insofern ein bekenntnismäßiger; nur darf man Bekenntnis nicht im Sinne eines Glaubenszwanges auffassen, sondern man muß darin die Betonung eines bestimmten religiösen Standpunktes sehen, also bei uns des allgemein christlichen.

Dieser kirchenfreie christliche Religionsunterricht kann von Kindern katholischer und evangelischer Konfession besucht werden; auch von Kindern, die aus Familien stammen, die auf materialistischem oder monistischem Boden stehen, denn er übt keinerlei Zwang aus, sondern hat nur das eine Bestreben, die religiösen Anlagen der Kindesnatur zu entwickeln und zu pflegen. Er ist in erster Linie psychologisch orientiert, nicht theologisch. Die christliche Metaphysik, wie sie in den Dogmen der Kirche niedergelegt ist, paßt nicht für kindliche Gemüter, sondern kann erst auf einer höheren Stufe erfaßt werden. Deshalb scheidet der Katechismusunterricht aus unserem Plane aus und wird der Kirche anheimgestellt.

Selbstverständlich wird den Familien, denen der kirchenfreie Religionsunterricht der staatlichen Schule nicht paßt oder nicht genügt, die Freiheit gegeben, für ihre Kinder einen Ersatz in der Weise zu schaffen, wie es ihre Überzeugung verlangt. Die Gewissensfreiheit ist durch die Reichsverfassung festgelegt.

Aber darin geht sie einen Irrweg, daß sie als Regel nicht die staatliche Einheits-
schule mit kirchenfreiem Religionsunterricht aufstellt, sondern die Gemeinschafts-
schule, die einen falschen Namen trägt, insofern sie zwar die Kinder räumlich
vereinigt, aber im Religionsunterricht spaltet. Eine solche Schule kann pädagogisch
niemals als Ideal angesehen werden, sondern nur als Ausnahme in den Ge-
meinden, die konfessionell gemischt sind. So hat sich ja auch die Simultanschule,
die jetzt Gemeinschaftsschule genannt wird, in Nassau, Baden und anderwärts ent-
wickelt.

Diese Gemeinschaftsschule, auf welche die Verfassung schwört, ist nicht das
Ergebnis einer pädagogischen Überlegung, sondern einer politischen Abmachung
zwischen den beiden mächtigsten Parteien, welche die Geschicke des Deutschen
Reiches in der Hand haben. Nach langen Kämpfen haben sie sich auf die Ge-
meinschaftsschule geeinigt. Die Sozialdemokratie wollte die weltliche, das Zentrum
die konfessionelle Schule. Beides schließt einander aus. So mußte ein Kompromiß
gefunden werden, bei dem jeder der Gegner doch zu seinem Ziel zu kommen hoffen
konnte. Der Sozialdemokrat kann sein Kind aus dem Religionsunterricht ab-
melden; der Zentrumsmann aber sorgt dafür, daß der Religionsunterricht der
Gemeinschaftsschule streng konfessionell erteilt werde, ja daß auch der Geschichts-
unterricht davon erfaßt und die Lehrbücher danach ausgewählt werden. Die
Reichsverfassung gibt in Art. 146, 2 und 149 die Handhabe dazu, daß die Kirchen-
schule des Mittelalters ihre Auferstehung feiert.

In Thüringen waren wir längst darüber hinaus. Die Trennung von Staat
und Kirche hat uns die neue Verfassung gegeben. Das kann nicht hoch genug
gewürdigt werden. Dafür hat sie aber die Bindung von Kirche und Schule, die
allein vom katholischen Standpunkt aus gerechtfertigt werden kann, gebracht. Sie
ist dem evangelischen Geist, der im allgemeinen Priestertum wurzelt, von Grund
aus zuwider. Diese Bindung stellt sich der einzig richtigen Lösung für eine natur-
gemäße Erziehung, die an die großen Traditionen des edlen Schweizers Pestalozzi
anknüpft, in den Weg. Sie eröffnet die Aussicht auf endlose Kämpfe. Als ob
wir in Deutschland es nötig hätten, auch um Schule und Jugenderziehung sich
noch besonders herumzuschlagen! Als ob uns nicht Probleme genug auf der Seele
lägen, um deren Lösung der deutsche Geist sich abmüht.

Aber so muß es kommen, wenn politische Parteien Aufgaben lösen wollen
die der Pädagogik zustehen. Die Schule wird zu einem Handelsobjekt erniedrigt
und das Ergebnis ist nichts weiter, als eine große Halbheit. Das ist ein Stück der
Tragik des Deutschen. Wie man ganze Arbeit in der vorliegenden Frage hätte
machen können, habe ich kürzlich zu zeigen versucht. Wer etwas ausführlicher der
Sache nachgehen will, den darf ich auf das Pädagog. Magazin Nr. 401 und 866
(Langensalza, Beyer & Mann) verweisen.

Warum aber wird hier ein Vorschlag gemacht, der auf die Einrichtung einer
Einheitschule dem Geiste nach hinausläuft? Das Einheitschulsystem in bezug
auf die äußere Gestaltung des deutschen Schulwesens haben wir uns auf der
Reichsschulkonferenz erkämpft. Die innerliche, in sich geschlossene Einheitschule
als Erziehungsschule im wahren Sinne des Wortes hat die Reichsverfassung vor

vornherein aufgegeben, weil es den betreffenden Politikern an Verständnis dafür fehlte mit Ausnahme der Zentrumsmänner, die aber nur eine Art von Erziehungsschule kennen, nämlich die streng katholische Kirchenschule, die vom freien evangelischen Standpunkt aus als überwunden gilt. Die Frage, die soeben aufgeworfen wurde, erscheint berechtigt, weil durch die Reichsverfassung die ganze Sache verfahren ist. Es ist nichts mehr daran zu ändern, so heißt es; also muß man sich zufrieden geben und das Beste aus der verfahrenen Angelegenheit herausholen, soweit es geht. Nein, die Reichsverfassung läßt zum Glück eine Hintertür im Art. 146, 2 offen. Da steht geschrieben: „Das Nähere bestimmt die Landesgesetzgebung nach den Grundsätzen eines Reichsgesetzes.“ Das Reichsgesetz mag ausfallen wie es will, so werden die einzelnen Länder darauf dringen, daß die religiösen Verhältnisse ihres Reichsteiles bei der Frage des Religionsunterrichtes bestimmenden Einfluß erhalten. Auf Thüringen angewendet bedeutet es: Der Thüringer Freistaat hat 95 % evangelischer Bevölkerung. Es ist demnach ein Einheitsstaat, der die Einheitschule als selbstverständliche Folgerung verlangt. Diese Einheitschule soll kirchenfreien Religionsunterricht erteilen, wie dies schon vor der Revolution in einzelnen Landesteilen längst in Übung war. Die Freie Volkskirche Thüringens mit dem Sitz in Eisenach stimmt, den großen Überlieferungen des Landes folgend, dem zu und macht von ihrem Verfassungsrecht (Art. 149) keinen Gebrauch. Somit wäre für Thüringen der Schulfriede gesichert, wenn nicht die Thüringer Lehrerschaft sich durch den Beschluß des Deutschen Lehrervereins, die Gemeinschaftsschule als Regel anzuerkennen, gebunden fühlte und der Landeskirchenrat dieser Entscheidung sich angeschlossen hätte. Ihr widerspreche ich vom Standpunkte einer Pädagogik aus, die es ablehnt, sich von politischen Parteien bedormunden zu lassen.



Der höchste Acker · Von Helen Fidelis Buisch

Nun ruhn die Täler selig lenzsegnet
 und auch dem Berg ist tiefstes Glück begegnet:
 Eh' er sich aufschwingt bis zum schmalen Grat,
 lud er sich noch einmal mit sanftem Büden
 den lehten Acker auf den krummen Rücken.
 Dort geht der Bauer an die späte Saat.

Rein Wölkchen schwimmt im großen Äthermeere,
 und lichtumzüngelt vor der blauen Veere
 redt sich der Sämann, dunkel, wüchtig, groß.
 Empfangend dient ihm die bezwungne Erde,
 er wirft mit uralt heiliger Gebärde
 den Samen aus in ihren offnen Schoß.



„Lasset alle Hoffnung hinter euch!“

Skizze von G. Toeche.

Wenn das Festland wie ein unwirklicher Nebelstreifen am Horizont verblaßt, dein Auge nur graues Meer ringsum sieht, das in spitzen, unruhigen Wellen gegen die Schiffswand klatscht, und du müde wirfst vom Schauen des immer Entstehenden und immer Vergehenden, dann scheint dir jene Insel, die in weicher Ferne dämmert, wie eine blasse Fata Morgana. Aber wenn du ihr näher kommst, siehst du, daß es kein Traum ist, denn der malt ausgleichender, liebevoller. Kalt-graues Gestein fällt in schroffen Flächen zur See, die um vorgeschobene glattgewaschene Felsbrocken tost. In seine Ritzen klammert sich kahles Gestrüpp, die trockenen Wurzeln kämpfen angstvoll mit dem Wind. Und um die Insel tönt es wie ein leises Schlürfen und Feilen, wie das Ticken einer Totenuhr. Das ist der Sand, der stetig herabrieselt von den Felsen, die Spalten ausfüllend, bis ein Windsturm ihn hinauswirft ins Meer. Kleine Kiesel springen hurtig mit hellem Klang herab, große Steine rollen langsam und reißen kleinere mit sich. Aber die Kleinen und die Großen, die Schnellen und die Langsamen — es ist nur eine Frage der Zeit, wann sie herabstürzen ins verderbliche Meer.

In dies feine Klingen, das in der hellen Luft zu zittern scheint, mischt sich das Brausen der Wellen, die in den Felsspalten die Luft zu dumpfer Klage pressen. Aber an der Ostseite senken sich die Felsen zu breittlicher Mulde, zwischen glatten Steinen wächst spärliches Gras, und Hühner scharren im scharf dünstenden Tang. Hier spült das Wasser wie sanft fließende Luft.

Kinder kommen gelaufen und blicken dem Schiff nach, ein paar Männer sehen von ihren Fischneken flüchtig auf. Keiner rückt zum Gruß die Mütze, alle haben sie auf den stumpfen Gesichtern den gleichen ernsten, teilnahmslosen Ausdruck.

Im Weiterfahren verschiebt sich das Bild der Insel. Oben auf einer kahlen Platte sieht man ein paar winzige Häuser auftauchen, so klein, als hätten sie sich vor dem Wind geduckt, so schief, als wüßten sie nicht recht, nach welcher Richtung sie umfallen wollen.

Dann wird alles undeutlicher in der zunehmenden Entfernung, wie ein Bild, von dem das Paptell abgefallen. Es wird weicher und verschwommener, und am Ende liegt es wieder da, wie du es zuerst vermeintest zu sehen: wie ein schöner, unwirklicher Traum. Und um dich her siehst du nichts als graue, unruhig zukende Wellen.

Das war die Insel der Verbannten. Jetzt trägt sie schon lange den Namen eines veröhnlichen Heiligen, denn man will dort nicht mehr erinnert sein an die Zeiten der Vorfäter. Und doch sind sie alle auf dieser Insel die Nachkommen jener Leute und tragen alle mehr oder minder das Rainsmal der Vererbung auf den Stirnen. Die Insel der Verbannten. Laß dich an meiner Hand in jene Zeit zurückführen, Lieber, und werde mir nicht gram über das, was ich dir zeigen will. Sieh, in uns allen ruht das Fühlen und Denken der uns vorangegangenen

Generationen, in unsern Taten äußert sich nur, was in uns liegt. Bedenke das wohl, Lieber. Wir wollen so gerne frei sein, zum wenigsten uns frei fühlen, nicht wahr? Und am Ende halten wir die Hand vor die Augen wie törichte Kinder und meinen, wir fühlen die Ketten nicht, wenn wir sie nicht sehen. Der Wahn ist unser Glück, und unser Glück ein Wahn.

* * *

„Lasset alle Hoffnung hinter euch, ihr, die ihr hier eintretet!“ Das war müßig zu sagen, denn wer hierher kam, hatte gar keine Hoffnung mehr zu verlieren. Und doch, als sie, die Verbannten, die Ausgestoßenen, diese Insel sahen, diesen im grauen Meer verlorenen Felsen, schien er ihnen noch hoffnungsloser, als es in ihnen selber ausschaute. Das will viel sagen. Nicht wahr, das war fast ein kleiner Trost. Hier also sollten sie in schwerer, wenig fruchtender Arbeit zur Einsicht gelangen, daß sie die eine Hälfte ihres Lebens dazu benutz, die andere elend zu machen. Und immer, wenn wieder ein Schiff mit Verbannten auf die glatten Strandsteine fuhr, saß Olaf Olafson auf dem kleinen, spitzen Fels, der einen Krug aus Seetang und salzigem Schaum hatte, ließ die dürren Beine herabhängen und hielt die Fäuste wie ein Fernglas vor die Augen. Wenn die Gefangenen sich drängten, als könnten sie nicht schnell genug in dies Elend kommen, hörten sie seine hohe, alberne Stimme: „All verspielt, oh, all verspielt!“ Durch seine Hände sah er sie neugierig an, bis einer ärgerlich kleine Steine nach ihm warf. Die meisten aber achteten seiner nicht. Sie liefen die Felsen herauf und treckten die Glieder nach der langen Seefahrt. Ja, was war das? Die ersten zielten in ihrem stürmischen Lauf inne: Da lag ja schon wieder vor ihnen das Schiff, das sie soeben gebracht. So klein war die Insel? Und sie umspannten mit ihren Augen die Felsen und Platten, das graue Meer ringsum. Langsam trat in sie ein qualvolles Verstehen. Ein Bursche warf sich in das gelbe Gras und rüllte auf in Verzweiflung. Olaf Olafson sah ihn von seinem hohen Sitz herunter an. Er war still geworden. —

Der Aufseher war ein großer, stämmiger Mann, dessen Erscheinung nicht passen wollte zu dem kleinen, halb freundlichen, halb mitleidigen Lächeln, das immer um seine Mundwinkel zuckte. Es gab ihm etwas Überlegenes, wie es ein Lehrer seinen Schülern gegenüber hat. Man haßte ihn anfänglich, denn er verörperte hier das, worauf sich aller Haß konzentrierte. Die Regierung hatte ihn gesandt, das war genug.

Er sah ihre drohenden Blicke, ihr widerstrebendes Folgen. Als ihm einer über den Gehorsam weigerte und er auf ihm bestand, ballte der Mann seine Fäuste und kam langsam auf ihn zu. Die andern bildeten einen Kreis, und der Aufseher sah es ihren Augen an, daß sie alle im Einvernehmen waren. Er wich keinen Schritt zurück, verschränkte die Arme und sah dem Angreifer ruhig entgegen:

„Ich weiß wohl, was ihr im Sinn habt, Leute. Ich kann es euch nicht einmal erargen. Aber sagt selber, welchen Nuß hätte euer Tun? Man sendet euch von rüben meinen Nachfolger, der läßt die Mörder an die Felsspitzen aufhängen und struft mit größter Strenge über euch alle zu Gericht. Denn wohin wollt ihr entziehen?“

Die Leute waren langsam zurückgewichen. In ihren Augen, mit denen sie das weite Meer abmaßen, lag etwas Hilfloses. Der Aufseher sah es. Er griff eine Schaufel auf und begann eifrig zu arbeiten; da kam der Widersetzliche und nahm ihm schweigend das Werkzeug aus der Hand.

Nach und nach verband Aufseher und Gefangene ein fast freundschaftliches Verhältnis. Er hatte dasselbe Elend zu erdulden wie sie alle. Aber keiner hörte ihn je klagen. Er ließ sie aus den Felssteinen kleine Häuschen bauen, das seinige war nicht größer als das der anderen. Er gab dem Schiff, das in gewissen Zeiträumen Proviant brachte, den Auftrag, Holz zu bringen, und leitete an, wie man einfaches Hausgerät daraus herstelle. Immer sorgte er für Arbeit, sonst, das wußte er, bräche der Wahnsinn aus. So ließ er eine starke Mauer ziehen gegen die Brandung an der Nordseite. Als sie beendet, gönnte er einen Tag Ruhe, um sie abbrechen und von neuem aufbauen zu lassen. Die Männer waren willig, sie verstanden gut, warum er so handelte. Und er tat ein weiteres. Nach Ablauf dreier Jahre schrieb er an das Ministerium und bat, zu gestatten, daß Frauen und Kinder der Verbannten nachkommen dürften. Es war ein frostiger Oktobermorgen, als ein großes Segel hart auf die Steine der Insel fuhr. Und weinend stiegen Frauen und Kinder ans Land.

Als nach zehn Jahren der Aufseher zurückberufen wurde, drängte man sich um ihn, und die Weiber schluchzten, bis auch die Kinder anfangen, leise zu weinen. Oben aber auf den Klippen standen die Männer und sahen mit weiten Augen zu, wie das Schiff am Horizont verschwand. Keiner sprach ein Wort.

Der neue Aufseher fand seiner Meinung nach vieles zu bessern, was sein Vorgänger scheinbar übersehen hatte. Seine scharfe Stimme klang überall, und die Männer begannen zu murren. Ein paar Monate mochten so verstrichen sein, als am Horizont ein weißes Segel aufblendete. Erst beachtete man es nicht, aber um Mittag stürzte Olaf Olafsson, der für die Arbeit untauglich befunden war, in den Kreis der Arbeitenden und schrie mit zeternder Stimme: „Es hält auf uns zu, das Schiff! Bei Gott, es ist schon ganz nah.“ Die Männer warfen das Werkzeug hin und liefen zum Strand, Olaf Olafsson kletterte auf seinen spitzigen Felsen und hoçkte da oben wie eine graue Spinne. Das große Boot fuhr rauschend auf, und eine Welle schwappte über die Füße der Neugierigen. Ein paar Weiber kreischten auf. Von oben herab kam der Aufseher gelaufen und knöpfte sich noch in Hast seine Uniform zu. Er stieß sich durch zum Schiff und half einem jungen Mann in städtischer Tracht, mit Augenglas, aus dem Boot. Er sah recht bleich aus, und auf den Gesichtern seiner Schiffer lag ein heimliches Lächeln. Schwer stützte er sich auf den Arm des Aufsehers und fragte sogleich nach der Amtsstube. Man führte ihn in ein Zimmer, warf Frauen und Kinder hinaus und schloß die Tür. Draußen standen die Leute atemlos. Gegen Abend kam der feine Herr wieder in Begleitung des Aufsehers und mehrerer Dorfältester heraus und stieg vorsichtig in sein Boot. Das Segel rauschte auf, er hüllte sich in warme Decken, und das Boot glitt fort in der Dunkelheit, als hätte die Tiefe es jählings hinabgerissen.

Die Leute aber hörten: Es sei ein Kommissionär hier gewesen, mit einem Gnadenerlaß anlässlich der Thronbesteigung des neuen Königs, der alle begnadige,

Sie mögen hinziehen, wohin immer sie es wünschten. Wer aber auf der Insel bleibe, erhalte untenenannte einmalige Gratifikation vom Staat.

Ein paar Frauen schluchzten. Die Männer standen mit blassen Gesichtern. Nach einer Woche wurde der Aufseher zurückgerufen. Er nahm die Meldung mit, daß alle die Gratifikation angenommen. Wozu sollte man auch ein Elend verlassen, nur um es mit einem andern, vielleicht noch größeren zu vertauschen?

* * *

So gingen die langen Jahre. Über die sandigen Gräber unterhalb der Nordklippen wehte der kalte Seewind. Huh! da fuhren die Hügel auf. Und der Sturm wirbelte und tanzte, und warf den Sand zum Meer hinab. Es war zur Zeit, als Tim Kröge Dorfältester war. Als die Männer beim Nefzfliden saßen, stand er auf und wies auf den wirbelnden Sand. Man solle alle Boote der Insel rüsten und Erde holen, Erde vom Festland. Schöne, feuchte, braune Erde. Seine Hände faßten schwer in die Luft, als fühlte er sie in Gedanken. Einen Teil wird man auf den Friedhof streuen, ja man wird daraus kleine Hügel wölben wie auf dem Festland. Warum soll man hier auch im Tode im Nachteil sein? Tim Kröge wurde lebhafter. Und den andern Teil der Erde soll man unter den Südklippen aufschütten, und kleine Obstbäume wolle man pflanzen. Ja gewiß! Tim Kröge gab allen vom Überfluß seiner leeren Hände.

Am andern Morgen fuhren die Männer mit tiefen Rähnen und knarrenden Segeln in See. Am Abend des dritten Tages kehrten sie heim. Wenn die braunen, schweren Schiffe knirschend auf die Strandsteine fuhren, drängten die Weiber heran, als schauten sie köstliches Gut, und witterten in der Luft, daß es nach Erde roch, nach Erde, wie sie das ferne Land trug. Sie kamen mit Schaufeln und Körben, Tim Kröge wies sie an, die Hälfte zum Friedhof, die andere zu den Südklippen zu tragen. Man drängte sich bei der Arbeit, alle wollten beim Garten helfen, nur einige wenige wölften kleine, feste Hügel über den Toten im Sande und legten Muscheln darauf, in Ermanglung von Blumen.

Schon in dämmernder Frühe war man wieder in den Klippen. Männer und Weiber trugen die schweren Erdsäcke keuchend hinauf und achteten nicht der glühenden Sonnenstrahlen. Gegen Mittag kam das letzte Boot, und Luß Mens und Pier Stens trugen kleine Obstbäumchen ans Land, die der Wind auf der langen Meerfahrt zerzaust hatte. Und wieder waren es die Weiber, die herandrängten und mit ihren großen Händen behutsam die kleinen, ängstlichen Blätter berührten. Als aber Karel Karlsen in seinen Armen ein paar Rosenstöckchen zeigte, war man so bewegt, daß Jute Petra anfang zu lachen. Wahrhaftig, Jute Petra lachte! Und als die andern das sahen, lachten sie auch. Aus den Häusern kamen die wenigen gelaufen, die nicht schon am Strande waren, und sie huben ein ungewohntes Lachen an, das die Felsen zurückhallten. In einem der elenden Häuser richtete sich eine kranke Frau auf und fragte ihre Töchter: „Was klingt da so? Es ist wie Lachen!“

So glücklich war man.

Als die kleinen Bäumchen gesetzt werden sollten, ergab es sich, daß die Erde noch nicht tief genug war. Aber man wußte sich Rat. Man festigte in dem steinernen

Grundboden Pfähle, und daran knüpfte man die Stämmchen. Sie fuhren angstvoll im Winde hin und her, dann hingen sie ermattet an den Stricken. Jeder häufte noch einmal sorglich die Erde um sie, alte Feinde gaben sich die Hand und meinten, es sei ein glücklicher Gedanke von Tim Kröge gewesen, Freude auf die Insel zu bringen.

Aber Nacht aber erhob sich ein Sturm. Die Leute in ihren Häusern lauschten angstvoll. Als der Morgen dämmerte, eilten sie hinaus. Der Friedhof mit den sorglich gerichteten kleinen Hügeln war unverändert. Ein paar lose Rosenblätter drehten sich im Winde. Man eilte hastig weiter. In den Felspalten murrte noch der Sturm wie ein spielmüdes, gähnendes Kind. Die Erde war fortgeweht ins Meer. An den Stöcken hingen wie arme Gehängte welke Bäumchen, ein Rosenbaum wirbelte wie ein Gespenstchen über die Klippen dem Meer zu. Die Leute standen schweigend, mit stumpfem Blick. Aber Olaf Olafsson klatschte sich auf die spitzen Kniee, tanzte herum und lachte: „All verspielt! All wieder verspielt!“ Da heulte Karel Karlson auf und warf ihn mit einem Stein. Olaf Olafsson sah, daß all die stillen Leute mit einemmal wütende Feinde geworden. Er rannte schreiend, mit klappernden Schuhen seinem Hause zu. An der Ecke stand ein schwächlicher halbwüchsiger Junge, der faßte des Alten Hand und zog ihn schnell mit sich fort.

Die andern waren lange umgekehrt. Was sollten sie auch dem blöden Alten nachrennen? Und am Ende hatte er recht mit seinem Lachen. Was sollte ein Rosengarten auf dieser Insel?

So trugen sie schweigend den letzten Rest Erde an eine kleine, geschützte Felsecke und säten sättigenden Hafer darauf.

* * *

Ja, Olaf Olafsson, du warst mählich zum Gespött der Jugend geworden. Sieh, Alter, die Jungen wollten doch auch etwas zu lachen haben. Wenn man im Wirtshaus die Männer zählte, übergingen sie dich. Saßest du aber oben auf dem kleinen, spitzigen Fels — dein Amriß hob sich so grotesk vom gelblich-grauen Himmel ab! — und hieltest die Fäuste als Fernrohr vor die Augen, als spähest du nach Schiffen, die doch nie kommen würden, dann warst du die Lust der Jungen; sie tanzten um dich und kamen dir immer näher, bis du mit greinendem Munde heimhaftetest. An der Wegecke oben am Dorf aber stand immer der blasse, halb-wüchsige Knabe, der des Alten Hand faßte. Wie liefen sie so schnell, dies wunderliche Paar! Und wandte der Knabe im Laufe hastig den Kopf, so stand in seinen seltsam großen Augen, die nicht zu dem schmalen Gesicht passen wollten, eine wilde, gleichsam verhezte Angst. Langsamer wurden sie beide erst, wenn ihnen aus einem der letzten jämmerlichen Häuser ein Kind entgegentrat, ein Mädchen mit schönem, fast südlichem Antlitz und dunklen Augen, die verächtlich blickten:

„Seid ihr wieder gelaufen vor den kleinen Mücken, Ahn Olafsson und Sven Svenson?“

Der Alte war kichernd ins Haus geschlüpft, der Knabe stand unschlüssig und wandte sich dann hastig zum Gehen. Da aber rief sie ihm nach, und ihr kleines Antlitz bekam einen weichen, fast liebevollen Ausdruck: „Nun, Sven Svenson, willst du nicht zum Abend hier bleiben? Weil du doch wieder gelaufen bist mit

dem Ahn?“ fügte sie leise lachend hinzu, als wolle sie dadurch dem glücklichen Zug ein wenig wehren, der seine Mundwinkel vertiefte. Ja, er lachte ein leises, frohes Lachen, denn wie konnte Yelle Braan es wissen, daß er nur darum täglich auf ihren Ahn wartete, trotz seiner bangen Furcht vor den wilden Knaben.

Ja, nun war Sven Svenson sehr glücklich. Wenn der Alte in seinem Winkel ein wenig eingedämmert war, räumte Yelle das Essen beiseite, und nun kam das Schönste. Sie schob das kleine Fenster auf. Über dem Meere leuchteten die Sterne in winterlicher Reinheit. Am Horizont zog sich ein blasser grünlicher Streifen, als dämmerte dort etwas Unwirkliches, unsagbar Schönes, bang Geahntes.

Die beiden Waisen, der große Junge und das kleine Mädchen, saßen schweigend. Vom Ofen klang das Schnarchen des Alten. Yelle hatte den Kopf in die Hände gestützt.

„Nun erzähle, Sven Svenson!“ Der Knabe zog aus seiner Tasche ein kleines Rohr mit sorglich eingefügten dicken Glascherben — er hatte es mit unsäglicher Mühe und Geduld gefertigt — und richtete es auf die Sterne. Sie nahm es aus seinen feinen Händen und sah schweigend hindurch. Es war ihr, als kämen die Sterne näher, als erfüllte ihr kalter Glanz die arme Stube. Der Knabe erzählte. Er sprach mit leiser Stimme, kluge Beobachtungen und schweifende Phantasien. Er erzählte, wie glücklich die Menschen auf jenen Sternen seien.

„Glücklich? Ganz glücklich, Sven?“ fragte das Mädchen zweifelnd.

„Ja, ganz glücklich, Yelle. So glücklich wie ich jetzt“, fügte er leiser hinzu.

Sie aber achtete seiner Worte nicht mehr, ihre starren Augen suchten den ungewissen Glanz der Sterne. — —

Aber es kam ein Abend, da sie ihn bat um das kleine Sternenglas, daß er die Hand leer aus der Tasche zog.

„Wo hast du das Rohr, Sven Svenson?“ Da sprach er mit zitternden Lippen: „Holger Holgerson, der Starke, sah mich am Strande damit stehen. Er entriß es mir und lachte: ‚Gib acht, daß du beim Sterngucken nicht stolperst über die Erde.‘ Er sah hindurch und warf es mir zu: ‚Es taugt nichts, Sven, wie kann es auch taugen!‘ Ich wollte es fangen, da stellte er mir den Fuß, daß ich im harten Fall das Glas zerbrach.“

Das Antlitz des Mädchens war seltsam hart geworden. „Warum ließeſt du es dir auch entreißen?“

Sein Mund bebte: „Ich konnte nicht anders, Yelle, ich konnte es nicht!“ Er hob seine zitternden, feinen Hände. Sie aber wandte sich unmutig ab.

* * *

So gingen die Jahre. Sie schlichen dahin, wie ein Strom sich wälzt im lachen Land, grau und farblos. Wenn aber der Sturm des Frühlings über die Klippen toste und das graue Wasser um die Blöcke schäumte, dann trat wilde, pierige Sehnsucht in die Augen der Jungen, jene harten, durchdringenden Augen, die vom Wind gleichsam hell geschliffen waren. Sie dehnten die starken Glieder die junge Vögel, die die Kraft ihrer Schwingen fühlen. Warf dann ein Schiff, von den Stürmen genötigt, Anker in der kleinen Felsenbucht, deren Wasser so klar war wie fließende Luft, dann hatte der Kapitän Mühe, sich der starken Knaben

zu erwehren, die das Schiff fast stürmten. So gingen viele, Holger Holger-son, Piet Oven, Njar Njarson und andere; kamen sie zurück nach langen Jahren, waren sie meist stille, harte Leute geworden, die wenig von dem, was hinter ihnen lag, sprachen. Aber nicht alle kehrten heim, nicht alle. — —

Even Svenson war geblieben. Er war nicht tauglich zu schwerer Arbeit. Aber Lars Larson, der Schlaue, nahm ihn zu jedem Fischfang mit, denn er wußte, daß er dann reicher Beute sicher war. Even Svenson sah aufmerksam in das klare Wasser, lotete und suchte den Grund mit einem Schöpfbecher ab. Dann riet er, wo man fischen sollte, und der Alte fügte sich ohne Gegenfrage. Er zeichnete die Strömungen des Wassers, die schon so vielen verderblich geworden, und hing die Karte in der Amtsstube auf. Er verbesserte die Segel und stellte andere Netze. Man gewöhnte sich daran, ihn um Rat zu fragen, war man aber unter sich, schüttelte man den Kopf um diesen seltsamen Träumer.

Im Herbst fuhren die Männer zum Land, um Proviant für den langen Winter zu holen. Even saß am Steuer und sah aufmerksam in die strömenden Fluten.

Daheim breiteten die Schiffer ihre Einkäufe schon am Strande aus, und die Weiber drängten heran, prüften Stoffe und Korn mit harten Fingern, feilschten und unterboten sich. Even Svenson rückte zum Gruß kaum die Mühe, nahm zwei schmale Kästen unter den Arm und ging einsam seinem Hause zu.

Als aber in den Kästen voll feuchter Erde, die er sorglich in seiner kleinen Stube wahrte, die ersten Keimchen und dann blasse Blüten sich zeigten, wurden seine Wangen rot vor Freude. An einem frühen Sonntagmorgen brachte er sie Yelle Braan. Wie sie die kleinen roten Blumen in die Sonne stellte und freudig in die Hände klatschte, trat in seine stillen grauen Augen unermessliche Glückseligkeit. Als sie ihm aber die Hand reichte zum Dank, stand doch in ihrem Antlitz etwas wie leises Erstaunen über die Wahl seiner Gabe.

Lieber Even Svenson, mir ist angst. Was sollen deine Blumen auf dieser Insel?

* * *

Es war an jenem Abend, als Holger Holger-son, der Starke, heimkehrte. Das russische Schiff, das ihn gebracht, lag vor den Felsen verankert und riß leise an der Kette, als fürchte es die glatten Blöcke. Vor der Schenke standen die Leute und sprachen mit den Matrosen, eine Balalaita klang schluchzend. Den Mädchen zuckten die Füße, die Männer legten den Arm um ihre Hüften und begannen schwerfällig zu tanzen. Es war eine langsame Fröhlichkeit. Even Svenson stand neben Yelle Braan, und sie hatte gewilligt, mit ihm zu tanzen. Er stand und wartete ängstlich, daß der Kreis der Tanzenden leerer würde. Da setzte Holger Holger-son sein Glas hin. Aller Augen richteten sich auf ihn, denn er war stark und schön gebaut, und sein kühner Kopf saß auf einem gewalttätigen, gedrungenen Cäsarennacken. Und so trat er vor Yelle und legte den Arm um sie. Sie wandte sich nach Even und sah ihn stehen in seinem alten angstvollen Lächeln um zitternde Lippen. Da legte sie sich fester in Holgers Arm, und es schien Even, als tanze sie wilder wie die andern. Er sah auch das Lächeln Holger Holger-sons, wenn er beim Drehen das junge Weib an sich preßte und sie es geschehen ließ.

Da wußte er, daß alles verloren war, und wandte sich ab, und eine große Traurigkeit stieg in sein Herz. Und als sie im andern Mond Holger Holgersons Weib wurde, verließ Sven Svenson am grauenden Morgen die Insel.

* * *

O, wie lag der Nebel dicht über der Felseninsel! Wie ein grauer Vorhang hing er vor den nassen Klippen, zwängte sich wolkig in die Spalten und Ritzen, kroch am Boden wie lustige Wellen des Meeres, schwer vom strömenden Regen. Der Sturm zerriß für einen Augenblick die dichten Schwaden, der Himmel leuchtete grünlich, und hastende schwarze Wolken verschleierten den Mond. Die matten Lichter in den Häusern schienen Lichtscheiben ohne Lichtkern. Dann war das Ganze wieder wie ein Spuk verschwunden, nur quirlende Nebel und schwarze Nässe.

Die Wellen tosten gegen die Klippen und preßten die Luft zu schrillum Pfeifen. Sie sanken seufzend zurück, um neu zu entstehen. Der Sturm griff die Schaumflocken und warf sie über die Felsen, der weiße Gischt hing an den Steinen, bis er sich in formlose Nässe löste.

Gegen Abend lief ein schwedisches Frachtschiff mit gebrochenen Masten in die Bucht. Eine Welle hob es und warf es ungestüm auf die Strandsteine der Insel.

Und an jenem Abend sah Sven Svenson Yelle Holgerson wieder nach langen Jahren. Er sah sie gegen den Sturm ankämpfend die enge Gasse heraufkommen, nun mußten sie aneinander vorüber. Da blieb sie mit leisem Aufschrei stehen, denn sie erkannte den Mann, der vor ihr stand, und mit düsteren Augen auf sie niedersah. Er rang nach Atem. „Gib mir den Weg frei, Sven Svenson!“ hörte er ihre leise Stimme. Da faßte er ihren Arm, und sie sah, wie seine Augen brannten: „Warum tatest du mir das, Yelle Holgerson?“ Sie war zurückgewichen. „Warum liebest du es geschehen, Sven Svenson?“ Er beugte sich über sie, um ihr Antlitz zu sehen; es war still und abgehärmt, wie von ungeweinten Tränen. Da trat er zurück, und ein Stöhnen erzitterte seinen Körper, so gewaltig, daß es ein Schrei wurde, den der Wind auffing und lachend gegen die Felsen warf. Und als er sich wandte, sah er, daß er einsam stand.

In der Schenkstube saßen die Männer. Durch die kleinen Fenster fiel das Licht und spiegelte sich glitzernd auf den nassen Steinen. Drinnen roch es nach Wolljacken und Ölstiefeln, an denen noch perlmutterfarbene Fischschuppen hingen. Der Qualm der Tabakspfeifen zog in Schwaden um die blakende Öllampe, alles schien in blauen Dunst gehüllt, als blicke man in einen blinden Spiegel. Auf den Tischen lagen schmutzige Karten in den nassen Ringen der Schnapsgläser.

Niemand sah auf, als Sven Svenson eintrat. Ein heftiger Windstoß fuhr durch die offene Tür, die Lampe begann in ihren Ketten stark zu schwanke, ihr Licht hüpfte auf und nieder und warf tanzende Schatten. Man begrüßte den Eintretenden, indem man auf der Bank zusammenrückte; lieber Gott, was machten die paar Jahre Abwesenheit. Man fragte ihn wenig, er antwortete noch weniger. Nur Lars Larson, der Schlaue, tippte ihm mit krummem Finger auf den Arm und fragte, ob er wieder mit ihm fischen wolle. Sven nickte gleichmütig, der Alte zog sich mit mimmelndem Mund hinter sein Glas zurück. Der Wirt kam und stellte vor Sven eine brennend gelbe Flüssigkeit, seine große Gestalt schien in dem Qualm

riesenhafte Umrisse anzunehmen. Sven leerte das Glas und schob es ihm wieder über den klebrigen Tisch zu. Dann ließ er sein Auge langsam über die Männer schweifen. Es blieb auf Holger Holgerson ruhen und nahm einen seltsam starren Ausdruck an. Der andere sah es nicht. Er hatte vor sich ein Häufchen Geld und schmukige Karten. Ein paar Männer umdrängten ihn, er wehrte den Zudringlichen mit zornigem Stoß. Der Wirt füllte sein Glas, aber des Trunkenen Hand stieß es um, daß die gelbe Flüssigkeit das Geld überschüttete und langsam zu Boden tropfte. Es war eine erstickende Luft.

Wieder schwankte die Lampe heftig, der Mann, der eintrat, zog die Tür nicht zu, sondern ging auf Holger Holgerson zu und sagte ihm leise ein paar Worte. Der Wind klappte die Tür nach außen, der Regen fuhr in schrägen Streifen in den Raum, ein paar Karten fielen blätternd zu Boden. Holger Holgerson hatte einen Fluch ausgestoßen. Er erhob sich schwerfällig und taumelte zur Türe. Sven Svensons Gesicht war erbleicht. Er sah draußen Yelle Holgerson, sah, wie der Mann mit schwankenden Schritten auf sie zustürzte und sie ins Gesicht schlug. Sie zuckte kaum, zog ihr kleines Tuch fester um sich und ging langsam in die Dunkelheit zurück. Als Holger am Tische Svens vorbeitaumelte, fuhr der Trunkene zurück. Er hatte in die Augen Svens gesehen und darin gelesen. Nur einen Augenblick, dann hatten sich diese Augen wieder abgewandt und zeigten den alten scheuen Ausdruck.

Holger Holgerson hielt von neuem die Karten in zitternden Händen. Wieder zuckte die Lampe auf, so heftig, daß sie erlosch und süßlichen Geruch verbreitete. Sven Svenson hatte den Raum verlassen.

* * *

Gegen Morgen hatte sich das Wetter geklärt; nur ab und zu seufzte noch ein Windstoß auf wie in großer Ermattung. Die Luft war so rein, daß alles wie durch ein scharfes Glas gesehen schien. Am Himmel zogen flüchtige Wolken, wie auf lichtem Porzellan gemalt, dazwischen schimmerte ein Blau von fast flüssiger Klarheit.

Und Sven Svenson saß im Boot Holger Holgersons und wartete.

Es lag weit draußen, schon außerhalb der Bucht verankert, ein Schiff lag hier neben dem andern. Holger Holgersons war das letzte, man konnte es nur erreichen, indem man von einem Boot ins andere sprang. Dann klatschte das Wasser in spitzen Wellchen an die Schiffswand, tsch — tsch — und der Bug hob sich und riß an der fesselnden Kette. Sven Svenson hatte sich hinter die Sonnen und Stricke gelegt, mählich beruhigten sich die kleinen, aufgeregten Boote, und alles war wie zuvor.

Die Wellen schwemmen träge wie gesättigte Raubtiere über die großen, schleimigen Steine im Meer, und sanken sie seufzend zurück, richtete sich zitternd das feine Seegras darauf wieder in die Höhe. Ein wenig Schaum warfen sie auf den spiegelnassen Stein, er zerrann träufelnd und plakte in kleinen Blasen. Die Männer kamen und sahen nach ihren Booten. Sven Svenson barg sich dichter hinter den Sonnen. Ein Segel fuhr aufrauschend in See, der Mast knarrte, und die Stricke klatschten in der frischen Brise ans Holz.

Und Ewen Svenson saß und wartete.

Die Sonne stieg höher. Ihre Strahlen küßten das kalte Wasser warm und ließen es blendend aufblitzen. Sie durchflimmerten die heiße Luft und machten die Augen schmerzen. In ihnen löste sich das Salz des Meeres zu einem bitterkräftigen Duft auf. Hühner scharreten im dünstenden Tang des Strandes.

Und Ewen Svenson saß und wartete.

Die Sonne sank, und ihre Strahlen flimmerten noch grünlich am Horizont, als schon der Schein der ersten Sterne dagegen ankämpfte. Es war jene tote Stunde, in der kein Licht und keine Finsternis ist. Immer noch klatschte das Wasser in leidenschaftslosen, langsamen Wellen über die Steine, und wenn es zurückank, richtete sich das feine Seegrass zitternd wieder auf.

Und Ewen Svenson saß und wartete.

Dann kam Holger Holgerson.

Seine Gestalt wuchs gegen den grünlichen Himmel ins Ungeheure. Er stieg langsam über die Boote, die unter der starken Last schwankten. Sein Antlitz war gerötet, seine Augen blickten trunken. Schwerfällig stieg er in sein Schiff, und Ewen Svenson sah dicht vor sich die kühne, große Gestalt. Der Trunkene bückte sich suchend. Da sprang der andere auf und stieß ihn so heftig, daß er ins Wasser taumelte. Er schlug mit den Armen um sich, und suchte das Boot zu erreichen. Aber da stand Ewen Svenson mit gepreßten Lippen, eine angstvolle, starre Erwartung im Antlitz, und wehrte es ihm. Das dunkle Wasser riß den Ermattenden hinab.

Der andere sah mit wilden Augen in die Tiefe. Dann schlich er leise wie ein Dieb über die Boote dem Lande zu. Tsch — tsch! machten sie unwillig. Aber dann war alles still wie zuvor. Nur die Wellen klatschten über die Steine.

* * *

Am Morgen fuhr Ewen Svenson mit Lars Larson in See. Der Fischzug war glücklich, und der Alte achtete so kaum auf seinen stillen Begleiter. Erst gegen Abend kamen sie heim.

Ewen irrte in den Felsen umher, im dämmernden Morgen schlich er durch die leere Gasse vor Yelle Holgersons Haus, ohne Willen mehr. Ein Lichtscheinchen fiel durch die Türspalte. Da hielt er schon die Klinke in der Hand. Ein paar Talglichter kämpften mit sterbender Dunkelheit, ihr fader süßer Geruch zog durch den Raum. Auf grobem Bett lag der Tote, seine Faust lag schwer auf der breiten Brust, und es deuchte Ewen, als sei der kühne Mund in höhrender Verachtung verzogen. Vor ihm aber kniete Yelle Holgerson, sie betete nicht, sie sah nur in des Toten Antlitz.

Ein kalter Luftzug fuhr durch die offene Tür. Sie schrak zusammen und wandte das Haupt und sah Ewen Svenson mit verblichenem Antlitz. Seine Augen brannten düster wie im Wahnsinn. Da wußte sie, daß er der Mörder gewesen. Und sprang lautlos auf und schlug ihm mit der Faust ins Gesicht.

Da ging Ewen Svenson hin und erhängte sich. — —

* * *

Man begrub sie Seite an Seite. Man wußte nichts von einem Armesündergrab, man mußte sparsam sein mit dem Raum. So legte man auf Holger Holgersons Hügel ein Kreuz, und Ewen Svensons Grab machte man dem Erdboden gleich. Der Dorfälteste sprach ein Gebet, wie Fischer es auf hoher bedrängender See sprechen. Er sprach von Sturm und Wellen und Hoffnung auf den gerechten Gott. Und die Leute umdrängten den Väter und Holger Holgersons Hügel. Und sie merkten es nicht, daß viele auf einem frischen Grab standen.

* * *

Die Männer kamen vom Friedhof. Sie spähten in die Brandung und zum blendenden Himmel.

„Mit wem wirst du nun fahren, Lars Larson?“

Der Alte zuckte die runde Schulter und blickte gleichmütig. „Nun, mit Lu Lem. Der oder Ewen Svenson — das ist doch einerlei.“

Und sie nickten und gingen langsam ihren armen Häusern zu.



Nähe der Toten

Von Rudolf Pauksen

Liegt das Haus gehegt am Rande
Eines Kirchhofs, und der Turm
Fester Kirche überm Lande
Wahrt das Haus vor Herbstes Sturm.

Nord vorm Hause ruhn die Toten,
Süd vorm Hause spielt das Kind;
Wie ein Schiff, das Meer zu loten,
Liegt das Haus im halben Wind.

Daß das Haus ein Segel hätte
Und im Sturm nach anderer Au,
Los von seiner Ankerkette
Führe, wünscht die junge Frau.

Allzu nahe sei die Nähe
Vieler Särge für den Sohn:
Wenn er aus der Wiege sehe,
Sehe er die Kreuze schon.

Junge Frau, du sollst nicht bangen,
Freundlich ist und froh und gut,
Wer, wo Gräberbäume hangen,
Vom Verlangen frühe ruht.

Wem die Gräber nahe stehen,
Wer die Toten nicht verhöhnt,
Der kann ohne Grauen gehen,
Mit dem Tode vorverföhnt.

Tote, die im Lebensglauben
Starben, ruhen nord vorm Haus;
Süd vorm Hause reifen Trauben
Vor den Fenstern, schau' hinaus!

Junge Mutter, wie dein Knabe
Nun an Gräbern, nun beim Blut
Junger Trauben spielt, so habe
Glauben du: so wächst er gut.



Hausbuch

Heimgedanken von Friedrich Lienhard

(Fortsetzung)

Niederlagen

Sann ein irgendwie edles Gemüt auf die Dauer Groll beherbergen? Es ist mir undenkbar. Andauernder Groll ist Annatur und beschwert die Seele, wie Schneelast widernatürlich eines Baumes Zweige nach unten drückt. Wenn die Masse abfällt, hebt sich der Zweig in seine natürliche Richtung zurück: dem Lichte zu.

Doch anders steht es um das sachliche Ergebnis eines Grolles oder ähnlicher Gemüterschütterung. Wenn man Unwert einer Person oder Unrecht einer Sache erfaßt und die Kränkung verarbeitet hat, so bleibt in uns eine Wirkung. Es hat sich Klärung und aus der Klärung eine Stellungnahme vollzogen. Man mag zwar, aus starker Liebestraft heraus, siebenundsiebzigmal vergeben — aber nicht siebenundsiebzigmal vergessen.

Wir müssen auf unserem Lebenswege manche Einwirkung widriger Menschen oder Schicksale erdulden und verarbeiten. Das Unverdauliche scheiden wir aus, das Wertvolle der Erfahrung behalten wir als Gewinn. Es ist seelischer Stoffwechsel. Wir wollen uns nicht davon ausschließen — auch nicht von Niederlagen.

Erst wenn uns eine Reihe von Niederlagen den Mut nehmen würde, so daß wir nicht mehr Kämpfer, sondern Erschaffte wären: dann freilich wäre die Lebensschlacht verloren. Dann hat Mephisto gewonnen. Dann liegt Faust stumpf und dumpf auf dem Faulbett, stirbt den Strohtod und wird von keinen Engeln oder Walküren ins Lichtland der Vollendeten emporgetragen.

So ward mir das Schicksal, das sich in das Wort „Elsaß“ ballt, eine schwere Niederlage. Ich bin nicht nur verbannt: auch unsre deutsche Sache ist besiegt. Doch hierin verzeichnet die Geschichte ein bedeutendes Vorbild: den ehernen Dante in Ravenna, jenen Vorkämpfer für Kaiser und Reichsgedanken, jenen Seher und Sänger, der zur himmlischen Heimat den Aufstieg fand, als ihm die irdische geraubt war.

Eine zweite Niederlage war mein unnützer Kampf gegen das materialistische und internationale Literatentum Berlins. Elsaß ward französisch; und Berlin — ist mehr als je Berlin.

In meinem Notizbuch findet sich folgender Seufzer:

Ich habe mein Elsaß beschworen	Ich wollte Berlin erobern
Dem Deutschtum in manchem Gebet —	Dem Geiste deutsch und klar —
Die Westmark ward verloren,	Auch dies mißfiel den Obern:
Ich hab' umsonst gefleht.	Berlin ist, was es war.

Nun bau' ich in Deutschlands Mitte
Des Herzens heil'gen Hain — —
Gott, laß es nicht die dritte
Der Niederlagen sein!

Heimatkunst

In meinem Garten, zwischen Bohnen und Kartoffeln, haust ein Hamster. Früher zwei: doch nachdem der Gärtner in meiner Abwesenheit den einen erschlagen, wühlt der andre unverzagt weiter. Dieser Heimatkünstler hängt an seiner Scholle. Abends stampf' ich ihm sein Loch zu, tue sogar Steine hinein und hoffe, ihm das Dasein verleidet und den unbequemen Gast zu freiwilligem Auswandern angereizt zu haben. Wozu das fleißige Tier töten? Doch siehe: am andern Morgen lächelt mich ein frisches Erdloch an! Der geniale Kerl benutzte meine Steine zu anmutigem Ausbau seiner Mietwohnung. In der früheren Höhle fand man beim Tiefgraben Haselnüsse, Zwetschgen, Kartoffeln — ich weiß nicht, was alles! Und so viel Sammelfleiß wird verfolgt und gar mit dem Tode bestraft!

Soll ich diesem Geschöpf, das meinen Garten liebt, das Schicksal bereiten, das wir Elsässer den Franzosen verdanken? Sollte denn wirklich nicht so viel Nahrung abfallen, daß dieser anhängliche Gesell mit durchkommen kann? Andre halten sich einen Hund, ich einen Hamster . . .

Nun, dieses Wesen hängt also mit ganzem Herzen oder vielmehr Magen an seiner Heimat. Diese Scholle ist sein Heim, sein Wirkungsfeld, sein Ein und Alles . . . Nachdenklich die braune Erde betrachtend, atmete ich tief dankbar auf und erkannte des Menschen Herrlichkeit: wie sind wir groß und glücklich, wir geistbegabten Geschöpfe, neben diesem dumpfen Tier! Wir können uns von der Scholle lösen. Ein Dachkammerchen, eine Steppe, ein Hochgebirge — überall kann der Mensch wandernd sinnen, zu Häupten die Sterne, im Herzen das Reich Gottes. Überall kann der Mensch einen Dom des Geistes türmen, den kein Spaten ergraben, kein Gärtner zerstören kann! Herrliche Freiheit der Kinder Gottes!

Man hat mich einst — doch dies sag' ich nur gedämpft, um keinen Literaturhistoriker zu ärgern — man hat mich in der Abteilung „Heimatkunst“ untergebracht; und da sitz' ich wohl noch immer fest. Nun, ich habe in der Tat vor einundzwanzig Jahren jenes wichtige Schlagwort im Kampfe für Dezentralisation gegen die Vorherrschaft Berlins gern benutzt. Wir ehren die Stätten unserer Kindheit und achten dankbar die Landschaft, die uns erste starke Sinneseindrücke gegeben und an unsrer Wesensart mitgeformt hat. Doch ich suche nicht Scholle, sondern Seele; nicht Rasse, sondern Reich Gottes. Man soll die Rasse, der man anzugehören die Ehre hat, durchaus hochachten; aber — es gibt auch reinrassige Lumpen. Darum ist es mir um Auslese zu tun: um die Edelrasse großer Seelen.

Vor Jahren schon, am 1. Januar 1900 — als ich die Zeitschrift „Heimat“ gründete, doch angesichts der rundher andringenden flachen Auffassung sofort wieder aufgab —, schrieb ich gleich im ersten Heft folgendes: „Die dichterische Verklärung der sichtbaren Heimat ist nicht das letzte Ziel: unsere letzte Heimat ist die Unendlichkeit, ist, wenn man das unmoderne Wort gestattet, Gott.“ Und so war es mir fünf Jahre später („Wege nach Weimar“) gleichfalls „nicht um den Ort und nicht um das Wort“ Weimar zu tun: „Das Wort Weimar erhält erst — wie die Worte Wartburg, Sanssouci, Hellas — Leben und Sinn, wenn es in jedem von uns ähnliche Kräfte erzeugt, wie sie dort lebendig gewesen. Und so bedeutet uns denn

dieses magische Wort nur das Verständigungszeichen für einen feiner menschlichen Zustand: und zu diesem den Aufweg zu versuchen, ist der wahre Weg nach Weimar.“

So lange wir gottwärts wandern, müssen uns auch Niederlagen zum Segen und auf höherer Stufe zum inneren Reichtum werden.

Einsamkeit

Ich saß an einem Waldhang und schaute der sinkenden Sonne nach. Der Pulsschlag herbftlicher Natur ging so ruhig wie mein eigenes Herz. Das Städtchen war von feinblauem, fast duftartigem Rauch der Abendkamine eingehüllt; Wipfelwerk des Spätsommers vermählte sich mit diesem Duftblau; der westliche Horizont begann sich zu durchgluten, während im Osten der fast volle Mond seine rotgoldene Leuchtkraft bereit hielt.

Einsamkeit . . . Es gibt Stunden und Stimmungen, wobei uns auch das geliebteste Wesen weder Hilfe noch Gesellschaft leisten kann. „Niemand ist je allein“, schrieb ich vor Jahren. Aber Alleinsein und Einsamsein ist nicht ganz dasselbe. Die Natur um uns her oder die Zauberbilder der Erinnerung weben auch in den Stunden des Alleinseins oft mit stärkster Einwirkungskraft. Doch es ist das Wesen seelischer Einsamkeit, daß alsdann nichts mehr Zugang zu unfrem Innersten hat. Wir haben dann so mit ganzer Seele zu verarbeiten, daß wir keinem äußeren Besuche zugänglich sind und kaum noch die Hand spüren, die sich liebend in die unsre legt.

Wer in meinen „Münchhausen“, „Eulenspiegel“, „König Arthur“, „Gottfried von Straßburg“, „Heinrich von Ofterdingen“, „Elisabeth“, in manches Stück der „Helden“, des „Thüringer Tagebuchs“, der „Wasgaufahrten“ und zuletzt der „Westmark“ hineinhorcht (ich bitte um Entschuldigung, daß ich so vieles aufzähle): — er wird viel seelische Einsamkeit finden.

Es sind nicht nur „hohe Seelen“, die solcher furchtbaren, doch auch fruchtbaren Vereinsamung ausgesetzt sind. Oft genug stößt eine liebende Seele einfacher Art an harte Umwelt an und zieht sich verwundet und verwundert vom Zeitgeist zurück. Damit kommt manches Edle, ja sogar Großes nicht zur Entfaltung. Es fehlt an Gegenliebe. Ich sah manch müden Berufsgenossen am Wege niedersinken, der einst der Menschheit vergeblich Schönes anbot.

Es ist nicht gesagt, daß es nur „Schuld“ der gleichgültigen Umwelt sei, wenn ich kein förderndes Zusammenklingen ergibt. Es liegt manchmal an uns, an einer gewissen Stauung oder Stockung in Blut und Säften. Wie einmal Goethe in einem ersten bedeutsamen Briefe (27. August 1794) an Schiller schreibt: „Wie groß der Vorteil Ihrer Teilnehmung für mich sein wird, werden Sie bald sehen, wenn Sie, bei näherer Bekanntschaft, eine Art Dunkelheit und Zaudern bei mir entdecken werden, über die ich nicht Herr werden kann, wenn ich mir ihrer gleich sehr deutlich bewußt bin.“ Goethe brauchte viel Einsamkeit. Oft aber liegt die „Schuld“ — wenn man hier überhaupt moralisierend sprechen darf — auch nicht an uns; sondern es ist schlechtthin Schicksal, dessen letzte Geheimnisse gleichsam kosmisch sind.

Und so horcht man alsdann auch in die seelische Einsamkeit der andren hinein. Wir sind, wie jene, vom Zeitgeist verbannt und heimatlos. Oft überkam es mich, etwa in später Nacht, wenn sich nach tagelanger Geistesarbeit das innere Ohr geöffnet hatte, als hört' ich da draußen das leise Weinen einsamer, verlaufener Seelen, die nach einem Heim der Liebe rufen wie ein Kind nach der Mutter. In Gedichten („In später Nacht“, „Der Fackelhalter“) hab' ich manchmal diese hinaus-horchende Stimmung festgehalten. Mein tiefstes Herz — und vielleicht das Beste meiner Bücher — gehört diesen einsamen Seelen.

Um die Stunde der Abendröte überkommt uns diese Stimmung besonders gern, wenn der Tag mit seinen Geräuschen versinkt, wenn sich die Ewigkeit über uns auf tut. Es findet dann eine Umstellung statt: es schließen sich die äußeren Sinne, es öffnet sich der innere Sinn. Die Sterne ziehen herauf, das Spätrot lockt uns dem weit sich ausdehnenden Lichte nach, die Erdschwere schwindet. Solche Abende und beginnende Mondnächte stimmen feierlich. Unser Herz wird erhaben wie die Ewigkeit.

Ist unsre Zeit an solcher Blickwende angekommen? . . .

Einsiedlers Hüttenrauch

Wenn sich mein Hüttenrauch im Abendwind
Zum Tale dreht, wo andre Menschen sind,
So sagen sie: Er sendet uns als Gruß
Nur seines Hüttenfeuers Rauch und Ruß
Und sucht den reinen Himmel zu verdunkeln.

Ich höre, was sie raunen oder munkeln.
Den zarten Rauch, der mit dem Spätrot spielt,
Den ich für eine feinste Fahne hielt,
Bescheidnes Rosen meines Hüttenholzes
Mit jener großen goldnen Himmelsglut —
Sie nennen ihn, als Dämpfung meines Stolzes,
Nur Rauch und Ruß — und sie benennen's gut.

In Demut beug' ich mich heilsamer Schmach.
Ich schaue dem gelösten Rauche nach,
Der still sich einschmiegt in den Abendschein.
Er zieht als etwas Fremdes — nicht mehr mein —
Er kommt aus Licht und sucht sich lichte Höh'n — —
Nur Rauch und Ruß — und doch: wie ist er schön!

(Fortsetzung folgt)



Herbst

Von Gerhard Böhmer

Hm Herbst . . . da ist das Scheiden so ganz, ganz anders. Da legt es sich um unser Herz wie ein unnennbar zarter Hauch von Glück. — O du, wie ist das möglich? . . . Ja, fühlst du das denn nicht, wenn die stillen Bäume so ganz wunschlos in den bleiernem Himmel hineinragen? Das Sterben fällt dem Walde wohl schwer, weil er gar nicht weiß, was nun kommen mag. Du darfst ihm nicht noch mehr wehe tun: du darfst ihm kein einzig Blättle rauben. — Da! Hörst du wohl: wenn ein Blatt sich löst, erklingt ein silberner Seufzer . . .

Eine einzige Rose glüht noch am Wege. Die hört auch den silbernen Seufzer, den der undurchdringlich graue Himmel nicht durchläßt. Nun ist er überall, da, dort . . . am sanftesten aber in deinem Herzen — —

Und der Efeu über den Gräbern wundert sich, daß der Sonnensommer so schnell entflohen ist. Niemand tat ihm was zu leid, er fand nur durstig jubelnde Herzen. Und doch hielt es ihn nicht . . . Ob es dort wohl schöner ist, wohin er gezogen? . . . Nun ist der Efeu ganz betrübt, und er wartet müd und still, bis der Schnee ihn zudeckt. O, wie er wartet! — —

Und dann kommen Tage, die nicht sterben können. Die Stunden weinen, und mit milder Hand hüllt der Nebel alle Wunden und Leiden der Erde. O, dann geht es sich so wunderbar durch den nebelumhüllten Buchenwald — recht so, als sei man nur Seele. Ledig des Körpers gehst du hindurch, und du kennst nur dich und Gott, und Gott kennt dich, und er gibt dir inmitten dieser großen, stillen Traurigkeit unendlich herrliches Glückesbewußtsein. Und du fühlst dich plötzlich in der reinen Natur, die sich ausweint in heiligem Schmerz, so recht geborgen und beglückt . . . und dann weinst du mit ihr. — —

Herbstnebelwaldweg, wie groß, wie majestätisch groß und erhaben sind die Gedanken, die du uns gibst!

Es blühen noch Rosen im bunten Herbst! — Alles, was irdisch ist, hat eine Zeit des Werdens und Wachsens, eine Zeit des Entfaltens und der Fülle, und am Ende eine Zeit der Reife. Sollen wir traurig sein, wenn des Sommers goldener Segen Gestalt wird, wenn der Herbst vollendet, was der Frühling begann?

O nein! Dann verstehen wir den Sinn des Lebens falsch. Leben heißt: Früchte ausreifen. Aber traurig scheint uns der Herbst in der Landschaft nur deshalb, weil er uns den eignen Herbst des Lebens spiegelt. Und an den denken wir mit Wehmut, weil wir vergessen, daß ja noch Rosen blühen im farbenfrohen Herbst. Und lauernd steht der Tod als Schreckgespenst über unserm ganzen Leben. Aber mit dem Herbst kommt eine Abgeklärtheit, und mit ihr Ruhe und Frieden. Alles Brausen und Tosen heißer Lebenswallungen ist verrauscht, alles, was das Leben an äußeren Schwingungen brachte, halt nur noch ganz leise nach, wie das Verklingen letzter Choralakkorde . . . Und nun bleibt eine große, große Weihe in aller Herzen. —

Das Leid ist Licht! Das ist das stumme Gebet eines jeden müden Herbsttales . . . Der Herbst ist ein Feierabend. Jedes letzte Verklingen birgt in sich eine unergründbare Schönheit. Jeder verhallende Akkord ist das Bild des Vergehens. Woher mag seine Schönheit stammen? Mir ist wohl, als sei sie ein Gruß des Kommenden, ein Klang aus zeitlicher Ferne, der von Allgegenwart plaudert, den den Tod seiner dunklen Gewalt beraubt. Vielleicht ist sie auch das Vorahnen einer höheren Lebensstufe . . . und Sehnsuchterfüllung. Jeder Herbst ist Sehnsuchterfüllung. Daher schmückt er sich mit Farben, wie kein Frühling sie erträumen kann, daher durchtränkt er sich mit Melodien aus den Tempeln der Schönheit.

Alle negativen Lebensstimmungen, die uns im Herbst durchtrauern, sind nur ein Zeichen seelischer Verweichlichung und die Folge ererbter irreführender Symbolik. Keiner bejaht das Leben so wie der Herbst, denn er bejaht es durch die Tat. Nur große, kraftvolle Seelen, die das Prophetenwort vom Lichtleid in sich erleben, verstehen dies; denn auch sie sind wie der Herbst: Lebensbejaher der Tat und als solche froh und frei! — —

Der Herbststurm über den Feldern
Zerrt an dem letzten Ast;
Dir aber in toten Wäldern
Ründet er nahende Raft.
Hörst du das mächtige Brausen,
Das in den Lüften erklingt?
Fühlst du das zitternde Grausen,
Das dir zum Herzen dringt?

Stahlblau der Himmel, spät der trübe Tag . . .
Ein müdes Herz irrt durch den toten Hag . . .
Hohl durch die Heideföhren höhnt der Wind;
Er fühlt es nicht, wie wir vereinsamt sind . . .
Wie kommen wir in dieses fremde Land,
Wo Tod und Leben reichen sich die Hand?
Wohin der Weg? Wo leben, sterben wir,
Und was kommt dann? —
O Gott, wir stehen zwischen Traum und Wahn
Im Wald des Lebens, wo kein Ausweg ist. — —
Wie sich ins Herbsttal Nebel dicht bei dicht,
Schwermütig-angstvoll, tot und ohne Licht

Zusammendrängen, um den starren Blick
Des Todes Wunden liebvoll zu verhüllen . . .
So bangt das Herz, und sucht, und findet nicht.
— Wie ein später Wanderer
Zieht das bange Herz
Müde durch das Dämmern
Sehnend heimatwärts . . .
Graublau hüllt den Himmel
Und den Wald dazu
Lastend wohl ein banger,
Schwerer Traum von Ruh . . .
Abend ist gekommen — —
Müd ward Sturm und Wind . . .
Gräbertiefes Schweigen
Alle toten Zweige
In dem Wald umspinnt. — —
Angstvoll zitternd laufend
In dem Labyrinth
Steht verweinten Auges
Ein verirrtes Kind. — —

Werden wir aus allen Irrträumen des Lebens einmal heimwärts finden?
Ja! spricht laut und klar der Herbst zu allen denen, die ihn recht verstehen. Mit Worten will er's nicht beweisen, wohl aber mit der Tat: Der Herbst ist der Schöpfer des Auferstehungsgedankens, er ist der große Dichter aller Lieder vom ewigen Leben. Der Herbst ist: Sehnsuchterfüllung . . .

. . . So macht der Herbst die Seele groß und frei.



Der dritte Band

Von Prof. S. Haug (Stuttgart)

Am 27. August ist der Schlußband von Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen“ ausgegeben worden. Im Rechtsstreit um denselben hatte zuletzt das Berliner Kammergericht wenigstens eine Bresche in die vorausgegangenen Fehlurteile gelegt, deren Rest sich hienach vor dem Reichsgericht kaum mehr hätte halten lassen. Auf Grund dieser Sachlage vermochte der Cottasche Verlag endlich gegen die von ihm angebotene Wohltätigkeits-Buße die Einwilligung des Kaisers zu erlangen. Man mag es als versöhnend empfinden, daß der Kaiser eine klügere Beratung gefunden hat; im letzten Grunde hat doch der Druck der öffentlichen Meinung gegen eine steif gewordene Rechtsprechung obgesiegt. Der Anteil, den der „Fürmer“ in seinem Aprilheft hieran nahm, hat seine Wertung darin gefunden, daß das Kammergericht sich genötigt gesehen hat, zu jenen Einwänden einer nicht juristischen Zeitschrift ausführlich Stellung zu nehmen.

In unmittelbarem Anschluß an den zweiten Band, der schon einige Andeutungen vorweg genommen hatte, schildert der dritte das Verhältnis Bismarcks zum jungen Kaiser und den Hergang seiner Entlassung. Zwei Gipfelpunkte kennzeichnen die Entwicklung. Am 21. Dezember 1887, also ein halbes Jahr vor seiner damals schon in Sicht stehenden Thronbesteigung, schreibt der fast schon neunundzwanzigjährige Prinz Wilhelm an Bismarck: „Eher ließe ich mir stückweise ein Glied nach dem andern für Sie abhauen, als daß ich etwas unternehme, was Ihnen Schwierigkeiten machen oder Unannehmlichkeiten bereiten würde.“ Und im 10. Kapitel des III. Bandes sieht sich Bismarck beim Vergleich des Kaisers mit dem selbstherrlichsten seiner Ahnen zu der Bemerkung veranlaßt: „Wenn es heute innerhalb der gesetzlichen Möglichkeiten läge, so würde mir, glaube ich, als Abschluß meiner politischen Laufbahn das Geschick des Grafen Eberhard Dankelmann nicht erspart geblieben sein“. Dieser Berater des ersten Preußenkönigs wurde, weil er sich dessen verschwenderischen Ausgaben widersetzte, ohne Rechtsgrund ins Gefängnis geworfen. Daß diese Bemerkung Bismarcks keineswegs übertrieben ist, weiß jeder, der die Heze miterlebt hat, durch die der „frondierende“ Bismarck zum aufrührerischen Wallenstein gestempelt werden sollte. Man ermesse die Kluft, die sich aufstut zwischen jenem überschwenglichen Wort vom Dezember 1887 und dem von Bismarck mit Gelassenheit und Humor erwähnten Gedanken eines „dramatischen Abschlusses“! Den Übergang kennzeichnet die rückblickende Bemerkung Bismarcks: „Ich nehme an, daß der Kaiser während der 21 Monate, die ich sein Kanzler war, seine Neigung, einen ererbten Mentor loszuwerden, nur mit Mühe unterdrückt hat, bis sie explodierte, und eine Trennung, die ich, wenn ich den Wunsch des Kaisers gekannt hätte, mit Schonung aller äußeren Eindrücke eingeleitet haben würde, in einer plötzlichen, für mich verletzenden, ich möchte sagen beleidigenden Weise erzwang.“

Freilich, so wenig Bismarck um seiner selbst willen an seinem Amte klebte, so sehr kämpfte mit der Regung die Trennung für den Kaiser bequemer und für

sich selbst würdiger zu machen, immer wieder sein dienstliches Ehr- und Pflichtgefühl, das ihm das „Davonlaufen“ als Feigheit kennzeichnete. So kam er bei wiederholter Gewissenserforschung in schlaflosen Nächten zu der Überzeugung, daß er die Verantwortlichkeit und die Initiative zu seinem Ausscheiden nicht auf sich nehmen, sondern dem Kaiser überlassen müsse. Damit war nun allerdings für den Kaiser eine schwierige Lage geschaffen, die gleichwohl, wie dies Bismarck selbst ausspricht, durch Offenheit sich gütlich hätte beheben lassen. Statt dessen schlug der Kaiser ein Verhalten ein, das bei Bismarck den Eindruck erweckte, es solle durch ungnädige Formen sein Entlassungsgesuch erzwungen, es solle erprobt werden, wie lange seine Nerven halten. Aus der ganzen Darstellung Bismarcks geht hervor, daß nicht sowohl der Unterschied des Alters oder der Gegensatz eines neuen Herrschers von Selbstgefühl und Ruhmbegierde gegen das überlieferte Schwergewicht eines Beraters von übermächtigem Ansehen das weitere Zusammenwirken unmöglich machte, als vielmehr die Grundverschiedenheit der beiden Naturen und die daraus hervorgehende tiefe Meinungsverschiedenheit über die Grundsätze der Regierung. Empfindlichkeiten und Verstimmungen maßgebender Personen — es schmerzt den Leser, daß Bismarck sich zu einem ungünstigen Urteil über Großherzog Friedrich von Baden genötigt sieht —, Zuträger und Schmeichler taten das ihrige dazu, die Kluft zu erweitern.

Daß Bismarck ungeachtet seines Unabhängigkeitssinns sich mit abweichenden, nicht zu erschütternden Überzeugungen des Herrschers abzufinden wußte, das belegt er in fast rührender, einmal auch tragikomischer Weise aus seinem Verkehr mit Kaiser Wilhelm I. Aber auch gegenüber dem jungen Kaiser selbst hat er eine Probe davon abgelegt im Fall der Arbeiterschutzgesetzgebung. An diesem Beispiel mit seinem Scheinwiderspruch grundehrlicher Erschleichung zeigt sich die psychologische und diplomatische Kunst, die Bismarck zur Vermeidung von Reibungen zu Gebote stand. Es ist darum auch keineswegs, wie ein demokratischer Beurteiler meint, „grotesk“, wenn Bismarck in der Ministersitzung vom 17. März 1890 gesagt hat: „Ich freue mich, wenn ein König von Preußen selbst regieren will“; es durfte Bismarck damit völlig ernst sein. Nur setzte er voraus, daß „der Monarch die dazu erforderliche Vorbereitung und Arbeitskraft besitzt und seinen Ministern gegenüber sachlich, nicht monarchisch diskutiert“, jedenfalls vor seinen Entschlüssen immer den Rat der verfassungsmäßig verantwortlichen Minister hört und erwägt. Wilhelm II. dagegen hatte — wie Bismarck sich ausdrückt — nicht das Bedürfnis, Mitarbeiter mit eigenen Ansichten zu haben; das Wort „Erfahrung“ verstimmte ihn; er zog, um seinen Ministern Anregungen geben zu können, deren Untergebene an sich und ließ sich von unverantwortlichen Privatleuten — deren vier der bekanntesten Bismarck köstlich kennzeichnet — die Informationen beschaffen, auf Grund deren eine kaiserliche Initiative gegenüber den Ministern genommen werden konnte. Aus den verantwortlichen Beratern der Krone wurde „ein vom Kaiser beratenes Staatsministerium“.

Letzten Endes war es die unglückliche Veranlagung des Kaisers, die ihm Bismarck bald unerträglich machte und von der Bismarcks eigenes urgefundes Wesen sich aufs schärfste schied.

Bismarck zeichnet das Charakterbild Wilhelms II. ja nicht einheitlich und zusammenfassend, aber ob er nun vom Kaiser selbst spricht oder vom Großherzog von Baden, von Waldersee, Bötticher, Caprivi, ob er sein Entlassungsgesuch zusammen mit der davon so weit abweichenden amtlichen Verlautbarung mitteilt oder ob er geschichtliche Vergleiche heranzieht, immer fügt sich Strich um Strich zu dem Charaktergemälde des Kaisers, das dadurch eine ganz besondere Eindringlichkeit erhält. Es ist unerbittlich und gipfelt in dem Ahnenvergleich des 10. Kapitels, der darauf hinauskommt, daß sich in dem Enkel alle Schwächen, doch keine Tugenden seiner Vorfahren versammelt haben. Dieses vereinst wohl berühmteste Kapitel des ganzen Bandes bestätigt das Selbstzeugnis, das sich Bismarck wiederholt gibt: „Ich bin nie ein Höfling gewesen“, und ist weit entfernt von jeder „Hohenzollern-Legende“. Aber es gesteht dem „hohenzollernschen Geist“ als „versöhnendes Element für alle Schärfen in Charakter und Haltung“ der früheren Könige das „herzliche und ehrliche Wohlwollen für ihre Untertanen und Diener, die Treue gegen beide“ zu. Mit ehrlichster Anerkennung und aufrichtigster Verehrung spricht Bismarck unter diesem Gesichtspunkt von Kaiser Wilhelm I., während es die äußerste Schärfe gegen den Enkel gewinnt, wenn Bismarck seinem auf das germanische Lehensrecht zurückgehenden Begriff der Treue das Wort hinzufügt: „Verletzung derselben von der einen wie von der andern Seite heißt Felonie.“

Bei aller Schärfe in der Sache ist übrigens das Urteil über den Kaiser in der Form beherrscht; Bismarck besitzt die Gabe, mit der unanfechtbarsten Form den rückhaltlosesten Freimut zu verbinden. Doch ist überhaupt nicht Groll und Grimm, nicht Vorwurf und Anklage die Grundstimmung, in der Bismarck sein Charaktergemälde Wilhelms II. entworfen hat. Man glaubt eher ein geschichtsschreiberisches Erstaunen herauszuspüren über die Seltsamkeiten dieser Veranlagung, ein scheues Mitgefühl ob der schweren „Hypothek“, die der Kaiser von der Natur für seine Herrschereignung mitbekommen hat, den herben Humor der Ergebenheit in das unverdiente Schicksal, die eigene große Laufbahn in so tragischer und unheilföndender Weise abschließen zu müssen.

Hinter dem Charaktergemälde des Kaisers erhebt sich aus dem dritten Band ganz von selbst das eigene Wesensbild Bismarcks. Sein Grundzug ist neben den hohen geistigen Gaben und dem Sturmut der ganzen Persönlichkeit die rückhaltlose Offenheit und Ehrlichkeit. Bismarcks stete Feindschaft gilt den „Redensarten“. Er sieht, wie er einmal dem Kaiser schreibt, die Dinge, wie sie sind, aber er sieht nicht bloß ihre Oberfläche, sondern ihre ganze Tiefe. Die Gabe der Voraussicht — und in ihr besteht nach einem Wort des dritten Bandes die Kunst der Politik, deren Fehler dem Volke oft erst nach einem Menschenalter sichtbar und spürbar werden —, diese Voraussicht gibt so mancher Stelle in diesem Buche die Bedeutung einer Voraussage, die sich durch die Ereignisse des Kriegs und der Revolution in erschütternder Weise erfüllt hat.

Die jetzt eingetretenen Wandlungen vermögen den Lehren und Wahrheiten, die Bismarck ausspricht, keinen Eintrag zu tun. Beziehen sich diese Aussprüche auch zunächst auf die Verhältnisse des monarchischen Staates, so bedarf es doch nur einer kleinen Umdenkung, um sie auch auf die parlamentarisch-republikanische

Gegenwart Deutschlands anwendbar zu finden. *J. B.* legt sich Bismarck die ihn enttäuschende Haltung der Mächte auf der Berliner Arbeiterschutzkonferenz dahin zurecht, die Nachbarn hätten uns unsere Illusionen gegönnt und es nicht für ihre Sache erachtet, die deutsche Regierung auf dem Weg der Selbstschädigung aufzuhalten. Wer denkt da nicht an die Schadenfreude, mit der dieselben Nachbarn uns Deutsche jetzt allein das Achtstundentags-Experiment machen lassen, und die fühle Gleichgültigkeit, die sie dem mit Rücksicht auf den Popularitätswettbewerb der deutschen Vorschläge in den Friedensvertrag aufgenommenen Abschnitt über die Arbeiterrechte entgegenbringen? Oder man nehme die vielfachen Äußerungen Bismarcks über die Sozialdemokratie und die Gefahr, die sich aus dem Glauben ergeben müsse, sie verfühnen zu können. Wie nahe liegt hier, nachdem Bismarck mit seiner Auffassung nur zu sehr recht behalten hat, das Weiterdenken, daß auch in dem Verhältnis der jetzigen bürgerlichen Parteien zur Sozialdemokratie früher oder später die Zeit einer vielleicht erschreckenden Krise kommen wird. Bismarcks stets betonter politischer Grundsatz, die Staatsgewalt solle einem Kampf, der doch unvermeidlich sei, nicht ausweichen, muß er nicht jeden nachdenklich machen, der sieht, wie sich jetzt der Staat immer wieder in die Hände der Gewerkschaften und Verbände gibt?

Die Lebensweisheit dieses Buches reicht jedoch über das Politische ins allgemein Menschliche hinaus, wie sich denn auch in diesem Lebensbericht der letzten Kampffahre Bismarcks tiefes Gemüt nicht verleugnet. Nimmt er doch seinem Nachfolger Caprivi keine Meinungsverschiedenheit und keinen Tork so übel als die Abholzung der Bäume an der Gartenseite der Reichskanzlerwohnung. Diese „ruchlose Zerstörung uralter Bäume“ gibt dem mit Scholle und Wald stets innig verbunden gebliebenen Landedelmann Bismarck geradezu einen Stoß in seinem Vertrauen in den Charakter seines Nachfolgers.

Schriftstellerisch ist es ein leichter Mangel des dritten Bandes, daß die beiden letzten Kapitel (Helgoland und Sansibar sowie österreichischer Handelsvertrag) ungeachtet sehr wertvoller Betrachtungen etwas nachklappen und dem Gesamtwert keinen rechten Schluß geben. Im übrigen steht der dritte Band in Gedankenfassung, Wucht und Bildhaftigkeit der Sprache entsprechend der heftigen Blutwallung vielleicht noch über den beiden ersten. Auch bewundert man aufs neue die tiefen geschichtlichen Kenntnisse Bismarcks und die sichere Handhabung seiner Belesenheit. *J. B.* fügt er dem Wort: *Sic volo, hoc jubeo* in einer Anmerkung die volle, auf die Behandlung der Sklaven bezügliche Stelle aus Martial bei, wodurch der Ausspruch noch eine verschärfte Bedeutung gewinnt.

Der dritte Band mehrt und verstärkt den kostbaren Schatz, welchen Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen“ immerdar für das deutsche Schrifttum bedeuten werden.

* * *

Wenige Tage nach der Ausgabe des Dritten Bandes ist ein Werk erschienen, das diesen bereits mit zugrunde legen konnte, nämlich in der um Monate früher herausgekommenen schwedischen Ausgabe. Es ist der erste Versuch einer alle neuesten Quellen, dazu eine selbst erschlossene, zusammenfassenden Darstellung über Bis-

marks Sturz (Bismarcks Sturz. Von Wilhelm Schüßler, Privatdozent an der Universität Frankfurt a. M. Leipzig 1921, Quelle & Meyer. 327 S., geb. 26 M, geb. 32 M), mit der sich Wilhelm Schüßler vorteilhaft in die Bismarckliteratur einführt. Ein vortrefflicher Synoptiker, der Zug um Zug die verschiedenen Darstellungen ineinanderzufügen vermag, schildert Schüßler in klarer zeitlicher und sachlicher Gliederung den Gesamtverlauf des Verhältnisses Bismarcks zu Wilhelm II., wobei er sich bemüht, beiden Teilen möglichst gerecht zu werden. Im einzelnen weitet sich ihm diese Pflicht des Geschichtschreibers zuweilen unter dem Bestreben der psychologischen Einfühlung vielleicht zu sehr nach der Seite des Kaisers, dessen Brief an Franz Joseph über Bismarcks Entlassung eine strengere Beurteilung verdient. Die Auffassung, Bismarcks Sturz als eine „Tragödie im wahrsten Sinn des Wortes“ zu begreifen, worin der Held „schuldig-unschuldig die Beute eines Schicksals wird, das er zum Teil sich selbst schafft, zum Teil die Götter ihm von außen bereiten“, hat etwas Verführerisches. Nur darf man nicht übersehen, daß gerade das hohe Alter Bismarcks beim Regierungsantritt des jungen Kaisers für einen recht gearteten Herrscher eine sehr einfache Pflicht in sich schloß, nämlich, diese einzigartige Kraft sich vollends auswirken zu lassen und die Zeit zu nützen, um möglichst viel von ihr zu lernen, bis dann nach deren natürlichem Ende die eigene Selbständigkeit sich um so gereifter entfalten konnte. Und so unterschreibt auch Schüßler im ganzen das Urteil der Geschichte, das den 20. März 1890 unter das Licht des 9. November 1918 gestellt hat. Besonders verdienstlich ist, daß Schüßler die überragende Bedeutung der außenpolitischen Wandlung sowohl für Bismarcks Entlassung als für die eingeleitete unheilvolle Entwicklung nachdrücklich hervorhebt. „Mit dem Reichsgründer selber“, sagt er, „fiel auf Tag und Stunde genau sein großartiges System der auswärtigen Sicherung des Reichs.“



Herbst

Von Reinhold Braun

Nach Rosenfülle und Garbengold
 Dies Leuchten im Walde!
 Wie ist der Herbst so mild und hold,
 So voll lächelnder Sonne die Halbe!

Die Zeit ist da. Die Schönheit will
 Sinken und träumend verwehen. —
 Wer doch auch einst so leuchtend und still
 Könnte von hinnen gehen!



Rundschau

Aus der Heimat ausgewiesen

Von einem Elsässer

(Schluß)

Am 1. Februar verweigerten die Steuereassen „bis auf weiteres“ die Auszahlung meines Lehrergehaltes. „Aha, jetzt wird's kommen!“ sagte ich mir. Und richtig! am 3. Februar erhielt ich meine Entlassung.

Um dieselbe Zeit und später wurden noch Duzende von Lehrern abgesetzt, ohne daß einem einzigen der Entlassungsgrund mitgeteilt oder das Vorgehen durch irgendeine Verordnung oder Verfügung begründet wurde!

Sofort protestierte ich beim Oberkommissar gegen die ungesetzliche Maßregelung und verlangte meine Wiederanstellung. Nach einigen Wochen erneuerte ich meinen Protest und erklärte, daß ich mir meine Rechte und Ansprüche als elsäß-lothringischer Lehrer durch eine alle einschlägigen Gesetze und Vorschriften verletzende und durch nichts begründete Absetzung nicht rauben lassen wolle. Bis auf den heutigen Tag warte ich vergeblich auf einen Bescheid.

Indessen verstrich Tag auf Tag, Woche um Woche, und meine Ausweisung erfolgte nicht, während im ganzen Lande unausgesetzt Einzelne und ganze Familien über den Rhein abgeschoben wurden. Am Ende bin ich vergessen worden, dachte ich.

Das Bürgermeisteramt stellte auf mein Verlangen mir und meiner Familie die „Identitätskarte A“ aus, durch welche uns bescheinigt wurde, daß wir echte Elsässer alter Abkunft seien. Als dann das Verkehrswesen vom Spezialkommissariat getrennt und ein besonderes Bureau dafür eingerichtet wurde, begab ich mich unverzüglich hin; und auf Grund dieser Karte bekamen wir von der neuen Behörde, die uns nicht weiter kannte, anstandslos wieder Verkehrscheine und sogar die Erlaubnis zum Reisen im Elsaß.

Ende März besuchte ich nun meinen Bruder in N. N. Ich überraschte ihn und seine Familie abends acht Uhr. Die Freude des Wiedersehens nach fast fünfjähriger Trennung war groß. Und wir hatten uns zu erzählen bis tief in die Nacht, nein, bis zum frühen Morgen. Waren sie doch während des ganzen Krieges mit Einquartierung überlastet, im Hause und auf dem Felde steter Lebensgefahr ausgesetzt, mehrmals mit Fortschaffung bedroht und alle miteinander von den „Befreiern“, allerdings nur anderthalb Tage lang, verhaftet und verschleppt gewesen, und hatten eine Hausfuchung über sich ergehen lassen müssen.

Hier erstaunte ich über die Tatsache, daß man in dem während des Krieges von den Franzosen besetzten Elsaß eben so sehnlich auf die Erlösung durch die Deutschen gewartet hatte, wie manche im übrigen Elsaß durch die Franzosen. Wo man Gelegenheit gehabt hatte, die weißen, schwarzen, gelben und braunen Franzosen in ihrer Alltätlichkeit kennen zu lernen, da war man ihrer gründlich satt.

Am folgenden Tage machte ich einen Gang über das Kampfgelände. Überall lagen noch jetzt, nach Monaten, Geschosse aller Art und Größen, Minen, Handgranaten zu Tausenden und Zehntausenden umher, deutsche und französische, ohne Bewachung. Nicht die geringsten

Vorkehrungen waren getroffen, um endlich die vielen Unglücksfälle zu verhindern, durch die infolge unvorsichtiger Hantierung mit diesen gefährlichen Dingen fast täglich Kinder und Erwachsene verstümmelt und getötet wurden. Von Aufräumungsarbeiten merkte man gar nichts, trotzdem schon Millionen Franken verschleudert worden waren.

Da ist mir ferner aufgefallen, daß alle Ortschaften im Bereiche der deutschen Kanonen nichtlich geschont und nur wenig beschädigt worden sind, während alles, was unter den französischen Kanonen lag, dem Erdboden gleichgemacht war. Es wurde mir von verschiedenen Seiten bestätigt, daß die Franzosen mehrfach die Zivilbevölkerung gezwungen hätten, Munition und Schanzkörbe in die vordersten Linien zu fahren und an den gefährdetsten Stellen Gräben auszuheben, und daß die Deutschen, sobald sie dies bemerkten, ihr Feuer einstellten. Dieser nicht genug zu würdigenden, von unseren Segnern totgeschwiegenen Rücksichtnahme verdanken vielleicht Tausende von Elsässern ihr Leben.

Angeichts dieser Feststellungen empörte ich mich aufs neue darüber, daß unsere Feinde jede Zerstörung auf Rechnung der deutschen Barbaren setzen, empörte mich aufs neue die unverschämte Lüge des Pfarrers von S., der ganz gut weiß, daß es die Franzosen waren, die seine Kirche zusammenschossen, und jetzt behauptet, die Unfern hätten sie verwüstet, die unverschämte Lüge, durch welche man vor den elsässischen Kindern in der Schule Latschen verdreht, die sie selbst erlebt haben, indem man ihnen lehrt, die Deutschen und nur die Deutschen hätten unsere blühenden Ortschaften in trostlose Trümmerstätten verwandelt!

Es trieb mich auch nach Hartmannsweiler. Den Hartmannsweiler Kopf, auf dem während des langen Krieges die furchtbarsten Kämpfe gewütet hatten, erkannte ich fast nicht mehr. Der prächtige Wald ist beinahe spurlos verschwunden, und nackt grinsen die Felsen in die Ebene hinaus wie ein riesiger Totenschädel. Die vordem so fruchtbaren Felder zu seinen Füßen liegen wüst und öde, durchwühlt von Schützengräben und Granattrichtern, unterwühlt von Gängen und Unterständen, bedeckt mit Drahtverhauen. Die Reben und die Obstpflanzungen sind verwildert.

Im Dorfe selbst liegen Trümmer auf Trümmern. Den Zug der Holdergasse und der Langgasse kann man kaum feststellen. Nesseln und Dornen bedecken den Schutt, und Holunderbüsche wachsen aus den gähnenden Fensterhöhlen. Von den wenigen Häusern, die schwer beschädigt noch aufrecht stehen, sind Türen und Fenster größtenteils und auch die Dächer verschwunden. Und doch hat die Liebe zur Heimat schon etwa zwanzig Familien wieder in diese Wüstenei zurückgetrieben, wo sie sich in dem Durcheinander auf das allernotdürftigste eingerichtet haben.

Die Kirche scheint noch gut erhalten. Aber alle Fenster und die Decke des Schiffs sind zerstört, die kunstvollen Altäre verschwunden, das feine Netzgewölbe des Chors ist beschädigt, an der Orgel eine Granate geplatzt, der massive Kirchturm hohl und leer von unten bis oben.

Das stattliche Schulhaus hat verhältnismäßig wenig gelitten. Sogar Kellertüren und Haustüren sind noch vorhanden, aber sperrangelweit geöffnet. Ich betrete den vorderen Keller. Hier hatte die halbe Gemeinde während der Beschießung am 8. Februar 1915 einen schrecklichen Tag in Todesangst verlebt. Jetzt ist er als Schreibstube eingerichtet, aber die elektrischen Lampen sind zertrümmert. Auch zu gottesdienstlichen Zwecken muß er gebient haben, denn dort im Hintergrunde steht ein zwar einfacher, aber geschmackvoller Altar. Zahlreiche verzierte Töpfe mit jetzt verdorrten Blumen und Blattpflanzen weisen auf sinnigen Schmuck hin. Im hintern Keller aber ist zurückgelassene deutsche Infanteriemunition in Hunderten von Kisten aufgestapelt.

In den Schulsälen liegen Stroh, Bretter, Uniformstücken, unbrauchbare Ausrüstungsgegenstände, zerbrochenes Schanzzeug. In der Wohnung fehlen Fenster und Decke. Ein greuliches Durcheinander von Möbeln, Möbelstücken, zerشلagenen Geräten und Geschirren!

Ich konnte meine Tränen nicht zurückhalten. . .

Auf der Heimreise nach K. konnte ich dasselbe beobachten wie auf der Ausreise: Überall Schmutz und Unordnung in den Stationsgebäuden und in den Eisenbahnwagen. Zerbrochene Scheiben, beschädigte Bänke und Türen, verspätete Züge mit ungenügender Wagenzahl, während leere Wagen genug auf den Geleisen standen. Überall Kriegsmaterial, das noch genau so herumlag und herumstand, wie es die Deutschen verlassen hatten. Und unter den meisten Fahrgästen eine gedrückte Stimmung.

Ich erhaschte Äußerungen wie: „Bei den ‚Schwoben‘ gab's halt doch eine andere Ordnung, eine andere Sauberkeit! Unsere besten Zeiten sind halt herum.“ Und man munkelte von Morden und Verbrechen, die die Franzosen, angeblich die farbigen, begangen haben sollten, einen Raubmord und einen Lustmord in S. in derselben Woche, einen Lustmord in K., einen anderswo. Man klagte über die unerschwinglichen Lebensmittelpreise, um die sich die neue Verwaltung nicht kümmere, und den Mangel an Verdienst; man bedauerte, schüchtern zwar, die Ausweisungen und Verhaftungen und verurteilte die Angebereien, vor denen kein Mensch sicher sei; man beschwerte sich, daß jetzt die Elsäßer erst recht zurückgesetzt würden, noch mehr als bei den „Schwoben“, und daß sie hinter jeden welschen Trottel zurückstehen müßten, wenn er auch noch so unfähig wäre. Man fand es nicht für recht, daß jeder Elsäßer, der nicht Französisch könne, für einen Simpel gelten müsse, während sich niemand daran stoße, daß der Franzose unsere Sprache nicht verstehe . . .

In meinem Wagenabteil war ein Rohling, der ohne jeden Grund den altdeutschen Schaffner in gemeinster Weise beschimpfte; dieser wagte nicht, darauf zu antworten, und keiner der Mitreisenden unterstand sich, den Rüpel zurechtzuweisen! In M. sah ich altdeutsche Bahnbeamte in einer Ecke beisammen stehen wie verbrühte Hühner. Sie unterhielten sich nur im Flüsterton, um nicht die Aufmerksamkeit und die Wut irgendeines elsässischen „guten Franzosen“ auf sich zu lenken; ihre elsässischen und französischen Kollegen gingen mit einem verächtlichen Blick an ihnen vorüber. Und doch könnte ohne sie der Eisenbahnbetrieb nicht aufrecht erhalten werden. Nur das ist der Grund, weshalb man sie noch nicht aus dem Lande hinausgeworfen hat. Man wird es tun, sobald man sie für entbehrlich hält. — —

Ostern kam, aber keine Ausweisung.

Ich hatte inzwischen das Verzeichnis unserer Kriegsschäden, das ich bereits der deutschen Kreisdirektion vorgelegt hatte, auf der Verwaltung des Kreises S. eingereicht mit der Bitte um Mitteilung, ob unsere Ansprüche anerkannt würden. Da ich keine Antwort erhielt, erneuerte ich die Eingabe; wieder ohne Erfolg.

Da wir immer auf unangenehme Überraschungen gefaßt sein mußten und nie des folgenden Tages sicher waren, erlahmte in uns jede Schaffensfreudigkeit. Unsere Nerven waren in steter Erregung. Um uns etwas zu zerstreuen, beschloßen wir, meine Frau, die beiden Kinder, die noch bei uns waren, und ich, auf den Weißen Sonntag nach . . . zu reisen, um der ersten Heiligen Kommunion einer kleinen Nichte beizuwohnen. Unterwegs trafen wir überall den gleichen Schmutz, die gleiche Unordnung, den gleichen Greuel der Verwüstung. Die während des Krieges zerstörte Brücke war immer noch nicht wiederhergestellt. Wir mußten alle aussteigen; der leere Zug fuhr langsam und bedächtig über eine Notbrücke, und die Reisenden überschritten einer hinter dem andern auf einem schmalen Steg den Bach, genau wie vor fünf Monaten, um drüben wieder in den Wagen Platz zu nehmen und gemächlich weiterzurollen.

Bei unserer Rückfahrt herrschte Regenwetter. Wir mußten im Eisenbahnwagen den Schirm aufspannen, um nicht durchnäßt zu werden. „So etwas wäre bei den Deutschen doch undenkbar,“ meinte ein Mitreisender. „Man merkt schon gut, daß wir französisch sind.“

Wir hörten erzählen von Unruhen, Ausschreitungen, franzosenfeindlichen Kundgebungen, von drohender Anzufriedenheit der bei den Aufräumarbeiten beschäftigten Leute, die seit Wochen keine Löhne ausgezahlt bekommen hätten. Wir sahen, daß die Ortschaften mit farbigen Truppen belegt waren, um die Stadt einzuschüchtern. Deutlich konnte man bemerken, daß

iner dem andern mißtraute, daß es keiner wagte, seine Meinung zu offenbaren. Überall herrschte das Gegenteil von Begeisterung für Frankreich.

Von Tag zu Tag erschien mir meine Ausweisung unwahrscheinlicher. Da traf am Samstag, den 3. Mai, ein Schreiben des Administrators (Verwalters) des Gebiets von M. ein. Es lautete, genau übersetzt, also:

(Kreishauptort), den ... April 1919.

Benachrichtigung.

Der Kommissar der Republik, nach Gutheißung der Ausweisungsvorschläge, gemacht durch die Säuberungskommission (Commission de Triage) ersten Grades, nach erneuter Prüfung, bestätigt durch die Säuberungskommission zweiten Grades, gibt Herrn ... auf, das Gebiet des Elsaß in einer Frist von fünf Tagen zu verlassen, welche erlischt am 8. Mai um 23 Uhr. Er wird die Wahl seines Aufenthaltsorts im Innern Frankreichs haben mit Ausnahme der Departements der Seine, der Loire, der Rhone, des Var, der Rhonemündungen und der Grenzdepartements. Er wird ohne Nötigung hingehen und sich unmittelbar nach seiner Ankunft dem Polizeikommissar vorstellen müssen. Er wird sich frei bewegen können, aber er wird gehalten sein, einen Geleitbrief zu erbitten jedesmal, wenn er den Ort verlassen will. Dieser Geleitbrief wird ihm verweigert werden können, wenn seine Haltung oder sein Tun und Lassen dem Volksempfinden zuwider sind. Die gegen Herrn ... ergriffene Maßregel wird erst nach einer neuen Benachrichtigung der Freilassung, die ihm durch die Präfektur zugehen wird, ein Ende nehmen. Herr ... wird darauf hingewiesen, daß er im Nichtbeachtungsfalle der gegenwärtigen Benachrichtigung in der vorgesehenen Frist zwangsweise fortgeschafft wird. Sonderbefehle: Herr ... wird sich innerhalb der 24 Stunden, welche der Übergabe dieser Benachrichtigung folgen, zum Verwalter des Kreises M. begeben, um nachstehende Auskünfte zu erteilen (nach dem Leutnant M. fragen am Montagmorgen, Kstraße 9 I): 1. Gewählter Aufenthaltsort und Adresse. 2. Wird er sich zu einem Verwandten, einem Fremden oder ins Gasthaus begeben. 3. Zahl der Personen, die ihn begleiten.

Für den Militärverwalter:

H. M. (Stempel)

Da muß ich gleich bemerken, daß ich von der Verhandlung der „Säuberungskommission zweiten Grades“ keine Ahnung hatte, daß sie also meine Angelegenheit in meiner Abwesenheit entschieden hatte.

Mein erster Gedanke war die Flucht, da ich von all den Versicherungen nur die eine für gewiß hielt, daß ich zwangsweise Aufenthalt in Frankreich nehmen müsse. Ich kannte ja die Franzosen! Aber ich besann mich anders.

Ich hatte noch fünf Tage Zeit. Also wurde sofort ein gefalzener Widerspruch an den Generalkommissar Millerand in Straßburg gerichtet, und am Montag reiste ich nach M.

Zunächst zu Herrn W., der in ... mit mir aufgewachsen war und der jetzt in seiner Eigenschaft als sozialdemokratischer Arbeitersekretär auf der Kreisverwaltung einen „langen Arm“ hatte. Ich fand bei ihm freundlichen Empfang, und alsbald begab er sich in das Verwaltungsgebäude, um, wenn nicht die Aufhebung der Maßregel, so doch meine Abschiebung nach Deutschland oder die Erlaubnis, mit meiner Familie unter Mitnahme der Haushaltung nach der Schweiz auszuwandern, durchzusetzen. Der Herr Verwalter versicherte, letzteres ohne Gewähr werden; er müsse jedoch vorher noch an seine Behörde berichten.

Dann suchte ich Leutnant M. auf. In seiner Stube herrschte „französische Ordnung und Sauberkeit“. Kein einziges anständiges Möbelstück. Auf dem roh gezimmerten, wackeligen Tische lag eine Karte von Frankreich. Vor derselben stand der Leutnant und der Redakteur der St. L. er Zeitung, den die Franzosen seit dem 2. Dezember im Gefängnis hielten. Er sah abgemagert und abgehärtet aus. Ein Gendarm bewachte ihn. Aufgefordert, die Stadt in Frankreich anzugeben, nach welcher er gebracht zu werden wünsche, nannte er Dijon. Und der Gendarm führte ihn wieder ab, nachdem ich ihm noch die Hand hatte drücken können.

Jetzt wies ich meine Benachrichtigung vor, die der Leutnant an sich nahm, und ich fragte:

„Trifft die Maßregel meine ganze Familie oder nur mich persönlich?“

„Nur Sie persönlich.“

„Könnte ich nicht nach Deutschland ausgewiesen werden?“

„Ja, das wäre Ihre Sache! Aber den Rhein gehen, um sich dort mit Ihresgleichen zu verbinden und gegen Frankreich zu hezen! Davon ist keine Rede! Wohin wollen Sie?“

„Das ist mir gleichgültig!“

„Nennen Sie eine Stadt!“

„Meinetwegen auch Dijon.“

„Wer geht mit Ihnen?“

„Wer kommt für den Unterhalt auf?“

„Das kümmert mich nicht! Sie sind hier, um auf meine Fragen Auskunft zu erteilen; ich bin nicht da, um Ihnen Rede und Antwort zu stehen!“

„Ich gehe also allein.“

„Haben Sie Verwandte oder Bekannte in Dijon?“

„Nein.“

„Warten Sie weitem schriftlichen Befehl ab!“

Ich war fertig. Schon drängten andre herein, die in der gleichen Angelegenheit wie ich erschienen waren.

In der Stadt traf ich einen Amtsbruder, dem ich meine Lage auseinandersetzte. „Da weiß ich zufällig Rat“, sagte er. „Wende dich an den Kommissar der Gendarmerie, unseren ehemaligen Seminargenossen! Er hat schon bei dem und jenem die Ausweisung rückgängig gemacht, dem und jenem die Auswanderungserlaubnis mit Saß und Paß nach der Schweiz erteilt, kurz, er ist in Polizeiangelegenheiten allmächtig, und dir, mit dem er auf der gleichen Stube war, schlägt er sicher nichts ab.“

So, an den sollte ich mich wenden, ihn höflich bitten, schließlich noch vor ihm kriechen?! Dem Lumpen, den die deutsche Regierung mit Schimpf und Schande aus dem Schuldienst hatte jagen müssen? Der jetzt bei den Franzosen eine wichtige Vertrauensstellung bekleidete?! Und aus dessen Hand sollte ich mein Heil entgegennehmen, von ihm, den ich aus tiefster Seele verachtete? — Nein, das war zu stark! Dagegen bäumte sich mein ganzes Wesen auf. „Nein, lieber ehrlich verelenden, als mich an einen Schurken wenden“, antwortete ich.

Am demselben Tage erfuhr ich, daß dieser Herr den gefangenen Kreischulinspektor grob beschimpft und getränkt hatte.

Ich kam zufriedener heim, als ich fortgegangen war. Meine Familie war vorderhand sicher, und für mich hatte ich keine große Angst.

Am Mittwoch, den 7. Mai, lief ein Brief ein von einem ehemaligen Schüler, der jetzt auf dem Generalgouvernement in Straßburg als Schreiber beschäftigt war. Er teilte mir mit, daß mein Protest eingegangen sei. Das war auch alles. Ein weiterer Bescheid wurde mir bis heute nicht zuteil; und es wäre mehr als vermessen von mir, wollte ich noch einen erwarten. Am gleichen Tage verlangte die Steuerkasse unverzüglich den Rest der geschuldeten Steuern. Als ich abgesetzt war und kein Gehalt mehr bezog, bat ich um Erlaß der Steuer für die Besoldung, die mir der Staat vorenthielt. Darauf bekam ich keinen andern Bescheid als den Zahlbefehl der Steuerkasse. Der Staat behielt mein Gehalt, und ich — mußte die Summe noch versteuern, die ich nicht bekam!

Aber ein Reisebefehl kam nicht, auch am Donnerstag, den 8. Mai nicht. Die Auswanderungserlaubnis nach der Schweiz blieb ebenfalls aus.

Da, am Freitag, den 9. Mai, als wir gerade am Mittagstisch saßen, brachte der Briefträger das verhängnisvolle Blatt. Ich lasse die deutsche Uebersetzung des Inhalts hier folgen.

M., den 7. Mai 1919.

Der Verwalter des Gebiets von M. an Herrn

Herr wird sich am 10. Mai am Bahnhof von M. stellen um 5 Uhr 30 Min. des Morgens. Er wird empfangen werden von dem Gendarmen, der die Abreise leiten wird nach dem Ort in Frankreich, der ihm angewiesen worden ist oder den er selbst bezeichnet hat.

Für den Verwalter des Gebiets von M.

J. M. (Stempel.)

P. S. Der Gendarm befindet sich im Hof vor dem Bahnhof.

Mit Bleistift war hinzugefügt: Abreisen in die Schweiz verweigert (dreifach unterstreichen!).

Wir merken einen bedeutenden „Fortschritt“ gegen die Benachrichtigung vom 3. Mai: der Gendarm wird die Abreise — und wohl auch die Reise selbst — leiten nach dem Ort, der mir angewiesen worden ist oder den ich selbst bezeichnet habe. Ich möchte nur gern die andern Weisungen kennen, die der Gendarm noch hatte! Inzwischen habe ich nämlich erfahren, daß in Frankreich „Büßlager für unerwünschte Elsäßer“ eingerichtet worden sind. Und ich bin ja ein indésirable (Unerwünschter)! Und wie unsere Feinde das Auslegen von Zusicherungen verstehen, haben wir ja an den 14 Wilsonschen Punkten erlebt, von denen im Friedensvertrag keine Spur mehr übrig bleibt.

Trotzdem ich den Befehl stündlich erwartet hatte, überraschte er mich in diesem Augenblick doch, und der Bissen blieb mir buchstäblich im Halse stecken.

Nochmals stellte ich meiner Frau die möglichen Folgen meiner Flucht für sie und die Kinder vor. Doch gefaßt antwortete sie: „Mein lieber Mann, du hast bei den Franzosen schon genug gelitten. Sie sollen die Freude nicht haben, dich noch einmal ihren Haß fühlen zu lassen, die Herren, denen du ein Dorn im Auge bist, weil sie sich vor dir schämen müssen. Geh' in Gottes Namen dahin, wo du wieder Mensch und deines Leibes und Lebens sicher bist! Ich werde mich mit den Kindern durchschlagen, so gut es geht. Not und Mangel sind wir ja schon gewöhnt. Und wenn es nicht mehr gehen sollte, dann ist die Grenze wohl auch für uns erreichbar. Bessere Zeiten werden uns wieder zusammenführen, hoffentlich bald!“

So sprach mein liebes, trautes Weib, und ich drückte sie an meine Brust, wie ich es bisher noch nie getan hatte.

Also machte ich mich reisefertig. Gepäck durfte ich nicht mitnehmen, um bei der französischen Grenzwahe keinen Verdacht zu erregen. So zog ich mich denn doppelt an. Auch meine Frau und die Kinder, die mich nach B. begleiteten, der Vierzehnjährige, den ich vor einigen Tagen als Lehrling in der Stadt untergebracht hatte, und die kleine S., mein Herzschmerzchen, konnten verschiedenes unter ihren Kleidern verbergen.

Um zwei Uhr überschritten wir die elsässisch-schweizerische Grenze.

Ich hatte noch ein Brieflein geschrieben an den Verwalter von M. Ich dankte ihm für die Aufmerksamkeit, die er meiner Person gewidmet hatte. Er brauche sich aber nicht mehr um mich zu bemühen, da ich im Begriff sei, mich seinem Machtbereiche zu entziehen, indem ich Anspruch erhebe gegen das ungesekliche Verfahren, dem ich jetzt ausweiche, und mir vorbehalte, meine Rechte und Ansprüche an das Land zu geeigneter Zeit zu verfechten. Zum Schlusse dankte ich ihn noch, den Gendarmen am Bahnhofe nicht zu lange auf mich warten zu lassen. Diesen Brief warf ich in den Kasten, der am letzten Hause, dem Zollgebäude, dicht an der Grenze untergebracht ist.

Auf meiner Zunge schwebte die bange Frage: Wird mir je das Glück blühen, meine elssische Heimat wieder zu betreten? Werde ich einmal als freier Mann zurückkehren können in ein freies Elsaß? Werde ich wieder an den Stätten weilen, an denen ich mit ganzer Seele gelebt habe? Dort auf dem Gottesacker steht auf weißem Marmorsockel ein Engel, der ein Kreuz hält, und unter dem Stein schläft unser Kind. Werde ich sein Bild unter dem Engel noch

einmal küssen, sein Grab noch einmal schmücken können? Ich fühlte das Gewicht der Entscheidung, die ich traf, wie unendlich lieb mir war, was ich verließ, meine Familie, mein Elsaß, und Wehmut und Trauer lagen schwer auf uns allen. Aber: „Lieber tot als Sklav!“ Lieber eine Heimat in der Fremde, als fremd sein in der Heimat!

Und ich sah nicht mehr zurück.

Auf dem deutschen Konsulat und dem schweizerischen Grenzbureau hatte ich vier Stunden zu tun, bis meine Papiere in Ordnung waren. Unterdessen hatte mir meine Frau mein Bündelchen geschnürt. Noch einmal schloß ich meine Lieben in meine Arme, noch ein gegenseitiges „Behüt' Gott!“ — dann ging's über die deutsche Grenze, arm und flüchtig, in den Schoß der armen, mißhandelten, verunglimpften und deshalb mir um so heiligeren und teureren Mutter Germania.



R. H. Francés Weltgesetze

Alexander von Humboldt war der letzte Polyhistor großen Stils. Sein umfassender Geist vermochte es noch, das gesamte Wissen seiner Zeit auf naturwissenschaftlichem Gebiete zu überblicken und in edler, gedrängter Darstellung in seinem berühmten „Kosmos“ niederzulegen. Dieses Buch hat mehr als tausend andere den Ruhm der deutschen Wissenschaft über alle Länder verbreitet. Inzwischen hat die Wissenschaft sich in unzählige Einzelfächer zersplittert, und die Besten unter den Gelehrten sagen sich heute manchmal: „Weniger wäre mehr!“ Wir leben in einer Zeit des geistigen Alexandrinertums. Das Wissen auf vielerlei Gebieten erzeugt leider vielfach Oberflächlichkeit, Selbstüberhebung und Kulturlosigkeit. Denn wahre Kultur besteht in der Einheit des Lebensstils auf allen Gebieten, setzt also Bändigung und gründliche Vereinheitlichung des Wissensstoffes voraus.

Rettung aus solchen Gefahren können nur überlegene Geister bringen, seien es Religionsstifter oder Weltweise hohen Ranges. Es ist nun nicht gerade allzu wahrscheinlich, daß uns in absehbarer Zeit erstrangige Philosophen erstehen; denn die Natur hat sich gleichsam in der letzten zwei Jahrhunderten mit der Erzeugung der gewaltigen deutschen Philosophen erschöpft. Aber trügen nicht alle Zeichen, dann dürfen wir doch auf Besserung hoffen. Wir sehen viele ausgezeichnete Männer am Werke, hier Wandel zu schaffen, das Wissen der Zeit zu sichten und so eine neue Grundlage für eine lebensvolle Kultur herzustellen. Unter diesen Männern ragt R. H. Francés bemerkenswert hervor. Seit etwa dreißig Jahren ist er als ernstester Naturforscher, besonders auf dem Gebiete der Botanik und Biologie wohlbekannt. Viele Bücher aus seiner Feder sind weithin verbreitet und geschätzt. Nun hat er sein reiches Wirken gekrönt mit einem bedeutenden Buche: „Bios, Die Gesetze der Welt“ (Verlag: Hansstaengl, München 1921). An diesem Werke sollte niemand vorübergehen, der sich von den Nöten der Zeit und den Ausichten der Zukunft ein richtiges Bild machen will.

Unter den geretteten vorsokratischen Fragmenten haben wir einen tiefsinnigen Ausspruch des dunklen Herakleitos: „Des Bogens Name ist nun Leben, sein Werk aber Tod!“ — Das Wort ist nur zu verstehen, wenn man weiß, daß „Bios“ im Griechischen doppelte Bedeutung hat: Betont auf der ersten Silbe heißt es Leben, betont auf der letzten Silbe aber Bogen. Hat Francés hieran gedacht, oder hat er unbewußt eine tiefsinnige und prachtvolle Metaphorik angewandt? Unsere heutige Lebensführung ist kein lebenerhaltendes, lebenerförderndes Tun, sondern es rafft wie der Pfeil des Bogenschützen das frohe, blühende, glückliche Leben dahin, weil die meisten Menschen die ewigen Gesetze des Lebens nicht kennen oder nicht befolgen. In vollem Ernste: Francés will uns eine neue Philosophie, besser: eine beglückende

Lebensführung geben, indem er uns die für ein solches Leben notwendigen Weltgesetze aufzeigt und anschaulich bloßlegt. Zeigen schon Francés frühere naturwissenschaftliche Bücher einen unverkennbaren metaphysischen Einschlag, der sie wohlthuend abhebt von gleichzeitigen Erzeugnissen leichterer Materialisten, Utilitaristen und amerikanischer Pragmatisten, so zeichnet er uns in seinem „Bios“ ein Allfresko der Weltweisheit. Gewiß, das Werk „Bios“ ist noch nicht im vollen Umfang erschienen, aber schon die vorliegende erste Hälfte läßt klar und sicher erkennen, was er meint und anstrebt. Er will uns nicht tote Steine geben, sondern Brot des Lebens. Er will uns zeigen, wie wir das Leben auffassen, verstehen, führen und anwenden sollen, um einem „Optimum“ nahe zu kommen. Die gewaltige Aufgabe fordert bedeutende Mittel. Wenn einmal Platon sagt, es bedürfe eines delischen Tauchers, um die Tiefen des Parmenides zu verstehen, so muß ein Denker, welcher Francés Ziel anstrebt, über eine tiefgründige, umfassende, allgemeine Bildung verfügen, er muß sie mühelos beherrschen und trefflicher zum Ausdruck bringen können. Über diese Mittel verfügt Francés in reichem Maße. Dazu über einen lebendigen, klaren, geistreichen Stil, der den Leser nicht ermüdet, sondern ihm das Studium des gedankenschweren Wertes zu einem hohen Genuß macht.

Francés greift weit aus. Vom Aufgang zum Niedergang läßt er die Erscheinungen des Lebens und die Grundprobleme des Denkens vor unserem Auge vorüberziehen. Alle Natur- und die meisten Geisteswissenschaften müssen Heeresfolge leisten. Insbesondere packt er die sogenannten Axiome der Physik und Psychologie an. Hier beschäftigt er sich ziemlich eingehend mit der Relativitätstheorie, die heute ja alle Wissenschaftslager in helle Aufregung versetzt hat. Er führt uns über die anorganischen zu den organischen Reichen der Welt, von den Elektronen zu den Atomen und Molekülen über die Weltkörper zu den Milchstraßen und Nebeln, von den Elementen des organischen Zellebens zu den letzten Fragen der Geisteswissenschaften. Hierbei kommt Francés gegenüber Männern wie Darwin und Häckel — die sich Biologen nannten, aber wenig Kenntnisse in der Chemie und Physik, also den wichtigsten Hilfswissenschaften der Biologie, der Lehre vom Leben, hatten — die Tatsache zustatten, daß er ganz augenscheinlich und unverkennbar als Biologe auch in diesen Hilfswissenschaften unvergleichlich besser beschlagen ist als jene. Ich möchte hier bemerken, daß allen Ernstes viele berühmte „Biologen“ erstaunlich wenig Kenntnisse in der physikalischen Chemie hatten und haben, aber trotzdem — oder vermutlich deswegen — mit dem Reiz der Unbefangenheit darauf losgeschrieben und Gott und alle Geister totschlagen oder ins Reich der Fabel verweisen wollten. Unsere heutigen führenden Physiker und Chemiker zeigen einen erfreulichen Umschwung in dieser Hinsicht: der Materialismus ist an Haupt und Gliedern erschlagen, verflüchtigt, entschwunden, wenigstens in diesen Kreisen; denn gerade die Physiker und Chemiker müssen den Dingen dieser Welt hart auf den Leib rücken und bis in die letzten Schlupfwinkel folgen, wo man dann freilich nicht verkennen kann, daß Physik eben angewandte Metaphysik ist und wir mit der ganzen Welt in einem unermeßlichen Meere von göttlichen Geheimnissen und Rätseln leben, weben und sind! Diese Erkenntnis bemerken wir bei Francés auf Schritt und Tritt. Er bekennt sich tapfer und treu zu diesen Feststellungen, weil sie eben nicht zu leugnen sind für den ernstesten Denker. In dieser wogenden Welt, in diesem uferlosen Chaos wären wir ziellos und führerlos, ohne richtende Kräfte, ohne Gesetze, eine Beute des Nihilismus und der niederziehenden Mächte des geistigen Todes und der kulturellen Verwesung.

Welches sind diese geheimnisvollen und doch so klaren, rettenden Gesetze der Welt? Francés zählt ihrer sieben auf: die Gesetze des Seins, der Integration, der Funktion, des kleinsten Kraftmaßes, der Selektion, des Optimums, der Harmonie. Wir begegnen ihnen überall, ob wir Flügel der Morgenröte nehmen und von Meer zu Meer fliegen oder mit Faust und Mephistopheles ins Reich der Mütter, der platonischen Ideen hinabsteigen. Da die ganze Welt, die sichtbare und unsichtbare, die Welt der „Zoesis“ und „Extrazoesis“ der Gegenstand, das Objekt des Denkens, der Betrachtung ist, so ist die Philosophie, welche die sieben Gesetze lehrt und

ihre Befolgung kategorisch fordert, „objektive“ Philosophie. Francé nennt seine Lehre allen Ernstes „die objektive“ Philosophie. Die Frage bleibt offen, ob das Wort „objektiv“ hier nur deshalb am Platze ist, weil es sich um das Objekt des Denkens handelt — oder weil alles „Subjektive“, individual Willkürliche möglichst ausgeschaltet werden soll. Francé bekennt sich hier stolz-bescheiden als Schüler und Vollender Schopenhauers. Mit vollem Recht; denn wenn die Welt das Objekt der erkennenden Philosophie ist, dann muß die Philosophie biologisch, „biozentrisch“ betrieben werden. Diese Auffassung aber hat in ewig mustergültiger Form mit messerscharfem Verstande und stärkster gedantlicher Konzentration Schopenhauer in dem tiefgründigen Wort ausgedrückt: „Die Welt ist meine Vorstellung.“ Es macht Francé Ehre, daß er die Bedeutung dieses Wortes erkennt und sich zu ihm bekennt als einem Angelpunkt aller Philosophie. Francé erkennt einwandsfrei, daß dieses abgrundtiefe Wort Schopenhauers grundsätzlich allen Problemen Rechnung trägt, indem es die letzte irdisch-menschliche Erkenntnisquelle bloßlegt; darum ist seit Schopenhauer nur biologische Philosophie möglich, oder psychophysische, wie Francé sagt.

Ich füge hinzu, daß Schopenhauers Wort auch rein psychisch gedeutet werden kann. Jedenfalls nennt Francé seine Philosophie mit Recht biologische oder biozentrische Philosophie. Schöpfen wir die Natur- und Geisteswissenschaften in diesem edlen Sinne biologisch aus, dann kommen wir tatsächlich zu einer „objektiven“ Philosophie, die uns für das Leben und Sterben etwas Gütliches, Gutes, Tröstendes gibt. Die Mauern der Metaphysik sind in diesem Sinne nur grau vom Alter, nicht von der Schwäche.

Sehen wir ab von einigen Mängeln Francés, daß er sich unnötig Einsteins Relativitätstheorie allzu sehr nähert und die mangelnde Priorität Einsteins, seine Problematik, seine bedenkliche Brüchigkeit nicht genügend erkennt oder wenigstens betont; daß er das rein Religiöse nicht noch stärker hervorhebt; daß er Häckel gelegentlich Goethe erstaunlicherweise koordiniert, statt den ungeheuren Abstand zwischen jenem mediokren Talente und dem überzeitlichen Genius zu betonen, dann müssen wir sagen: das auch äußerlich mit prachtvollen Bildern vornehm ausgestattete Werk „Bios“ führt seinen Namen „Leben“ mit vollem Recht; denn da es von innerer Lebenskraft stroht, wird es nicht so bald altern.

Dr. Alfred Seeliger



Neue Geschichtswerke

In dem monumentalen Werke Max Lehmanns über den Freiherrn vom Stein wird an einer Stelle die schlimme Lage beklagt, in die durch die napoleonische Universalmonarchie die historischen Studien gebracht worden seien. „Wer hätte Lust,“ so heißt es an jener Stelle weiter, „dem Werden der Nationen nachzugehen, so lange sie mit Vernichtung bedroht waren? Wer konnte hoffen, geschichtliche Wahrheit zu ergründen, so lange der geschworene Feind der Wahrheit das Szepter führte? In unergelichen Worten hat der Meister der deutschen Geschichtswissenschaft selbst es bekannt: erst der Sturz des Weltreiches habe ihm Lust und Kraft verliehen, die Vergangenheit zu erforschen.“

Und wir? Das heutige Geschlecht der Historiker? Hat es nicht noch viel mehr Grund zum Verzagen an einer gedeihlichen Entwicklung seines Wissenszweiges? Nicht nur die Lüge hat ihr Banner so frech aufgepflanzt wie noch niemals in der Geschichte. Die Bedingungen, unter denen geschichtswissenschaftliche Werke erscheinen können, die unerhörte Teuerung im Buchhandel und die anscheinende allgemeine Interessellosigkeit für höhere geistige Dinge sind geeignet, auch Unternehmungslustigen den Mut zu rauben.

Es ist aber ein Irrtum anzunehmen, daß die Schaffenslust der Historiker und der Wagemut der Verleger nachgelassen habe. Hier und da trifft es wohl zu. An anderen Stellen aber empfängt man den Eindruck, daß dort die Auffassung besteht: nun gerade wollen wir nicht erlahmen!

So wagt es Max Lehmann, der oben erwähnte greise Historiker in Göttingen, von seinem bedeutendsten Werke, eben jener angeführten Biographie Steins, eine neue Ausgabe vorzulegen. An Stelle des ursprünglich drei Bände umfassenden Werkes erhalten wir jetzt von ihm eine einbändige Ausgabe desselben (Max Lehmann, Freiherr vom Stein. Neue Ausgabe in einem Bande. Verlag von S. Hirzel in Leipzig 1921. 8°, 624 Seiten, Preis 70 M.). So sehr der Kenner der ersten Ausgabe das Fehlen mancher Partien bedauern muß, so darf doch wohl gesagt werden, daß das Buch durch die konzentriertere Fassung vielfach gewonnen hat. Man spürt ja beim Lesen des Buches in der jetzigen Gestalt manchmal, daß sich in dem einstigen Verehrer und Freund Treitschkes Wandlungen vollzogen haben. So versteht man, wenn der nunmehrige Pazifist das Urteil über den günstigen Einfluß des Krieges, das in Band I S. 154 zu lesen war, gestrichen hat. Seine besonderen Gründe hat es doch auch wohl, daß die Hornesworte Béguelins über die jüdischen Kriegsgewinnler (II 293) ausgefallen sind, und der alte Polenfreund Lehmann hat anscheinend gern die Gelegenheit benützt, um die Wendung auszumerzen, die die Fähigkeit der Polen zum Genuß einer vernünftigen Freiheit in Frage zieht (III 192). Aber dergleichen kann man hinnehmen. Man wird sich auch mit den vielen Einseitigkeiten und Verstiegenheiten des Verfassers abfinden müssen. Das Buch bleibt doch eine der glänzendsten Leistungen, die wir in unserer geschichtlichen Literatur aufzuweisen haben. Aberall dringt Lehmann in das Wesen der Dinge. Immer schält er die Probleme klar und fesselnd heraus. Der feierliche Ton der Erzählung ist dem Thema voll angemessen. An einzelnen Stellen erhebt sich die Schilderung geradezu zu klassischer Schönheit. Und der Held des Verfassers! Gerade in der heutigen Zeit soll man das herrliche Bild des Freiherrn vom Stein sich wieder lebhaft vergegenwärtigen, dieses Staatsmannes mit der tief innerlichen ethischen Note. Was ist das für ein Mann, der 1808 an sein Werk der Erneuerung Preußens geht mit den wildentschlossenen Worten: „Man muß sich mit dem Gedanken der Entbehrung jeder Art und des Todes vertraut machen, wenn man die Bahn betreten will, die man jetzt zu wandeln sich vornimmt.“ Als Altenstein und andere Minister 1810 an Schlesiens Abtretung dachten, da rief Stein: „Man hänge den Minister, der von Ländereffession redet!“ Es kommt auch wohl wieder die Zeit, wo die Wahrheit des Steinschen Wortes begriffen wird: „Das Vaterland ist da, wo sich die Ehre und die Unabhängigkeit findet.“ Ich habe mich gelobt, als ich jetzt nach nahezu zwanzig Jahren das Buch in der neuen Ausgabe las.

Eine dankbar zu begrüßende Gabe ist ferner die Sammlung von Aufsätzen und Vorträgen Reinhold Rosers, des Biographen Friedrichs des Großen, die seine Witwe erscheinen läßt (Reinhold Roser. Zur preußischen und deutschen Geschichte. Aufsätze und Vorträge. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin 1921. 8°, 432 Seiten, geb. 28 M., in Halbleinen geb. 40 M.). Es war ein herber Verlust für die deutsche Geschichtswissenschaft, als Roser, der erheblich jünger als Max Lehmann war, in den Tagen des gewaltigsten deutschen Siegeslaufes im August 1914 die Augen schloß. So viel hatten wir noch von ihm zu erwarten, vor allem die Vervollendung seiner Geschichte der brandenburgisch-preußischen Politik, deren erster bis zum Westfälischen Frieden reichender Band 1913 erschien. Alle seine Arbeiten tragen den Charakter unbedingtester Solidität, feinsinnigsten Verständnisses für den Wert der Quellen, scharfer politischer Urteilskraft und innigster Verwachsenheit mit seinem geliebten Preußen, dessen erschütternden Zusammenbruch zu erleben ihm ein gnädiges Geschick erpartete. Mit welchen schmerzlichen Gefühlen und welcher Freude zugleich liest man die uns jetzt gebotene Sammlung, die von verklungenen stolzen Zeiten, aber auch von kritischen Tagen berichtet, vom Großen Kurfürsten, von der Königin Sophie Charlotte, von Friedrich

Wilhelm I. und vom großen Friedrich, von der preußischen Politik in den Jahren 1786—1806 und von Friedrich Wilhelm IV. am Vorabend der Märzrevolution und anderen fesselnden Dingen. Wehmütig lesen wir das Motto zu dem ersten, dem Großen Kurfürsten gewidmeten Aufsätze, die Worte Heinrichs v. Kleist:

Das Vaterland, das du uns gründetest,
Steht eine feste Burg, mein edler Fürst,
Das wird ganz andre Stürme noch ertragen . . .
Das wird sich ausbauen herrlich in der Zukunft,
Erweitern unter Enkelshand, verschönern
Mit Zinnen, üppig, feenhaft, zur Wonne
Der Freunde und zum Schrecken aller Feinde.

Man erheben nicht die lebendigen Worte, mit denen einst Pufendorf die Persönlichkeit des Kurfürsten schilderte: „Es leuchtete aus seinem Antlitz gleich beim ersten Anblick ein gewisses Etwas, das sofort den Helden erkennen ließ“ usw. Das Folgende lese man bei Roser nach. Kurfürst Friedrich Wilhelm war es, der 1657 den heute wieder angebrachten Schmerzensruf erhob: „Was sind Rhein, Weser, Elbe und Oder anders als fremder Nationen Gefangene!“ Auch wo der Verfasser sich sehr ins einzelne begibt, fühlt man sich immer angeregt durch seine Ausführungen. Überall empfängt man wertvolle Belehrung. Nachdenklich stimmt die Angabe, die sich wiederholt in den Aufsätzen findet: der Abbé Sienyes habe schon neun Jahre vor dem Frieden von Tilsit in einem seiner Berichte die Lösung ausgegeben, daß Preußen hinter die Elbe zurückgeschoben werden müsse. Viel bedauert wird es, daß der Aufsatz Rosers: „Brandenburg-Preußen in dem Kampfe zwischen Imperialismus und reichsständischer Libertät“ nicht Aufnahme gefunden hat. Statt dessen hätte vielleicht der Aufsatz über die preußische Reformgesetzgebung wegbleiben können, der inzwischen durch die Forschung stark überholt ist.

Der dritte Senior deutscher Geschichtswissenschaft, der mit einem neuen Werke vor uns tritt, ist Max Lenz, der Historiker der Reformation an der Berliner Universität, der kurz vor Ausbruch des Krieges seinen Lehrstuhl in Hamburg aufstellte. Auch von ihm wird eine Aufsatzsammlung vorgelegt: ein zweiter Band kleiner historischer Schriften mit dem wirkungsvollen Titel „Von Luther zu Bismard“. (Max Lenz. Kleine historische Schriften. II. Bd. Von Luther zu Bismard. München und Berlin 1920, Verlag von R. Oldenbourg. 8°, 364 S., geh. 24 M. zuzüglich Sortiments- und Teuerungszuschlag.) Die Aufsätze zeigen den schwungvollen, geistreichen und vielseitigen Schüler Rantes in seiner ganzen Eigenart. Einiges darin ist noch mehr wie in der Roserschen Sammlung speziellste Forschung und wird nur in einem kleinen Kreise Interesse und das richtige Verständnis finden. Daneben erhalten wir aber mehrere Essays glänzendsten Charakters, so den Aufsatz: „Luther und der deutsche Geist. Zum 31. Oktober 1917“, die Rede „Freiheit und Macht im Licht der Entwicklung der Universität Berlin“. Der Schlufsaufsatz ist Bismards Heimgang gewidmet, des gigantischen Helden, dessen Riesenkraft sich einst im Gegensatz zu den Bülow und Bethmann auftrieb in dem Gefühl der Verantwortlichkeit für die Zukunft seines Vaterlandes, das er zu nie gesehener Macht emporgehoben hatte.

Unternehmungsfinn spricht aus der Veröffentlichung Hans F. Helmolt's, des Herausgebers der bekannten Weltgeschichte und auch sonst verdienstlichen Historikers und Publizisten, über Leopold Ranke (Hans F. Helmolt. Leopold Rantes Leben und Wirken. Nach den Quellen dargestellt. Mit 18 bisher ungedruckten Briefen Rantes, seinem Bildnis und der Stammtafel seines Geschlechts. Historia-Verlag Paul Schwegler in Leipzig 1921. 8°, 222 Seiten, in Halbleinen geb. 26 M.). Zu den mehr als 400 Schriften über Ranke in dieser Zeit eine neue! Eine Biographie kann ich das Buch nicht nennen. Dazu ist das Gebotene doch zu knapp ausgefallen. Vor allem kommt das Wirken Rantes, seine historische Forschertätigkeit, seine Einwirkung auf die Geschichtswissenschaft viel zu wenig zur Geltung. Auch die eigentlichen Lebens-

begebenheiten scheinen mir etwas dürftig geschildert zu sein. In diesen Dingen, namentlich in der Berücksichtigung der wissenschaftlichen Arbeit, hat bereits vor fast 30 Jahren Eugen Guglia in seiner damals erschienenen Biographie verhältnismäßig mehr geliefert. Ich vermag auf Helmolts Buch nur das Wort anzuwenden, das er für Ranke's Biographie Friedrich Wilhelms IV. in der „Allgemeinen deutschen Biographie“ gebraucht. Es ist keine „Biographie“ im vollen Sinne, sondern er hat im wesentlichen nur Bausteine zu einer solchen zusammengetragen. Diese Bausteine sind allerdings höchst wertvoll. Nicht nur steuert der Verfasser manches ganz Neue über den Meister der Geschichtsforschung bei; er fördert auch die Forschung durch allerlei kritische Erörterungen und macht eine Fülle von geistreichen Bemerkungen über Ranke. Der Schwerpunkt seines Buches liegt zu einem großen Teile in den über dreihundert Bemerkungen am Schluß. Ich möchte Helmolts Werk ein Buch für historische Feinschmecker nennen und glaube, daß es viele Liebhaber finden wird.

Noch mehr Wagemut zeigt die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart und Berlin, indem sie aus der Feder Albert v. Hofmanns eine vierbändige „Politische Geschichte der Deutschen“ zu verlegen übernommen hat, von der soeben der erste vortrefflich ausgestattete Band erschienen ist. (Albert v. Hofmann, Politische Geschichte der Deutschen. I. Band. Stuttgart und Berlin 1921, Deutsche Verlagsanstalt. 8°, 444 Seiten, geh. 30 M., in Halbleinen geb. 40 M.) Um es gleich zu sagen: der Anfang rechtfertigt das Unternehmen in vollstem Maße. Mit Stolz dürfen wir auf diese Leistung deutschen Gelehrtenfleißes und originalen deutschen Geistes blicken. Albert v. Hofmann, ein Sohn des berühmten 1892 verstorbenen Chemikers A. W. v. Hofmann, überraschte im vorigen Jahre die deutsche wissenschaftliche und gebildete Welt mit dem hochbedeutenden, durch selbständige Auffassung sich auszeichnenden Werke: „Das deutsche Land und die deutsche Geschichte“. Die Originalität dieses auf umfassendem Wissen beruhenden Buches zeigte sich besonders in der Einstellung des Verfassers auf das Topographische. Hofmann verriet darin eine ganz erstaunliche Kenntnis der Örtlichkeit, des viel zu wenig gekannten deutschen Grund und Bodens. Nur wenige werden sich mit ihm darin messen können. Ob man ihm immer zustimmen soll und kann, ist eine Sache für sich. In jedem Falle hatten seine Ausführungen fast immer viel für sich, Einleuchtendes und Anregendes. Die wissenschaftliche Welt wird sich mit seinen in jenem Werke vertretenen Ansichten und Behauptungen auseinandersetzen müssen. Viele werden geneigt sein, diesem sicher und selbstbewußt auftretenden Führer unbedingt zu folgen. Noch größer angelegt wie das Buch „Das deutsche Land und die deutsche Geschichte“ ist die uns jetzt vorliegende Arbeit Hofmanns. Ihre Originalität besteht wiederum vornehmlich in dem Sinn für die Topographie und die Bodenbeschaffenheit und damit verbunden vielfach in der Berücksichtigung strategischer Gesichtspunkte, was besonders Militärs interessieren muß. Von diesem Standpunkte aus erscheint die politische Geschichte der Deutschen in einer ganz neuen Beleuchtung. Mit höchstem Vergnügen folgt man den Ausführungen des Verfassers in diesem ersten bis zum Vertrage von Merse (870) geführten Bande, obwohl man wird sagen müssen, daß der ältesten Periode der deutschen Geschichte ein vielleicht allzu breiter Raum gewährt wird.

Hofmann bezeichnet unsere Vergangenheit mit Recht als unsern kostbarsten Besitz. Sie erhebt sich, wie er sagt, in diesem Augenblick erdrückend groß vor uns, und er sucht nun festzustellen, was aus ihr zu lernen ist. Er findet, daß es der Beruf der Germanen war, das große Volk des Westens von Europa zu werden, und daß sie durch die Einsperrung hinter den Rhein um diese Zukunft betrogen seien. Anknüpfend an ein berühmtes — ergreifendes — Wort Bismarcks formuliert er den Satz: „Es ist eine der größten Lehren der Geschichte, eine wie geringe Spanne Zeit für die meisten geschichtlichen Wendungen eigentlich nur offen ist; wird diese versäumt, so ist es aus.“ Scharf präzisiert schreibt er: „Das Mittelalter ist ein Begriff, der ohne Zweifel sein richtigstes Maß an der Entwicklung der Kirchenherrschaft findet“. Im allgemeinen vermeidet er, Kulturgeschichte zu geben, weil, wie er sagt, „Verständnis für

Kulturgeschichte genau so entwicklungsmäßiger Darstellung bedarf wie auch das Verständnis politischer Geschichte. Einstreuen einzelner kulturgeschichtlicher Bemerkungen ist daher nur von sehr zweifelhaftem Wert“. Voller Bewunderung und Begeisterung spricht er von dem Heldentum der Germanen. Ihren unpolitischen Sinn beklagt er immer wieder. Als einen der verhängnisvollsten Punkte in der Geschichte der Deutschen betrachtet er es, daß es ihnen in entscheidenden Stunden immer an einer Flotte gefehlt habe. Vier Männer bezeichnet er als die eigentlich großen Deutschen, Kaiser Otto I., Luther, den Großen Kurfürsten und Bismarck. Gerade diese These wird unter vielen anderen bestreitbaren Äußerungen sehr angefochten werden. Man darf gespannt sein, wie Hofmann sie in den späteren Bänden begründen wird. Bei aller Würdigung Karls des Großen vermißt er an dieser Persönlichkeit namentlich das politische Maß. Politisch stellt er Karls Vater Pipin über Karl. Er räumt ein, daß es Karl gelungen sei, Erfolge zu haben, wie sie vielleicht nie wieder ein einzelnes Menschenalter aus der Zeit herausheben wird, meint aber, daß es daran läge, weil Karl keinen einzigen ebenbürtigen Gegner gehabt habe. Seine Hauptbegabung erblickt er auf militärischem Gebiete.

Mit Freuden nimmt man die Schilderung der zahllosen germanischen Helden, die Hofmann entwirft, in sich auf, von Armin, Marbod, Claudius Civilis, Genferich, Stilicho, Theoderich, Totila, Karl Martell und so fort. Sehr interessant ist auch sein abschließendes Urteil über Ludwig den Frommen. Ein wahres Musterstück ist die Charakteristik des rohen Chlodwig. Immer hat man das Empfinden, einen äußerst geistvollen, selbständigen Kopf sprechen zu hören. Ein schwacher Punkt des Verfassers scheinen mir die Zahlen zu sein. Er verrät eine eigentümliche Leichtgläubigkeit für die mittelalterlichen übertriebenen Zahlenangaben. Für die Kirche mit ihren Betrügereien und Fälschungen, ihrer Berechnung und Scheinheiligkeit steht ihm ährender, sehr wirkungsvoller Hohn zur Verfügung. Zu breit scheint mir die merowingische Geschichte vorgetragen. Die Scheußlichkeiten dieser Periode sind doch gar zu unendlich zu lesen. Beigegeben ist dem Buche ein dreifaches Register, nämlich ein Verzeichnis der Personennamen, ein solches der Volksnamen und ein Ortsregister. Alle drei Verzeichnisse wird man mit Nutzen gebrauchen. Wir beglückwünschen jedenfalls den Verleger und harren gespannt der folgenden Bände.

Eine glänzende Neuerscheinung, die uns zugegangen ist, erblicken wir ferner in der Deutschen Geschichte von 1871—1914 aus der Feder Frik Hartungs (Frik Hartung. Deutsche Geschichte von 1871 bis 1914. Kurt Schroeder, Bonn und Leipzig 1920. 8°, 302 Seiten, Preis 25 M., Halbleinen 32 M.). Für ein solches Buch bestand ein wahres Bedürfnis. Die Art, wie Hartung, der Professor der Geschichte in Halle ist, die Aufgabe, welche er sich gestellt hat, löst, darf man unbedenklich als mustergültig bezeichnen. Auf voller wissenschaftlicher Höhe stehend, schildert er in ruhigem, ansprechendem Vortrag mit ganz ausgezeichnete Klarheit und großartiger Unparteilichkeit die vielverschlungenen Begebenheiten in Deutschland seit dem Deutsch-Französischen Kriege in zwei Teilen. Der erste Teil führt die Aufschrift: Das Zeitalter Bismarcks (1871—1890), der zweite: Das Zeitalter Wilhelms II. (1890—1914). Hartung würdigt, nicht ohne hier und da auch die Grenzen Bismarcks hervorzuheben, die gewaltige Größe dieses Staatsmannes, um dann in scharfer, aber durchaus sachlicher Kritik den Absturz unter Wilhelm II., Bülow und Bethmann zu erklären. Die Weltpolitik findet er durchaus gerechtfertigt, aber die mißverständene Bündnistreue erkennt er als eine Hauptursache unseres Unglücks. Immer wieder geißelt er auch das Versagen des deutschen Bürgertums, das doch allzu spießbürgerlich geblieben ist. Er findet, daß der Machtgedanke unter dem Eindruck der Bismarckschen Erfolge übertrieben worden sei, nennt es aber einen wahnwitzigen Gedanken, wenn die Frankfurter Zeitung es einst offen kundgab, daß es inmitten des Wettkampfs der großen Mächte ein friedliches wirtschaftliches Imperium für Deutschland geben könnte. Ich bin überzeugt, daß Hartungs Buch stark gekauft werden wird.

Ein nicht mehr ganz neues Buch, das jetzt in neuer Gestalt erscheint, ist die „Angewandte Geschichte“ von Heinrich Wolf. (Professor Dr. Heinrich Wolf, Düsseldorf, Angewandte Geschichte. Eine Erziehung zum politischen Denken und Wollen. 10. verbesserte und erweiterte Auflage. 28.—37. Tausend der Gesamtauflage. Leipzig 1920. Theodor Weicher. 8°, 495 S., Preis geb. 32 M., geb. 40 M.) Die erste Auflage erschien 1910. Seitdem hat das Buch einen wahren Siegeslauf erlebt. Noch seit 1913 sind nicht weniger als drei Auflagen erschienen. Daran kann man seine helle Freude haben. Denn darin liegt ein Zeichen dafür, wie sehr die die von dem Verfasser entwickelten Anschauungen und Gedanken Anklang und Verständnis finden. Wolf hat sein Werk dem Andenken Heinrich v. Treitschkes und des ehemaligen Vorsitzenden des Alldeutschen Verbandes E. Hasse gewidmet und sein Buch ist ausgesprochen alldeutsch. Es ist weniger ein wissenschaftliches Werk zu nennen; es trägt vielmehr volkstümlichen Lehrbuchcharakter. Die Gabe des Verfassers ist: Thesen zu formulieren, Gesichtspunkte klar herauszuheben, zu pointieren, zu gliedern. Dieses Gliedern kann man fast als zu reichlich betrieben bezeichnen. Es beginnt mit der alten Kulturwelt und behandelt dabei nacheinander den Orient, die Griechen, für die er sich besonders begeistert, und die Römer, um dann in einem zweiten Buch die neue Kulturwelt zu schildern. Der erste Hauptabschnitt darin behandelt das große Ringen zwischen Europa und Asien. Der zweite ist überschrieben „Der deutsche Volksboden“ und gibt unter Einbegriff des Weltkrieges einen Abriss der deutschen Geschichte. In dem folgenden Abschnitt geht Wolf auf die wirtschaftlichen Kämpfe und die Handelspolitik der neuen Kulturwelt ein. Auch dabei wird der Weltkrieg berücksichtigt. Dann erörtert er in einem Abschnitt das Wesen des Staats, um in einem neuen Teil „Staat, Volk und Kirche“ vom Beginn des Christentums an in ihrem Verhältnis zueinander zu skizzieren. Auch hier ist dem Weltkrieg ein besonderer Unterabschnitt gewidmet. In einem Schlußteil äußert Wolf sich über Dichtung, Legende, Irrtümer und Geschichtslügen.

Vom Griechenvolke sagt Wolf: „Geradezu unsäglich ist der Reichtum an Übermenschen, die es hervorgebracht hat.“ Sehr bald sieht er sich veranlaßt, den Zusammenhang von Kultur und Macht hervorzuheben und betont deswegen, es müsse heißen: Potsdam und Weimar. Den Untergang des Griechentums führt er auf die Entartung der individuellen Freiheit bei den Griechen zurück. Er unterscheidet drei Menschheitswiegen, das nördliche Mitteleuropa, woher die Kulturerschöpfer (die Arier), die hochasiatischen Steppen, woher die Kulturzerstörer (die tatarischen Mongolen), und Arabien, woher die Kulturschmarozer (die Semiten) kommen. Immer wieder und mit den lebhaftesten Worten werden die ungeheuren Verdienste, die unsre Hohenzollern sich um ihr Volk erworben haben, hervorgehoben. Auf das Preußentum wird stets aufs neue ein hohes Lied angestimmt. Eine Fülle von belehrendem Material, auch statistischem, wird ausgebreitet. Zuweilen laufen gewisse Einseitigkeiten unter. So ist es doch übertrieben, wenn S. 192 England ein Drohnenstaat genannt wird. Dem widerspricht auch manche andere Stelle in dem Buche. Das Ganze durchzieht ein frischer Hauch. Man freut sich über die Lebendigkeit, mit der der Verfasser den Lesern seine Ansichten in immer neuen Wendungen einzuhämmern sucht und wie er unaufhörlich sein beredetes und eindringliches „Aber“ anbringt. Wollte Gott, daß der Geist, von dem Wolf erfüllt ist, in die Köpfe und Herzen der Mehrzahl der Deutschen einzöge, dann wäre es gut mit uns bestellt!

Von demselben Verfasser ist nun eben noch ein umfassendes Werk erschienen, eine Deutsche Geschichte (Professor Dr. Heinrich Wolf. Deutsche Geschichte. Eine Einführung in das Verständnis unserer vaterländischen Geschichte. Mit 16 Bildertafeln. Hannover 1921, Verlag von Carl Meyer [Gustav Prior]. 8°, 430 Seiten), das sich mit der „Angewandten Geschichte“ naturgemäß viel berührt und selbstverständlich aus demselben Geiste heraus geboren ist. Da fängt Wolf mit den Menschheitswiegen an und schildert mit warmer Liebe, nicht so mannigfach gegliedert, wie in der „Angewandten Geschichte“ die gesamte Kulturwelt betrachtet wird, sondern in fortlaufender, immerhin aber auch scharf disponierter,

durch Einfügung zahlreicher Übersichten, Zeit- und Stammtafeln unterbrochener Darstellung die unerföpflich reiche Geschichte des deutschen Volkes. Vielfach läßt er dabei die großen Forscher, auf die er sich stützt, selbst reden. Die deutsche Geschichte zerfällt für ihn in drei Teile: die Zeit bis 1300, in der er die beiden großen Einschnitte in der Schlacht von Tours und Poitiers (732) und dem Tode Kaiser Heinrichs VI. (1197) sieht. Dann folgt die Zeit bis zum Westfälischen Frieden und darauf die Zeit bis zum Todestampfe des Preußentums (1918). Den Höhepunkt der deutschen Geschichte sieht er in den Reformationsjahren 1517—21. Demgemäß schmückt denn auch Luthers Bild das Titelblatt. Mit besonderer Vorliebe weilt der Verfasser bei den „Retablissemments“ der Hohenzollern, was man jetzt „Wiederaufbau“ nennt. Als den Hauptfehler der Deutschen brandmarkt er unermüdlich die Schwäche, Nachgiebigkeit und Vertrauensseligkeit. Sehr gut würdigt er in knappster Form den Weltkrieg. Das ganze Werk ist wissenschaftlicher und kritischer als Einharts treffliches Buch, aber doch auch volkstümlich zu nennen. Kleine Unebenheiten und Unausgeglichenheiten (z. B. wird S. 90 Barbarossa eine schöpferische Natur genannt, während S. 95 geradezu gefagt wird, er sei nicht schöpferisch gewesen) erklären sich vielleicht aus schnellem Entstehen des Werkes. Nicht in demselben Maße wie der „Angewandten Geschichte“ haftet der „Deutschen Geschichte“ der Lehrbuchcharakter an, aber sie verleugnet ihn doch auch nicht. „Nur eine Reaktion kann uns retten,“ ruft Wolf am Schluß aus, „eine Reaktion im Sinne Luthers, der uns zu Gott und der Wahrheit zurückführte, eine Reaktion im Sinne der großen Hohenzollern, der Erzieher zur Pflicht, welche wußten, daß der Staat Macht ist, eine Reaktion im Sinne der großen Denker und Dichter des 18. Jahrhunderts, die uns vom Welschtum befreiten, aber dem deutschen Idealismus die Bahn öffneten, eine Reaktion im Sinne Steins, Scharnhorsts, Humboldts, die den welschliebenden Bestrebungen den deutschen Freiheitsgedanken entgegenstellten, eine Reaktion im Sinne Bismarcks, der uns aus Romantik und Sentimentalität zum gesunden nationalpolitischen Egoismus zurückführte.“ Möchte sich die „Deutsche Geschichte“ ebenso Bahn brechen, wie die „Angewandte Geschichte“ desselben Verfassers!

German v. Petersdorff



Der Bund deutscher evangelischer Landeskirchen

Der Wunsch, den deutschen Protestantismus von seiner Zersplitterung zu erlösen und ihm eine alle umfassende, sie schützende und tragende Organisation zu geben, ist alt; die Versuche zu seiner Erfüllung reichen zurück bis zum corpus Evangelicorum im alten Heiligen Römischen Reiche deutscher Nation. Die Ereignisse des Jahres 1918 mit ihrer Erschütterung der Grundlagen unseres gesamten Daseins, mit ihrem Zusammenbruch des landesherrlichen Kirchenregiments und dem wilden Ansturm widerchristlicher Mächte gegen die Kirche haben vollbracht, was Jahrhunderten nicht gelungen ist: die Schaffung einer Einheit für den deutschen Protestantismus.

Drei große Kräfte haben sich zu diesem Werke verbunden: die Kirchenregierungen, die seit 1852 in der „Eisenacher Kirchenkonferenz“ sich zusammengefunden und 1903 in der Deutschen Evangelischen Kirchenausschuß ein aktionsfähigeres Organ geschaffen hatten, die Synoden, die mit dem Wegfall des landesherrlichen Kirchenregiments die entscheidenden Träger des kirchlichen Lebens werden mußten, die großen Arbeitsverbände für äußere und innere Mission, Gustav-Adolf-Verein, Evangelischer Bund, Volkskirchenbund, die Gemeinschaften usw. Von diesen Verbänden aus war schon einmal in dem Revolutionsjahr 1848 die Lösung von „Kirchentagen“ ausgegeben und auf dem Wittenberger Tag die Zusammen-

ung der deutschen evangelischen Kirchen zu einem Kirchenbund beschlossen. Aber über einen Zusammenschluß Einzelner kam man damals nicht hinaus, und so fehlte der Bewegung Kraft zu organisatorischer Gestaltung. Auch diesmal ging der Anstoß von den in der freien Vereinsarbeit wirksamen Kräften aus, aber man erkannte von vornherein, daß nur im Zusammenschluß mit den organisierten kirchlichen Gebilden ein nachhaltiger Erfolg möglich sei. Der damalige Präsident des preussischen evangelischen Oberkirchenrats (zugleich Vorsitzender Kirchenauschusses) D. Voigts ergriff die dargebotene Hand. Es kam nach einer vorbereitenden Konferenz in Rassel zum Deutschen Evangelischen Kirchentag in Dresden, der einstimmigen Beschluß faßte, auf Bildung eines Kirchenbundes hinzuwirken, und zu diesem Zweck den Kirchenauschuß, der bis dahin aus 15 kirchenregimentlichen Mitgliedern bestand, durch 15 vom Kirchentag gewählte außerordentliche Mitglieder verstärkte und mit Vorbereitung einer Kirchenverfassung betraute. Diesen Entwurf hat mit geringen Änderungen der Stuttgarter Kirchentag im September dieses Jahres einmütig sich zu eigen gemacht und in Konsequenz davon das Mandat der in Dresden gewählten Mitglieder des Ausschusses bis zum nächsten Kirchentage verlängert.

Der nächste Kirchentag wird, juristisch angesehen, etwas ganz anderes sein als die bisherigen zwei, nämlich eine von den zum Bunde zusammengetretenen Landeskirchen nach den Grundsätzen der Verfassung beschickte Versammlung. Auch die Zusammensetzung der Versammlung wird eine erheblich andere sein; die kirchenregimentliche Gruppe scheidet ganz aus; ist aber gleichzeitig mit dem Kirchentag und am selben Orte als „Kirchenbundesrat“ versammelt. Die alte Masse der Versammlung (150) besteht aus Mitgliedern, die von den obersten Synoden der einzelnen Landeskirchen gewählt werden; auch die kleinste Landeskirche ist durch einen Abgeordneten vertreten. Dazu treten 60 sonstige Mitglieder, von denen 8 den theologischen Fakultäten, 12 den Religionslehrern, 15 den auf die Gesamtheit der deutschen Landeskirchen erstreckenden Vereinsorganisationen angehören müssen. Damit ist die Zahl der „freien“ Mitglieder ganz erheblich eingeschränkt. Ob der künftige Kirchentag wie die bisherigen den Anstoß zu erheben können, den gesamten deutschen Protestantismus zu vertreten, oder sich auf eine Vertretung bloß der Landeskirchen verengt, wird in der Hauptsache von den Synoden, d. h. von der Gestaltung des gesamten kirchlichen Lebens abhängen. Daß hier Gefahren vorliegen, ist unverkennbar. Man muß den Vertretern des freien protestantischen Gedankens aufpassen, daß sie kirchlich werden, d. h. zu kirchlicher Arbeit sich organisieren müssen; sonst verstreut die Zeit über sie hinweg.

Der Bund wahrt den verbündeten Kirchen ihre volle Selbständigkeit in Bekenntnis, Verfassung und Verwaltung. Es entspricht diesem grundlegenden föderalistischen Prinzip, daß der Kirchenbundesrat, dessen Mitglieder bei ihrer Abstimmung an die Weisungen ihrer Kirchenleitungen gebunden sind und daher als zuverlässiges Sprachrohr der örtlichen Bedürfnisse und Wünsche gelten dürfen, im wesentlichen die Gleichstellung mit dem Kirchentag zugestanden und daß das geschäftsführende und vollziehende Organ des Kirchenbundes, der Kirchenauschuß, wie bisher schon von beiden Instanzen zu gleichen Teilen bestimmt wird. Dem Auschuß sind die notwendigen Vollmachten zu kraftvollem und rechtzeitigem Handeln gegeben.

Wie bedeutsam trotz oder vielmehr wegen seiner behutsamen Schonung des Bestehenden der alteingewurzelte Kirchenbund für die Zukunft des gesamten deutschen Protestantismus werden kann, zeigt die Formulierung des Bundeszwecks, „zur Wahrung und Vertretung der gemeinsamen Interessen der deutschen evangelischen Landeskirchen einen engen und dauernden Zusammenschluß derselben herbeizuführen, das Gesamtbewußtsein des deutschen Protestantismus zu pflegen und für die religiös-sittliche Weltanschauung der deutschen Reformation die zusammengefaßten Kräfte der deutschen Reformationkirchen zu zusehen“. Die unmittelbare Tätigkeit des Bundes, in deren Grenzen er ausschließlich tätig ist, erstreckt sich demgemäß auf die Wahrung der gemeinsamen evangelischen Interessen

im Verhältnis zum Auslande, zum Reiche (event. auch einzelnen Ländern) und zu andern Religionsgemeinschaften sowie auf die kirchliche Versorgung der evangelischen Deutschen im Auslande. Nicht minder wichtig ist seine mittelbare d. h. anregende Tätigkeit gegenüber den Landeskirchen sowie den freien kirchlichen Organisationen; neben bestimmten kirchlichen Aufgaben ist hier insbesondere die Festigung des Bandes zwischen evangelischem Volkstum und Kirche, die Pflege des christlichen Hauses, die religiöse Volkserziehung auf allen Stufen des Schulwesens und die Arbeit an der schulentlassenen Jugend, die christliche Liebestätigkeit, der Ausgleich und die Versöhnung der sozialen Gegensätze genannt sowie die Förderung aller Bestrebungen, welche auf die Durchdringung des evangelischen Volkes mit den Kräften des Evangeliums abzielen. Fürwahr ein weitgefaßtes und wichtiges Programm, dessen kräftige Inangriffnahme der Kirche die Massen der werktätigen Schichten des deutsch-evangelischen Volkstums zuführen und auch des Anreizes auf die führenden Schichten deutscher Bildung nicht entbehren würde!

Wie gewissenhaft und weitherzig man in den Kreisen des Kirchentages an die Ausführung des Programms herantreten will, bewiesen Vorträge und Aussprachen über die neuen Aufgaben der Kirche im neuen (religionslosen) Staat und über die Stellung der evangelischen Kirche zur Schule. Einige Sätze aus der einstimmig angenommenen programmatischen Kundgebung zu der aktuellen Schulfrage seien wörtlich angeführt: „Oberstes Ziel der Erziehung von dem wir unter keinen Umständen lassen dürfen, ist der fromme und sittliche Mensch. Der Geist des Evangeliums. Um dieses Erziehungszieles willen fordern wir für evangelische Kinder nachdrücklich Schulen ihres Bekenntnisses, in denen das ganze Schulleben von einem einheitlichen Geist durchdrungen ist und in denen so der Charakterbildung am besten gebient wird. Wir verkennen nicht das geschichtliche Recht der christlichen Simultanschulen, soweit sie sich in einzelnen Gebieten eingebürgert hat. Doch fordern wir, daß überall da, wo Schulen evangelischen Bekenntnisses vorhanden sind oder gesetzmäßig von evangelischen Erziehungsberechtigten begehrt werden, diesen Schulen volle Entfaltungsmöglichkeit gewährleistet wird. — Als die Grundsätze, nach denen der Religionsunterricht gemäß der Reichsverfassung zu erteilen ist, gelten die Normen des christlichen Glaubens und Lebens, wie sie in dem in der Heiligen Schrift gegebenen und in den Bekenntnissen der Reformation bezeugten Evangelium enthalten sind. Ob der Religionsunterricht diesen Grundsätzen entspricht, kann der Staat nicht von sich aus entscheiden. Es sind daher von Seiten der Kirche unter gebührender Berücksichtigung der Religionslehrer Organe zu bilden, die den innern Zusammenhang zwischen der Kirche und der Schule wahren und der Kirche den für sie unentbehrlichen Einfluß gewährleisten. Eine Wiederkehr der sogenannten ‚geistlichen Schulaufsicht‘ wird ausdrücklich abgelehnt. Kirche und Schule müssen sich mit der Familie in engster Verbindung halten, um in freier Entfaltung aller ihrer Kräfte gemeinsam der deutschen Jugend zu dienen. Diese ebenso maßvollen wie entschiedenen Sätze werden zweifellos bei dem Kampfe um das kommende Reichsschulgesetz eine Rolle spielen.“

Die evangelische Kirche hat es verstanden, über die in ihr lebenden Gegensätze hinaus die zusammenhaltende Einheit zu verwirklichen, und ist auf dem Wege zu einer großen geschlossenen Massenbewegung. Möge es ihr ohne Einbuße des inneren Gehalts und zum Heile des ganzen deutschen Volkes gelingen!

Prof. Dr. Titius



Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen
sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Der Kampf um die Cheops-Pyramide

Unter obigem Titel erschien in Nr. 10 des „Türmer“ eine Besprechung meines Buches, die mich deswegen interessiert hat, weil trotz der im allgemeinen ablehnenden Beurteilung ein ganz leiser Unterton unverkennbar durchklingt, daß vielleicht doch der ganzen Sache etwas sein könnte. Eben deswegen will ich den Versuch machen, ob ich Herrn Raoul H. Francé und mit ihm viele andere, die sich auf den gleichen Standpunkt stellen, überzeugen kann, daß tatsächlich das merkwürdige Bauwerk, das wir Cheops-Pyramide nennen, in seinen Abmessungen die Grundlinien eines Weltgesetzes enthält, das wir nur noch erkannt haben.

Zunächst möchte ich einen Irrtum berichtigen. Mein Buch ist in der E. Schweizerbart'schen Verlagsbuchhandlung (E. Nägele), nicht bei Fr. Enke, wie auf Seite 254 angegeben wird, erschienen.

Herr Raoul H. Francé stellt sich von vornherein auf den Standpunkt, die Steintruhe in Sarkophag. Darf ich mir die Frage erlauben, woher er das weiß? Soviel wird man zugeben müssen: die eigentliche Bedeutung der Steintruhe ist uns völlig unbekannt. Irgendeine schriftliche Aufzeichnungen über ihre Bedeutung liegen nicht vor. Also das einzige, was wir über die Bedeutung der Steintruhe mit Sicherheit wissen, ist, daß wir nichts über sie wissen, so daß all unsere Ansichten nur Vermutungen, Analogieschlüsse sind, die richtig, aber auch falsch sein können. Es würde zu weit führen, all die Argumente für und wider die Sarkophag-Hypothese aufzuzählen, nur eines sei erwähnt: wenn die Steintruhe ein Sarkophag wäre, was ist aus dem Deckel geworden? Der Deckel war viel zu groß und zu schwer, als daß er im Ganzen durch die engen Gänge herausgeschafft werden konnte. Man müßte also annehmen, daß er an Ort und Stelle, etwa bei der räuberischen Öffnung, zerstört wurde. Wo sind dann aber die Fragmente geblieben? Da sie nicht mehr vorhanden sind, so müßte man annehmen, daß die Räuber dieselben ins Freie schafften. Warum sie sich aber gerade diese Mühe gemacht haben sollten, ist nicht einzusehen.

Herr Francé macht mir den Vorwurf, daß ich nicht mit der menschenmöglichen Genauigkeit arbeite, und daß darum alles, was ich errechne, bewusst nur relativen Wert habe. Verneinung, das ist aber ein Irrtum: ich arbeite mit der Zahl π , ich drücke meine Worte durch das Wort, den Buchstaben, nicht durch eine konkrete Zahl aus. Ich sage, die Entfernung der Erde von der Sonne ist $\pi \cdot 3^3 \cdot 2 \times 10^{12}$ Ägypt. Ellen, aber nicht die Entfernung der Erde von der Sonne ist $3 \cdot 1415926535 \cdot 3^3 \cdot 2 \times 10^{12}$ Ellen. Wenn ich π nur bis auf 10 Dezimalen annehme, so war diese Kürzung aus verschiedenen Gründen nicht, am allerwenigsten der Raumersparnis wegen, absolut notwendig. Wenn aber irgend jemand das Bedürfnis fühlt, die Werte mit einer größeren Anzahl von Dezimalen auszurechnen, so kann er ja den von Richter oder Shanks

errechneten Wert für π von 500 resp. 700 Dezimalen zugrunde legen. Ich habe mich in einzelnen Fällen mit 40 Dezimalen begnügt, was auch den exaktesten Ansprüchen mehr als nügen dürfte.

Weiter heißt es in der Besprechung: „Zuerst gibt er (Noetling) den handgreiflich Beweis, daß die Steintruhe in der Cheopspyramide nichts mit der Zahl π zu tun hat, und dann sagt er: weil sie also ein Symbol dieser merkwürdigsten aller Zahlen ist, so geht da hervor usw. usw.“ Als ich diesen Satz gelesen habe, habe ich mich erstaunt gefragt: ja habe ich mich denn so unklar ausgedrückt, daß irgend jemand auf den Gedanken kommen könnte ich wolle beweisen, die Steintruhe habe nichts mit der Zahl π zu tun, während mein ganz mein einzigstes Bestreben darauf hinausging, nachzuweisen, daß die Zahl π mit den Messungen der Steintruhe aufs allerengste verknüpft sei!

Es ist bedauerlich, daß Herr Francé nach dieser Behauptung nicht näher auf den Inhalt des Buches eingegangen ist, sondern denselben in knapp 15 Zeilen erledigt, dann aber schreibt: „Die Cheopspyramide ist wirklich ein Symbol der kosmischen Gesetze und ein Monum-ent der ewigen Wahrheiten, und ich halte es nicht einmal für ausgeschlossen, daß es wenigstens den weisesten der ägyptischen Priester sogar bewußt war“ — — ja, was habe ich denn anders getan, als mich auf rund 180 Druckseiten zu bemühen, die Wahrheit dieses Ausspruches beweisen! Aber wieso ich nicht wissen soll, daß ich mit all meinen wesentlichen Folgerungen und Behauptungen wirklich recht hätte, geht über mein Verständnis hinaus.

Herr Francé sagt weiter: „Es ist daher ganz logisch und wird keinen tiefer denkenden Kopf verwundern, wenn man aus der Zahl π die großen Beziehungen des Erdballs, Sonnensystems, ja des Weltalls, überhaupt die ganze wunderbare Harmonie der Schöpfung findet, wie es als ‚Geheimnis der Cheopspyramide‘ nun soeben verraten wird. . . Das gleiche Resultat hätte man freilich finden können, wenn man von der Betrachtung des Doryphoros des Polyklet oder der mediceischen Venus oder der Akropolis Athen (oder wie ich hinzufügen möchte dem Tempel Salomonis, vielen altchristlichen Kirchen oder dem Straßburger Münster) ausgegangen wäre.“

Vollständig einverstanden! Ich unterschreibe jedes Wort. Aber — warum hat es doch bisher niemand getan? Warum hat denn bisher niemand die Harmonie des Weltalls und die Zahl π zurückgeführt, wenn die Sache so einfach, so selbstverständlich ist?

Wenn meine Auffassung, die übrigens Herr Francé vollkommen teilt, daß die alten Ägypter das Gesetz der Harmonie des Weltalls kannten und dies Gesetz in grob-sinnlicher Form durch den Bau der Cheopspyramide ausdrückten, nicht zutreffen sollte, so steht doch eine Tatsache unbedingt fest. Man konstruiere eine quadratische Pyramide, deren Höhe die mittlere Entfernung der Erde von der Sonne in irgend einem Längenmaße, und deren Seitenlänge die Länge des Quadranten der Erdbahn in dem gleichen Längenmaße darstellt, so wird man aus diesen beiden Werten die sämtlichen von mir berechneten Zahlen ableiten können. Hier wäre es vollkommen gleichgültig, ob nun die Cheopspyramide in ganz genauem Verhältnis sagen wir im Maßstabe von $1 : 10^7$ zu der großen Pyramide steht oder nicht. Darauf kommt es nicht an, es kommt auch nicht darauf an, ob die alten Ägypter alle die Gesetze, die sich aus dem Verhältnis $\pi \frac{2}{3} \times 10^{12}$ (Quadrant der Erdbahn) und $\pi 3^3 \cdot 2 \times 10^{12}$ (mittlere Entfernung der Erde) ergeben, kannten oder nicht. All das berührt im Grunde genommen den Kern der Sache nicht. Herr Francé und ich glauben, die alten Ägypter kannten diese Gesetze und trauen ihnen eine solche umfassende Kenntnis nicht zu, aber das ist ja wie gesagt eigentlich gleichgültig. Die Hauptsache ist die, daß eine quadratische Pyramide, deren beide Hauptelemente Seitenlänge und Höhe, auf Grundlage der obengenannten Werte konstruiert, die Harmoniegesetze des Weltalls zur sinnlichen Wahrnehmung bringt; ob die Cheopspyramide nun das $\frac{1}{10}$ verkleinerte genaue Abbild der Grundpyramide ist oder nicht, ist ebenfalls gle-

gültig. Es genügt vollkommen, wenn in ihren Abmessungen nur der Versuch gemacht würde, das Verhältnis, Erdentfernung : Länge des Quadranten der Erdbahn zum Ausdruck zu bringen.

Ja ich gehe sogar noch einen Schritt weiter; ich habe die Berechnung noch nicht gemacht, aber bin der Überzeugung, daß, wenn man eine ähnliche Pyramide aus Entfernung und Länge des Quadranten der Bahn für irgend einen beliebigen Planeten konstruiert, sich aus diesem Verhältnis genau dieselben Harmoniegesetze ableiten lassen, wie sich dieselben aus der Erd-Pyramide resp. deren verkleinertem Abbild der Cheopspyramide ergeben. Man darf in diesem Falle aber nicht vergessen, die Zeitmaße durch Tage des betreffenden Planeten, nicht durch Sonnen- oder Erdtage, auszudrücken. Hier ist ein Problem von der allergrößten Bedeutung.

Zum Schlusse möchte ich noch bemerken, daß (was meist übersehen wird) die kosmischen Zahlen eigentlich nichts andres sind als eine neue Art von Koordinaten, welche Zeit und Raum ausdrücken, also entweder Zeit oder Raum darstellen können; vielleicht wird manchem der Begriff der kosmischen Zahl hierdurch verständlicher.

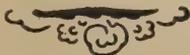
Herr Francé beendet seine Besprechung mit den Worten: „Noetling hat es (das Geheimnis der Cheopspyramide) erraten und mißverstanden zugleich, als richtiges Kind seiner Zeit: irgehend, überkompliziert, wunderfüchtig und doch wieder als Träger des göttlichen Lichtfunken, der durch jeden Berg der Irrtümer hindurch schimmert.“ Ich bedanke mich bei Herrn Francé für diese Charakteristik meiner Persönlichkeit; aber er kann es mir glauben, sie trifft nicht ganz zu, ich bin weder überkompliziert noch wunderfüchtig, irgehend vielleicht, oft schon in die Irre gegangen: gibt es aber überhaupt einen denkenden Menschen, der niemals irgegangen wäre? Aber in diesem Falle bin ich nicht irgegangen.

Wenn ich all das erkannt und gefunden hätte, was ich in meinem Buche niedergelegt habe, wenn ich wirklich „Träger eines göttlichen Lichtfunken“, wie Herr Francé sich so poetisch schön ausdrückt, wäre, so könnte ich mir wirklich etwas einbilden; da ich das aber nicht getan habe, sondern nur das wieder auffand, was andere, weisere Männer längst vor mir gefunden hatten, so hätte eigentlich jeder andere das gleiche Buch schreiben können; denn die Harmoniegesetze des Weltalls müssen in allen harmonischen Gebilden, seien es Natur- oder Kunstwerke, enthalten sein, und darum ist es im Grunde genommen vollkommen gleichgültig, ob wir die Akropolis, das Straßburger Münster oder die monumentale Einfachheit der Cheopspyramide wählen, um an diesem Beispiel die Gesetze des Weltalls zu demonstrieren.

Mein Buch ist revolutionär und doch urkonservativ zugleich. Es rüttelt und läuft Sturm gegen alte festgewurzelte Ideen, die man so gerne als absolute Wahrheiten zu nehmen geneigt war, und die doch nichts weiter sind als Theorien und Hypothesen. Fort mit dem Plunder eines öden Materialismus! Darum ist mein Buch revolutionär, und es wird Anklang bei allen finden, welche nicht daran glauben, daß die Lehren der Schulweisheit absolute Wahrheit sind. Dies ist das Zeichen unserer Zeit, das ist die Umwertung aller Werte — und darum bin ich wirklich ein Kind meiner Zeit, das nach langem Suchen und Laften (meine erste geologische Arbeit schrieb ich im Jahre 1879 über die Riesentessel auf dem Muschelkalkfelsen von Rüdersdorf, die seinerzeit vielfach angegriffen wurde, deren Resultate aber heute vollkommen anerkannt sind) zur Überzeugung gelangt ist, daß wir, trotzdem wir es so herrlich weit gebracht haben, im Grunde genommen eigentlich recht wenig wissen. Urkonservativ ist mein Buch darum, weil es uralte Gedanken, die schon vor mehr als 4000, oder waren es gar 5000, Jahren bekannt waren, wieder zur Geltung verhelfen will.

Das ist der Grund, warum mein Buch im Deutschland von heute, und nicht nur in Deutschland, sondern auch in andern Ländern Erfolg hat und auch bei ernstern Männern Beachtung findet.

Dr. Fritz Noetling



Literatur, Bildende Kunst, Musik

Max Waldau, ein oberschlesischer Dichter

In diesen Monaten, da um die Entscheidung über Oberschlesien gerungen worden ist, hat man viel gesprochen und geschrieben von den Lebensnotwendigkeiten, die Oberschlesien für Deutschland darstellt: von den Kohlenfeldern, von der Industrie, von der wirtschaftlichen Bedeutung dieses reichen Landes. Lloyd George hat sich zudem auf die Geschichte geworfen und die den Franzosen besonders unangenehme Feststellung getroffen, daß Oberschlesien länger zu Deutschland gehört als die Normandie (und Calais!) zu Frankreich. Merkwürdig spätlich aber sind die Stimmen gewesen, die auf die kulturellen Zusammenhänge zwischen Oberschlesien und Deutschland hingewiesen haben: auf den Zuwachs an geistigen Werten, den nicht nur Oberschlesien vom Mutterlande, sondern auch das deutsche Kulturleben im engeren Sinne von der Südostmark empfangen hat. Besonders das deutsche Schrifttum hätte sich mit Fug und Recht der gar nicht so vereinzelt Fäden erinnern dürfen, die sich von Oberschlesien herüberspinnen. Dadurch würde sich zugleich manch ein Gesichtspunkt ergeben haben, der sich in unseren Tagen einer rückschauenden Betrachtung wert erwiesen hätte.

An Eichendorff freilich hat man gedacht. Sein Lied „In einem kühlen Grunde“ ist in der Nähe von Ratibor entstanden; heute ist es längst zum Volksliede geworden. Aber Eichendorff ist nur der Gipfel. Max Ring, Elise Polko, Moriz Graf von Strachwitz (Oberschlesier im weiteren Sinne: Strachwitz ist in Peterwitz im Kreise Frankenstein geboren, die Familie ist aber oberschlesisch), Max Waldau — sollten diese Vergessenen uns heute gar nichts mehr zu sagen haben?

Max Waldau, wie sich Richard Georg v. Hauenschild als Dichter nannte, ist zwar in Breslau 1825 geboren, hat aber sein ganzes Leben vom fünften Jahre an in Oberschlesien, meist auf seinem Familiengute Tscheidt im Kreise Cosel verbracht, und ruht auch in oberschlesischer Erde. Er ist stets mit Leib und Seele Oberschlesier gewesen und hat seine Liebe zur Heimat durch Sammeln oberschlesischer Volkslieder, vor allem aber durch unentwegtes Eintreten für die kulturelle Hebung Oberschlesiens betätigt. Waldau hat Oberschlesien in die Literatur eingeführt, so wie Heine die Nordsee, Fontane die Mark entdeckt hat. Nicht nur in zahlreichen Gedichten ist er für die landschaftlichen Reize seiner von vielen für ein schlotterstarrendes, rußerfülltes Land angesehenen Heimat eingetreten; der zweite Band seines einst vielgelesenen Romans „Nach der Natur“ ist Oberschlesien gewidmet, und der dritte enthält zwei reizvolle oberschlesische Dorfgeschichten, deren eine sogar schon den oberschlesischen Dialekt verwendet und von Bartels (Deutsche Dichtung der Gegenwart) geradezu als ein Vorläufer des Naturalismus angesprochen wird. Nicht in selbstgefälligem Stolge vermag der Dichter auf sein armes, der Kultur noch zu wenig erschlossenes Land zu sehen; zu deutlich sieht er die Schäden, die der Gegensatz der Nationalitäten, die Lässigkeit unfähiger Beamten, die Verrohung der eingewessenen Geistlichkeit der Heimat zugefügt; aber wie ein Kind zu der getretenen, in Lumpen gehüllten Mutter, so steht er zu Oberschlesien, und indem er ihre Wunden aufzeigt, ist sein fortwährender, immer erneuter Ruf: „Helft, rettet — ehe es zu spät ist!“

Nur kurz ist Hauenschild's Leben gewesen. Nach Besuch der Gymnasien zu Ratibor, Leissa und Leobschütz bezog er 1844 die Universität Breslau, die er 1846 mit Heidelberg vertauschte. Dort bestand er im selben Jahre die philosophische Doktorprüfung summa cum laude. Eine längere Reise durch Belgien, Frankreich und Italien sollte ihn instand setzen, sich in Heidelberg für Kunstgeschichte zu habilitieren, indessen zerschlug sich später der Plan einer akademischen Lehrtätigkeit. Die Ereignisse des Jahres 1848 warfen ihn vollständig aus jedem Geleise; enttäuscht durch das Fehlschlagen der Bewegung zog er sich auf sein Gut Escheidt zurück und trat es dann kaum wieder verlassen. Schon im Januar 1855 erlag er, noch nicht dreißigjährig, einem Nervenfieber.

Von seinen Werken haben ihn nur wenige überlebt. Seine beiden reifsten Schöpfungen, die Epen „Cordula“ und „Rahab“, so anmutig sie sind mit ihrem zarten und doch zugleich kernhaft-festen Grundtone, fielen doch in eine viel zu aufgeregte Zeit, um eine tiefergehende Wirkung ausüben zu können. Und doch vermag selbst der durch moderne Feinkost verwöhnte Leser kaum sich dem Zauber der Erzählung zu entziehen, wie in würziger Graubündner Bergluft die unschuldige Cordula, die Tochter des freien Bauern Adamo, aufwächst, bis ihre junge Schönheit eines Tages die Lusternheit des vorüberreitenden Landvogtes erregt. Der bestürzte Vater Adamo weiß sich nicht anders zu helfen, als indem er verspricht, am nächsten Morgen über die Tochter in der Zwingsburg des Tyrannen abzuliefern. Als der Vogt dann aber am Morgen die Beute in Empfang nehmen will, stößt ihm Adamo das Messer in die Brust, zugleich rufen die im Hinterhalte liegenden Bauern hervor, und das Bollwerk der Knechtschaft geht in Flammen auf.

Es würde zu weit führen, wollte man auf jedes einzelne der Werke Mar Walbaus besonders eingehen, obgleich zum mindesten die „Rahab“ es wohl verdiente. Jedoch unsentigen liegt näher der als Dichtwerk freilich nicht sonderlich geglückte Roman „Nach der Natur“, 1850 in drei Bänden in Hamburg bei Hoffmann & Campe erschienen. Hier steht überschlesien im Mittelpunkt. Und es ist ein ergreifendes Lied, das der Dichter von der Vater Heimat singt. Der unheilvolle Gegensatz der Nationalitäten, die kaum übertünchte Ackerkultur, die besonders den polnischen Teil der Bevölkerung kennzeichnete, verfehlte oder unzulängliche Germanisierungsbestrebungen, das alles klingt ergreifend wider in der Seele des Dichters, der alles Heil in der Welt vom Siege des „Gedankens“, von der erlösenden Macht von Bildung und Gesittung erwartete. Erschütternde Proben werden gegeben von dem geistigen und sittlichen Tiefstande eines großen Teiles der oberschlesischen Geistlichkeit, die noch dazu die Schulaufsicht in Händen hatte, ihre Aufgabe aber als gelöst ansah, wenn die Kinder den Katechismus verstanden. Besonders bedeutsam aber ist das Bild, das der Dichter von einem zufällig stattgefundenen Besuch auf einem der Güter des polnischen Landadels entwirft. Die Töchter des Hauses, die frühmorgens in einem unmöglichen Aufzuge beim Rühmelken überrascht werden, das um Mittag beginnende lärmende Gelage der polnischen „Vetterschaft“, der unausbleibliche Beleidigungsstandal, die darauf folgende, unmittelbar vor der Haustür sich abspielende Duellkomödie, nach deren natürlich unblutigem Verlauf die beiden Vettern endlich in die Arme fallen und unter schallenden Küffen ihre neue Freundschaft besiegeln — das alles sind prächtig beobachtete Augenblicksbilder, die gerade heute wieder besonders zum Nachdenken anregen. Dabei ist zu beachten, daß keine der in Walbaus Romanen geschilderten Figuren freierfunden ist, daß er vielmehr, wie er mehrfach hervorhebt, für jede von ihnen ein persönlich bekannte Vorbild gehabt hat, so daß man zur Zeit des Erscheinens des Romans eingeweihten Kreisen tatsächlich wußte, wer mit den einzelnen Gestalten gemeint war. Uns aber tönt es aus den Zeilen dieses siebenzig Jahre vor der Abstimmungschlacht geschriebenen Romans wie der Mahnruf eines Propheten entgegen, der mit blutendem Herzen in die schwere, drohende Zukunft sieht und uns Heutigen in so mancher Hinsicht zeigt, wie es überhaupt in einer oberschlesischen Frage kommen konnte.

Max Waldau hat politisch auf dem äußersten linken Flügel gestanden. Er hat auch in einem starken, alle Kräfte zusammenfassenden Volkstum nicht das Mittel gesehen, um sein Ziel, die Herrschaft des Gedankens, die freie, auf innerstem Bewußtsein beruhende Sittlichkeit herbeizuführen. Desto unverfänglicher ist das Zeugnis dieses gewiß nicht nationalistischen Mannes, ein Zeugnis, das sich rückhaltlos und ohne jeden Vorbehalt für Deutschland ausspricht. Nicht alles hat er am alten Vaterlande gutheißen können, aber im Grabe würde er sich umdrehen, wenn er heute seine Heimat, für deren kulturelle Hebung er sich so warm eingesetzt hat, in Gefahr sähe, dem polnischen Halbasiatentum ausgeliefert zu werden. Diese Zeilen aber mögen dazu beitragen, einen Teil der Dankeschuld gegen den Sänger Oberschlesiens zu tilgen, der infolge seines frühen Todes und der von persönlicher Feindschaft diktierten Intrigen Sukows einer unverdienten Vergessenheit anheimgefallen ist.

Franz Pietsch

NB. Der Verfasser wird im Verlage „Sörlizer Nachrichten“, Sörlitz, über Max Waldau eine umfassende Arbeit veröffentlichen.

D. T.



Vom Bücherschenken

Indem ich diesen Titel schreibe, vernehme ich leise Seufzer: „Bücher schenken? Die Bücherpreise steigen ja immer mehr!“ Und doch: vergleicht man mit irgend einem sonstigen „Geschenkartikel“, so ist die Preiserhöhung verhältnismäßig niedrig. Zu einem Krankenbesuch nahm man früher gern ein paar Blumen mit oder Süßigkeiten in einer hübschen Aufmachung. Blumen sind, im Winter und zumal in der Großstadt, kaum zu erschwingen; und die Preise einer Pralinépackung — nun, sie übersteigen die eines Buches bei weitem.

Dabei wächst der Hunger nach guten Büchern gerade bei den vielen einsamen und wertvollen Menschen der Segenwart in dem Maße, wie die Lebenshaltung erschwert und verdüstert wird. Die „Stillen im Lande“ leiden klaglos heute am meisten. Die wenige können sich Theater, Konzerte, Vorträge erlauben! Diesen sehrenden, geistig und seelisch hungernden Einsamen durch ein Buch Freude zu bringen, sollte man sich zur Pflicht machen.

Nun freilich kommt die Schwierigkeit: Welche Bücher soll man schenken?

Es gibt Menschen, die auch darin ein Gebetalent haben. Doch die Kunst des Schenkens ist selten, des Bücherschenkens sehr selten. Das Schönste bleibt immer ein selbstgelesenes Buch, das einem selbst Freund wurde. Es verbindet sich hernach mit dem Geschenk das Köstliche des Gedankenaustausches, und das ist eine gar liebe Mitgabe. Es ist eben wie immer beim „Schenken“: taktvolle Liebe muß mitgehen, muß schon beim Aussuchen helfen. Mir geht es immer durch, wenn ich im Buchladen das unbestimmte, ratlose Wort höre: „Ich möchte ein Buch“ — wirklich, das gibt es —, und nun folgt eine lange Auseinandersetzung, bis der unglückliche Verkäufer weiß, was es Geistes Kind das Buch sein soll. Und das sind nicht etwa nur die „neuen Reichen“, die so Bücher kaufen und schenken. Ich kenne sogenannte Gebildete, die nicht minder hilflos im Buchladen stehen.

Einem ernstern jungen Menschen schenke man keinen leichten Unterhaltungsroman, wo nur etwa der Titel lockt, da wähle man ein Buch wie „Der heimliche König“ von Karl Albert Schöllnbach (Erich Mattes, Leipzig). Dieses herzliche Buch eines werdenden jungen Menschen hat viel dichterische Bündkraft und ist wahrhaft erquickend zu lesen. Alle Fragen, die in diesem Alter so quälen können, werden berührt und mit einer Schlichtheit und Reinheit beantwortet, die in dieser Zeit der Auswüchse in den Jugendgruppen wohlthuend ist.

Ähnlich wirkt der „Friedolin Einsam“ von Eberhard König (im gleichen Verlag). Die ganze edelschöne Poesie Wilhelm Raabes lebt darin auf.

„Die wundersame Jugend der Hadumoth Siebenstern“ von Friede H. Kraze (Leipzig, melangs Verlag) ist so recht ein Werk für alle, die Jugend lieb haben und für die Jugend selbst. Ein Buch voll seelischer Anmut!

Einsflechten möchte ich hier, daß man Entwicklungsromane auch Müttern schenken soll, e ihr Liebstes im Kriege hingaben. Es ist eine wehmütige Freude, verwandte Züge zu suchen id zu finden. Wie manche dieser stillen Mütter lernt erkennen, daß die Lücke, die der Tod z, ausgefüllt werden kann durch Sorge für die lebende Jugend!

Von Friede H. Kraze gibt es übrigens noch ein köstliches Plauderbuch: „Unser Garten“ (Alexander Dunder, Weimar), so recht für alle, die Blumen und Gärten lieben.

Dann kann man unbesehen alle Bücher der herzensewarmen Schwäbin Anna Schieber id ihrer frischfrohen Landsmännin Sophie Reuschle jung und alt in die Hand drücken. amentlich von Sophie Reuschle gibt es so rechte Mitnehmebücher, die bringen Sonnenschein trübe Krankenzstuben und lassen stille Augen aufleuchten in leisem Gedenken an das, was ch jeder einmal besaß und was so köstlich ist: das selige Einst der Kinderzeit.

Ein neues wertvolles Frauenbuch schenkte uns Elsbeth Krukenberg: „Von Sehnh und Reichtum“ (Leipzig, Amelangs Verlag). Lange las ich nicht solch reiches, inniges uch. Wir sehen den Werdegang eines hochbegabten Mädchens, dessen Jugendzeit noch in e Jahre fällt, da das Studium und der Beruf der Frau nur für die da waren, „die es nötig tten“. Wie sie sich in einer wundervollen, in jeder Hinsicht gesegneten Ehe zu einem voll- ertigen Menschen entwickelt, wie alles Leid und alle Prüfungen sie nur noch reicher machen id sie die modern schaffende Frau im allerbesten Sinne wird, ist vorzüglich geschildert. Von elselben Elsbeth Krukenberg erschien vor einer Reihe von Jahren im gleichen Verlag s sehr gute Buch: „Die Frau in der Familie“, in der Sammlung: „Die Kulturaufgaben e Frau“. Diese Bücher verschenkte ich viel als Hochzeitsgaben. Dazu sollte man jetzt auch nmen: mehr gute Bücher zu Hochzeiten zu verschenken. Wie spärlich ist oft selbst in reichen agen Hausständen der prunkvolle Bücherschrank gefüllt!

Für erste und für frohe Gemüter, für alte und junge Menschen sind die Bücher von idwig Finkh (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart). Wer den „Rosendoktor“ besitzt, muß ie Jakobsleiter“ lesen, darin die Erlösung von Kampf und Leid durch die Arbeit wie ein rmer Altkord klingt. Und wie schön, wenn ein junger Sohn seiner Mutter „Rapunzel“ enkt, worin so viel von Mutterliebe und -verstehen, so viel von jungem Träumen und Drängen id seligem Erringen zu lesen ist.

Gut sind auch die beiden Erstlingsromane des jungen Horst Wolfram Geißler (Alexander Dunder, Weimar). „Der letzte Biedermeier“ paßt in unsere bewegte Zeit und eiste alle Freunde des alten Frankfurt fesseln. „Das Lied vom Wind“ läßt die ganze weh- itige Melodie des sterbenden Kokoko erklingen, ein holdes Gedicht in Prosa, ein Pastell- dchen aus den Tagen, da zierliche Degen über glänzendes Parkett tänzelten, da alles Schwere bannt war und es wie blasse Herbstsonne über einer sanften Landschaft lag, da Kraft und assen nur aus dem Bürgertum kam, der Adel das Leben zum Schäferpiel machte und e: noch zu — sterben wußte. Schade, daß der rasche Erfolg den jungen Dichter offenbar unnte! Diese beiden ersten Bücher stehen weit über den nachgeborenen Kindern seiner ise, die man nur, mit leisem Bedauern liest.

Von Max Geißler empfehle ich sehr: „Das Tristanlied“ (L. Staatmann, Leipzig) id „Die Herrgottswiege“, sowie die wirklich sehr schönen Gedichte, die in zwei hübschen ndchen im gleichen Verlag erschienen. Die andern Bücher dieses eigenwilligen Dichters den nur bedingt Freunde; in allen aber klingt es vom hohen Lied der Arbeit und von Leid id Not schlichter, einfacher Menschen.

Für alte Menschen, die sich gern die Abendsonne des Lebens in das Antlitz leuchten en, sind die beiden Bücher von Meister Hans Thoma: „Im Herbst des Lebens“ und „Im

Winter des Lebens“ (Verlag Eugen Diederichs, Jena) so recht geschaffen. Ganz still und gut wird man beim Lesen. Ja, wer in solcher Seelen- und Geistesgesundheit so alt werden darf! Wem so das Alter als treuer Freund naht, alles im Glanz der scheidenden Sonne zeigt, was einst das Leben köstlich machte: die Mühe und Arbeit, darüber die große Liebe und Güte eines edlen Menschenherzens — den darf man wohl glücklich preisen. Ein tiefer Segen geht von ihm aus, denn er selbst war gesegnet.

Von einem andern Alemannen — Emil Gött, dem früh gestorbenen und spät erkannten Dichter und Denker — ließ der Verlag von E. M. Beck, München, ein Büchlein erscheinen: „Emil Gött, sein Anfang und Ende“. Herzergreifend schreibt da eine schlichte, gemütsstarke Mutter von ihres Dichtersohnes Erdenwallen. Mit tiefer Rührung liest man das kleine Dokument der Mutterliebe.

Daß man im „Türmer“ die Bücher von Friedrich Lienhard nicht noch rühmend zu erwähnen braucht, ist wohl selbstverständlich. Auch die wertvollen Erinnerungsbücher seiner verstorbenen Freundin Adelheid von Schorn: „Das nachklassische Weimar“, und besonders „Zwei Menschenalter“ (Verlag Greiner & Pfeiffer, Stuttgart) sind für jeden, der gern „Wege nach Weimar“ wandelt, ein feiner Genuß.

Wie vor genau hundert Jahren, so neigt auch unsere Zeit sehr zu der edlen Beschaulichkeit, die aus Erinnerungsbüchern strahlt, gleichsam als müsse man Ruhe suchen vor der brandenden Unruhe der täglichen Ereignisse. Da seien warm empfohlen: „Von berühmten Zeitgenossen“, von R. Braun-Artaria (München, Beck'scher Verlag) und „Aus einem phantastischen Leben“ von Richard Voß (J. Engelhorn Nachf., Stuttgart), ein Buch, in dem die Glanzzeit des alten Deutschland mit all seinen großen und guten Menschen noch einmal an uns vorüberzieht, daneben viel Persönliches aus diesem überreichen Dichterleben, reich an Erfolgen wie an tiefem Empfinden all dessen, was Erden Schönheit und Erdenleid und Menschensehnsucht hervorzubringen vermag. Der große Krieg mit seinem Grausen wirft auf die letzten Kapitel schwarze Wolenschatten; fast prophetisch mutet uns heute so manches an. Vor dem letzten bitteren Erleben aber kam der Tod als Freund: mit dem 16. Mai 1918 enden die Aufzeichnungen.

Manch guter Deutscher wird sich jetzt über den Weltkrieg zu klären versuchen und zu den Erinnerungen der großen Heerführer greifen, obenan unseres Hindenburg („Aus meinem Leben“). Und nun erscheint ja auch endlich der vielumstrittene „Dritte Band“ — man braucht kaum noch hinzuzusetzen: von Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen“.

Dieses Jahr brachte schöne Neuauflagen von Gottfried Kellers Werken. Wie der immer gern gelesene „Eckehard“ von Scheffel, wie Storms herb-schöne Novellen und Meisters Raabes Werke seien sie allen Freunden wahrer Erzählungskunst ans Herz gelegt.

Ich sprach absichtlich nicht von den „Neuen“ und „Allerneuesten“; die haben ihr bestimmtes abgegrenztes Lesepublikum und sollen ihren Wert als Helfer und Freunde erst noch erweisen.

Doch das Beste zuletzt: Man schenke sich selbst von Zeit zu Zeit ein Buch! In der Kriegszeit weiß ich von manchem, der sich ein Buch erkungerte; es geht damit wie mit Menschenfreunden, für die man Opfer bringen muß, liebt man um so mehr. Sich selbst zum Geburtstag oder zu einem der heimlichen, nur uns bewußten Freudentage ein Buch schenken, von dem man fühlt, es paßt vortrefflich in die Stimmung, die man gerade durchlebt, oder es gibt Antwort auf Fragen, die man in sich trägt — ja, das ist eine ganz besonders feine und stille Freude.

So ist alles in allem gerade das Bücherschenken ein seliges Geben und Nehmen. Da sollte man sich in dieser freudenarmen Zeit nicht versagen!

P. Sch.





Faust (Studierstube)

Hans Wildermann

Hans Wildermann

Geine außerordentliche Durchgeistigung des Stoffes und zugleich eine strenge Vereinfachung der Linie: das fällt zunächst auf, wenn man Hans Wildermann kennen lernt. Er hat sich durch monumental wirkende Szenen-Entwürfe besonders für Richard Wagners Werk bekannt gemacht; zugleich bekundete er eine besondere Kraft in der Federzeichnung; und neben den graphischen Darbietungen überraschte der Künstler durch Plastiken und Wandgemälde.

In dieser Kunst ist der Drang zum Geistgehalt ausgeprägt, man kann fast sagen: zum Transzendenten. Der Künstler bleibt nicht an den Einzelheiten der stoffhaften Erscheinungen haften, sondern will das Ganze und im Ganzen das eigentliche Wesen packen. Wesenskunst könnte man diesen geistesstarken Gegensatz zur Kleinmalerei des plastischen Naturalismus nennen. Dieses sichere, oft kühne Stilgefühl gestaltet die Erscheinungswelt aus dem eigenen Erleben heraus neu und persönlich. Wir spüren eine Sprache des inbrünstigen Pathos, der geistigen Schwungkraft, man möchte manchmal meinen: der Ekstase. Seine Anatomie — etwa die sofort auffallende Verlängerung — ist dem Geistigen dienstbar: sie dient dem Ausdruck des Erhabenen oder Übermenschlichen, das in der Seele eines Faust gen Himmel trachtet, gleichsam eine lodernde, sich deh nende, sich seh nende Geistflamme.

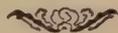
Es darf dieser Grundzug des Künstlers religiös genannt werden. Ob man seine Formensprache mehr „gotisch“ oder mehr „antik“ deuten will, das verschlägt dabei wenig. Man hat den Eindruck: sie ist echt. Vor allem erfreut uns auch ein Gefühl für Gliederung, für Rhythmus. Es ist in diesem Linien Schwung etwas Musikalisches, das in solchem Falle — dem guten Expressionismus benachbart — ruhig auch geometrisch anmuten mag, sofern Sinn für Geometrie mit Raumgefühl und rhythmischer Gliederung unmittelbar verwandt ist. Die Gestaltungsweise ist bei aller Geistigkeit nicht der Verzerrung anheimgefallen.

Wir entnahmen die beiden Bilder dieses Heftes seinem Faust-Werk: einer stattlichen Mappe mit 49 Blättern, die Hans Wildermann „Wirklichkeiten“ überschreibt. Fürwahr, die Geistesmächte und Seelentämpfe dieses großen Gedichtes sind wirklicher als die uns umgebende vermeintliche Wirklichkeit der Materie. Die große Ausgabe dieser „Faust-Wirklichkeiten“ ist im Auftrage des Verlags Gustav Bosse, Regensburg, in der dortigen graphischen Kunstanstalt Heinrich Schiele hergestellt und veröffentlicht worden (1919). Daneben erschienen soeben eine billige Ausgabe der betreffenden Faust-Werte mit Wildermanns (verkleinerten) Bildern als hübsches, handliches Buch mit kräftigem deutschem Druck. Man darf wohl sagen, daß auch ohne die monumentale Pracht der großen Mappe diese ausdrucksvollen Zeichnungen in der Verkleinerung bedeutend wirken. Es ist erstaunlich, mit wie wenig Mitteln der Zeichner das Wesentliche herausholt, kräftig in der Bewegung, erhaben in der Ruhe.

Übrigens bereitet der Verlag Bosse eine billige Gesamtausgabe von Goethes „Faust“ mit Wildermanns Zeichnungen als Buchschmuck vor.

Wir wählten zwei Bilder, die einander ergänzen mögen: Faust, der in seiner nächtlich-dumpfen Studierstube unter der Wucht der Lebensrätsel zusammenbricht, und andererseits die verkärten, lichtumflossenen drei Marien aus dem Schlußteil der Dichtung. Man beachte, wie der Zeichner mit ein paar allereinfachsten Strichen diese drei Büßerinnen kennzeichnet: „Bei der Liebe, die den Füßen deines gottverkärten Sohnes Tränen ließ zum Balsam fließen“, spricht die Magna peccatrix und hebt die Hände zum Verkärten empor; und die Samaritanerin, die Hände dem Wasser entgegenhaltend: „Bei dem Bronn, zu dem schon weiland Abram ließ die Herde führen“ . . . endlich schließt die Maria Aegyptiaca, nach unten deutend, mit den Worten: „Bei dem seligen Scheidegruß, den im Sand ich niederschrieb“ . . .

Um die drei weißschimmernden Heiligen her wogt das All, das Geistland; und von unten grüßen nur noch ein paar Lilien: die Blumen jungfräulicher Reinheit. L.





Faust (Die drei Marien)

Hans Wilbermann

Engelbert Humperdinck †

Mit achtundsechzig Jahren ist er dahingegangen, der Meister von „Hänsel und Gretel“ der Tondichter der „Königskinder“, der traumverfunden durchs Leben geschrittene ist wie eine von Andersen erdachte Märchengestalt. Keiner hat so die Kinder geliebt und sie durch seine hohe Kunst beschenkt und verklärt wie er, der selbst allezeit ein kinder-reines Herz besessen und behalten hat. Wenn irgendeiner, dann ist ganz gewiß er jetzt ins Himmelreich gekommen und verneigt sich mit Knusperhexe und Besenbinder, mit Königssohn Spielmann und Gänsemagd vor dem applaudierenden Engelsparterre, der gute, liebe, ehrwürdige Musikus vom Rhein. Zu Siegburg ist er als Sohn eines Gelehrten geboren worden (1854), hat dann in Paderborn muntere Schuljahre verbracht und als Konservatorist zu Köln sich fleißig im Kontrapunkt getummelt, so daß er sich nacheinander drei große Stipendien erringen konnte. Nach der spätmendelssohnschen Kölner Romantik um Ferdinand Hiller war München unter Franz Wüllner die rechte Übergangsstation, um dann als einer der ersten Parsifalassistenten in nahe Beziehungen zu Richard Wagner zu treten, bei dem er noch in seinem Todesjahr (1883) in Italien weilte. Siegfried Wagner wurde sein anhänglicher Kompositionsschüler. Es folgten Musiklehrerjahre in Barcelona, an die Humperdinck stets gern ob ihrer malerischen Romantik zurückgedacht hat. Offenbar geht auch seine schöne Maurische Rhapsodie für Orchester (1898), die man wohl heuer viel hervorholen wird, auf Eindrücke aus dieser Zeit zurück. Zu Beginn der neunziger Jahre entfaltete er, dessen Balladen mit Orchester „Das Glück von Edenhall“ und „Die Wallfahrt nach Revelaer“ Aufmerksamkeit erregten, eine beachtete Tätigkeit als Musikreferent und Kompositionslehrer in Frankfurt a. M.; es war die Zeit, als der junge Pfizner in Mainz seinen Aufstieg begann, den Humperdinck fast als der erste freudig begrüßte. Eine ursprünglich nur mit Klavier für eine Familienfeier vertonte Märchen-Dramatisierung seiner Schwester (Gattin des bekannten plattdeutschen Humoristen Hermann Wette) wurde von ihm instrumentiert und brachte ihm 1893 in Weimar den Welterfolg — „Hänsel und Gretel“. Nichts kann den Wert der Arbeit deutlicher zeigen, als daß Brahme nach der Wiener Erstaufführung mehrfach ins „Goldne Lamm“ lief, um „diesem Wagnerianer“ seine Begeisterung auszudrücken. Denn das Filigran seiner Partitur, welche Kinderlieder scheinbar ganz mühelos verwendet und umwebt, zeigt einen großen und ganz eigentümlichen Meister des Tonsazes, überdies einen unendlich liebenswerten, gütigen, grunddeutschen Menschen.

Es war bezeichnend für den weltfremden, versommenen Künstler, dem hier eine freundliche Fee „den“ ihm angemessenen Opernstoff in den Schoß geworfen hatte, daß eine Reihe von großen Enttäuschungen folgte. Die erste Fassung der „Königskinder“ (1898) als Melodram wollte trotz vieler feinen Reime nicht durchdringen, vier Jahre später wurde „Dornröschen“ wegen des scharfsüßen Symbolgedichts ein richtiger Mißerfolg, und selbst die ganz ausgezeichnete Partitur der „Heirat wider Willen“ (Text von seiner ihm im Tod vorangegangenen Gattin nach Dumas' „Fräulein von St. Cyr“) blieb an einem humorlos und schleppend geführten Schlußakt hängen. Die verdienstliche Wiederaufnahme dieses Werks durch Balling in Darmstadt 1919 war ihm selbst eine Enttäuschung, weil vieles ihn nach fünfzehnjähriger Pause als zu dickflüssig befremdete; trotzdem wäre es möglich, sie durch gründliche Kürzungen und Überarbeitungen als eine unserer wertvollsten komischen Opern zu retten. Eine freudige Überraschung boten nach dieser Talsente die entzückenden, mit leichtestem Haarpinsel entworfenen Theatermusiken zu Shakespeareschen Stücken für Max Reinhardt, und endlich brachte die Umgestaltung der „Königskinder“ zum vollen Musikdrama (Neuyork und Berlin 1910/11) den zweiten, die Jugendoper vielleicht nicht an Breite, wohl aber an innerem Wert erreichenden Welterfolg. Eines der schönsten, edelsten, rührendsten Werke der Wagnernachfolge, mit unend-

lichem Klangzauber gesättigt und von wundervoller Kleinarbeit, war ihm geglückt und wird hoffentlich noch lange weiterleben.

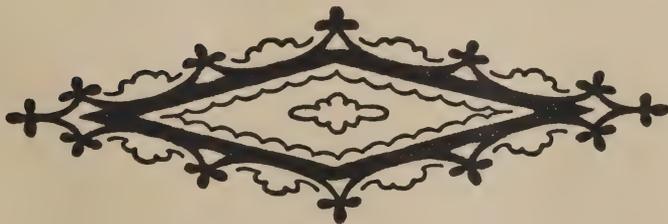
Nach diesem erneuten Höhenflug war das allmähliche Decrescendo des Sechzigers nur natürlich. Die gefährlich theatralische Musik zu Vollmöllers „Mirakel“, die Spielopern „Marletenderin“ und „Gaudeamus“ haben dem erlauchten Namen nicht mehr viel neuen Lorbeer hinzufügen können. Eine abendfüllende neue Operndichtung „Dornröschen“, die ich ihm liefern mußte, weil er sich von diesem Stoff ein ähnlich siegreiches Wiederaufnahmeverfahren wie einst bei den „Königskindern“ versprach, hat er nicht mehr über die ersten musikalischen Skizzen hinaus fördern können. Dagegen wird dieser Winter noch die Uraufführung eines erst im letzten Frühjahr vollendeten Streichquartetts bringen.

Ein Ohrenleiden hat den Verklärten seit zwei Jahrzehnten von der Welt ziemlich abgeschlossen und seine, wiewohl mit Liebe und Erfolg ausgeübte, Amtstätigkeit als Vertreter einer der drei „Akademischen Meisterklassen für musikalische Komposition“ und als Vorsteher der Kompositionsabteilung der Berliner staatlichen Musikhochschule erschwert. Trotzdem nennen sich viele namhafte Tonsetzer (z. B. Leo Blech, Otto Besch, R. Singer usw.) voll dankbaren Stolzes seine Schüler. Eine reizend verträumte Schalkhaftigkeit war im Alter der Grundzug seines Wesens, er war zärtlich besorgt und voll Verständnis für all unsre jungen Nöte, Anliegen und Pläne, und der rheinische Frohsinn war auch durch körperliche Behinderung nie ganz zu bannen.

Wenn er in diesen Herbsttagen zur ewigen Ruhe geleitet wird, sollten im Geiste viele Tausende deutscher Kinder (und Großer, die einst als Kinder mit glühenden Wangen seinem „Männlein im Walde“ gelauscht) ihm das Geleit geben, der er auch so ein „heimlicher König“ gewesen ist. Einer aber müßte ihnen voran zur Fiedel singen, wie's am Schluß der „Königskinder“ heißt:

„Ihr sollt meine Menschenorgel werden,
In allen Tagen
Singen und sagen
Das Lied, das der alte Spielmann euch gab,
Von der Erde zum Himmel, vom Himmel zur Erden.“

Dr. Hans Joachim Moser





Türmers Tagebuch



Der Skandal Europas · Auf dem toten Punkt Um die Massenpartei der Zukunft

Märe ein Preis auf die sinnwidrigste Lösung des oberschlesischen Problems ausgefetzt worden, der Völkerbund hätte ihn sich ehrlich verdient. Angesichts einer solchen Barbarei internationaler „Gerechtigkeit“ bleibt einem jedes Wort der Kritik im Halse stecken. Aber konnte man von dem Völkerbund in seiner gegenwärtigen Gestalt, dieser Mißgeburt aus Machtgier, Neid und Eigennutz, etwas anderes erwarten? Unser Mitarbeiter Hans Wram hat im „Türmer“ vor einigen Monaten seine Eindrücke von der damaligen Völkerbundstagung geschildert, und wer diese klarsichtigen Berichte mit Aufmerksamkeit gelesen hat, wird nicht erstaunt gewesen sein über den schmählichen Ausgang des oberschlesischen Teilungsschachers. Wenn selbst das „Berliner Tageblatt“ die Entscheidung des Völkerbundsrates einen „welthistorischen Skandal“ nennt und erklärt, der Völkerbundsrat habe sich „mit grenzenloser Oberflächlichkeit und unter völliger Nichtachtung jeder parlamentarischen Rechtsprinzipien zum Werkzeug der Gewaltpolitiker und Intriganten gemacht“, so ist dem schlechterdings nichts hinzuzufügen. Nur glaube man ja nicht, daß die Herrschaften, die heute zu so klarer Einsicht gelangt sind, auch nur im entferntesten gewillt sein werden, für die Zukunft daraus die allein mögliche Nutzenanwendung auf die Politik zu ziehen.

Was für Hoffnungen haben die deutschen Sozialisten an den Völkerbund geknüpft! Eine Weltanschauung, die von der grundsätzlichen Annahme ausgeht, der Mensch sei von Natur gut, muß ja in der Politik elend Fiasko erleiden. Das altersweise Bibelwort, daß des Menschen Dichten und Trachten von Jugend an böse sei, behält demgegenüber seine eiserne Geltung. Mit bitterer Ironie nimmt sich die „Tägl. Rundschau“ den ewigen Irrtum der Wilsonschwärmer und Friedensapostel noch einmal unter die Lupe: „Wenn unsere Pazifisten es befehlen, werden darum noch nicht die weltgeschichtlichen und weltpolitischen Zusammenhänge aufgehoben, die nun einmal auf eiserner Gewalt beruhen. Und wenn unsere Sozialisten das in ihren Kongressen noch so oft beschließen, werden damit noch nicht die Weltwirtschaftsgesetze beseitigt, die genau ebenso in Natur und Geschichte eingewurzelt sind wie alles andere Menschentum. Man nehme nur den Berliner Kellnerstreik; das ganze Unglück kommt aus dem vor drei Jahren gemachten aussichtslosen Versuch, dem Menschen seinen Trinkgeldinstinkt nehmen

zu wollen. Das was der Umsturzmänn Freiheit nennt, ist aus dem Rousseau-Betrug entstanden, daß der Mensch als freies und gutes Wesen geboren sei und daß die Ketten und die Börsartigkeit erst mit der kapitalistischen Kultur in die Welt gekommen sind. Der Mensch ist aber als unfreiestes Geschöpf geboren und muß erst langsam und mühsam an den Ausgangspunkt aller wahren Freiheit — die innere, sittliche Freiheit — heranerzogen werden. Und wie oft gelingt dieser Erziehungsversuch? Ach, nur verzweifelt selten!“

Immerhin muß man es schon als leisen Fortschritt buchen, wenn das Zentralorgan der deutschen Sozialdemokratie, der „Vorwärts“, es wagt, seinen Lesern ein Bild von der Völkerebundstagung zu entwerfen, das nun wirklich einmal die Dinge in greller Wirklichkeitsbeleuchtung zeigt. Der Bericht, der noch vor der Urteilsfällung über Oberschlesien veröffentlicht wurde, rührt von einem höheren Ministerialbeamten eines deutschen Bundesstaates her, der Gelegenheit hatte, die ganze Völkerebundspolitik aus nächster Nähe kennen zu lernen. Die Waffengewalt der Sieger hat dafür gesorgt, daß Deutschland von jeder aktiven Teilnahme an den Verhandlungen gänzlich ausgeschlossen blieb. Aber „selbst der passive Anteil Deutschlands, um dessen Schicksal doch ein sehr großer Teil dieser sogenannten Völkerebundspolitik in den nächsten Jahren sich drehen wird, ist ganz geringfügig, da noch sehr wenige Redner den moralischen Mut aufbringen, auch nur den Namen des gerichteten Volkes in den Mund zu nehmen. Es muß einer schon sehr weit herkommen wie der Inder Srinavasa Sastri, um auch an den Deutschen ein gutes Haar zu finden...“ Wie schlimm Deutschlands Lage vor diesem Tribunal ist, war zu erkennen aus den Reden von Männern wie Lord Cecil oder Léon Bourgeois, die in ihren bürgerlichen Kreisen schon als gefährliche Radikale und Pazifisten gelten. „Sie finden Dinge wie die Französisierung des Saarbeckens, die Vergewaltigung von Eupen und Malmedy, die polnisch-ententistische Bevormundung der ‚freien‘ Stadt Danzig nicht nur entschuldbar, sondern direkt lobenswert! Sie halten es für eine moralische Leistung, daß England und Frankreich ihren Streit über Oberschlesien an den Völkerebund verwiesen haben. Daß sich die beiden dabei um den Besitz eines Dritten streiten, den man gar nicht mitreden läßt, wird gar nicht gesehen, geschweige denn geäußert. Man fühlt nicht, welche Blöße man sich gibt, wenn man das gemeinsame Interesse der beiden Sieger an der Aufrechterhaltung ihres Bündnisses und ihrer Macht mit dem heiligen Respekt vor dem sittlichen Recht verwechselt.“ Also krupellostes Mollertum mit der heuchlerischen Geste der Ethik nach außen hin! Und wenn man sieht, wie feindlich selbst in dieser Welt der diplomatischen Höflichkeiten die Völkeregegensätze noch aufeinanderplagen — Polen-Litauen, Serbien-Albanien, Bolivien-Chile usw. —, wenn man das mißtrauische Ringen der kleinen Staaten mit der im Rat verkörperten geheimen Diplomatie der Großen miterlebt, wenn man endlich neben dem verächtlichen Totschweigen Deutschlands das buhlerische Umwerben der Vereinigten Staaten mitansehen muß, dann könnte man gerade als Freund des Völkerebundgedankens sich vor dessen augenblicklicher Verkörperung einen Abseheu für immer holen.“

* * *

Die Lostrennung der wichtigsten Industriebezirke Oberschlesiens von Deutschland beschleunigt naturgemäß das Herannahen des Zeitpunktes, an dem wir gestehen müssen, daß wir den Verpflichtungen des Pariser Diktates nicht mehr nachzukommen vermögen. Nachdem das Ultimatum einmal angenommen war, mußte wohl oder übel der gute Wille zum Erfüllen vor aller Welt gezeigt werden, um die moralische Unterlage für eine mit allen Kräften anzustrebende Revision des unsinnigen Vertrages zu gewinnen. Der katastrophale Kurssturz der Mark als Begleiterscheinung jeder neuen Ratenzahlung und namentlich als Folge der Zerstückelung Oberschlesiens hat in den Siegerstaaten nachdrücklicher gewirkt als alle unsere Beteuerungen und ehrlichen Versicherungen über die Unerfüllbarkeit des Pariser Diktates. Es hat sich herausgestellt, daß auch in dieser Frage die Zeit ganz automatisch gegen die überspannten Forderungen von Versailles und Paris Stellung nimmt. Mit nüchterner Klarheit haben in der letzten Zeit einige der führenden englischen Revuen wie Outlook, Observer, New Statesman, Public Opinion u. a. dem britischen Leser die Überzeugung beigebracht, daß Deutschland bei allem guten Willen nicht imstande sei, die unter dem Druck der Waffen übernommenen Verpflichtungen einzulösen, und daß bereits heute das Datum des vollen finanziellen Zusammenbruchs des früheren Segners vorauszubestimmen sei. Da aber dieser Zusammenbruch eben auch den ganzen Kontinent in Mitleidenschaft ziehen würde, und England in erster Linie, so haben sich sogar im Unterhause Stimmen erhoben, die nach einer tiefgreifenden Änderung des Reparationsdiktates rufen. An sich gewiß ein erfreuliches Zeichen beginnender Einsicht, aber — vor Optimismus wird dringend gewarnt! Da treten etwa führende englische Volkswirtschaftler für die rasche Durchführung von Hilfsmaßnahmen zugunsten der Wiederherstellung der deutschen Mark ein. Das klingt so schön „pro German“, ist aber nichts weiter als ein Angstschrei des bedrohten Handels und der gefährdeten Industrie in England, dessen Märkte von den infolge der Valuta unheimlich billigen deutschen Erzeugnissen trotz Zoll und Antidumping wegerobert werden. Eine Festigung der Mark von heute auf morgen würde für Deutschland zunächst einmal ein Aufhören des gesamten Auslandsgeschäfts zur Folge haben und als dessen unvermeidliche Begleiterscheinung eine Arbeitslosigkeit von bisher nicht gekanntem Maße. Wir haben daher allen Anlaß, auf der Hut zu sein vor den Danaern und ihren Geschenken! Überhaupt kann eine wirkliche Gesundung Europas durch finanztechnische Maßnahmen allein niemals erfolgen, selbst dann nicht, wenn es zu einer internationalen Abgleichung der Kriegsschulden käme. So lange der Versailler Friede im europäischen Organismus wie ein Krebsgeschwür wuchert, wird Belle auf Belle zum Opfer fallen. In einem (soeben im Verlag von Felix Meiner, Leipzig erschienenen) Buche führt rein sachmännische und höchst sachverständige Untersuchung zum gleichen Schluß: „Nicht allein Deutschland, sondern fast sämtliche am Kriege beteiligten europäischen Länder leiden infolge der Friedenspolitik der Alliierten daran, daß ihre Zahlungsbilanz im Verkehr mit dem Auslande das gesunde Gleichgewicht verloren hat. Die Grenzen, welche die Alliierten in ihrem Siegerwahn kreuz und quer durch Europa gezogen haben, laufen nicht nur den Lebensnotwendigkeiten unseres Volkes, sondern den wirtschaftlichen Bedürfnissen fast sämtlicher

europäischen Länder zuwider und müssen deshalb berichtigt werden. Die Alliierten haben ihren Schülzlingen mehr Land gegeben, als sie verdauen können, und haben den Deutschen, den Deutschösterreichern und den Ungarn mehr Land genommen, als diese auf die Dauer zur Aufrechterhaltung ihrer Volkswirtschaft entbehren können. Kulturell hochstehende Volksteile sind von den Alliierten der Herrschaft tieferstehender Völker unterworfen worden, die, wie Polens Beispiel zeigt, die reiche Beute unglaublich schnell zugrunde richten. Rußland ist durch Krieg und Revolution zugunsten Rumäniens und der Balkanstaaten zu einem Binnenstaat geworden. Diese Zustände sind unhaltbar. Die Karte Europas hat in bezug auf ethnographische, machtpolitische und wirtschaftspolitische Erfordernisse seit Jahrhunderten keinen so unfertigen Eindruck gemacht wie nach diesem Friedensschluß. Die natürliche Bewegung zur Berichtigung der europäischen Staatengrenzen wird kommen und sich mit unwiderstehlicher Kraft durchsetzen, mag sie auch zunächst noch Jahre oder Jahrzehnte auf sich warten lassen, mag sie in der Form der Volkserhebung oder der Revolution oder auch des Krieges vor sich gehen.“

* * *

Das Kabinett Wirth hat sich für alle Zeiten den braven Ruf eines „Kabinetts der Erfüllung“ gesichert. Rein Zweifel, mit der Annahme des Ultimatus war die Lösung pflichtmäßigen Erfüllens gegeben. Aber auf das „Wie“ kam es an. Tagtäglich hätte man es in alle Welt hinausposaunen müssen: „Da seht, wir erfüllen, wir leisten, was ihr uns aufzwingt, aber diese wahnsinnige Methode wird binnen kurzem uns und euch ruinieren!“ So starkes Auftreten ziemte sich freilich nicht für einen Kanzler, dem der Feind Vorbeer wand und der sich immer deutscher als ein Erzberger im Westentaschenformat entpuppte. Behutsam und lautlos zapfte man dem Volkskörper das Blut ab. Es wurde schweigend und klavisch erfüllt, und was das schlimmste war, daheim und draußen der Wahn genährt, es könnte das Pariser Diktat bei ehrlichem Willen tatsächlich restlos belichen werden. Diese Vorspiegelung, der keiner zwar so recht glaubte, die aber der denkfaulen Masse bequem war, hat bewirkt, daß sich so etwas wie ein politischer Dämmerzustand über ganz Deutschland ausbreitet. Ein düsteres, aber hoffendes Bild, kennzeichnend für die Ära Wirth, malt die „Kreuzzeitung“ vor uns hin: „Der Durchschnittsdeutsche lebt in den Tag hinein. Wer nachdenkt, spricht wohl einmal von der Gefahr österreichischer Zustände. Aber dem Arbeiter ist das vorerst gleichgültig. Denn er weiß, die Lohnskala gleitet zunächst wieder nach oben, und er berauscht sich auf ein paar Tage an den Scheinen, die er mehr erhält, um dann aufs neue zu schimpfen, wenn er bei dem Wettlauf um Preis und Lohn wieder zu kurz gekommen ist. Ratlos stehen die Verantwortlichen allen diesen Dingen und vielen anderen gegenüber. Die Hand fährt in die Hosentasche. Resignation greift Platz. Man wartet auf das Wunder. Man sucht Schuldige und gräbt an der Vergangenheit. Das alte Regime ist an allem schuld! Das Bewissen ist wieder beruhigt. Es wird schon noch eine Weile weiter gehen. In dem Herbst ist ja gesagt worden: ‚Wenn wir doch erst über den Winter wären.‘ Darum also verzweifeln? Die Verantwortlichen fassen neuen Lebensmut. Neue

Gesetze werden vorbereitet. Die Drucksachen schwellen an. Die gut bezahlten Dienststreifen mehren sich. Ab und an klopft der Feindbund mit grobem Finger an das Fenster. Eine Note flattert auf den Tisch. Neue Verlegenheiten, neue Beratungen. Die Garantiekommission tritt auf den Plan. Man ist in der Lage, zu verkünden, daß die Novemberrate bezahlt ist. Wir erfüllen. Die Notenpresse druckt. Die Scheine werden jedesmal geschmackloser und schlechter. Im Ausland flattern die Dinger auch schon milliardenfach herum. Die deutschen Reparationsbons haben keinen Wert. Da erscheint Rathenau, der Retter. Bücherweisheit, feuilletonistische Begabung und wirtschaftliche Kenntnisse werden in einen Topf geworfen. Ein System wird ausgearbeitet. Die Engländer sehen mißbilligend zu, wie Kontinentalpolitik gemacht wird auf dem Wege von nicht ausreichenden Sachleistungen. Ein Tropfen auf dem Stein. Man weiß nicht, welchen außenpolitischen Kurs man wählen soll. Grundsatz wie zu Bethmanns Zeit: niemandem zuleide. Über 60 Millionen leben in dieser Atmosphäre. Täglich kommt Zustrom aus dem Osten. Fremdstämmige verdrängen den Deutschen aus Wohnung und Arbeit. Geseklich wagt man nicht einzuschreiten. Es könnte antisemitisch aussehen. Lieber opfert man schon den Rest deutscher Kultur. Noch geht die Regierungsmaschine ihren Gang, unregelmäßig. Aber die Treibriemen sind morsch. Die Reibungen werden größer und mit ihnen die Störungen. Was noch geleistet wird, hängt mit der Zähigkeit des alten Systems zusammen. Der Begriff für positive Arbeit geht mehr und mehr verloren. Tauchen brauchbare Gedanken auf, so werden sie durch die lavierende Methode, mit der bei uns das parlamentarische System gehandhabt wird, entweder zerschlagen oder in das Gegenteil verkehrt. Es fehlt die Zugkraft eines großen Gedankens in unserem Volk, das in seiner Mehrheit in Stumpfsinn oder Materialismus zu versinken droht. Von dem Begriff der vielgepriesenen Freiheit kann man nicht leben. Nationalismus ist verboten. Die Verantwortlichen liegen in den Ketten der Parteikompromisse. Nur selten wagt einer von ihnen gegen den Stachel zu lösen. Der tote Punkt ist da.“

* * *

Ja, er ist da, der tote Punkt, aber wahrlich, wir verdienen den Untergang, wenn wir nicht unser Letztes daran setzen, diesen toten Punkt zu überwinden. Jeder dahinzielende Versuch muß begrüßt werden. Einen Weg zur innerpolitischen Neuorientierung hat der preußische Ministerpräsident Stegerwald in einer viel beachteten Rede in Essen gewiesen, und die Grundidee, die er damals vor einem Jahre entwickelte, gewinnt seitdem sichtbar an Boden. Was Stegerwald vorschwebt, ist die Schaffung einer großen, christlichen, nationalen, alle Stände unseres Volkes umfassenden Partei. Nach der Revolution, meint Stegerwald, wäre die Neubildung einer solchen Partei möglich gewesen, unter den heutigen Umständen dagegen könne es sich, da zu parteipolitischen Experimenten nicht die Zeit sei, nur darum handeln, die politisch gleichgesinnten und wahren Vaterlandsfreunde im katholischen und evangelischen Lager in einem dauernden politischen Parteiverbande zu sammeln. „Ein großer christlicher Parteiverband auf dem Boden des Essener Programms mit mindestens 120 Mandaten, denen einige Duzend Nichtkatholiken, allerdings größtenteils vom evangelischen Volke selbst

gewählt, mit einer Reihe ausgefuchter politischer Köpfe angehören, ist von so gewaltiger Durchschlagskraft, daß ohne ihn für alle Zeiten keine politische Koalition in Deutschland möglich ist, und der dem deutschen Wiederaufbau, an dem es jahrzehntelang zu arbeiten gilt, in starkem Maße seinen Stempel aufzudrücken vermag.“

Als Grundstock für einen solchen Parteiverband kommt nach Stegerwald lediglich das Zentrum in Betracht, weil keine der anderen Parteien die dafür erforderlichen psychologischen Eignungen mitbringe. Der Demokratischen Partei fehle der Boden, um dauernd Massenpartei sein zu können, die Volkspartei bekomme in ihrer gegenwärtigen Zusammensetzung nicht die Volksmasse, und die Deutsch-nationale Partei lebe eigentlich nur vom Versailler Friedensvertrag und den Begleiterscheinungen nationaler Würdelosigkeit. Aber der Versailler Vertrag habe keine Lebensdauer, und dann werde der Deutschnationalen Partei auch der Boden für eine Massenpartei fehlen. Diese Auffassung findet nun im roten „Tag“ eine höchst temperamentvolle Entgegnung. „Die Schlussfolgerungen Stegerwalbs“, führt daselbst Direktor Stuhmann aus, „wären richtig, wenn die Voraussetzungen keinen Irrtum enthielten. Fraglos würde das Schicksal der Deutschnationalen Volkspartei sich so gestalten, wie er es voraussieht und voraussagt, wenn es tatsächlich nur der ausgeprägt nationale Gedanke wäre, der die eigentliche Basis der Partei abgäbe; aber eben diese seine Voraussetzung trifft nicht zu. Der starke nationale Gedanke ist nur ein tragendes Grundelement der Partei und tritt naturgemäß jetzt in der Gegenwart am stärksten in die äußere Erscheinung. Aber mit und noch vor diesem einen Grundelement wirkt ein anderes stärkeres, an einem immer festeren und ausgeprägteren Werden der neuen Partei, nämlich die bewußt christliche Weltanschauung, welche sie programmatisch und zielbewußt vertritt, obwohl nach ihren sittlichen Forderungen wie mit ihren sozialen Folgerungen. Die Deutschnationale Volkspartei ist in Wahrheit die eine christlich-nationale Volkspartei. Ich habe seinerzeit, als die Begründung der neuen Partei in Frage stand und wir im Westen zu einer vertraulichen Besprechung darüber zusammenkamen, mich von vornherein auf das wärmste für diese Firma ausgesprochen. Leider ohne Erfolg. Es wurde die Firmierung ‚deutschnational‘ vorgezogen. Ich bin aber überzeugt, daß, wenn mein Vorschlag damals angenommen worden wäre, wir vielleicht heute schon einen großen Schritt weiter auf dem Wege zur Erreichung des hohen strategischen, politischen Zieles eines umfassenden christlichen Volksparteigebildes wären; und die interkonfessionelle christlich-nationale Arbeiterbewegung würde nicht das Gefühl einer politischen Zerrissenheit in die neue Zeit mit herüberzuschleppen gehabt haben — ein Gefühl, welches ihre vorhandene starke politische Stoßkraft nur zu oft gelähmt hat und schließlich noch ihre innere Geschlossenheit gefährden könnte.“

Eines hält der Verfasser für gewiß: In dem Maß, in dem der innere Konsolidierungsprozeß der Deutschnationalen Volkspartei fortschreitet, vor allem aber in dem Maß, in dem das große soziale Problem in ihr immer tieferes und sichereres Verständnis findet, und in dem Maß, in dem die Partei in der Tat und in der Wahrheit sich zu einer Partei eines sittlich starken christlichen Idealismus, eines

gesunden deutschen und echt nationalen Realismus und eines wahrhaft christlichen Sozialismus auswächst, in dem gleichen Maß wird sie zu der zukünftigen Übernahme der politisch notwendigen Volksführerschaft berufen sein. Mit anderen Worten: Stuhmann hofft von seiner Partei, daß sie auf dem Wege der allmählichen Mauserung das Ziel erreichen werde, dem Stegerwald von anderer Basis aus zustrebt.

* * *

Und nun entsteht die bedeutungsvolle Frage: Wird es zu diesem Mauserungsprozeß innerhalb der Deutschnationalen Volkspartei überhaupt je kommen? Wenn sie sich zur Partei der Zukunft umgestalten will, so genügen kleine Strukturveränderungen nicht, dann ist eine Reform an Haupt und Gliedern unerläßlich. Ein Herauswachsen aus parteidogmatischer Enge, ein Loslösen von rein polemischer Aktivität, eine Zielsetzung und Programmbildung über die „Neins“ und „Unannehmbar“ hinaus. Oder um es ganz einfach am Menschlichen klarzumachen: Mehr vom Geist Posadowskys, weniger von dem Helfferichs...

Anzeichen einer beginnenden Mauserung sind unverkennbar. So klare, ruhige, Posadowskysche Geist atmende Ausführungen, wie sie der deutschnationale Landtagsabgeordnete Dr. v. Dryander in einer Artikelfolge (gleichfalls im roten „Tag“) veröffentlicht, findet man freilich leider nur höchst vereinzelt. Nichtsdestoweniger wirkt es erfreulich, wenn kritische Feststellungen, wie sie im „Türmer“ seit Jahresfrist von überparteilichem Standpunkt her immer und immer wieder gemacht werden mußten, nun auch einmal aus der Partei selbst heraus anerkannt und bestätigt werden. Was Dr. Dryander beispielsweise über die monarchistische Bewegung schreibt, deckt sich vollkommen mit der Anschauung, die hier wiederholt eingehend begründet wurde. Auch dieser gewiß stramme Parteimann nimmt ein Zukunftsbild der Partei vorweg, das allerdings von dem gegenwärtigen, noch sehr unfertigen und mit Mängeln aller Art behafteten sehr wesentlich absticht: „Wir Deutschnationalen müssen uns mehr denn je darüber klar sein, daß die Ziele unserer Partei nach unserer gesamten programmatischen Einstellung sich nicht in einem Stimmenzuwachs erschöpfen, wie er durch die uns aufgedrängte Oppositionsstellung und durch eine kopflose, unwaterländische Politik des gegenwärtigen Reichskabinetts naturgemäß gefördert wird. Wir sind keine Partei der Demagogie, sondern der Autorität, keine Partei der rein negativen Kritik, sondern eine Partei der aufbauenden Staatsgesinnung. Von diesem für uns unverzichtbaren Standpunkt aus tritt für uns der Zulauf der Massen — so wichtig im parlamentarischen Staat und bei der rapiden Entwicklung der Dinge die zahlenmäßigen Ergebnisse naturgemäß sind — doch letzten Endes zurück hinter der Erziehung eines großen, wirklich geschlossenen, absolut zuverlässigen Stammes deutschnationaler Männer und Frauen, die in positiver Arbeit dem Ziel zustreben, in christlichem, nationalem, sozialem Geist unser Volk zu gemeinsamer Arbeit am Wiederaufbau eines den deutschen Lebensbedürfnissen und den Ansprüchen einer neuen Zeit gleichmäßig entsprechenden Staatswesens zuzuführen. In dieser erzieherischen Hinsicht, in der sich erst unser Programm erfüllt, haben wir noch sehr viel zu tun. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Zeitungen, Artike

und Reden, die von der Öffentlichkeit als deutschnationale Stimmen gewertet werden, freilich aber jedem Einfluß der Partei entzogen sind, sich vielfach in Sache und Form von den maßgeblichen Grundsätzen der Partei weit entfernen und von allen maßgeblichen und verantwortungsbewußten Faktoren der Partei als schweres Hemmnis unserer Arbeit empfunden werden. Es ist Tatsache, daß solche Blätter, die man uns an den Schoß hängt, uns vielfach in unerträglicher Weise belasten und uns Kreise entfremden, die wir nicht entbehren können und wollen. Wir müssen die Autorität unserer Parteileitung so zu stärken suchen, daß sie zu offenen Desavouierungen übergehen kann. Wir müssen von jedem, der für unsere Partei redet oder schreibt, fordern, daß die Überlegenheit unserer gesamten politischen Einstellung auch in der Würde des Tones zum Ausdruck kommt. Das gilt auch dann, wenn die ‚üblen Methoden‘ des ‚Berliner Tageblatts‘ und ähnlicher Blätter — der Ausdruck stammt aus der ‚Vossischen Zeitung‘ — jedem Deutschen das Blut in die Wangen treiben. Der Ton sozialdemokratischer Blätter, auf den man mich verweisen könnte, kommt für uns als vergleichender Maßstab überhaupt nicht in Betracht, schon deshalb nicht, weil eine Partei, die den Klassenkampf predigt und es auf urteilslose Massen abzielt, notwendig andere Agitationsmethoden hat, als eine Partei, die dem versöhnlichen Endziel einer Überbrückung der das deutsche Volk zerreißen den Gegensätze und einer Vereinigung aller positiven Kräfte zustrebt. Bei der Stellung, die den Parteien im öffentlichen Leben zukommt, darf niemand den Parteimitgliedern zumuten, bei aller Freiheit im einzelnen sich die Ziele und Hoffnungen der Partei durch Privatinteressen und Privatanschauungen einzelner in sachungsmäßig festgelegten Grundfragen belasten und in ihren Hoffnungen und Zielen stören zu lassen. Eine Partei der Autorität, die wir sind, muß von ihren Gliedern ein starkes Zurücktreten von Sonderwünschen, Sonderinteressen, Sondergeschmacksrichtungen und Sonderagitationsmethoden, eine willige Unterordnung unter das große, nur in gemeinsamer vaterländischer Arbeit erreichbare Ziel verlangen. Sie muß fordern, daß auch aus der schärfsten Kritik, zu der wir im Interesse unseres Vaterlandes unbedingt verpflichtet sind, die Staatsgesinnung herauspricht, zu der der alte Staat gerade unsere Kreise erzogen hat. Gelingt dies, dann, aber auch nur dann, werden wir die Partei des Wiederaufbaues werden, als die wir gegründet sind, und die zu werden wir nach Maßgabe der hinter uns stehenden Kräfte den Beruf haben.“

Man muß es zweimal sagen: dann, aber auch nur dann...



Auf der Warte

„Mensch und Gott“

nennt Houston Stewart Chamberlain sein neuestes Buch: ein Werk, das wir nicht nur jedem denkenden Theologen, sondern auch jedem ernstern Leser schlechthin zur Durcharbeitung empfehlen (München, Verlag F. Bruckmann, geb. 36 M.). Dieser deutsch-englische Denker hat eine Menge Fachkenntnisse, schreibt aber nicht nur für Fachleute, sondern für gebildete Laien. Man mag ihm recht oft widersprechen, man wird ihm aber oft auch lebhaft zustimmen in mancher glücklichen und überraschenden Prägung.

„Mensch und Gott“ ist eine Auseinandersetzung mit dem jetzt so wichtigen, in allen nicht ganz verknöcherten Seelen der Gegenwart stark ausgewählten religiösen Problem. Chamberlain geht von der Zweiheit Mensch und Gott aus, betonend, daß „der Gedanke an eine Gottheit, und zwar an eine einheitlich vorgestellte (monotheistische), unsichtbare, allgegenwärtige, bei keinem Stamm der Erde fehlt“, also tief „auf dem dunklen, aus Halbbewußtsein und Unbewußtsein gewobenen Hintergrund des Gemütes als unbeweisbare Gedankengestalt mit Naturnotwendigkeit steht und wirkt“. Dann betrachtet er den Mittler-Gedanken und bringt zum Mittelpunkt vor: zur Gestalt des Heilands. Man findet hier glänzend geschriebene und tief erlebte Abschnitte. Wie man sich dann weiterhin bei den Kapiteln über Paulus und über die christliche Kirche mit ihm auseinandersetzen mag, das ist Sache des Einzelnen und seiner Vorbildung oder auch seiner Vorurteile. Um einen gewissen Subjektivismus kommt man ja bei diesem eigenwilligen Denker und eindrucksvollen Sprecher, der sich mit ganzer Persönlichkeit einsetzt, nicht herum, wie man

auch aus der folgenden Stichprobe ersehen mag:

„Ein jedes Jahrhundert bringt seinen eigenen Wahnwitz hervor, geboren aus falschen Richtungen, in die sein Denken mit historisch bedingter Notwendigkeit hineingerät. Späteren Zeiten offenbaren sich solche Wahnvorstellungen ohne weiteres als Irrtümer, ja, stechen ins Auge; doch solange ihre Herrschaft anhält, sind auch die gescheitesten Menschen — der Mehrzahl nach — wie von Blindheit geschlagen. Unter den zahlreichen hieher gehörigen Narreteien des 19. Jahrhunderts wird künftigen Geschlechtern gewiß keine ärger dünken als die in verschiedenen Abarten immer wieder aufgetretene und mit Beifall aufgenommene Lehre, Jesus von Nazareth sei eine mythische Gestalt, also eine von Menschen erdichtete, keine wirkliche Persönlichkeit, die in Fleisch und Blut einst auf Erden wandelte. Nach den Einigen soll es überhaupt keinen Menschen dieses Namens gegeben haben (z. B. nach J. M. Robertson, Christianity and Mythology, 1900); andere, ernster zu nehmende Gelehrte leugneten nicht das Dasein Jesu, hielten ihn jedoch für einen mehr oder weniger obsturen galiläischen Religionschwärmer und Volksaufwiegler, dergleichen aus der Geschichte eine Anzahl bekannt sind, und erklärten die evangelischen Berichte im wesentlichen für freie Erfindungen, die Jesu zugeschriebenen Worte für unecht... Diese Versuche, die Persönlichkeit des Heilands alles Eigenlebens zu berauben, reichen von David Friedrich Strauß im Jahre 1835 bis zu Arthur Drews im Jahre 1909. Es ist nicht meine Absicht, auf diese Literatur einzugehen; wer sich damit beschäftigen will, sei auf das vortreffliche Werk von Albert Schweitzer, Geschichte der Leben-Jesu-Forschung, verwiesen. Ich für mein Teil

beklage jede Stunde, die ich — von pedantischer Gewissenhaftigkeit getrieben — auf sie verwendete.“ . .

Drews, den hier Chamberlain ablehnend nennt, hat übrigens soeben (1921) bei Eugen Diederichs, Jena, in einem neuen Werk seine bekannte Stellung gegen die Geschichtlichkeit Jesu vertreten: „Das Markus-Evangelium“. Es ist auch uns unmöglich, dieses geistvolle mythologische Deutungs-Spiel wissenschaftlich ernst zu nehmen.

Meister Raabes 90. Geburtstag

ist neulich, Mitte September, in Braunschweig festlich begangen worden.

Ist es wirklich wahr, daß der, dessen Werke uns heute noch so jugendfrisch anmuten, schon das Jahr 1848 als Urteilender erlebte, daß er eben die Höhe menschlichen Könnens und Wirkens erklimmen hatte, als der Krieg von 1870 das geeinte Reich schuf und so vielen alten Träumen Gestalt verlieh — freilich auch so viele Träume in das Nichts zurücksinken ließ? Was lebt eigentlich noch von deutscher Prosa jener Jahre in unserem Volke außerhalb der Literaturgeschichten? Welches Werk, das in den Jahren 1857/58, also vor reichlich 50 Jahren entstanden ist, übt heute noch einen so nachhaltigen Einfluß auf uns aus wie beispielsweise die Kinder von Finkenrode Wilhelm Raabes?

Spät erst ist er durchgedrungen. Doch vom Meister Raabe einmal ans Herz gepackt, läßt er nicht mehr los, und sein Einfluß, ja, seine Führerschaft auf geistigem Gebiete vertieft sich und wächst von Jahr zu Jahr. Denn ein Führer ist er geworden, dem unser Herz sich weit und warm öffnet, der uns trotz mancher Schrullen und Schnurrigkeiten mit immer gleicher Kraft festhält.

So ließen es sich seine Freunde nicht nehmen, diesen 90. Geburtstag ihres Auserwählten durch einführende Werke zu schmücken; sie sehen zu ihm empor als zu dem Mann, der durch seine freie, starke Persönlichkeit unser deutsches Volk die schwere Kunst lehren kann, den Weg der Not zu gehen; gerade an Raabe können wir ja lernen, uns unser

Deutschtum zu bewahren oder wieder zu eringen, wenn anders deutsch sein wirklich bedeutet: eine Sache um ihrer selbst willen betreiben.

Eine von diesen Gaben zu Raabes Geburtstag ist die Abhandlung des Magdeburgers Wilh. Fehse „W. Raabes Erwachen zum Dichter“ (1849—1855), Magdeburg 1921, Creuzsche Buchhandlung: eine Arbeit, die sich in die Frühzeit Raabes versenkt, in die 4 Jahre, da er, tagsüber unter verhaßter Fronarbeit im Buchladen von Creuz in Magdeburg seufzend, Zeit fand, in stiller Abend- und Nachtstunde Einkleben in sich selbst zu halten.

Fehse entwickelt an der Hand von Raabes Tertianeraufsätzen von 1847/48, wie sich schon hier die Reime seiner dichterischen Bedeutung offenbaren, und geht dann nach einer kurzen biographischen Skizze dazu über, zu schildern, wie sich Raabe auf seinen Streifen durch die Gassen und Märkte der alten Stadt die Gestalten und Bilder zusammenholte, die wir in seinen Werken wiederfinden: zunächst in Unseres Herrgotts Kanzlei und im Studenten von Wittenberg, wie also der Magdeburger Aufenthalt von entscheidender Bedeutung für den Dichter geworden ist.

Wem das Typische an Raabes Schaffen ausgegangen ist, der weiß, daß auch seine späteren Werke in dieser trostarmen und doch so glücklichen Zeit tief verankert sind, daß einzelne, früher erdachte Motive immer wieder von ihm aufgenommen werden; und so beschränkt sich Fehse mit Recht nicht auf eine Darstellung dieser 4 Jahre der Buchhändlerzeit, sondern geht tiefer in die Sache hinein und gibt uns Ausblicke auf Raabes Lebensarbeit, die weit über diese Periode des Werdens und Ringens hinausführen. Und das tut er ohne gelehrten Ballast, klar, geistvoll und mit warmem Herzen, und vermittelt seinen Lesern so die reife Frucht eines langen Raabestudiums.

Seine Arbeit wendet sich nicht nur an Freunde des Dichters, sondern an einen größeren Kreis; er will das Verständnis für Raabe fördern, ihm aber auch neue Freunde werben — und daß dies nötig ist, zeigt eine moderne Geschichte der Literatur der letzten

Jahrzehnte, die, wenigstens in 1. Auflage, nicht eine einzige Zeile für Raabe übrig hat!

Man kann es schon verstehen, wie sich gerade um Raabe eine begeisterte Gemeinde versammelt hat und in ihm die vollkommenste Vereinigung menschlicher und künstlerischer Größe findet. Möchten sich der schon vorhandenen Raabeliteratur noch recht viele Bücher anschließen, die mit solcher Tüchtigkeit geschrieben sind wie diese Blätter über Raabes Erwachen zum Dichter! Möchte sich aber auch bewahrheiten, was Raabe schon als 17jähriger vom deutschen Volke gesagt hat: „Der alte Geist schreitet noch mächtig durch die deutschen Gauen, und die Bewohner sind noch treu und tapfer wie die Helden der Hermannsschlacht“. Emanuel Forchhammer

NB. Wir weisen bei diesem Anlaß gern auf die reichhaltige (Bilder!) Festnummer der „Mitteilungen“ und auf die Raabe-Sondernummer des „Deutschen Volkstums“ (Hamburg, Herausgeber W. Stapel) hin, wo man auch über andere neue Raabeschriften Mitteilungen findet. Neben den Büchern von Wilhelm Brandes, Heinrich Spiero, Paul Serber, August Otto u. a. ist immer auch Friß Hartmanns „Wilhelm Raabe, wie er war und wie er dachte“ (Hannover, Sponholz) eine der reizvollsten Gestaltungen jenes Dichter-Menschen. Einige Raabe-Kalender (1912 bis 1914) gab Hanns Martin Esfter heraus. Und soeben erschien (Verlag H. Klemm) ein überaus reichhaltiges „Raabe-Gedenkbuch“, herausgegeben von Konstantin Bauer und Hans Martin Schulz. Vor allem aber: lest euch in Raabe selber hinein, in diesen Meister deutscher Innerlichkeit! Und tretet der „Gesellschaft der Freunde W. Raabes“ bei (Anmeldungen beim Studiererrat Dr. Bauer, Wolfenbüttel; Jahresbeitrag, wofür auch die „Mitteilungen“ geliefert werden, 6 M.)!

D. E.

*

Weimar wird ausgeraubt

Unter diesem Stichwort sucht der weimarische Schriftsteller Leonh. Schrödel im „Tag“ (Nr. 231) das deutsche Gewissen wachzurütteln. Er schreibt:

„Es mag für die derzeitige Regierung im allerhöchsten Maße unbequem sein, für die haarsträubenden Vorkommnisse verantwortlich gemacht zu werden, die sich in der letzten Zeit in Weimar ereignet haben und noch ereignen. Aber es ist doch nun einmal Tatsache, daß solch unglaubliche Dinge hier in Weimar immer wieder geschehen, seit die Revolution das sogenannte ‚alte System‘ hinweggefegt und für die neue Regierung den Boden bereitet hat. Weimar ist Reichseigentum, Volksbesitz, Weltgut. Hier hat die Regierung mehr zu hüten als alte Akten, Antiquitäten und Raritäten; hier liegt ein gut Teil deutscher Kultur aufgehäuft, die mit ihren feinsten Wurzeln an die gestalteten Dinge deutscher Kulturentwicklung gebunden ist. Wir wollen in Weimar keine Reliquien anbeten, aber wir wollen in Ehrfurcht und Erhebung durch die Stätten gehen, die ein guter Mensch betrat und eingeweiht hat; wollen im Anschauen der Dinge, die aus der großen Vergangenheit herüberreichen, uns aufrichten ins ewig Neue, nie Veraltende, wollen den Reichtum fühlen, der unvergänglich aus diesen Dingen in uns überströmt. . .

Aber wie wahr! dieses neue Weimar seine Schätze?

Erst konnte es geschehen, daß Spitzbuben in die Fürstengruft einbrachen und von den Särgen Schillers und Goethes die Kränze raubten; daß sie die Gaben dankbarer Menschen um des gemeinen Metallwertes willen stahlen und zerbrachen — ungestört!

Dann konnte es geschehen, daß Halunken in das Tiefurter Schloßchen einbrachen, wo Anna Amalia mit Goethe und ihrem Kreis ein wunderliebliches Idyll geschaffen, dem kaum etwas auf Erden an die Seite zu setzen ist. Auch dort wurde vom Auswurf der Menschheit gestohlen — ungestört!

Dann geschah es, daß Diebe in das Museum eindringen und nichts Geringeres als einen Rembrandt und andere unersehbare Bilder stahlen und fortschleppten — ungestört!

Und nun ist es so weit, daß man in die Goethe-Stätten selbst eindringt und sie ausraubt. Soeben haben Einbrecher die Bibliothek, eine Schöpfung Goethes, mit nie wieder

zu beschaffenden Schätzen und unberechenbar köstlichen Andenten, heimgesucht. Unersehliches ist verloren! Vandalen triumphieren!

Man wird fragen, ob wir denn in Weimar keine Polizei haben. Und darauf ließe sich eine Antwort geben. Aber wer die Verhältnisse in Weimar kennt, wird begreifen, daß ich mich jeder Antwort enthalte. Man muß eben wissen, daß hier das Gefängnis zwar nicht für das Diebsgesindel bereit steht, wohl aber denen angedroht wird, die der Regierung „Schwierigkeiten“ machen. Ich habe es am eigenen Leibe erfahren müssen. Aber trotz alledem der Wahrheit die Ehre! Es soll mich hier nicht kümmern, daß sich die Regierung lediglich aus Demokraten und Sozialdemokraten zusammensetzt, hier sei ungeachtet aller Parteizugehörigkeit vor aller Welt die nackte Tatsache festgestellt, daß die jetzige thüringische Regierung nicht in der Lage ist, Weimar vor dem Raubgesindel zu schützen! Und da auf Weimar nicht nur Thüringen, sondern das ganze Deutschland, die ganze Kulturwelt Anspruch hat und hier die hehrsten Schätze der Menschheit liegen, darum sei vom deutschen Volk nachdrücklich endlich Hilfe gefordert! . . .“

NB. Soeben wurde auch das Liszt-Haus bestohlen. Thüringen hat eine rein sozialistische Regierung; ein Unabhängiger ist Kultusminister für Volksbildungswesen. Diese ausgeprägte Parteiwirtschaft wird auch auf die Entfaltung z. B. der Goethe-Gesellschaft, der soeben Dr. E. Traumann in der „Köln. Ztg.“ zwei Aufsätze widmet, lähmend wirken.

*

Volksbildung und Provinz- presse

Rüzlich kamen irgendwo die Verleger und Schriftleiter der Zeitungen eines Gaues sowie der Ausschuß eines Volksbildungsverbandes zusammen. Zweck der Tagung: ein Bündnis zwischen Presse und Verband im Sinne der zurzeit überall einsehenden Volksbildungsbestrebungen. In der Aussprache meinte ein Schriftleiter, jeder rechte Redakteur sei von vornherein ein

Volksbildner. Ein Volksbildner sagte, die Versorgung der Provinzzeitungen mit guten Romanen und Erzählungen sei mehr wert als das ganze Volksbildungswesen (oho!). Ein Pressemann erklärte, die Hauptsache sei, Ehrfurcht in das verlotterte Volk zu bringen und zwar durch die Presse (Beifall). Man faßte eine Entschließung, man wählte eine Kommission usw.

Die Theorie lächelte glücklich.

Der Gedanke des Volksbildners war nicht eben neu. Seit Jahr und Tag beschäftigen sich Aufsätze in Schriftsteller- und Pressefachzeitschriften mit dem Schmerzenskind der Provinzblätter (größere und große Zeitungen scheiden aus leicht zu erratenden Gründen aus). Neu war, daß ein Zeitungsleser das Grundübel richtig erkannte. Noch mehr: er legte dar, warum die kleine Presse immer und immer wieder den bekannten Schund bringt. Man nickte, man lächelte schmerzlich und zuletzt wurde sogar ein recht brauchbarer Vorschlag der besagten Kommission überwiesen.

Die Theorie lächelte glücklich.

Sieht man nun (nach zwei Monaten etwa) die Zeitungen des betr. Gebietes durch, so erstaunt man, wie die Praxis wieder der Theorie die Narrenpritsche um die Ohren haut. Der seit Jahrzehnten verbildete Geschmack großer Volkskreise wird ohne Wimpernzucken mit den süßlichen Schmierereien der bekannten Schmusfabrikanten Courths-Mahler, Anni Wothe und wie sie heißen, weiter gefüttert. Beispielsweise bringen zurzeit weit über $\frac{1}{4}$ jener Blätter Romane der erstgenannten Allerweltsklatschbase. Nur einzelne Zeitungen (die Ehrlichkeit gebietet zu sagen, daß die sozialistischen darunter sind) bringen Erzählungen von Wert.

Kostbar ist in diesem Zusammenhang aber das Gebaren einer offiziellen Parteipresse, die sich sonst auf Weltanschauung — mit Recht vielleicht — etwas zugute hält. Im politischen und örtlichen Teil der betr. periodisch erscheinenden Druckerzeugnisse werden fast täglich — oft mit Geschick — alle Register gegen Schmutz und Schund in Wort und Schrift gezogen. Aber — Teifi, Teifi! — eine Spanne

weiter unten lacht sich der Horribilifridifax des 20. Jahrhunderts kreuzfidel ins Fäustchen.

Daß es solchermaßen in allen Gauen unseres Vaterlandes aussieht, erkennt man leicht aus zufälligen Stichproben. Die Ausnahmen bestätigen auch hier nur die Regel. Ehrliche Fachleute geben dies ohne Ziererei zu.

Wenn man bedenkt, daß die Tageszeitung heute im buchstäblichen Sinne des Wortes der „Generallieferant der geistigen Nahrung“ für alle Volkskreise geworden ist, und ferner, daß die Masse des Volkes und sehr viele Gebildete den relativ großen politischen Teil immer nur noch überfliegen (ach Gott, soll man sich jeden, jeden Tag sagen lassen, daß wir arm sind wie Job, krank wie Lazarus und geblendet wie Simson!), während „unterm Strich“ alles genau gelesen wird, wenn man dazu nimmt, daß die Zeitung jeden, aber auch jeden und zwar täglich erreicht (Vorträge, Volkshochschulkurse, Volksschriften usw. bleiben in abschbarer Zeit doch immer nur ein schöner Notbehelf), so weiß man, was auf dem Spiele steht. Der oben angeführte Satz des Volksbildners, in Erweiterung auf das ganze Feuilleton, sagt's ohne viel Getratsche in klassischer Kürze.

Es ist ein Gebot der Wahrhaftigkeit und des Anstandes (von der Ehrfurcht vor den unendlichen Schätzen der deutschen Literatur ganz zu schweigen), daß endlich einmal und ernsthaft die zahlreichen Verbände und Gemeinschaften der Volksbildungssache, Schriftsteller, Germanisten, die Redakteurverbände und vor allem die Verlegervereine sich zusammentun, um mit vereinten Kräften diesen Augiasstall auszuschwemmen. Wo die Ursachen des Übels liegen, weiß ja so mancher hüben wie drüben. Der einzelne aber ist ohne Macht.

Paul Sinthum

*

Wo sind die Unterdrückten?

Der schwäbische Dichter und Arzt Dr. Ludwig Finckh gibt in einem offenen Brief an einen russischen Freund Antwort:

Sie schrieben einmal, daß 300000 Gewalttäter dort durch Terror das ganze übrige Volk

vernichten, weil es in einer schwachen Stunde an Gleichheit und Gerechtigkeit glaubte.

Sie wissen: ich gehöre keiner Partei an. Ich suche bei jeder Partei den guten Kern herauszuschälen und bekämpfe bei jeder Partei ihre Ausartung. Ich sehe Gutes und Schlechtes in fortwährendem Wogen. Aber die deutsche Parteiwirtschaft ektelt mich nur an. Sie kennt nicht die Unterordnung der Partei unter das Größere.

Heute steht es bei uns so: Der deutsche Reichskanzler Wirth hat einen bestimmten Teil des Volkes, um ihm wohlzureden, das „arbeitende“ Volk genannt. Ja, lieber Herr Hummel, wissen Sie, daß ich nicht acht, sondern vierzehn Stunden arbeite, und mit mir viele Hunderttausende, die er mit seinem rohen Wort treffen wollte?

Der Kampf gilt dem Kapitalismus. Aber wissen Sie, daß diejenigen, gegen die sich 1918 die Revolution richtete, heute zum großen Teil nicht mehr „Kapitalisten“ sind, sondern daß die Kapitalisten zu einem Teil eben die Revolutionäre von 1918 sind? Ich kenne Hunderttausende, die heute immer noch mit diesem Wort gemeint sind, weil sie den gebildeten Kreisen angehören, deren Einkommen sich aber nicht mit jeder Schraubendrehung der Teuerung erhöht, wie beim Handarbeiter, Beamten und anderen verhältnismäßig Gesicherten, sondern unaufhörlich schnell abnimmt und dem Ende entgegengeht. Stabil bleibt nur der Landwirt, und man sollte die Folgerung daraus ziehen, daß die Bearbeitung des Bodens immer noch die besten Aussichten gewährleistet, und daß recht viele Menschen zur Landwirtschaft übergehen sollten, bei der freilich auch vierzehn Stunden gearbeitet wird.

Es stellt sich also heraus, daß sich die Verhältnisse verschoben haben. Ja, es gibt heute noch einen Teil des Volkes, der unterdrückt wird. Welcher? Offenbar derjenige, für den niemand sorgt, wenn die Preise steigen, und der keine Lohnerhöhung hat, sondern den Untergang vor Augen; derjenige, der trotz der Reichsverfassung von 1919, welche die Freiheit der Meinungsäußerung verbürgte, mundtot gemacht wird; derjenige, der Stunde

um Stunde arbeitet, ohne zu zählen, ohne Uhr bis er zusammenbricht. Ich denke auch an die Mütter und Hausfrauen, die sich heute keine Diensthöten mehr halten können, oder deren Diensthöten nur die geschlich vorgeschriebene Arbeit tun. Die übrige Arbeit, die in Gottes Namen eben doch getan werden muß, leistet nun die Mutter von fünf Kindern, ungeschützt durch irgendein geschicktes Gesetz, erschüttert von der Sprache des Lebens, einzig einer Pflicht im Herzen gehorchend.

Und ich sehe, daß es noch etwas Größeres gibt, als in Formeln und Stunden gepreßte Gleichheit, die, am russischen Beispiel gemessen, nur zum nackten Materialismus herunterführt. Dieses Größere, das ich an der deutschen Parteiwirtschaft vermisse — nennen Sie es Vernunft, nennen Sie es Liebe — es ist der Gott in der Menschenbrust.

Mit Ihnen arbeite ich daran, daß er sich wieder rühre und nach langem Winterschlaf die Augen aufschlage.

Ihr

Ludwig Finkh

Die russische Gefahr

In Deutschland und im übrigen Europa unterschätzt man die russisch-bolschewistische Gefahr. Man läßt sich einschläfern. Man unterstützt sogar — nicht die russische Not, sondern die Terroristen, die Rußland beherrschen. Der in der Verbannung lebende Dichter D. S. Merschowski warnt fortwährend, doch vergeblich. Soeben veröffentlicht er wieder einen — wie er selbst mit Recht sagt: „schrecklichen“ Brief. Da schreiben russische Mütter:

„Wir Mütter, verurteilt, im kommenden Winter vor Hunger, Kälte und Krankheiten zu sterben, die wir in unserer Erschöpfung nicht mehr überstehen können, die auch unsere Schmerzerfüllten Herzen nicht mehr ertragen werden, wir bitten die Menschen der ganzen Welt, unsere Kinder von hier zu nehmen, damit diese Unschuldbigen nicht unser schreckliches Los teilen. Damit wir, und wenn auch in diesem Preis der freiwilligen und ewigen Trennung von ihnen, uns von der Schuld reinwaschen können, die wir begingen, indem wir

ihnen ein Leben bitterer als der Tod gaben. Alle, die ihr Kinder gehabt und verloren habt! Alle, die ihr Kinder habt und sie zu verlieren fürchtet! Wir rufen euch im Namen eurer Kinder an, nicht taub gegen uns zu sein, die wir euch für unsere Kinder anflehen! Erlöst uns vom Schrecken, vom Wahnsinn, sie untergehen zu sehen und dabei keine Kraft zu haben, — nicht einmal zu helfen, sondern nur ihre Qualen zu erleichtern. Welt! Nimm unsere Kinder! Nimm sie aus unserer Hölle, solange in ihnen noch die Kraft ist, zu wachsen und zu leben, die Kraft, wie alle andere Kinder zu sein, die laut von ihren Vätern und Brüdern sprechen dürfen, ohne Angst, zu Tode gequält zu werden, weil sie nicht Kinder von Henkern sind!“ . . .

Da schreit uns die ganze furchtbare Seelennot dieses vergewaltigten Volkes entgegen. Unter dem Briefe stehen statt Unterschriften 44 Kreuze, mit Kohle, Bleistift und Ruß geschrieben, zwei mit Tinte und zehn mit Blut! Erschüttert fügt Merschowski hinzu:

„Ich kann über den Brief nicht sprechen. Nicht von ihm werde ich sprechen und nicht davon, was jetzt in Rußland vorgeht — in diesem Briefe ist das Unsagbare gesagt —, sondern davon, was in Europa und in der Welt vorgeht und wovon niemand spricht. Sind in der Welt das menschliche Gewissen und die Gottesfurcht erwacht? Haben die Völker, Staaten, Regierungen endlich begriffen, was sie getan haben und was sie, nicht nur mit Rußland, auch mit sich selbst tun, indem sie den Henkern Rußlands helfen?!“

Man kann dem Dichter nur recht geben, wenn er ruft: „Begriffst es, Menschen, nicht um Brot flehen diese russischen Mütter, sondern um etwas Größeres: daß ihr ihre Kinder aus der Hölle nehmt und den Händen des Teufels entzueht! Begriffst doch: in Rußland sind jetzt Sklaverei und Hunger daselbe! Soviel Brot ihr auch schickt, ihr werdet sie nicht sättigen, ihr werdet nicht das Opfer, sondern die Henker retten! Ihr Menschengenossen und alle ‚Menschenfreunde‘ (ich will glauben, daß ihr in Wahrheit Menschenfreunde seid), seht ihr denn nicht, wer mit euch ist? Ver-

steht ihr nicht, worüber sich der Teufel so freut, nachdem er mit euch ein Bündnis geschlossen hat? Hört ihr nicht, wie er über euer heiliges Zeichen lacht: über das Rote Kreuz, das nicht vom menschlichen Blute rot ist?!" . . .

Russische Gefahr? Man kann ebenso von einer russischen Schande sprechen: von einer Schande für ganz Europa. Denn wir erleben da einen planmäßigen Seelenmord großen Stils. Darüber veröffentlicht der im vorigen Jahre aus Rußland geflohene Mareschtowski soeben ein Buch: „Das Reich des Antichrist“ (Drei-Masken-Verlag, München).

*

Die Kronprinzenlegende

Lüge, Haß und Verhöhnung beherrschen noch immer die Stunde. Erzbergers Ermordung holt alle üblen Leidenschaften und Triebe auch im Innern gerecht denkender Männer wieder ans Tageslicht. Das Wort „Monarchist“ soll durchaus zum Schimpfwort gestempelt werden; da man der deutschen Offiziersuniform nichts Nachteiliges mehr anhängen kann, versucht man sie mit dem Makel einer volksverderberischen Gesinnung zu behaften. Verwundert schaut man, falls man noch Urteil und Ruhe bewahrt, auf dies wilde Treiben. Verwundert fragt man, auf welcher Grundlage denn nun eigentlich das schon so reichlich verbreitete Gerede von der beginnenden Gesundung des deutschen Volkes aufgebaut war?

Gewöhnen wir uns doch endlich daran, die unerbittliche Wahrheit zu sehen: die schwerste Erkrankung, die ein Volk je zu bestehen hatte, seine seelische Erkrankung, bestehen wir heute. Treu und Glauben sind erstorben, der Egoismus der Partei und der Profite tobt sich wilder denn je aus. Solche Krankheit heilt nicht in ein paar ruhigen Monaten, in denen alle Ruhe auch nur Schein gewesen war. Jahre des Willens zur Genesung sind nötig, ehe die Stunde der Kraft wieder schlägt. Lügen und Legenden führen ein jähes Leben. Stetige Säuberungsarbeit ist unerlässlich.

Gegenüber den Hohenzollern packt man

diese Wahrheitsarbeit noch nicht so energisch an wie etwa gegenüber der Schuldfrage. Noch rührt sich keine Hand für Kaiser Wilhelm II.; nur ein Dichter, Karl Rosner, trat für ihn als Zeuge auf; sein Buch „Der König“ bereitet den Boden vor, aus dem einst die gerechte Wahrheit emporwachsen wird. Ein großes Unrecht blieb aber in Welt und deutschem Volk bisher ungesühnt: das Unrecht am deutschen Kronprinzen. Man mag politisch zu ihm stehen wie man will: hat man aber ein Anstandsgefühl im Innern, so muß Scham über das Herz rinnen, wie schmachvoll das deutsche Volk sich gegen den Kronprinzen verhielt und noch verhält.

Denn anstatt darauf zu achten, was das Volk vom Kronprinzen sah — in den Zeiten, da es ihn gern sah und seinem Leben zustimmte —, anstatt auf die Zeugenaussagen all derer zu hören, die mit ihm lebten und strebten, warf es sich den planmäßigen Lügen und Verleumdungen, die von Engländern und Franzosen in aller Welt ausgestreut wurden, in die Arme und rührte bis heute noch keinen Finger, das Unrecht der Verbannung nach Wieringen auszugleichen. Schlimmer noch: es sah nicht nur tatenlos der Verbannung zu, sondern es stahl ihm in mordender Legenden- und Lügenarbeit auch noch das Bild seines Wesens, es baute mit an der verleumderischen Kronprinzenlegende, die aus der Angst der Feinde geboren ist.

Warum macht das deutsche Volk diese Angstpolitik mit? Warum verleumden weite Kreise Arm in Arm mit den Feinden den Kronprinzen, während sie doch so viel Stolz besitzen sollten, einen der Ihrigen — denn das ist der Kronprinz wie jeder Deutsche — vor Lügenanwürfen der ehemaligen Feinde zu schützen? Allein aus Parteipolitik. Als Mensch ist der Kronprinz ihnen gleichgültig: Was schadet es, wenn man hier einen Menschen und sein Sein vernichtet um des Prinzipes politischer Parteianschauungen willen, die im Kronprinzen die Gefahr des Monarchismus sehen? Verantwortungsgefühl gegenüber einem Menschen besitzen diese Kreise anscheinend nicht, obwohl sie sich andauernd ihrer „Menschlichkeit“ rühmen.

So lange solche Gesinnung ihr Wesen dreibt, ist Gesundung nicht zu erwarten. Erst wenn das deutsche Volk wieder fähig ist, auch dem Kronprinzen das Recht auf sein Menschentum und auf sein Deutschtum zuzubilligen, können wir hoffen, daß auch die deutsche Seele auf dem Wege zur Genesung ist. Der Wille, diesem Ziele zuzustreben, darf nicht nachlassen. Das Volk muß den Willen in sich stärken, auch gegen den Kronprinzen eine Pflicht anständiger Menschlichkeit zu erfüllen.

Anständige Menschlichkeit ist ja auch der Charakterkern des Kronprinzen. Wenn man Karl Langes soeben zur rechten Zeit erschienenen, aus eigenem Erleben, aus jahreanger Kameradschaft geschriebenes Buch „Der Kronprinz und sein wahres Gesicht“ (Verlag Fr. Wilh. Grunow, Leipzig) liest, unterscheidet man klar die Welt der Legenden und die Welt der Tatsachen. Hier ist das Hilfsmittel zur Bekämpfung der Kronprinzenlegende. Nützen wir es! Nicht aus Politik: allein aus menschlichem Anstand, aus der Liebe zur Wahrheit heraus!

Dr Hanns Martin Elster

*

Hermann Müller und Prinz Eitel-Friedrich

Die Sozialdemokratie hat jetzt eine ungeheure Verantwortung. Sie hat, durch ihre Verkettung von Ereignissen, die Führung in Händen: wird sie diese Führung festhalten können? Wird sie über die Partei hinauswachsen in ein Reichsgefühl? Wird sie nationalempfinden in sich aufnehmen?

Einstweilen setzt sie noch die Vertreter des rüheren Reichsgebildes kräftig herunter. So hat auf dem sonst durch seine Rechtswendung bedeutsamen Görlitzer Parteitag der Abgeordnete Hermann Müller-Franken gegen sie jetzt freilich machtlosen Hohenzollern gepötteert. Ob dieser unnötigen und unwürdigen Schimpferei stellt ihn die München-Augsburger Abendzeitung zur Rede:

„Hermann Müller erklärte, die Hohenzollern sollten froh sein, daß die deutsche Revolu-

tion es mit ihnen nicht so gemacht habe, wie die russische mit den Romanows; er schwang sozusagen noch nachträglich eine bluttriefende Faust gegen alle Monarchisten überhaupt, nannte den Prinzen Eitel-Friedrich einen Prinzen Eitel-Schieberich und sprach von des Prinzen ‚feistem Hinterfrontbauch‘. Hermann Müller selbst hat sich sein Bäuchlein erst nach der Revolution angemästet, war 1914 ein schlanker junger Mann von 38 Jahren, der recht gut in den Schützengraben gepaßt hätte. Aber er ist nicht einmal hinter der Front, geschweige denn an der Front gewesen. Bei Kriegsausbruch war er gerade in Paris eingetroffen, um den französischen Genossen zu versichern, wenn es losgehe, werde die deutsche Sozialdemokratie streiken. Einen so wertvollen Bundesgenossen ließ man, während alle anderen Deutschen in Frankreich und Belgien interniert wurden, ungefährdet wieder von dannen; und so traf er dann am 3. August wieder in Deutschland ein, wo er zu seiner Verblüffung die gesamte deutsche Arbeiterschaft in ‚Auguststimmung‘ antraf. Auch in die veränderte Lage fand er sich hinein. Die Regierung nahm Rücksicht auf seine Gefühle und zog ihn nicht zum Heere ein. Dieser selbe Hermann Müller wollte dann im Februar 1918 den Generalstreik herbeiführen, um auf diese Weise den Krieg mit unserer Niederlage zu beenden; diesem selben Hermann Müller schwoll der rote Kamm vor Stolz, als er dann den Schmachtfrieden von Versailles persönlich unterschreiben und später eine Weile sich sogar deutscher Reichskanzler nennen durfte!

Und dieser selbe Hermann Müller, der nie im Feuer gewesen ist, gießt jetzt die Gefäße seiner heizerischen Beredsamkeit über den angeblichen ‚feisten Hinterfrontbauch‘ gerade jenes Hohenzollernprinzen aus, der wie ein Berserker an der Front gekämpft hat. Prinz Eitel-Friedrich ist dem deutschen Volke als der Oberst bekannt, der, als der Trommler neben ihm im feindlichen Feuer fiel, selber die Trommel ergriff und den Wirbel zum Sturm schlug. Am Abend des 28. August 1914 bekam der Leutnant Graf von der Solz nach einem Gefecht den Auftrag, zu erkunden, ob das gegenüberliegende Dorf Colonsay vom Feinde

befehl sei. Vor dem Dorfe traf er in der stockdunklen Nacht auf den Prinzen Eitel-Friedrich, seinen Regimentstommandeur, der selber bereits den Patrouillengang gemacht hatte und bis ins feindliche Massengefecht vorgezogen war. Am 14. September, als bei Brimont ein Durchbruch drohte, stürmte der Prinz an der Spitze des 2. Bataillons des 1. Garderegiments zu Fuß gegen die Franzosen an. Bei keiner Gelegenheit hat er sich etwa hinter der Front verdrückt und gemästel, sondern ist auch als Divisionstommandeur immer wieder vorne gewesen. Sein eigenes, dem Feinde wohlbekanntes Stabsquartier Avricourt wurde zerschossen, später in Templeux la Fosse sein zweiter Generalstabs-offizier neben ihm schwer verwundet, und dann am Damenwege ein ganzer Flügel seines Hauses durch Volltreffer weggerissen, und bei Tage durch Flieger, nachts durch schwere Artillerie allmählich in eine Ruine verwandelt, ohne daß Prinz Eitel-Friedrich das Quartier wechselte. Einen solchen Frontkämpfer wagt es der Hinterfrontstreiter Hermann Müller anzupöbeln, weil er wohl glaubt, seit dem 29. August 1921 es ungestraft tun zu können, seitdem nämlich alle Monarchisten für vogelfrei und alle Knallrotten für sakrosankt erklärt sind!“

*

Schwarz-Rot-Gold

Der Flaggenstreit, der unser Volk in den letzten zwei Jahren mehr zerklüftet hat, als nötig war, flammt immer von neuem auf. Allerdings wohl nur, um über ein kleines endgültig begraben zu werden. Die Deutsche Volkspartei wünscht, daß ein Volksentscheid die Rückkehr zu den Farben des bismärckischen Reiches beschließe, und da Zentrum und Demotraten mit von der Partie zu sein scheinen, wird der Wunsch vermutlich in irgend einer Form, wenn schon nicht gerade durch das umständliche Verfahren des Plebiszits, verwirklicht werden. Wie die Dinge liegen, mag es ja wohl auch das beste sein. Wir werden von genug innerem Hader angegagt und zerrissen. Kann man die Reibungsflächen vermindern, so soll man's tun,

und auch der Verzicht auf liebgewordene Vorstellungen darf einem nicht zu schwer fallen. Aber manches stille Opfer wird es kosten, und nicht ohne Wehmut und Bewegung werden wir alten Großdeutschen (ihre Zahl ich gebe zu, ist freilich gering: wem krampfhaft denn noch wie dem Uhlant der Paulskirche bei dem Gedanken an ein Deutschland ohne Alpen und ohne Donau das Herz?) die schwarz-rotgoldene Fahne, die uns Verheißung, die uns fast schon Erfüllung schien, niedergerhen sehen.

Man wird es schon aussprechen müssen: das ganze Problem ist von denen, so es in erster Reihe anging, mit einem schier unglaublichen Ungeschick angefaßt worden. Es durfte überhaupt keine Parteifrage werden. Keinen Augenblick hätte der Gedanke aufkeimen sollen, daß man mit dem Flaggenwechsel einen Bruch mit der Vergangenheit vollziehe, daß man der Fahne Schwarz-weiß-rot Valet gebe, weil sie das Banner des kaiserlichen Deutschlands gewesen, und man vor Freund und Feind so auch äußerlich dokumentieren wolle, daß das neue republikanische Staatsgebilde mit dem früheren nichts gemein zu haben wünsche. Nein, aus dem unvergänglichen Besitzstand der deutschen Nation holten wir ein anderes, noch älteres Symbol herauf. Durch bald ein halbes Jahrhundert hatte uns in Freude und Leid, in Frieden und Kampf, in Sieg und Tod die schwarz-weiß-rote Fahne vorangeweht: ein stolzes Panier für das glänzend aufgestiegene und ehrenvoll der Übermacht unterlegene Deutsche Reich. Aber doch eben ein Sinnbild Kleindeutschlands. Nun gingen wir daran, den Traum des alten Ernst Moritz Arndt von des Deutschen Vaterland zu verwirklichen, das größer sein mußte. Und pflanzten das Zeichen auf, unter dem einst die Lützower der Väter Boden vom Landesfeind hatten säubern wollen, und das die Urburschenschafter, die Vereinigung aller deutschen Stämme in gläubig glühender Seele ersahend, um die Brust sich schlangen. Das war der große Zusammenhang, in den diese Farbenaffäre gestellt werden mußte: der einzige, der ideengeschichtlich in Betracht kam und der den Wandel rechtfertigen konnte. Aber

scheint fast, als ob der talentierte, nur leider allzu vielen Sätteln gerechte Faiseur, der in jene Frist des amtlichen Schriftwesens artete, auf diesen ansehnlichen, im besten Sinne völkischen und vaterländischen Sentimentengehalt gar nicht verfiel. So entspannt sich denn ein Haber von abstoßender Häßlichkeit, beschämend für uns im Innern, lächerlich und kleinlich für die Zuschauer von draußen. Wer aber großdeutsch empfand, dem schnitt es mit bitterem Weh ins Herz. Alle diese Männer und Frauen, die so hügig sich behielten und aufeinander losfuhren, hatten so gar keine Ahnung davon, daß, von den Anfängen der Bewegung bis auf den heutigen Tag, der geschmähte schwarz-rot-goldene Dreier für Millionen von Bluts- und Artgenossen das teure Symbol deutschen Einheitsganges gewesen ist. Für alle, die der Traktat von St. Germain uns von der Seite riß. In der Tschechei und in Jugoslawien, im Sonnenland von Südtirol, im Donautal und an den Hängen der österreichischen Alpen — immer und allerorten hatte in diesem Zeichen sich sammelt, wer zäh und bewußt zu seinem Volke hielt und die Hoffnung nicht aufgab, daß trotz 66 und 70 die deutsche Frage so oder doch noch eine andere, überstaatliche Lösung finden müßte. Als man in Weimar den Taggenbeschuß faßte, nahmen sie's wie ein Augengelöbniß auf.

Nun sollen die Farben niedergeholt werden und — ich wiederhole — wie die Dinge liefen, mag's noch der erträglichste Ausweg sein. Aber zum melancholisch werden bleibt's doch. Und diesen Reichsdeutschen, die so wenig mit den Stammesbrüdern jenseits der Grenze helen, kaum etwas von ihnen wissen, trauen die Feinde noch immer pangermanische Gesichte zu!

Dr. Richard Bahr

NB. Wenn wir ein „Groß-Deutschland“ wären statt ein Klein- und Kleinst-Deutschland, zerrissen im Innern, zerfetzt am Rande, wie würden auch unsrerseits dem an sich nicht beachtenswerten Gedankengange des Verfassers folgen. Vorerst ist der Streit um die Flagge ein Wasserstandszeichen für unsern Instinkt an großpolitischem Instinkt. Es ist eigens von Deutschen im Ausland (Süd-

amerika, Mexiko) eine Unmenge Telegramme für Beibehaltung der Schwarz-weiß-rot-Handelsflagge beim Generaldirektor Cuno der Hamburg-Amerika-Linie eingegangen. Die französische Trikolore hat alle Wandlungen des letzten Jahrhunderts überstanden... D. T.

*

Französische Autoren wieder auf deutschen Bühnen

Wir sind also wieder soweit. Die französischen Boulevardstücke machen sich wieder auf deutschen Bühnen breit. In Berlin haben das Deutsche Theater, das Kleine Schauspielhaus, das Theater am Nollendorfplatz, Reinhardt und Bernauer bereits wieder Stücke französischer Autoren angenommen. Am Rhein, in Oberschlesien, an allen Ecken und Enden werden wir von diesem gehässigsten Feinde Deutschlands erbärmlich drangsalariert — und dennoch fließen wieder deutsche Gelder für ihre meist mäßigen und flachen, die Sinne lüchelnden Stücke aus den Taschen unserer Theaterbesucher nach Paris! „Es wäre interessant zu erfahren,“ schreibt der „Schriftsteller“ (Zeitschrift des Schuhverbandes deutscher Schriftsteller), „welche deutsche Autoren nun in Paris gespielt werden.“ Und fügt mit Recht hinzu: „Es muß leider befürchtet werden, daß sich bald auch die letzten deutschen Bühnen den ernststen deutschen Autoren verschließen werden“ — zugunsten französischer Kitzes.

Läßt sich die Kritik diese widerlichen Zustände gefallen? Wir bitten die anständige Presse, diese französischen Schmarren so knapp wie möglich abzutun und nicht durch breite Besprechungen zu empfehlen, wie das die Herren Berichterstatter aus Berlin leider vielfach wieder ins ganze Reich hinaus zu melden pflegen.

Und das Publikum?

Die „Tägl. Rundschau“ kennzeichnet die Sorte von Menschen, die in solchen französischen Stücken zu sitzen pflegt:

„Das Publikum war, wie gesagt, begeistert; aber zu Ehren Berlins muß gesagt werden, es war doch ein etwas ungewöhnliches Pre-

mierenpublikum. Hinter mir einige Damen, die sich erzählten, daß sie jetzt für den Monat 2500 Mark kriegen, weil sich ihre Bureauchefs offenbar in sie verliebt hätten. Vor mir einige Damen, die damit renommierten, daß der Platz bei der letzten Operette sie „pro Nase“ 110 Mark gekostet hatte. Und so. Die Herren waren entsprechend. Kam auch nur die Andeutung einer Note, kreischten die Damen, wieherten die Herren. Einige spielten dazu, andere verloren Pralinés dabei, und alle dufteten überwältigend.“

Studentennot und Verbindungshäuser

Die Anregung von H. Roquette im Septemberheft des „Türmers“, man möchte die Verbindungshäuser verkaufen oder vermieten, um einem Teil der studentischen Not abzuhelpen, hat Widerspruch erfahren.

„Es wird dabei übersehen,“ schreibt man uns, „daß die studentischen Verbindungshäuser nicht nur Kneipen oder Vergnügungstätten sind, sondern daß ihnen daneben eine heutzutage nicht zu unterschätzende wirtschaftliche Aufgabe zukommt. Das Haus bietet den etwa dreißig Angehörigen einer Verbindung ein Heim, das der einzelne Student sich heute nicht zu schaffen vermag. Gerade in der kälteren Jahreszeit kommt dies zur Geltung; es gibt nur wenige, die sich heute ein warmes Zimmer leisten können. Aus diesem Bedürfnis heraus sind ja auch die Studentenheime entstanden.“

Ähnlich ablehnend schreibt Dr. W. A. Krannhals („Mittelb. Bzg.“):

„Die Studentenhäuser, mit großen Opfern der Alt-Herrenschaft gebaut und erhalten,

sind gleichsam der feste Kern der Gesamtverbindung geworden, der Sammelpunkt der Aktivitas, das Absteigequartier der Alten, die Stätte, wo die wertvollen alten Archive und all' die Dinge aufbewahrt werden, an die sich die oft hundertjährige Geschichte der Verbindung knüpft. Diese Häuser sind somit Träger der Tradition, sie sind das Band, das Alte und Junge zu dem eigenartigen Ganzen knüpft, das die studentische Verbindung über die Universität hinaus zu einem lebendigen Körper werden läßt, dessen völkische und moralische Kraft wir in der Erziehung unserer Jugend und unseres Volkes nicht missen möchten. Aber mehr als das, da ja nun einmal dem Materiellen heute fast immer ein Meßvor dem Ideellen eingeräumt wird: Schon vor dem Kriege, mehr aber noch nach ihm bildete das Verbindungshaus den aktiven und inaktiven studierenden Angehörigen der Verbindungen eine stete Aufenthaltsstätte, die sie nicht mehr so häufig wie früher gezwungen sind, ein Wirtshaus aufzusuchen, wenn das Verlangen nach Gemeinschaft die Studenten zusammenführt. Die meisten Verbindungen haben zudem nicht nur eine billigen Mittagstisch eingerichtet, sondern fast alle Mahlzeiten können jetzt zumeist an eigener Verwaltung auf den Häusern zu einem Preise eingenommen werden, wie er im Wirtshaus nicht möglich ist. Zudem besitzen manche Verbindungshäuser eine Reihe Einzelzimmer, die an Aktive vermietet werden.“

Wir gestehen, daß uns diese Einzelfragen nur insofern verzeichnenswert schienen, als sie die Erörterung der studentischen Not wachhalten hilft. Vor allem wichtig ist uns die sittliche Gesundung der studentischen Lebensweise insgesamt und des Verbindungswezens insbesondere.





Maria mit dem Schmetterling

Franz Stassen

Beilage zum Lürmer



Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard

24. Jahrg.

Dezember 1921

Heft 3

Die Weisen aus dem Morgenlande Vom Herausgeber

Wir hatten auch in Weimar unstren Inder. Im Nietzsche-Archiv, vor etlichen geladenen Gästen, sprach nicht Rabindranath Tagore, wohl aber ein Vertreter des mystisch und pantheistisch gestimmten Sufismus, Murshid Inayat Khan, sprach und sang in fremder Zunge ein herzliches Evangelium allgemeiner Menschenliebe.

Wir würden diesen freundlichen Besuch wohl kaum zum Ausgang unserer Betrachtung nehmen, wenn er nicht ein Zeichen der Zeit wäre. Einige Tage zuvor erlebten wir von anderer Seite her einen verschwommenen Vortrag über „Mystik“, wobei von Heraklit über Buddha und Jesus bis Spinoza im Handumdrehen eine allerliebste Einheit hergestellt war. Ähnlich sprach der Inder. Der geschichtlich erfahrene Zuhörer wurde hier wie dort an jenen sogenannten „Synkretismus“ oder Religions-Mischmasch des ausgehenden hellenistischen Zeitalters erinnert, wo Mithras- oder Isiskult neben Christusverehrung und allerlei antikem Sötterglauben Vielherrschaft ausübten.

Dies alles ist nun aber nicht mehr schöpferisch sich auswirkende Religion, sondern Religionszerfall einer Spätkultur: Auflösung in ästhetisches Gedankenspiel. Das ist die Gefahr der gegenwärtigen Geistesverfassung.

Was der Inder sprach, war liebenswürdiger Dilettantismus. Als er aber dann sein seltsames Instrument ergriff und ebenso seltsame sakrale Hymnen sang, innerlich, eindrucksvoll, in langgedehntem, oft fast summendem Ton — ja, da

hatten wir das Gefühl: hier ist er in seinem Wesenselement. So konnte man sich diesen mild und gütig blickenden gebräunten Mann unter seinen Palmen und Bananen in tropischer Schwüle vorstellen.

Jener moderne Zug zu einer gleichsam interreligiösen Mystik birgt einer eigentümlichen Denkfehler. Das Wesen liebender Verehrung ist dem Gefühl nach allerdings überall dasselbe; dies will der moderne Esoteriker sagen. Er meint den Gemütszustand, wie er schon zwischen Kind und Mutter, zwischen Sohn und Vater, zwischen jüngerem und reiferem Freund auch mitten in der Welt bestehen kann. Dieser Zustand ist überall verehrungswürdig. Auch im religiösen Menschen ist dies der Gefühlskern: die Liebe zu allem, was wir als gut und göttlich empfinden. „Gottes ist der Orient, Gottes ist der Okzident.“ Überall und in vielen Formen kann das Geheimnis der Liebe in guten Herzen walten. Auch aus diesem Indien hat es uns angeweht.

Etwas anderes ist es dann aber mit der Religion als Lebensgestaltung. Da ist es durchaus nicht mehr „gleichwertig“, ob ich wie ein Wilder in dumpfer Verehrung vor einem Fetisch verharre, wie ein vorchristlicher Heide vor einem kunstvollen Götterbild knie oder zu den tiefsten Erkenntnissen vordringe. Da ist es auch nicht belanglos, ob ich Mithras oder Jahwe oder Christus verehere. Dann wäre ja das Christus-Ereignis allerdings überflüssig. Dann wäre des Heilands Erscheinung nur eine Wiederholung des Buddha oder des Laotse oder sonst eines weisen Religionslehrers. Dann ist es in der Tat gleichgültig, ob ich Christ oder Jude oder pantheistischer Sufi bin. Die Unterscheidungskraft ist in diesem Falle verkümmert; die Entwicklungsmöglichkeit zu reinerem Schauen und Glauben desgleichen. Die Vorstellungen fließen ineinander, schwächen sich gegenseitig, berauben sich ihrer besondersartigen Kraft und Schönheit. Keine siegt.

Wir erleben dann dasselbe Schauspiel wie bei verschwommenem Internationalismus. Statt ruhig-bewußten Deutschtums und vollbewußten Christentums in edelfreien Formen zieht man sich von beidem schamhaft zurück, um ja andere nicht zu verletzen oder ja nicht als beschränkt zu gelten. Diese zerfließenden Menschen verleugnen Christus, wie sie ihr Vaterland verleugnen. Die Schönheit einer edlen Charakterfestigkeit ist ihnen verborgen. Sie wissen gar nicht, daß man andere Religionsformen und anderes Nationalbewußtsein nur dann achtend nachfühlen kann, wenn man selber klares Befestigtsein erlebt und betätigt. Wahre Duldung setzt eigene feste Überzeugung voraus. Milde und Würde läßt sich sehr gut vereinigen mit ruhiger Überzeugungsstärke.

Der Meister europäischer Menschheit, soweit sie religiös empfindet, ist nun einmal Christus. Die Evangelien sind die Urkunden, die von ihm erzählen. Wulfila, der Heliandsänger, Luther haben sich um Eindeutschung dieser Urkunden bemüht. In feinsten Symbolik hat die sogenannte germanische Mystik (Eckhart, Tauler, Geuse, die deutsche Theologie, Böhme, Angelus Silesius) das Geschehnis von Bethlehem und das Mysterium von Golgatha vertieft. Das ist alles so nahe, so im Handbereich, so rein und schlicht in all seiner herzlichen Tiefe, daß wir wahrlich weder Inder noch Chinesen brauchen, obschon wir natürlich die Gäste aus einer vornehmen Empfindungswelt nicht unvornehm empfangen werden.

Wir wissen auch bei uns, daß Göttliches nicht an den äußeren Ort gebunden ist. Das Lichtkind kann in jedem Herzen seine Krippe finden. In uns allen ist Erlösenswertes; in uns allen wartet eine Sehnsucht auf den Besuch des Gottesrahles. Weihnacht, das Fest der Liebe, ist der äußere Anreiz, uns zu üben im Schenken, im Freudemachen, im Wieder-Kind-sein. Es ist eine wundervoll ausgearbeitete Symbolik in all diesen Festen, die sich gern den Natur-Gezeiten anlassen, doch auf Zustände oder Vorgänge der Seele abzielen. Wie das Licht der Natur kommt und warm und hell macht: so findet im Herzen eine Sonnenwende statt. Wir freuen uns und wir trauern; das Kirchenjahr ist ein Seelenjahr von Geburt zu Grab und Auferstehung nebst pfingstlicher Geistesbefruchtung.

Viele Kräfte sind an der Arbeit, diese ruhige, sichere, stete Einstellung auf den Meister und die mit ihm verbundene religiöse Symbolik Europas aufzulösen. Wir sollten groß und frei genug sein, Katholiken und Protestanten, uns vor dem Kind in Bethlehem zur Einheit zusammenzufinden!

Es kommen jetzt wieder „Weise aus dem Morgenlande“ wie einst. Aber sie rufen unser Lichtkind nicht an. Sie lenken uns vom deutschen Christkind ab, verunkeln uns diesen leuchtenden Mittelpunkt — und stellen uns mit liebenswürdiger Heberde eine Reihe von Gottheiten vor, die alle „im Kern dasselbe wollen“. Das ruft auf eine Phrase hinaus. Diese Kinder huldigen doch selber einem in sich geschlossenen religiösen System mit Gebeten und Hymnen. Und jene für den denkenden Kenner beinahe platte religionsphilosophische Tatsache, daß es viele Tore zur Stadt Gottes gibt, ist nicht das Entscheidende: — sondern daß ich eintrete. Und eintreten kann ich nur durch eins dieser Tore.

Unsere Pforte zum Leben aber heißt Christus. Die von ihm ausgehende Strahlenkraft ist die geistige Sonne der europäischen und der von Europa ausgefruchteten Frömmigkeit. Europas Kultur aber führt die Welt. Und so darf man wie ich es in meinem dreibändigen Werk versucht — Jesus Christus als „Meister der Menschheit“ verehren. Womit wir keinerlei Mißachtung irgendeiner andren Glaubensform verbinden, sondern nur ein Bekenntnis aussprechen.

Der Samenkern von Bethlehem ist ein Baum geworden. Der Baum schien auf Golgatha als Kreuz zu verdorren. Doch aus dem Stamm blühen lebendige Rosen — und er hat seines Wachstums volle Schönheit noch lange nicht erreicht.



Im Winter · Von Reinhold Braun

Nun spinnen die weißen Fäden
dichter sich über das Land.
An unsern Fensterläden
tastet's wie fremde Hand.

Nun wandert mit hohlem Gesange
Wind durch die kalte Welt.
Wir lauschen innerem Klange,
in Liebe einander gefellt.

Nun gehn der heiteren, freien
Herzen Türlein auf;
es blühen wie Rosen im Maien
Lieb-Innigkeiten herauf.

Es ist ein schönes Gleiten
dahin in Stille und Traum
Und alle Weihnachtszeiten
leuchten am Weltenbaum.



Friedrich Stromer = Reichenbach, der Kopernikus der Weltgeschichte

Von Studienrat Diepold (Amberg i. Oberpfalz)

I. Allgemeines.

In der Entwicklungsgeschichte des menschlichen Geistes taucht immer wieder der Glaube an die Vorherbestimmung des Schicksals auf. Ich erinnere nur an die griechischen Tragiker, an Augustinus, Kalvin, Schiller (Braut von Messina).

Verwandt mit dem Schicksalsglauben ist der Glaube an die Wiederkehr des Gleichen. Diese Ideen begegnen uns bei Vorsokratikern und erlebten eine Wiedergeburt in Nietzsche.

Diesem sind solche absonderlichen Gedanken sehr übel vermerkt worden. Doch nur mit bedingtem Recht! Denn er hat damit eine der tiefsten Wahrheiten des Lebens wenigstens — geahnt. (Vgl. Kralik, Die neue Weltperiode. Heft 5 der Frankfurter Zeitgemäßen Broschüren; 1908, Hamm i. W.)

Zu ähnlichen Ansichten, aber zugleich zu dem unerhört kühnen Unternehmern weltgeschichtliche Ereignisse der Zukunft wissenschaftlich vorauszu berechnen, gelangt Friedrich Stromer-Reichenbach mit seiner in 23jähriger Ringen geschaffenen „Historionomie“.

Stromer, von Kemmerich und Thokky als „der Kopernikus der Weltgeschichte“ bezeichnet, stützt sich bei seiner Erfindung auf das gewaltigste geschichtsstatistische Rüstzeug, das je geschaffen wurde. Mehr als 60 000 Daten aus der Geschichte aller Länder und Völker hat Stromer selbst gesammelt und überprüft. Durch deren vergleichende Verarbeitung hat er gefunden: Die Entwicklung der Menschheitsgeschichte vollzieht sich nach bestimmten Gesetzen — wie der Lauf der Gestirne fest geregelt ist. Die Gesetze letzterer werden erforscht durch die Astronomie, die Entwicklungsgesetze der Geschichte durch die Historionomie.

Mit weltumspannendem Geiste teilt Stromer die ganze Menschheit in Völkerkreise, die Träger der Entwicklung. Wenn nun in der Geschichte eines solchen Völkerkreises „zwei einander entsprechende Ereignisse im Abstände von etwa drei Jahrhunderten sich folgen, so darf man mit ziemlicher Sicherheit nach weiteren drei Jahrhunderten ein drittes, verwandtes Ereignis erwarten“: Gesetz des internen Parallelismus.

Als Beispiel dafür führe ich aus dem Gebiete der innerstaatlichen Entwicklung Deutschlands folgende rhythmische Entwicklungsreihe an: Um 900 Erneuerung des Stammesherzogtums, 1231/32 das Statutum in favorem principum als reichsgesetzliche Grundlage des Territorialfürstentums, ab 1525 der Landesherr summus episcopus der lutherischen Landeskirche, ab 1816 konstitutionelle Monarchien.

Also eine Wiederkehr des Gleichen gibt es nicht. Aufgabe der Menschheit ist ja der Fortschritt. Wohl aber kommt, „wenn die Zeit erfüllet ist“, ein neue Welle der gleichen Entwicklungslinie, wobei mitunter einzelne gleich

Momente der Entwicklung sich wiederholen. Aber im allgemeinen wiederholt sich die Geschichte nicht.

Außer dem internen Parallelismus fand Stromer, daß die Völkertreife in ihrer Entwicklung einander in bestimmter Reihe folgen, im ungefähren Abstand von anderthalb bzw. drei Jahrhunderten in dieselben Fußtapfen der Entwicklung treten: Gesetz des externen Parallelismus.

Als interessantestes Beispiel hiefür sei Stromers rhythmische Reihe der großen europäischen Revolutionsperioden im ungefähren Abstand von anderthalb Jahrhunderten und mit ebensolanger Dauer angeführt: Im ersten, griechischen Kreis 1182—1328, im zweiten, italischen 1342—1498, im dritten, iberischen 1519—1668, im 4., angelsächsischen 1637—1783, im fünften, gallischen 1789 bis (nach Stromer) etwa 1937, im sechsten, teutonischen ab 1918.

Das Gigantische an Stromers Geist ist nun, daß er sagt: Haben solche feststehende Gesetze die Menschheitsgeschichte in der Vergangenheit beherrscht, so werden sie auch die Zukunft beherrschen. Kennen wir aber die Gesetze, so bringen wir auch Licht in das Dunkel der Zukunft der Menschheit.

Solche Berechnungen zukünftiger Ereignisse hat er in seinen Schriften eine Menge veröffentlicht.

Stromer fand auch noch andere die Geschichte beherrschende Gesetze, hat sie aber noch nicht weiteren Kreisen zugänglich gemacht. Seine das europäische Denken umstürzenden Ideen hat er niedergelegt in seinen Schriften: 1. „Deutsche, verzaget nicht! Eine geschichtsphilosophische Prophezeiung zum Weltkrieg.“ Herbst 1914. 16 Seiten, 1,20 M. 2. „Was ist Weltgeschichte? Zukunftsgedanken.“ 1919. 49 S., 1,20 M. 3. „Was wird? Vorausberechnung der deutschen Revolutionsentwicklung.“ 1919. 56 S., 4,20 M. Sämtlich Haus Lhokty-Verlag, Ludwigshafen a. B. — Ein großes Tabellenwerk, das die erwähnte Geschichtsdatenstatistik „mit den sich von selbst ergebenden Schlüssen“ enthält: „Gesetze der Weltgeschichte“, wurde im Herbst 1913 durch Konkurs eines Münchener Verlages am Erscheinen verhindert. Nun ist der Text in Neubearbeitung und wird hoffentlich 1922 erscheinen. Er soll eine eingehende Begründung seiner Entdeckung bringen.

Diese mit unserer herrschenden Ideenwelt noch gänzlich unvereinbaren Gedankengänge Stromers verlieren ihre Absonderlichkeit an folgendem Beispiel.

II. Deutschlands Zukunftshoffnung.

Ich habe gefunden: Die Entwicklung Deutschlands seit 1815 zeigt eine auffallende Gleichheit mit der Entwicklung der Reformation ab 1517.

Ich führe dies nachstehend aus mit dem Vorbehalt, daß man mir nicht meine ein sachlichen, geschichtsstatistischen Versuche religionspolitisch mißdeute. Gegen solche Unterstellungen müßte ich nachdrücklichst Verwahrung einlegen.

Man wird sehen: Beide Entwicklungen verlaufen mit ihren einzelnen Stufen gleich, in etwa gleichen Zeiträumen. Aber eine „Wiederholung“, völlige Gleichheit, findet nicht statt. Vielmehr zeigt die Entwicklung Deutschlands eine Gabelung

in zwei Äste (Stromer hat für diese häufig wiederkehrende Erscheinung den Ausdruck „Spaltung“ geprägt): Hier laufen die innerpolitischen Verfassungskämpfe (nächstehend mit b bezeichnet) neben a her: den Einigungsbestrebungen und den Sineinwachsen Deutschlands in Weltpolitik.

Entstehung beider großer Volksbewegungen:

1517 Luthers Auftreten.

1815 a) Einigungsbestrebungen im deutschen Volk.

b) „Ständeversammlungen“ vom Wiener Kongreß versprochen.

Wie jede neue Idee machen sie zunächst große Fortschritte:

ab 1525 Gründung protestantischer Landeskirchen.

1816—19 b) Verfassungen in 4 süd- u. mitteleuropäischen Staaten.

1532 Vorläufige Duldung des Prot. im Nürnberger Religionsfrieden.

1830—33. Dergleichen in 4 mittel- u. westeuropäischen Staaten. —

ab 1534 Übertritt weiterer Landesfürsten zum Protestantismus.

1828 a) Süddeutscher Zollverein.

1833 Preussisch-deutscher Zollverein.

Aber jede Kraft erzeugt Gegenkraft, Aktion gebiert Reaktion:

1524 Zusammenschluß der kath. Fürsten.

1819 Karlsbader Beschlüsse gegen „demokratische Umtriebe“.

1529 Verbot jeder Neuerung.

1832 Unterdrückung von Press- u. Versammlungsfreiheit durch den Bundestag.

1534 Gründung des Jesuitenordens.

1834 Wiener Ministerkonferenzen: Beschluß neuer scharfer Maßnahmen.

1535 Beginn der Gegenreformation.

Zusammenstoß beider Kräfte: Vorläufige Niederlage des Neuen.

1848 b) Meist erfolgreiche Erhebungen im Kampf um die Verfassung. Mit den Jahren 1850 u. 61 Abschluß der Verfassungskämpfe.

1848/49 a) Frankfurter Parlament: Großdeutsche gegen Kleindeutsche.

1849 Dreikönigsbündnis (Preußen, Sachsen, Hannover) zwecks Gründung einer kleindeutschen Einheit; erweitert

1850 zur Union.

1546/47 Schmalkaldischer Krieg: Besiegung des Protestantismus.

1850 Konflikt zwischen Nord- und Süddeutschland; beigelegt in den Olmüzer Punktationen: Auflösung der Union, Preußens Unterwerfung unter Österreichs Vorherrschaft.

Aber der Rückschlag ist nur ein vorübergehender; bald macht er einer gewaltigen Aufwärtsbewegung Platz, die zum Siege des Neuen führt:

1552 Vorläufige Religionsfreiheit f. die Prot.

1864 Schleswig-Holstein dem Deutschland zurückgewonnen.

1555 Anerkennung des Protestantismus als gleichberechtigt.

1866 Preußens Sieg und Ausdehnung. Gründung des norddeutschen Bundes. Bündnis mit den Süddeutschen: Verwirklichung der kleindeutschen Einheit.

1556 Karl V., der erbitterteste Gegner des Protestantismus, entsagt der Herrschaft.

An diesen entscheidenden Sieg knüpfen sich beiderseits weitere Erfolge:
 1560—1600 etwa Gewinnung der meisten norddeutschen Bistümer für die Reformat. 1871 Gewinnung Elsaß-Lothringens; Gründung des Deutschen Reiches.
 ab 1884 Gewinnung der Kolonien: Deutschlands Hineinwachsen i. die Weltmachtpolitik.

Je näher wir aber der Gegenwart kommen, um so staunenswerter wird die Gleichläufigkeit der Entwicklung. Die großen Erfolge des Neuen wecken eine eben so große Segnerschaft. So folgt der Aufmarsch zum gewaltigen Entscheidungskampf:

1608 Zusammenschluß der Prot. zur Union. 1902 Erneuerung des Dreibunds.
 1609 Zusammenschluß der Kath. zur Liga. 1904 Gründung der Entente.

Doch man scheut noch die furchtbare Auseinandersetzung, so kommt es beiderseits nochmals zu einer vorläufigen Verständigung, und die drohende Kriegsgefahr wird ein letztes Mal beschworen.

1609—14 Julisch-Klevescher Erbfolgestreit 1906—11 Marokkostreit zwischen Deutschland und Frankreich.

werden beide beigelegt.

Aber die Gegensätze gehen weiter, so kommt es schließlich doch zum Ausbruch der Katastrophe:

1618 durch den Prager Fenstersturz. 1914 durch den Fürstenmord von Serajewo.

Auch das — vorläufige — Ergebnis des Kampfes ist das gleiche:
 1629 Objsieg des Katholizismus über den Protestantismus. 1919 Objsieg unserer Feinde in Versailles.

* * *

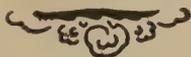
Ich habe nun an Ostern 1921 gefolgert: Wenn dieser auffällige Gleichlauf nicht Zufall ist (ich kann mich diesem Glauben bei aller Vorsicht nicht entziehen!), so dürfte der Parallelismus über die Gegenwart hinaus weitergehen:

Die Protestanten erlitten nach 1629 noch einen furchtbaren Schlag durch Fall und Vernichtung Magdeburgs 1631. Aber schon im nächsten Jahr wird die Liga niedergeworfen, und zwar durch das Ausland, durch Schweden, das sich, die Rettung des Protestantismus vorschüzend, in Wirklichkeit zur eigenen Machterweiterung, in die Kämpfe gemischt hatte.

Dementsprechend nahm ich für Sommer 1921 eine große deutsche Not an (veröffentlicht in der „Kieler Zeitung“ Nr. 245 vom 29. 5. 21). Es folgte in der Tat das Unglück von Oberschlesien mit der traurigen Deutschenverfolgung, die Wirtschaftsanktionen und die daraus folgende große wirtschaftliche Not.

Aber gerade deswegen, weil wir zurzeit die Parallele zum Falle Magdeburgs erleiden müssen, glaube ich zuversichtlich, daß auch bei uns die Rettung nachfolgen wird.

Und zwar vermute ich, daß unsere Feinde durch schwere eigene Nöte gezwungen werden, von uns abzulassen. Welcher Art diese Schwierigkeiten sein werden, werde ich später einmal ausführen.



Das Rotschwänzchen

Von Gustav Schröder

Srüngoldenes Sonnenlicht liegt über dem Klassenzimmer und flimmer über den Köpfen der zehnjährigen Mädels.

Es ist schwer, in Licht und Duft auf die schwarz befrachten Buchstaben acht zu haben und sich sagen zu lassen, was die Landstraße an Traurigem zu erzählen weiß, wenn draußen die Freude auf allen Gassen Galopp reitet.

Die Mädels aber werfen doch gehorsam nur dann und wann einen sehnsüchtigen Blick in den Sonnentag. Sie zwingen die lustig pochenden Herzen unter das ernste Muß der Arbeit.

Klara Neuberg, die Lehrerin, spränge selber viel zu gerne hinaus aus Stau und Mühsal. Wenn man fünfundzwanzig Jahre ist, und das Leben jauchzen durch die Adern rollt! Sie sieht die sehnsüchtigen Blicke, aber sie übersieht sie. Es geht so wunderschön voran, und was man einem Sonnentage opfert, das holt man an Regentagen doppelt wieder ein. Es geht lustig vorwärts. Wenn nur das Sorgenkind nicht wäre!

Ein hageres Körperchen und ein unordentlicher Wuschelkopf. Barfuß, ein einziges Kittelchen auf dem Leibe. Im Gesicht zwei große, schwarze Augen und in den Augen einen herben Troß. Altkluge Augen, denen die Liebe ein Märchen ist. Augen, die nur den schmutzigen, liebeleeren Alltag der verwahrlosten Dachkammer kennen. Das Leben hat für Anna Ziegler keine einzige Weihnachtsstube mit einem verräterischen Schlüsselloch, durch das Kerzenschein ins Kinderauge lacht.

Anna Ziegler ist niemals bei der Sache. Es gibt kein Fach, das sie zu fesseln vermöchte, aber es gibt auch keine Stunde, die nicht einen überraschenden Augenblick brächte. Auf einmal fliegt ein Funke in die Kindesseele, eine Flamme zud auf. Irgend etwas Unerwartetes geschieht. Eine ungewöhnlich reife Antwort, ein Widerspruch, eine Frage aus frühreifem Kindergemüt.

Anna Ziegler sieht zum Fenster hinaus. Nicht einen Augenblick, nein, sie geht den Buchstaben überhaupt nicht nach.

Die Lehrerin ruft sie. Das Kind sieht ihr trotzig ins Gesicht. Dreimal, viermal. Es steht hinter der Tafel in der Ecke und starrt gegen die Wand.

Das Sorgenkind! Wenn es der jungen Lehrerin nur nicht so leid täte, wenn sie nur nicht ahnte, daß dennoch Edelgut in dem Kinde liegt. Alle erlernte Weisheit versagt. Die Kindesseele sitzt in einem Gefängnis. Wo ist der Schlüssel dazu? —

Lachen und Jagen im Schulhofe. Anna Ziegler lehnt allein an der Mauer. Sie sucht keine Freundschaft und bringt keine dar.

Die Lehrerin steht im Kreise der Kollegen. Da bringt der jüngste ein Rotschwänzchen, das ein Beinchen brach.

„Das ist doch was für Sie, Fräulein Neuberg?“

Sie hat das Tierchen in der Hand, sie nimmt es mit ins Klassenzimmer, und es hernach heimzutragen und ihre Kunst an ihm zu versuchen.

Bevor sie aufs neue unterrichtet, zeigt sie das Tierchen ihren Mädels.

„Seht doch mal, Kinder, so was Niedliches. Was das arme Tierchen vor uns großen Menschen für Angst haben mag. Und wir wollen es doch bloß lieb haben. Ich will versuchen, ihm das Beinchen zu heilen, und dann lassen wir es fliegen.“

Die Schule ist aus, die Kinder gehn. Anna Ziegler stockt.

„Nun, Kind?“

„Die andern müssen erst draußen sein.“ Dann: „Ich tät den Vogel gerne mit heim nehmen.“

Dabei ein Paar ganz tiefe, dunkle Augen. Die Lehrerin stutzt: Hat sie den Schlüssel zu dem Gefängnis der Kindesseele in der Hand?

„Was willst du denn mit dem Tierchen, Anna?“

„Ich tu' ihm das Bein einbinden.“

Klara Neuberg nimmt das Kind an der Hand. „Komme mit mir, wir wollen das zusammen machen.“

Sie treten in die Wohnung der Lehrerin.

Das Kind läßt die Augen rundum gehn und befühlt das blanke Klavier mit scheuen Fingern. „Fein bei Ihnen, Fräulein.“

Anna Ziegler hat geschickte Hände. Das Beinchen ist geschient, die Schienen sind mit Heftpflaster umklebt und gewickelt.

„Wollen wir das Tierchen nicht doch lieber hier lassen?“ Da ist die Sonne in den Kindesaugen erloschen.

„Nein, Kind, wenn du es lieb haben willst, dann nimm es mit.“

Am andern Morgen, ganz heimlich und vertraut: „Fräulein, es hat siebzehn Fliegen gefressen.“

„Hast du es denn lieb?“

Anna Ziegler nickt und wird rot. Kein Mensch hat ihr je vom Liebhaben geredet. Sie hat niemand lieb haben dürfen. Liebhaben gehört nicht in eine Dachkammer.

Da wohnt die grausame Nüchternheit. In der ist immer Winter, auch wenn die Dächer glühen. Den Tag lang das Reich eines Kindes, um das keine Seele sorgt, am Abende die Herberge zweier Menschen, die ewig unzufrieden sind, vor denen sich das Kind ins Bett stiehlt, die es niemals vertraute Zwiesprache halten hört, vor denen es sein Geheimnis, seine Liebe, verbirgt. — —

„Fräulein, es kann schon ganz gut auftreten. Hüpfen tut es auch schon.“

„Wieviel Fliegen hat es denn gestern gebraucht?“

„Dreißig! Och, was das überhaupt frisst!“

„Du möchtest es wohl gerne behalten?“

„Aee. Im Winter sind keine Fliegen da und . . .“ Das Gesichtchen wird grau. Die liebeleere, kalte Dachkammer und ein so herziges, kleines Tierlein!

„Nicht traurig sein, Kind. Die Tierlein müssen frei sein. Noch drei oder vier Tage, dann lassen wir es fliegen.“

„Aber bei Ihnen, Fräulein.“

„Ja, bei mir.“

In all den Tagen war kein hartes Wort nötig. Das Kind ging unter dem Segenshauche des Liebhabens. Die Gefängnistür war aufgesprungen, und siehe, dahinter glitzerte und gleißte es von lauter hellwacher Freude.

Das Rotschwänzchen ist geheilt.

„Heute nachmittag komme ich, Fräulein.“

„Ist es ganz gesund?“

„Ganz, und es frißt mir aus der Hand und fliegt mir auf den Kopf.“

Die Nachmittagssonne malt lauter feine Ringe auf die Tassen; Klara Neuberger hat Schokolade gekocht. Anna Biegler und das Rotschwänzchen sind ihre Gäste. Das Vöglein fliegt im Zimmer hin und her, es setzt sich auf des Kindes Scheitel und nimmt ihm Krümchen aus der Hand. Ganz Sonne ist das Mädchen und, wahrhaftig, sein Kittelchen ist sauber und seine Haare sind gestrahlt.

Es geht ans Scheiden. Ein feierlicher Augenblick. Die Lehrerin hat das Fenster weit geöffnet. Das Kind tritt mit vorsichtigen Schritten heran, das Vögelchen sitzt ihm auf dem Scheitel. Husch, das Rotschwänzchen badet sich im Sonnenlicht und fliegt auf den Dachfirst. Ziwitt, hab' Dank! Da ist es über die Dächer geflogen.

Ganz still steht das Kind, ganz still und star, und die Lehrerin fühlt ihr Herz klopfen. Schlägt die Gefängnistür wieder zu?

Anna Biegler wischt hastig über die Augen. Als sie sich wendet, hat sie wieder das abweisende, schmerzhaft nüchterne Kindergesicht.

„Nu will ich wieder gehn.“

„Nein, Kind, jetzt plaudern wir erst noch ein wenig.“

Klara Neuberger setzt sich und legt den Arm um die schmalen Schultern des Kindes.

„Du hast das Vögelchen lieb gehabt?“

Das Mädchen nickt, und seine Lippen zucken.

„Das Vöglein hast du hingegeben. Ich weiß zwei, die dir bleiben, die dir auch noch viel lieber haben kannst als das Tierchen. Du hast Vater und Mutter.“

Da weint das Kind ungestüm laut auf. Der hagere Körper schüttert. In lauten Weinen wirft es die Arme um der Lehrerin Hals: „Fräulein, ich tät dich gerne lieb haben!“

Klara Neuberger küßt die heißen Kinderaugen. „Kind, du liebes, armes! Es ist ein Leben vom Erfrieren gerettet.“



Mein Leben darf keine Lüge sein!

Von Anna Pawlic

Mein Leben darf keine Lüge sein!

Ich will es in alle Winde schrei'n:

Mein Leben darf nicht in nichts vergehn —

Was echt und wahr dran, muß bestehn!

Ich will's erstreben mit jedem Tropfen Blut,

Ich will drum ringen mit allerheißester Glut — —

Und was ich auf Erden errungen habe,

Es lebt, lebt — — bin ich auch längst im Grabe!



Hausbuch

Heimgedanken von Friedrich Lienhard

(Fortsetzung)

Silberblick

Am „Silberblick“ führt mein Weg vorüber. Schöner Name für diesen freien Ausblick über das breithin gelagerte Stadtbild! Es stehen dort auf offener Hochfläche allerlei leichte, anmutige, winddurchpiffene Gartenwillen, von silberner Himmelsluft umflossen, von der Sonne kräftig besucht. Und ihnen vorgelagert das ernste Haus, wo Friedrich Nießsche erloschen ist.

Der Blick aus dem Nordfenster des künstlerisch ausgetäfelten Nießsche-Archivs — van de Velde hat es erbaut — umfaßt mit der Häusermasse der Residenz die blendend vom Südblicht beleuchteten Höhen des Ettersberges mit seinen lang darüber hingelagerten Waldstreifen, über denen sich im Hochsommer das Abendrot weit herumzieht, von dem grau und klein auf grünem Waldhintergrund westlich bemerkbaren Bismarkturm bis zum freundlich einladenden Schöndorf. Es ist ein andres Weimar als die traulich umbüschten, im Park eingemieteten Gebäude der Elmstadt. Der Nordwind hat Zugang; am nördlichen Stadtbild entlang rauchen Fernzüge.

Es gibt eine heroische Einsamkeit: eine Einsamkeit, die einen Einschlag von Titanismus und kosmischem Heldentum hat. Wandrer dieser Art suchen Hochland der Seele. Also sind sie von einem Zeitgeist getrennt, der grundsätzlich Massen sucht, Massen organisiert, Massen umschmeichelt, das Heiligtum der Seele jedoch verwüstend niederstampft. Ein Über-Land, ein Über-Volk suchte Nießsche in seinem Drang nach edler Lebensgemeinschaft, nicht nur den Übermenschen. Ihn widerte diese entseelende Zeit an. Es steckt Symbolik in seinem abseitigen Weilen auf den Hochalpen. Was er suchte, war dem Wesen nach nichts anderes, als was wir selber lebenslang ersehnten: Edelmenslichkeit. Und auf den Reichskörper angewandt: Reichsbeseelung.

Nießsche hat mich in meiner Jugend vielfach zu heftigem Widerspruch angereizt. Heute, selber mit Narben bedeckt, glaube ich das beste Teil seiner trotzigen Einsamkeit zu verstehen. Sein Grundzug ist der Drang nach absoluter Vornehmheit und Reinlichkeit des Wesens und der Ausdrucksweise. Was er unter „vornehm“ verstand, hat er oft geformt. Und so suchte und fand auch sein Stil scharf persönliche, durchgeistigte Prägung und Zuspizung, schroff jenes gedankenlos hingefudelte, eifertige Geschwätz verwerfend, mit dem uns seelenmörderisch der Tag mißhandelt. Seine Stil- und Wesensvornehmheit setzt unablässige Zucht voraus. Als Ergebnis solcher unweichlichen Züchtung und strengen Selbstzucht erschaute er den Übermenschen: den vornehmen Menschen reinlicher Zukunft.

Ist dies übrigens Religion? Nein, noch nicht. Ich sehe in dem allem doch nur Ethik. Etwa in dem geschmackvoll heidnischen Sinn der hellenistischen Philosophie. Es ist die bewundernswerte Geistesarbeit eines straff gezügelten Verstandes, verfeinerter Nerven und ausgezeichneten Stilgefühls. Aber Religion ist unmittel-

bare Offenbarung aus überfinnlicher Welt — ohne die Nietzsche auszukommen trachtete — und schlicht-vertrauende, kindlich-große Hingabe an geheimnisvoll über uns waltende Mächte, die uns das Tiefste und Letzte schenken. Das ist Frommsein. Goethe hat es in einer Strophe der Marienbader Elegie geprägt. Der Titanismus der sich noch nicht beschenken lassen will und nicht die geballte Faust zum Empfangen öffnen kann, ist eine Vorstufe. Auch der Titanide von Sils-Maria mußte sie schließlich doch beschenken lassen: von seiner Schwester . . .

Auf dem Silberblick, in Goethes Stadt, ruhte der Alpenwandler von den Übermaße seiner Hochspannungen aus. Dort feierten wir neulich den 75. Geburtstag (10. Juli) seiner ebenso herzengliebenswürdigen wie unermüdet für den Bruders Werk weiterwirkenden Schwester Elisabeth Förster-Nietzsche, vor deren Namen nun der Ehrendokortitel der Universität Jena prangt.

Ich stehe zwar näher bei Parsifal als bei Zarathustra, wenn ich mir auch eines ausgeprägten Gegensatzes nicht bewußt bin. Auch deutet mir weniger die „Wille zur Macht“ als vielmehr der Wille zu schöpferischer Liebe lebenswarmer Dauerzustand zu verbürgen. Und schwerlich vermöchte mich ein „Antichrist“ irre zu machen in meiner Mannentreue zum Herzog Heiland. Dennoch: welch ein erquickliches Schauspiel, diese rastlose Hingabe einer willensfesten, edlen und klugen Schwester an ein Werk, das dem zusammengebrochenen Bruder zu vollenden versagt war! Wobei die reine Menschlichkeit ihres Wesens durchaus nicht in Papier verkümmert ist. Hier hat vielmehr der allzu scharf ausgebildete Intellektualismus der Nietzsche-Gruppe vom schwesterlichen Herzen aus eine wohlthätige Ergänzung erfahren. Auch übersehen wir nicht eine sehr feine, nicht verletzende Fähigkeit zu leis-ironischem, lächelndem Abstand, menschlichen Schwächen und Besonderheiten gegenüber: Zeugnis innerer Freiheit.

Es ist mir immer eine Freude, wenn ich — wie es mehrfach und gern geschehen — etwa beim See Frau Elisabeth Förster-Nietzsche und Frau Elsa Reger die drüben in Jena des verstorbenen Gatten Erbe verwaltet, als Nachbarin zur Seite habe; wundervoll setzte hier wie dort liebend-verstehende Weiblichkeit ein, als jenen früh verbrauchten Schaffenden das Werkzeug entsunken war. Und in Villa Wahnfried hat Frau Cosima Wagner eine ähnliche Aufgabe glänzend weitergeführt, als der reife Meister sein Schlußwort gesprochen hatte.

Freunde, es wird die Zeit kommen, wo wir mit kraftvoll gutem Blick das Lebensstarke aus Wagner und aus Nietzsche einsaugend verarbeiten und die Gegnerschaft zwischen beiden großzügig überbrücken.

Wir überreichten der Greisin auf dem Silberblick an jenem festlichen Sommer-Sonntag, unter Führung von Rudolf Eucken, eine Ehrengabe: ein Sammelbuch. Ich hatte folgendes Gedicht beige-steuert:

Nietzsches Ausklang

Du hattest deine Hände nie geübt,
 Sie ringend oder im Gebet zu falten:
 Denn an die Feder warst du festgebannt,
 Nicht rastend, bis sie in der heft'gen Faust
 Dem Schaffenden zerbrach . . .

Dann würdest du vom allzu steilen Hochland
Herabgeführt auf Weimars stille Hügel.
Und der sich einsam umtrieb, Menschen suchend
Und in den Menschen Gott: nun saß er stumm
Und suchte nicht mehr. Höchstes ward ihm nun
Geschenkt: der Schwester Edelmannlichkeit.

Wie Abendsonnenschein zum letztenmal
Aus schweren Wolken quer herüberbricht
Vom aufgehellten Horizont, so kam
Aus eines Schwesterherzens Kraft die Liebe
In ihrer schönsten Form: als reine Güte.

Nun hast du deine Hände doch gefaltet.
Sie lagen weiß, wie müde Fittiche,
Auf deiner Decke über beiden Knien,
Die von dem langen Hochgebirgsgang ruhten.
Es neigte das gedankenschwere Haupt
Sich sinnend unterm mütterlichen Kuß
Der Abendsonne, die auf Weimar schien.

Dies war dein Ausklang: wieder wie ein Kind
Sich von der Liebe still beschenken lassen,
Wie sich die Muse zu dem Dichter neigt
Und unsers Daseins lastendes Geheimnis
In einem letzten Kusse lächelnd löst.

Wie wunderschön ist solcher Lichtbesuch!
Wie schlicht die Lösung: dieses Stillesein!
Und, meine Freunde, wie so wunderschwer!

Herbstnacht

„Am Abendhimmel blühet ein Frühling auf“, singt der edle, doch immer elegisch gestimmte Friedrich Hölderlin, dem Lieb' und Leid in Licht und Luft zerrann; „unzählig blühen die Rosen“ — und doch: „Einsam unter dem Himmel, wie immer, bin ich.“ Auch die unzählig blühenden Rosen des Himmels linderten nicht seine leidvolle Einsamkeit.

Und dennoch, dünkt mir, ist der Herbst ein Meister der Farbe wie der Abend, der gleich dem Morgen die Himmelsfarben vor uns ausbreitet — und ist des Frühlings Vollendung. Er überreicht uns die Blüten in Form von leuchtenden Früchten. Wir essen Frühling, wir nähren uns von Sommer und Sonne. Sind nicht seine Trauben und Äpfel und Aprikosen gesammeltes Licht? Wie gut ist der Herbst!

Dieser ungewöhnlich heiter-helle Sommerhimmel hat das Weinen verlernt. Noch blenden warme Oktobertage das sonnenmüde Auge. Die Landschaft flimmert in Goldlicht. Und abends öffnet sich ein tiefblau Weltall. Welch kosmische Ruhe! Raum vernimmst du das zarte Geräusch des zögernd sich lösenden Laubes. Manchmal nur erschrickst du vom Knall der fallenden Kastanie, deren Schale auf dem Pflaster unserer Allee zerspringt.

Da lauscht man oft am nächtlichen Fenster in das leise verströmende Jahr hinaus. Was weben die Nornen? Wann rudert südwärts der wilden Gänse Doppelreihe? Wann fällt ihr Ruf aus hoher freier Nacht herab in Deutschlands herbe Fron und Unfreiheit? Wer deutet den Ruf? . . .

In Holland wandelt unter Blätterfall ein einsamer Monarch. Man kann nicht von Einsamkeit sprechen, ohne seiner zu gedenken. Heimst er Herbstfrucht ein? Erfüllt er sein Verhängnis? Er hat einst seine Herrschaft angetreten, indem er ein Genie von europäischem Ruf in die Untätigkeit bannte: nervös-ungeduldig den Boden stampfend, als der große Kanzler nicht rasch genug in den Sachsenwald entwich. Ihm widerfährt nun, was er selber getan. Doch auf jenes greisen Merlin Stimme lauschte noch die Welt, als er verbannt in Dornen saß; niemand lauscht auf die Stimme des Hauses Doorn.

Der Feind hat von diesem unglücklichen Kaiser grauenhafte Zerrbilder verbreitet. Ein Amerikaner erzählte mir, wie sie dort mit unglaublichen Mitteln der Lüge und der Verzerrung in Wort und Bild gearbeitet haben — eine Schande für Amerika, England, Frankreich! Der Vielbegabte hat freilich viel zerredet; er hat mehr die Gebärde des Herrentums gezeigt, als daß er wirkliche Herrscherkraft ausgestrahlt hätte; und manche nannten seine abschließende Fahrt nach Holland in grimmiger Enttäuschung Fahnenflucht. Doch er war nicht unedel; und er war unser Kaiser. Man sollte mit würdiger Zurückhaltung über ihn sprechen. Er wollte unsres Reiches Größe, wenn er auch der Einkreisung von außen und der Unversöhnlichkeit der Sozialdemokratie von innen nicht gewachsen war. Es war eine über-schwere Doppel-Aufgabe.

Hindenburg spricht es in seiner schlicht-vornehmen Weise gegen Ende seines Buches aus: Der Kaiser entsagte der Krone und zog sich zurück, um seinem Volke bessere Bedingungen zu erwirken. Er glaubte ein Opfer zu bringen. Wir ehren diese Auffassung. Freilich . . . Wie war es mit Ludwig XVI.? Dieser König brachte das Opfer, sich „in den Schutz des Parlaments“ zurückzuziehen und seinen 700 Schweizern zu verbieten, auf das Volk zu schießen. Das liebe Volk riß die ratlosen Schweizer in Fetzen. Und über Frankreich ergoß sich tausendfach so viel Blut, als jener schwache Hausherr hatte ersparen wollen.

Man kann nicht groß genug vom Opfer denken. Der Kern aller Mystik und aller Mysterienweisheit ist das Opfer. Doch Opfer ist Kraft. Wir sahen heut' abend auf hiesiger Bühne Hans Pfishners kunstfeinen und seelenvollen „Armen Heinrich“. Ja, dieses jungfräuliche Kind Agnes weiß, was Liebe und was Opfer ist. Vor ihrem kühnen, sieghaften Entschluß, ihr blühend junges Leben freiwillig dahinzuströmen für den geliebten Kranken, beugen sich die Knie der Mönche, weichen die besiegten Dämonen — und das brausend anschwellende Orchester ergießt sich in majestätische Orgeltöne, jene feierlichste Form dankend anbetender Musik. In diesen selben Tagen lasen wir Wilhelm Raabes meisterliche Erzählung „Des Reiches Krone“. Auch hier eine opferkühne Jungfrau, die in tiefsymbolischer Gleichzeitigkeit mit der Heimholung der Reichskrone dem ausfägigen Geliebten in des Siechenhauses grauenhafte Einsamkeit folgt und der Leprosen liebende Mutter wird — selber eine alles überstrahlende Krone.

Das ist Opfer. Solches Opfer ist Segen und Sieg. Denn solches Opfer ist Seelenkraft, die mächtiger ist als Leid und Tod.

Des Reiches Krone . . . Die Staatsform ward mir, offen gestanden, Frage weiten Ranges. Uns Deutschen sitzt der Reichsgedanke mit entsprechend würdigem Reichsherrn fest in Fleisch und Blut. Der Kyffhäuserfrage haben zuviel deutsche Herzen sehrend gelauscht. Noch steht, im besetzten Gebiet, der Königsstuhl von Rhense, wo man eine Zeitlang die deutschen Könige wählte. Man wird vielleicht wieder einmal wählen . . .

Trotz alledem pulsiert wieder Leben in unserem furchtbar zerrütteten, be- asteten, sittlich verwilderten Deutschland. Ich fuhr neulich mit dem zuversichtlich bestimmten Hafenskapitän durch den Hamburger Hafen. Wie sprühten die Wellen er stark belebten Wasser um unser Motorboot! Die anderthalb Stunden Rundfahrt logen unter so sachkundiger Führung vorüber wie ein paar Minuten. Und der üstre Eindruck des vorhergehenden Tages war ausgetilgt von dieser gesunden Seestimmung.

Denn tags zuvor hatte ich an Bismarcks Gruft gestanden. Monumental ie Inschrift in ihrem zusammengeballten Dank und in ihrer unausgesprochenen Inklage: „Ein treuer deutscher Diener Kaiser Wilhelms I.“ Durch die buntfarbigen leinen Rundfenster fiel das Abendlicht auf eine Fülle von Kränzen — und auf as zarte Goldwort, das neben jenem herben Zeugnis der Mannentreue den Sarkophag der Fürstin ziert: „Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, der leibet in Gott und Gott in ihm“ . . . Hätte Bismarcks Genie unsre Außenpolitik estimmt, wahrlich, wir hätten weder Einkreisung noch Vierfrontenkrieg erlebt! . . .

Diese Herbstnacht bangt einer Mondfinsternis entgegen. Der Erdschatten ill den Vollmond verschlingen. So verfinstert der Schatten unsrer Feinde eutschland. Doch jener dunkel-violette Ring zieht langsam vorüber wie Wolken- hatten über eine Landschaft oder Kummer über eine Seele. Man kann auf die auer weder Licht noch Recht verfinstern. Um Mitternacht schien der Fenriswolf sein erk vollendet zu haben. Nur eine Sichel blinzelte noch über fahlem Gefilde. Doch hon gegen Morgen glänzt das Nachtgestirn wieder in ganzer Kraft und Klarheit.

Vor meinem geistigen Auge seh' ich den Königsstuhl von Rhense. Geister andeln auf seiner Steintreppe. Durch ihre Leiber schimmert der Mond. Sein chatten malt sich unter des Steinbaus Bogen . . .

Der Königsstuhl von Rhense
Steht unter Feindes Macht.
Fernruf der wilden Gänse
Hallt aus herbftlicher Nacht:
Wo mag der König sein?
Vollmond wirft stummen Schatten.
Rheintöchter spielen im Reigen
Um eine Krone im Rhein . . .
Der König, den wir hatten,
Lernt nun schweigen.

(Fortsetzung folgt)



Der Sternenbote

Von Friedrich Schaal

Unter der unzählbaren Schar himmlischer Körper befindet sich ein unscheinbare dunkle Welt in einem verborgenen Winkel des Alls. Würde nicht die mächtige Sonne sie bestrahlen, dann bliebe sie den etwaigen Bewohnern anderer Welten ewig verborgen. Auf dieser Welt lebt ein winziges Geschlecht: — wir Menschen sind es. Ein wunderbarer Sinn ist uns verliehen. Wir sehen mit unseren Augen, zwei kugeligen Gebilden unterhalb der Stirnhöhle. Müssen wir sehen, um leben zu können? Es gibt viele Geschöpfe, die nicht sehen und doch leben; ja, es gibt blindgeborene Menschen, die ihr ganzes Leben hindurch nicht empfinden, was Licht und Farbe ist. Und wäre wir alle ohne Ausnahme blind, dann würde kein Mensch merken, daß uns etwas mangelt, obgleich uns eine Welt der Schönheit verschlossen bliebe.

Formen und Farben! Was bleibt uns übrig von der Welt, wenn wir uns dieselben hinwegdenken? Ein dürftiger Rest. Über gewisse, nicht zu sehr komplizierte Formen könnten wir uns mittelst des Tastsinnes vielleicht klar werden; aber die Eindrücke würden lange nicht zureichen, um ein vollständiges Bild der nächsten Umgebung zu bieten: die Farbe bliebe unserer Vorstellungswelt verschlossen.

Nun aber kommt das Licht als freundlicher Bote und gibt uns Kunde von allem dem, was den Raum um uns her erfüllt. In unserem Augapfel sammeln sich die Strahlen, die von den Körpern ausgehen. Auf einem kaum erbsengroßen Flecklein an der hinteren Augenwand spiegelt sich die Welt ab.

Daß wir das Licht wahrnehmen und insolgedessen so unendlich viele unmannigfaltige Eindrücke empfangen, das müssen wir um so mehr schätzen, als hier durch unser Geist die reichste Anregung empfängt und sich ein durchgestaltetes Weltbild schaffen kann. Das Licht ist das Bild, der sinnliche Abglanz des Geistes. Unser Gelehrten führen Licht auf Bewegung zurück. Bewegung ist immer noch etwas sinnlich Wahrnehmbares, etwas, das zur Erscheinungswelt gerechnet werden muß. Merkwürdig ist es, daß wir nur eine ganz besondere Art dieser Bewegung (400 bis 800 Billionen Schwingungen) als Licht empfinden. Das Wesen des Lichtes kann nicht erklärt werden. Steht vielleicht Licht und Geist nicht in einem geheimen von uns nur geahnten Zusammenhang? Warum reden wir vom Höchsten, von der Gottheit als von einem Lichte und vom Zustand der höchsten geistigen Erhebung als von einer Erleuchtung?

Der Lichtstrahl ist der Sternenbote, der uns Kunde von anderen Welten bringt. Mit jedem der Lichtpunkte, die am Nachthimmel glänzen, ist unser Auge durch einen zarten Lichtfaden verbunden; und diese Fäden reichen hinaus bis zu den nebligen Gebilden an den Grenzscheiden des Universums. Die Millionen Sterne blicken herein in unsere Erdenmacht. Kein Wesen im weiten Sternenumkreis nimmt wohl das dunkle Erdenstäublein wahr. Dagegen zeigen sich uns alle die

zähligen Welten von ihren unmeßbaren Fernen aus in ihrer lichten Pracht; und überall, wo wir ein Sternlein glänzen sehen, weilt auch unser Gedanke einen Augenblick. Der Mensch, ein schwaches Geschöpf auf einem Weltenstäubchen, umhüllt in seinem Geiste das weite All. Das ist das große Wunder des Geistes, der die Schranken des Raumes und der Zeit kennt.

Mehr Licht! ruft der Mensch, und er schafft sich Werkzeuge, die es ihm ermöglichen, den Blick ums Tausendfache zu erweitern. Während man mit dem bloßen Auge nur 4—5000 Sterne zählen kann, zeigt das astronomische Fernrohr Millionen derselben, und die photographische Platte, ein künstliches Auge, das Licht trägt, vermehrt noch deren Zahl. Wer hätte noch vor vierhundert Jahren ahnt, daß man die Berge auf dem Monde nach ihrer Höhe bestimmen und im Bild darstellen kann, daß auf dem Mars Land und Meer, Schnee und Eis zu sehen ist, daß den mächtigen Jupiter 10 Monde, den Saturn 9 Monde und drei waltige Ringe umkreisen, daß ungeheure Massen leuchtenden Stoffes als Lichtbel im Raume hingebreitet liegen? Oder wer wußte etwas von Sturmen, in einem wogenden Gasmeeer, von schwarzen Flecken und purpurroten, Tausende von Kilometern emporschießenden Flammenzungen auf der Sonnenoberfläche? Menschlicher Scharfsinn hat diese Geheimnisse dem Lichtstrahl entlockt.

Noch mehr. Ist es nicht ein wahres Zauber Glas, das dreiseitige Prisma, mit dessen Hilfe der weiße Lichtstrahl zerlegt werden kann? Dieses einfache Glasstückchen, mit Linsen verbunden, gibt unseren Forschern Aufschluß über die stoffliche Zusammensetzung der fernsten Weltkörper; und aus der Verschiebung der Fraunhofer'schen Linien berechnen sie sogar die Geschwindigkeit, mit der sich diese Körper im Raume fortbewegen. Geist und Licht wirken hier zusammen, um unser Weltbild zu erweitern. Die wunderbaren Linien und Bänder des Spektrums erscheinen uns fast als eine Geistesoffenbarung im rätselhaften Strahl, als eine Runenschrift, die der ewige Geist selbst in die hinwogenden Ätherwellen eingegraben hat. Der Lichtstrahl berichtet uns tatsächlich, wie es da draußen im weiten All aussieht, wie die Sterne dort hingestreut sind gleich Blumen, die sprossen, zur vollen Blüte sich entfalten, verblühen und welken; der weißstrahlende Sirius befindet sich in voller Blüte. Die gelblichen Sterne, zu welchen auch unsere Sonne gehört, sind schon im Abklingen begriffen. Die roten Sterne wie der Arkturus im Bootes oder die rote Plejade im Orion sind in der Abkühlung schon bedeutend weiter fortgeschritten. Der Begleiter des Algol, der nimmer selbst leuchtet, aber sein Vorhandensein durch die Verfinsterung des Hauptsterns Algol kundgibt, ist erkaltet.

Von Stern zu Stern spinnt der Lichtstrahl seine leichten stofflosen Fäden. Woher nicht überall auch Wesen sind, die für seine Eindrücke empfänglich sind und wie unsere Gelehrten seine Sprache zu deuten wissen? Alsdann würde sich in ihm ein stilles Band um alle Welten schlingen. Er wäre durch alle Zeiten hindurch der stilleschwingende Weltenbote, der rastlos seine Kunde vom Weltgeschehen durchs All trägt.

Der Sternenwanderer braucht Zeit zu seinem Ätherflug. 300000 km legt er in einer Sekunde zurück, und doch durchmisst er den Weg bis zum nächsten Fixstern erst in 4 Jahren. Die fernsten Sternennebel erreicht er erst in Hunderttausenden von Jahren.

den von Jahren. Er kommt zu uns hergewandelt aus den Tiefen der Vergangenheit und erzählt uns die Geschichte des Universums. Nicht, was heute sich zuträgt, sondern was vor Jahren, Jahrhunderten und Jahrtausenden in den Fernen des Weltraumes geschehen ist, berichtet uns der Lichtstrahl. Je größer sein Weg, desto weiter liegt auch die Begebenheit zurück, von der er uns erzählt. So ist es, der Zeit und Raum in ein ungeheures Ganzes verschmilzt und ihre äußersten Grenzen verwischt. Wenn wir nach den Sternen blicken, rollt sich die ganze Welt der Vergangenheit vor uns auf. Und hätte der Lichtstrahl die Kunde vom Erdgeschehen hinausgetragen in den weiten Sternenraum und daselbst eingegraben in einer für uns lesbaren Schrift, oder wir könnten mit des Gedankens Schnelle die Räume durchfliegen und immer wieder auf einem Sterne Halt machen und einen Augenblick ins Erdendunkel hereinschauen, dann hätten wir alles gegenwärtig vor uns, was sich seit Anbeginn auf unserer Heimatwelt ereignet hat. So könnten wir beispielsweise vom Sirius aus erfahren, was vor 9—10 Jahren geschehen ist, von Arkturus würde uns 30, der Polarstern 40, Beteigeuze gar 147 Jahre zurückführen. Diese Sterne sind uns verhältnismäßig nah. Bei den entfernteren Fixsternen des Milchstraßensystems würde es sich um Tausende von Jahren handeln. Die Strahlen, die der Andromedanebel vor 150000—200000 Jahren ausgesandt, erreichen jetzt erst unsere Erde. Das Fernrohr zeigt uns also den Nebel so, wie er damals ausgesehen hat. Heute kann derselbe eine ganz andere Beschaffenheit besitzen. Und die zarte Welle, die von jenem leuchtenden Gebilde ausgeht, durchläuft einen Raum, der weit jenseits unserer Vorstellung liegt, erreicht unsere Augen und läßt dieses eine ferne Milchstraßenband, bestehend aus viel tausend Lichtwelten, erkennen.

Sind es nicht Geisterstimmen, die in nächtlichen Stunden leise flüstern und uns seltsame Dinge berichten? Warum gerade uns Menschen auf dem unersichtlichen Erdenrund? Weil in uns der Geistesfunke glimmt? Wieder regt sich der Gedanke eines Zusammenhangs zwischen Geist und Licht. Ist vielleicht Licht dieses stofflose Etwas, das seine Fäden durchs unendliche All spinnt und alle Welten miteinander verbindet, nicht bloß ein Bild, sondern eine Erscheinungsweise des Geistes oder, wie wir schon bemerkt haben, ein Abglanz des Allgeistes, von dem es im Liede heißt: Licht ist sein strahlenvoll Gewand? Ein Schauen nennt die Urkunde unserer Religion die höchste Stufe des Erkennens in einem künftigen verklärten Zustand. Dieses Schauen ist ein unmittelbares, an keinen Sinnesapparat gebundenes Innwerden. Aber es ist ein Schauen im Licht. Und Licht ist das Werk des ersten Schöpfungstages, ein Durchdringen des Stofflichen durch die Geistesmacht. Licht ist Kraft, die nicht aus dem Stoffe kam, sondern die an diesem schafft, ihn durchwaltet. Licht ist das köstlichste Geschenk, das uns der Schöpfer für unseren Erdenwandel mitgegeben hat. Das Licht wird uns auch begleiten, wenn unser irdisches Leben von uns weicht. Der Sternende ist ein Diener des Ewigen, ein Wunder seiner Macht. Das Licht ist über das Greifbare hingegossen und doch selber ungreifbar wie der Gedanke es ist; stofflos und doch alles Wesens voll wie unser Geist. Wir sehnen uns aus dem Dunkel heraus zum Licht, weil unsere Wesens Kern selber Licht ist.

Weithin durch alles Geschaffene und über alles Geschaffene hinweg führt uns der wunderbare Sternenvote. Über allen Sternen ist erst das ewige Leuchten, denn dort wohnt Gott in einem Lichte, da niemand zukommen kann.

NB. Wir geben diesem Stimmungsbild grade zur Zeit des weihnachtlichen Lichtfestes gern Raum, zumal es sich mit Gedanken berührt, die ich in meinem „Meister der Menschheit“ behandelt habe (Bd. I: „Die Abstammung aus dem Licht“). L.



So war mein Leben

Von Erika von Wagdorf-Bachoff

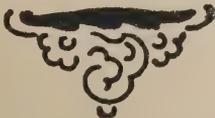
So war mein Leben: Warten durch Jahrzehnte,
 Kranksein, das kleine Dasein stündlich hassen,
 Über den Dingen stehn, nicht: weil man wächst,
 Nur weil sie täglich sinken. Glauben wollen —
 Und keinen Ausblick finden, lieben wollen —
 Und immer nur zurückgeschleudert werden
 In eigne Einsamkeit, die man verkennt!
 Und fast wie einen Makel trägt.

Und plötzlich —,

Ganz ohne Übergang — und ohne Wünschen,
 Das langsam Ahnung wird —, ein großes Kommen — —
 Gesunden! Wachsen! Freisein! Fliegen — fliegen!
 Die Weiten ungeheuer aufgetan,
 Erden und Himmel, Meere, Sonnenbahnen,
 Liebe zum All — Erlösung — Gläubigkeit —
 Auf einmal alles mein! —

Wer kam zu mir?

— Rein Mensch, kein Glück — nur still und demutstolz
 Mein Wissen um mich selber.



Die Liebenden

Von Heinrich Lersch

Oh, wie sind wir göttlich, heilig trunken!
 Arme Erde, wie du toter Funken
 Vor uns liegst, ein aschengrauer Ball!
 Deine Städte starr wie graue Felsen ragen,
 Straßen Menschen dumpf wie Tiere tragen.
 Hohl in Tod und Lebensschmerzen keucht das All!

Aber wir, von Liebesblut durchdrungen,
 Weit von Engelchören durchgesungen,
 Werden seliger bei jedem Schritt!
 Sonne stürzt herbei, uns köstlicher zu scheinen,
 Bäume jäh ins Morgenlicht die Blüten weinen,
 Wenn nur unsre Hand am Stamm vorüberglitt!

Wenn wir durch die Großstadtstraßen schreiten,
 Tönen auf die Häuser an den Seiten,
 Echo unsrer Herzen, Liebe Lobgesang!
 Wälder drängen singend uns entgegen,
 Klingend Bäume sich zu uns bewegen,
 Selig atmet sich an uns das Feld entlang.

Horch, seraphisch unsere Schritte tönen!
 Heilige, bei deinem Nahn versöhnen
 Wesen sich, die Gott zu Feinden schuf.
 Falken, Tauben aus den Lüften steigen,
 Hirsche schau'n dir nach aus Wälderschweigen,
 Nachtigall schlägt auf des Bussards Ruf!

Oh, dies Wunder! Gott wirkt Welterneuerung!
 O Geliebte! Göttin der Befreiung,
 Strahlende! Neu blüht der Erde Schoß!
 Lasset, Brüder, Liebende uns zeugen,
 Die ihr göttlich Haupt nur vor der Liebe beugen
 Und, ihr dienend, ewig sind und groß!



Am Kreuzweg

Von W. von Obernik

Eine Woche hindurch hatte Herbstdunkel die Erde umhangen. Bleischwer brüteten Nebelmassen über der öden Flur. Jäh stieß heulender Sturm, nachtschwarzes Gewölk vor sich her treibend, in den brauenden Dunst. Zerfließend flatterten weißliche Fäden wirr durcheinander. Ein gespenstischer Wirbeltanz wogte durch die Weite, bis alles sich auflöste in gleichförmig todestrauriges Grau. Regen rieselte und rann. Wind strich klagend durch die Gassen der Stadt. In den Essen schienen arme gebannte Seelen nach Erlösung zu weinen. Es war, als hätten Geister der Vernichtung Gewalt gewonnen über die Welt, als sollte jegliches Leben ersterben und statt einstiger Schönheit nichts fernerhin dauern als endlos fahlgraue Öde.

Und nun war's über Nacht anders geworden. Einmal noch, ehe des Winters lebenslähmende Herrschaft die Erde in ihre Bande zu schlagen vermochte, hatte die Sonne sich Macht erstritten. In strahlender Siegeschöne schwebte sie über dem weiten Gefilde. In milder Klarheit lächelte unter ihrem Ruffe die Welt. Aber in ihrem Lächeln blinkte eine Träne der Wehmut, in ihrer Freude glomm ein Funke des Leids. Durch ihr Leben schlich Ahnung baldigen Sterbens, doch in ihrer Schönheit webte ein Hauch überirdischer Verklärung. Wahrlich, schön war die Erde, von berückenderer Schönheit als selbst im Glanze des Lenzes. Damals ein sorgloses Mädchen, glich sie heute einem gereiften Weibe, das alle Wonnen und alle Schmerzen des Daseins gekostet hat und dessen Seele veredelt ward und geläutert durch das Mysterium des Leidens. Der ganze heilige Ernst eines erfahrungsreichen Menschenlebens lag über der Natur, sie mit einer Glorie umleuchtend, deren reinem Glanze keine keusche, mitfühlende Seele sich zu verschließen vermag.

Auch die beiden Wanderer, die von verschiedenen Seiten her einem Kreuzwege sich näherten, schienen die Weihe der Stunde tief zu empfinden. Langsam, von andachtvollen Gedanken bewegt, zogen sie einsam ihre Straßen. Nun haben sie beide gleichzeitig den Kreuzweg erreicht und auf der schlichten Bank unter einer fast entblätterten Linde sich niedergelassen. Beide schienen mit allen ihren Sinnen versunken zu sein in den Zauber der Herbsteschönheit, die geheimnisvoll um sie webte und wallte. Sehrend, der sie umfangenden Verklärung ihre Seelen tiefer zu erschließen, schienen sie kaum der eine des andern gewahr geworden. So saßen sie versunken in gedankenvolles Schweigen. Endlich, überwältigt von der strahlenden Herrlichkeit, sprach der eine, mehr zu sich selbst als zu seinem Genossen auf der einsamen Bank gewendet:

„Oh, dies warme, milde Licht!“

Und der andre erwiderte wie aus weltenfremdem Sinnen gewedt:

„Oh, dies heilige Tönen des Lebens!“

Und beide wandten sich einander zu, um zu erkennen, daß ein mächtiger, unwiderstehlicher Zug sie mit geheimnisvollem Zwange zusammenführen würde.

Unkundig noch der innersten Natur jenes Zwanges, doch im Bewußtsein seiner Allgewalt, suchten sie mit allen Sinnen in die Tiefen ihrer Seelen zu bringen.

„Das Licht wird erlöschen“, sagte endlich der eine.

„Und das Getöse wird ersterben“, flüsterte der andre.

„Der Winter naht und mit ihm die Nacht.“

„Und die Stille“, fügte der andre hinzu.

„Doch der Lenz bringt neues Leben und junges Licht!“ nahm der eine den Faden des Gespräches auf.

„Im Lenz wird wiederum neues Getöse der Auferstehung die Welt durchraunen. Doch wissen wir, ob es uns noch Lenz werde?“

„Einmal schlägt die Stunde uns, vom Lichte zu scheiden. So ist unser Los. Ich will es ertragen, gleichwie ich die Nacht ertrage, welche des Sommertags langgedehnten Lauf nach der Notwendigkeit Geboten beschließt. Schwereres Los aber scheint mir's, in Nacht irrend, da es noch Tag ist, leben zu sollen, sonder Licht.“

„Mich deucht es härtere Schickung, durch das Leben zu wandeln, ohne des Lebens heilige Töne zu hören.“

„Gleich schmerzhaft ist es zu atmen für alle, denen eines der Tore verschlossen ward, durch welche die Schönheit der Welt ihre Offenbarungen in unsere Seelen sendet. Jeden aber, den finsternes Unheil betroffen, deucht sein eigen Geschick das bitterste vor allen andern. Wenn der Lenz wieder naht, wird, wie ein weiser Arzt mir verkündet, mein Auge vielleicht schon umdüstert sein mit ewiger Nacht.“

„Wenn der Lenz wieder naht, wird mein Ohr vielleicht schon verschlossen sein dem Raunen des Lebens.“

„So harret unser gleiches Geschick!“ sprach erschüttert der eine.

„Brüder sind wir,“ entgegnete der andere, „Brüder im Leiden.“

„Brüder in der Entfagung.“

„Fast meine ich,“ hob der andere wiederum an, „ich müßte dich verstehen können, auch wenn ich nicht mehr hören werde.“

„Und ich glaube,“ sagte der eine, „daß ich dich werde wahrzunehmen vermögen, auch wenn ich nicht mehr sehen kann.“

„Vielleicht kannst du mich deshalb verstehen bis in alle Fibern meines Wesens hinein, weil ich einst einen Traum geträumt oder ein Gesicht gesehen, oder eine Erfahrung gemacht, welche mich lehrte, dein Leid zu erfassen, in seiner ganzen Meerestiefe, als wär' es mein eigenes. — Mich deuchte es, als sei ich aus nächtlichem Schlummer erwacht. Dunkler war es um mich, dunkler als Mitternacht. Namenlose Angst packte mich. Wie Zentnerschwere lastet es auf meiner Brust. Empor! Ich fahre in meine Kleider. Hinaus! Eastend finde ich einen Ausweg. Ins Licht! Wo ist Licht? Ich irre umher. Dunkel allüberall. Hindernisse umdrängen mich, wo sonst freie Bahn sich mir bot. Ich stürme hinab auf die Gasse. Ich höre, wie das Leben mich umbrandet, umbraust. Aber um mich bleibt bleierne Finsternis. — Ich bin blind! O Gott, ich bin blind! — Ich rufe die Menschen an um Hilfe. Sie achten nicht meines Rufes. Ich klammere mich an das Gewand eines Vorüberschreitenden. Rauf stößt er mich von sich. Was willst du, Toter, unter den Lebendigen? — Ich ein Toter?! Licht ist Leben, dir aber ist das Licht

loschen! Wohin soll ich gehen? In den Sarg! Und ich schlich hinauf in meine Kammer, umringt von allen Schrecken der Nacht. Und mir war's, als läg' ich im Sarge und als drückten hartherzige Männer den Deckel über mir zu und vernagelten den Schrein. Gellend schrie ich durch die Finsternisse; die Finsternisse aber gaben nicht Antwort meinem Schrei.“

Im tiefsten erschütterte vernahm der eine des anderen Worte. Er schwieg. Dann begann auch er:

„Wahres redest du. Wahrlich, du kennst mein Leid. Aber auch ich kenne das deine. Denn ähnliches Erleben wie dir ward auch mir zuteil. — Einst segelte ich hin übers Meer. Stille war es um mich, stiller als nachts auf dem Friedhof. Keine Welle, kein Windhauch. Kein menschlicher Laut. Alles schlief um mich außer der reglos verharrenden Schiffswache. Und auch ich entschlief. Und ich träumte, es würde noch stiller um mich, immer stiller. Die Stille umhüllte mich wie ein weiter Mantel. Nun aber wird er enger und enger. Er umschürt mich, erohet mich zu ersticken. Unnennbare Angst erfaßt mich. Ich ertrage sie nicht mehr, diese Stille. Menschen will ich reden hören, vernehmen muß ich menschlichen Laut. Durchbohrt von nie gekanntem Entsetzen, schreie ich aus vollster Kraft. Allein ich vernehme nicht meinen Schrei. Nun weiß ich's: Ich bin taub. Die Menschen stehen schreckensbleich zusammen, emporgescheucht aus süßester Ruhe. Sie befragen mich. Ich vernehme sie nicht. ‚Ein Wort nur, ein Wort!‘ entringt sich's meiner Brust. Mit Flammenschrift schreibt eine unsichtbare Hand an das nächtliche Firmament: ‚Du bist tot. Leben ist Ton. Tod ist Stille.‘ Und sie packen mich an und schleifen mich in ein winziges Boot. ‚Wohin? Wohin?‘ gelst mein Ruf. Doch der himmlische Schreiber schreibt mit blutroten Zeichen: ‚Zum Friedhof. Beteiligt bist du aus dem Kreise der Lebendigen.‘ Das Tau wird gekappt, das Boot wird abgestoßen. Ich treibe dahin auf nächtlicher Flut, umwallt von der Stille des Todes.“

„Du redest recht. Wir beide werden tot sein, tot für die Welt, die uns von sich stieß, doch lebendig füreinander. Uns werden wir leben, wenn auch ich nicht mehr zu vernehmen vermag, wenn auch du mich nicht mehr erblicken kannst.“

„Ja,“ sprach der eine, „wir werden einander alles sein. Gemeinsam sind wir stark wider das Leid, stark wider die Welt.“

Und der andre erwiderte:

„Durch Ketten sind wir vereint, fester denn Fesseln des Todes, heiliger denn Bande der Ehe. Der Schmerz schmiedete uns zusammen. Das Leid entzündete eine Liebesflamme in dir und in mir. Die soll uns lodern bis zum letzten Atemzuge.“

„Nicht uns allein! Liebe soll umschlingen uns alle, die wir, lebendige Tote, pilgern auf Tränenpfaden durch Tale der Ansai, die wir wandeln durch endlose Finsternis und durch ewige Stille, die wir schmachten in Schmerz, in Elend ächzen, in Verlassenheit liegen, uns winden in Qual. Uns alle, denen das Leiden die Krone aufs Haupt gedrückt hat, soll Liebe umschließen zu einer Gemeinde der Heiligen. In unserer Gemeinde wollen wir Trost suchen und Erlösung. Einen Trost und eine Erlösung muß es geben für uns. Die Macht, die es fügte, daß

du ahnend meine Leiden gelitten, und ich erschauernd deine Trauer getragen muß einen Weg auch wissen, uns leitend zu Trost und Erlösung. Unser Teil ist es, ihren Weg zu erkennen gemeinsam mit den Brüdern und Schwestern im Leide.

„So laß uns denn hingehen,“ rief der andere begeistert aus, „die Genossen zu sammeln zur großen Gemeinde, daß wir miteinander den Weg erkennen und Erlösung suchen!“

„Freund, gilt es noch den Weg zu erkennen und Erlösung zu suchen? Mir scheint, ich erkannte den Weg. Mich dünkt, ich sei schon erlöst von jeglichem Leide.“

„Wahrlich, einem Erlösten fühl' ich auch mich, du warst es, der mich erlöste. Und der andere sprach:

„Du warst's, der vom Bann mich befreite.“

„Unsere mitleidende Liebe erlöste uns beide.“

„So fanden wir schon, was mit den Brüdern zu suchen wir innig getrachtet. Laßt uns ihnen es bringen. Geweiht in dieser hochheiligen Stunde, erkannten wir, Leidgeborene, mitleidende Liebe als göttlichen, einzigen Trost in der Traue des Lebens. Liebe ist Erlösung. Komm, laß uns Erlösung verkündigen, laß Liebe uns üben!“

Und sie schritten Hand in Hand zur Stadt, die vor ihnen lag. Hinter ihnen her zogen Nacht und Grausen. Sie aber strebten hochaufgerichtet der Helle entgegen



Sprüche

Von Gunda v. Freitag-Loringhoven

I.

Ich bat um Glück — du hast mir Not beschert,
um Sonnenschein — du hast mir Sturm beschieden.
Durch tiefes Dunkel ging mein Weg hinieden,
und nun der Himmel sacht sich wieder klärt,
bitt' ich nur eines, Vater: gib mir Frieden!

II.

Ich weiß, das Leben ist ein finstres Tal,
durch das wir all' zu lichten Höhen wandern.
Sei stark! Mit jeder still besiegten Qual
hilfst du den andern.

III.

Weh dir, wenn du gelitten hast
und kannst den Schmerz zum Lächeln nicht verklären:
Sieh, deiner eignen Tränen bittere Last
soll dich die fremden trocknen lehren.



Kundschau

Eine Weihnachtserinnerung

aus dem Jahre 1870 ging vor einem Jahrzehnt etwa, also vor dem Weltkrieg, durch französische Blätter und wurde auch ins Deutsche übertragen. Sie berührt eigentümlich wehmütig; man fragt sich, ob ein Franzose im Weltkrieg den „Boches“ gegenüber sich ähnlich benommen hätte? Ein französischer Offizier jener früheren Generation erzählt:

„In der Nacht zum 25. Dezember 1870 hatte ich Wachdienst in den Verschanzungen vor Paris. Der Frost ging scharf diese Nacht. Es war beinahe Mitternacht geworden, und ich stampfte auf dem Fußboden unher, um mich ein bißchen zu erwärmen, als ein strammer Bursche mit feinen Zügen und einem gescheiten und entschlossenen Gesicht aus der Reihe der übrigen Mobilmgarden trat und eine seltsame Bitte an mich richtete.

„Herr Kapitän,“ sagte er, „dürfte ich für einen Augenblick die Wache verlassen?“

„Unsinn! Wenn's nachher ins Feuer geht, wird Ihnen schon wärmer werden.“

Er rührte sich nicht, immer noch in dienstlicher Haltung die Hand am Gewehr: „Herr Kapitän, ich bitte Sie, erlauben Sie mir's. Die Sache wird nur ein paar Augenblicke brauchen.“

„Zum Rückuck auch, wer sind Sie eigentlich, und was wollen Sie denn?“

„Wer ich bin? Der A . . .“ und er nannte einen Namen, der damals in der musikalischen Kunst sehr berühmt war: „was ich will, das muß, bitte, mein Geheimnis bleiben.“

„So, dann lassen Sie mich in Ruhe! Verschonen Sie mich mit solchen Liederlichkeiten! Wenn ich heute nacht einen nach Paris lasse, so sehe ich nicht ein, warum ich nicht die ganze Compagnie hinschicken soll.“

„Ach, Herr Kapitän!“ erwiderte er lächelnd, „ich will gar nicht nach Paris, ich will nach dieser Richtung“ — und er wies nach den deutschen Truppen hinüber, „ich bitte um zwei Minuten Urlaub.“

Seine Haltung und seine Sprache hatten meine Neugierde rege gemacht. Ich entschloß mich, ihm die gewünschte Erlaubnis zu geben, nicht ohne zu bemerken, daß er sich wahrscheinlich den Tod holen würde.

Er sprang sogleich aus dem Graben heraus und ging fünf Schritte dem Feind entgegen. Dann blieb der Mann stehen, grüßte militärisch und begann mit kräftiger, tiefer Stimme und aus voller Brust das schöne Weihnachtslied von Adam: „Minuit, chrétiens! c'est l'heure solennelle, Où l'homme-Dieu descendit jusqu'à nous . . .“ (Es ist zwölf, ihr Christenleut, die heilige Stunde, da stieg der Gottmensch zu uns Menschenkindern nieder).

Das geschah so unerwartet, war so einfach, der Gesang gewann durch die äußeren Umstände, durch die Nacht und in dieser Umgebung eine solche Größe, eine solche Schönheit, daß wir alle, wir, die Pariser, wir Zweifler und Spötter, bewegt an den Lippen des Sängers hingen.

Und bei den Deutschen mußte ein ähnliches Gefühl vorwalten; denn gewiß dachte mehr als einer da drüben an die Heimat, an seine Familie, die zu Hause um den Kachelofen saß, an die frohen Kinder, die um den brennenden Lichtbaum herumhüpfen. Man vernahm nicht

das kleinste Geräusch, keinen Schritt, keinen Ruf, kein Getöse der Waffen. Als der Sänger sein Weihnachtslied mit seiner männlichen Stimme bedächtig geendet hatte, salutierte er noch einmal, drehte sich auf seinen Absätzen herum und schritt, ohne sich zu beeilen, seiner Ver-
schanzung zu.

„Herr Kapitän, ich melde mich zurück,“ sagte er, „bedauern Sie Ihre Erlaubnis?“

Ich hatte noch nicht Zeit gehabt, zu antworten, als drüben, bei den Deutschen, die hohe Gestalt eines Artilleristen sichtbar wurde. Und der Artillerist, den Helm auf dem Haupt, trat nun seinerseits vor, ging uns fünf Schritte entgegen, gerade wie es der andere getan hatte, machte halt, grüßte kaltblütig, und inmitten dieser Winternacht, inmitten aller waffenstarrenden Männer, die seit Monaten an nichts anders dachten, als sich gegenseitig zu vernichten, hob er aus voller Kehle ein schönes deutsches Weihnachtslied zu singen an, einen Lobgesang der Dankbarkeit und des Glaubens an das arme Jesuskind, das vor achtzehnhundert Jahren zur Welt gekommen war, um den Menschen die Liebe zu bringen und anzubefehlen, und dem man seither so schlecht gehorcht hatte.

Ich habe selbstverständlich sofort befohlen, daß man den Mann gewähren lasse und nicht auf ihn schieße. Er sang bis zu Ende, und als er an den Rehrim: „Weihnachtszeit! Weihnachtszeit!“ kam, da durchschnitt ein einziger lauter Ruf die Luft, und „Weihnachtszeit!“ ertönte es von drüben her, von der feindlichen Wache. Und wie aus einem Munde ertönte es in unserer Schanze: „Noël! Noël!“, und einen Augenblick lang waren die beiden feindlichen Heereshaufen in einem gemeinschaftlichen Gedanken vereinigt.

Der Artillerist trat langsam in die Reihen seiner Landsleute zurück und verschwand im Graben. Einige Stunden später flogen die Kugeln wieder herüber und hinüber.“



Was ist uns Armenien?

Gibt immer noch auf der Welt Gebiete, die zwar seit Jahrtausenden am Wege des großen Völkerverkehrs liegen und doch in der Kenntnis der Allgemeinheit so gut wie nicht vorhanden sind. Dazu gehört Armenien. Man hat ja wohl den Namen gehört, weil die Zeitung einmal kurze Nachrichten von Armeniergreueln brachte; und wenn man sich Mühe gab, seinen Atlas zur Hand zu nehmen, wußte man auch, wo das Land lag. Der Name zog sich quer durch die östliche Türkei, unbegrenzt, in Nichts zerfließend. In manchen Kreisen wußte man noch, daß die Armenier „geriebene Wucherer und Betrüger“ seien. Mit diesem kargen Wissen gab man sich zufrieden.

Und so blieb denn auch die wahre Kenntnis vom armenischen Volke bei uns auf sehr wenige Gelehrtenstuben beschränkt, aus denen ins Volk so gut wie nichts drang: nichts davon, daß das armenische Volk ein christliches Volk unserer Rasse ist, nichts von seiner sehr wechselreichen Geschichte, die neben Glanzperioden allerdings meist Zeiten schwersten Joches und furchtbarer Kämpfe um die nationale Existenz und das nackte Leben aufweist, nichts von seiner reichen Literatur, die in keiner Geschichte der Weltliteratur übergangen werden dürfte, nichts von den Leistungen des armenischen Volkes auf dem Gebiete der Kunst, nichts davon, daß die großen italienischen Meister Brunelleschi, Alberti, Leonardo da Vinci von ihr lernten und daß die westliche Architektur so vieles armenischer Anregung verdankt. In dem Sumpfe von Blut und Unglück konnte und durfte das armenische Volk der Welt nicht beweisen, welche Kraft und Tüchtigkeit in ihm stecke, die es unter dem Todesdrucke jahrhundertelangen Joches nicht entfalten konnte, da es täglich für die Rettung seines nackten Lebens kämpfen mußte. Und was von Orientreisenden über das Land berichtet wurde, wieder waren es nur Bilder

Trauer: nackte Steinlandschaft, braune, melancholisch stimmende Farbe in der Gegend, Hunger und Elend in den Hütten, Armut in der Natur. Nirgends ein Schimmer von Glanz, die Augen der Welt auch auf dieses Stück Erde zu ziehen vermocht hätte. Verkommen, verlassen lag Volk und Land.

Und doch spielte seit Jahrtausenden gerade dieses Gebiet in der Weltpolitik stets eine große Rolle, umstritten und begehrt von all den umwohnenden Großen als Brückenland, als das Sprungbrett zur Durchsetzung aller imperialistischen Ideen, die sich dort seit Jahrhunderten geltend zu machen suchten. Und doch war einst auch Armenien ein blühendes Land. Man lese nur die alten armenischen und arabischen Berichte! Stand doch Armenien im Mittelpunkte des west-östlichen Handels. Die wichtigsten Karawanenstraßen durchzogen das Land, vor allem die von Trapezunt über Theodosiopoleis—Dwin nach Tabris führende, auf der man mit Kamelen, Maultieren und Wagen, den *ssajls*, wie sie heute noch im Gebrauche sind, Erzeugnisse von Byzanz nach dem Osten brachte, um sie gegen solche von Persien, China und Indien zu tauschen. Armenische Kaufleute waren auf allen Märkten des Ostens und des Westens Südens zu finden. Ganz von selbst hatte dieser starke Handelsverkehr eine bedeutende Eisenindustrie hervorgerufen. Zählte doch Armenien nach dem Berichte des Arabers Jakut an über 100 städtische Gemeinwesen. Schon seit der Zeit der alten, vorarmenischen Chalthe hatte sich die Eisenindustrie auf armenischem Gebiete ihren Hauptsitz. Berühmt waren die Eisenwerke von Grufas und die von ihnen gelieferten Schwerter und die Silberminen, die Ende des 7. nachchristlichen Jahrhunderts im Gebiete von Sper entdeckt wurden, belebten auch dort die schon in der Chalthezeit bekannte feinere Metallindustrie, die vorbildlich über den Kaukasus bis nach Rußland wirkte. Aus den Werkstätten armenischer Silber- und Goldarbeiter gingen Kronen, Waffen, Gürtel, Ringe, Kreuze und kirchliche Geräte als Geschenke der armenischen Könige an fremde Fürstenhöfe, und die Erzeugnisse armenischer Textilkunst, farbige Stoffe, Decken, Vorhänge, Polsterbezüge waren in aller Welt geschätzt. Dwin war der Mittelpunkt der Industrie. Hier fertigte man nach Ibn Hauqal aus feinsten Wolle die sogenannten *sijs*-Stoffe. Gesucht waren namentlich die rotgefärbten feinen wollenen Decken und Polster, in Artasbat gefertigt wurden, dem Hauptsitze der Farbkunst, die Baladhuri deshalb die *„Stadt der roten Farbe“* nennt. Armenische Schale, Kopftücher, schwarzseidene Schleier und Teppiche standen in dieser Zeit in solchem Rufe, daß der verwöhnte Khalifenhof sich einen Teil der Steuern jährlich in 20 armenischen Teppichen bezahlen ließ.

Daß Armenien damals keine bloße Steinwüste war, als die es heute so oft geschildert wird, daß es vielmehr wegen seiner Fruchtbarkeit ein sehr begehrtes Land war, zeigen uns die arabischen, byzantinischen und armenischen Berichte. Herrliche Gärten umgaben in weiterer Ferne meist die Städte, und Weizen und Gerste gedieh in solcher Menge, daß davon bis nach Persien exportiert werden konnte. Berühmt war der armenische Wein — schon die Araber legten großen Wert auf ihn —, der in verschiedenen Sorten gebaut wurde, und in den Klöstern pflegte man mit besonderem Eifer die Bienenzucht. Honig wird auch heute noch in Armenien bei reichem Anbau aller Art in Menge erzeugt. Auch die Viehzucht stand in hoher Blüte, namentlich die armenischen Pferde hatten guten Ruf. Die armenischen Seen waren berühmt durch ihren Reichtum an Fischen, die in gesalzenem Zustande einen höchst einträglichen Exportartikel bildeten. Weltberühmt waren wie noch heute die goldglänzenden Forellen des Sevansees.

Nur die Mongoleneinfälle und die Türkenzeit haben aus Armenien ein totes Land gemacht. Es ist nicht richtig, was man auch von Leuten, die im Osten waren, so oft aussprechen hört, aus Armenien wäre nichts zu holen. Was einst war, kann wieder gewekt werden und ist mit den heutigen vorgeschrittenen Mitteln in noch viel höherem Grade. Schon mit seinen uraltschönen Gesteinen bietet Armenien unendlich viel. Als Bergwerk- und Hüttenland ist es von besonderer Bedeutung. Schon der ganze geologische Aufbau des Landes läßt auf das

Vorhandensein reicher Mineralschätze schließen. Muß auch über die Mächtigkeit der Lager erst noch eine eingehende Untersuchung, die von Deutschen begonnen, dann von den Armeniern selbst eingeleitet wurde, Aufschluß geben, immerhin steht schon jetzt eine fast das hunderttausend erreichende Anzahl sehr reicher Lagerungen fest. An der Spitze stehen der Zahl nach Kupfervorkommen. Kupferminen sind schon im Betriebe im Gebiete von Bortschalu, in Garmadon, Temir-Maghara, Soverda u. a. Plätzen. Außerdem birgt das armenische Bergland Blei, Silber, Magneteisen und Eisenpyrite, Mangan, Gold, Zink, Arsen, Schwefel, Kobalt, Antimon, Chrom, Arsen, Graphit. Reich sind die Steinsalzlager — so die von Kophth, Nalitschwan und Kregischwan — und der Wansee ist unerschöpflich in der Lieferung von kohlenstoffsaurem Natron. Salz, Borax und Arsenik bildeten schon im alten Armenien einen blühenden Exportartikel. Dabei hat Armenien seine eigenen Kohlenlager zur Verarbeitung seiner Kohlenprodukte im Lande selbst. In der Nähe von Erzerum lagert Kohle von vorzüglicher Qualität und eben zwischen Erindjan und Achtsch und im Tale des Araxes und des oberen Euphrat. Nur westlich ist bis jetzt im Gebiete des einstigen russisch-Armenien in Betrieb gesetzt, in türkisch-Armenien liegt alles noch fast unberührt. Nur Schutthaufen erinnern an die unterirdische Tätigkeit früherer Jahrhunderte. Um all diese verborgenen und bisher nur wenig oder gar nicht genutzten Schätze zu heben, bedarf es nur des Kapitals und energischer Organisation und der raschesten Herstellung von Wegen und Bahnen. Armenien ist ja noch arm an letzteren; nur etwa 600 Meilen sind in Betrieb.

Auch Armenien ist ein Land der Zukunft. Schon heute, mitten in Not und Kämpfen, hat das neue Leben, hatte Neu-Armenien eine Industrie in modernem Aufbau entstehen lassen. Die Hilfe seiner reichen Wasserkräfte läßt sich diese noch bedeutend erweitern. Auch sonst ist Armenien nicht das Land der öden Steinwüste, als das es dem oberflächlichen Beschauer erscheinen möchte. Wohl birgt es viel nackten Stein, und die vulkanische Natur des Bodens nicht überall Pflanzenwuchs gedeihen. Aber zwischen seinen kahlen Bergen dehnen sich quellreiche Täler und fruchtbare Ebenen, und hier reift das Getreide schon in zwei Monaten und gedeiht in Höhen wie nirgends bei uns. Die Gärten liefern vorzügliches Obst und an den Hängen gedeiht die Traube, die schon im Altertum wegen ihrer Güte bekannt war. Je nach Gegend und Lage sind die landwirtschaftlichen Erzeugnisse verschieden. Im ganzen entsprechen sie denen der nördlichen Länder. Doch kommen in einzelnen Teilen auch subtropische Gewächse vor. Vor allem bietet das kaukasische Armenien für die Landwirtschaft günstige Bedingungen. Hier gedeiht Reis, Baumwolle und Tabak, und hier ist auch die Seidenraupenzucht im Hause. Man nehme nur die alten Bewässerungsmethoden wieder vor, in denen schon die Challer Meister waren — ihre Kanäle sind zum Teil noch vorhanden —, das Anbaugebiet läßt sich dadurch bedeutend erweitern, und die braune Farbe wird auch hier wieder der grünen weichen. Die höheren Regionen bieten dann der Viehzucht saftige Matten; sie wurden bisher in Armenien in ziemlichem Umfang betrieben, was schon aus den früheren hohen Exportziffern hervorgeht. Heute freilich ist der Viehstand in Armenien infolge des Krieges völlig ruiniert. Doch wird auch an seinem Aufbau erneut gearbeitet.

Aus der kurzen Skizze allein ist schon ersichtlich, welche Bedeutung die heutige Republik Armenien als Rohstofflieferantin wie als Absatzmarkt einzunehmen bestimmt sein kann. Der beste Beweis dafür ist seine Einschätzung seitens Englands und dessen einstiges Bemühen, das Manöver über Armenien Australien zu übertragen und indirekt damit alle wirtschaftlichen Vorteile für sich zu sichern. Durch diese schön gedachte Rechnung hatte freilich zunächst Rußland einen Streich gemacht, das seit einiger Zeit selbst die Hand auf das Land legte. Von Türken und Russen von zwei Seiten angegriffen, konnte die junge armenische Armee dem doppelten Drucke nicht lange standhalten; und nach dem Verluste von Kars und Alexandropol blieb der armenischen Regierung nichts Besseres übrig, als sich Sowjetrußland anzuschließen, die einzige Art, um so wenigstens doch seine nationale Existenz gegen türkische Pläne zu retten. Rußland hat ab

Armeniens Anschluß in seinem Kampfe gegen England eine Operationsbasis gefunden, sie besser gar nicht gedacht werden kann. Englands orientalische Sorgen sind um ein Bedeutendes gewachsen, und sein Verhalten in den allerneuesten westlichen, gerade Deutschland betreffenden Fragen hat seine letzten Gründe hier. Der Orient birgt noch viele, viele Geheimnisse, über die sich schwer prophezeien läßt. Auch Armeniens Schicksale liegen von neuem im Dunkel. Immerhin läßt sich aus verschiedenen Gründen vermuten, daß Rußland an seine politische Selbstständigkeit für die Zeit seiner Gefolgschaft nicht weiter rühren wird, und desist es wichtig, daß auch wir die wirtschaftliche Bedeutung des Landes ins Auge fassen dem armenischen Volke näher treten, das uns bis jetzt fast unbekannt war, trotzdem es der vorderen Orient neben dem Griechen den bedeutendsten Kulturfaktor darstellt. Es ist an der Zeit mit Vorurteilen aufzuräumen und an ihre Stelle wahre Kenntnis zu setzen.

Welch tüchtige Kraft in dem armenischen Volke verkörpert ist, das zeigt allein die geradezu bewundernswürdige Arbeit, mit der es trotz Not und Elend aus einem Schutthaufen, ja aus dem Nichts sein neues Staatswesen aufgebaut hat. Unmöglich darf uns dieses tüchtige Volk weiterhin unbekannt bleiben.

Dr. Karl Roth



Persönlichkeiten im Weltkrieg

In meinem letzten Aufsatz (Fürmer 1921, Heft 12, S. 394) habe ich mich dahin ausgesprochen, daß mir noch nicht genügend aufgeklärt zu sein scheint, aus welchen Gründen uns in der Märzoffensive 1918 der erhoffte durchschlagende Erfolg versagt haben ist. Diese wichtige Frage wird durch seitdem erschienene Veröffentlichungen des General v. Kuhl (Deutsches Offiz.-Bl. Nr. 27) und in dem Buch des Oberst Bauer „Der dritte Krieg in Feld und Heimat“ (Osiandersche Buchhandlung, Tübingen 1921) teilweise beantwortet. Wie schon früher erwähnt, hat in der Märzoffensive 1918 hauptsächlich die am linken Flügel des Angriffes befindliche 17. Armee versagt, während die am rechten Flügel stehende 18. Armee gute Erfolge erzielt hat. General v. Kuhl führt als Hauptgrund an, daß die 17. Armee den Schwerpunkt auf ihren linken Flügel und seine Mitte gelegt und starke Reserven bei Arras bereitgestellt habe. Auf dem rechten Flügel, südlich der Somme, glaubte er sich im Notfall eher ausweichen und einen Teil des zerstörten Gebietes aufgeben zu können. Er verließ sich hier auf die Unterstützung der anschließenden Franzosen. Diese aber hatten die Erwartung eines Angriffes bei Reims ihre Reserven dorthin gezogen. Eine große englisch-französische Hauptreserve war nicht zustande gekommen. Außerdem erwähnt General v. Kuhl als weiteren Grund, der mitgesprochen haben mag, daß Oberst Bruchmüller, genannt der „Bruchschlächter“, der verdiente artilleristische Berater der Obersten Heeresleitung bei allen großen Schlachten des Stils, damals Artilleriegeneral bei der 18. Armee gewesen ist. Die unmittelbar elektrisierende Kraft habe der 17. Armee, die zudem den stärksten Feind im Rücken hatte, gefehlt. Die ausschlaggebende Macht der Persönlichkeit im Kriege ist hiedurch zum erstenmal klar bewiesen. Die weitere Frage, warum dann auch die 2. und 18. Armee in den ersten schönen Anfangserfolgen vor Amiens, knapp vor Erreichung des gesteckten strategischen Zieles, liegen blieben, beantwortet Oberst Bauer in seinem Buch wie folgt: „Aber jetzt rückten die Wegestörungen bei unserem Rückzuge 1917 insofern, als Vormarsch und Nachschub schnell zunehmende Schwierigkeiten stießen. Dazu kam, daß die Pferde infolge der seitdem unzureichenden Fütterung nicht leistungsfähig waren. Die Kraftfahrkolonnen aber, wegen Summimangels Eisenbereifung hatten, zerstörten die wenigen Straßen von Grund aus in einigen Tagen. Dabei war noch günstig, daß wenigstens Nachschub an Verpflegung

und Bekleidung kaum nötig war, denn die Beute daran war riesengroß. Fast kann man sagen, leider, denn unsere Leute taten sich an den lang entbehrten Genüssen gütlich. Es ging verloren . . . Was kommen mußte, kam: nach wenigen Tagen stockte die Vorwärtsbewegung. Ein Tagemarsch trennte uns von Amiens, doch es war einfach nicht mehr zu leisten.“ an anderer Stelle wird noch unterstrichen, daß der Mangel an Weichgummi für die Kraftwagen die Kriegsführung außerordentlich behindert und das Liegenbleiben der ersten und zweiten Offensive 1918 wesentlich mitverschuldet hat. Diese Begründung ist einleuchtend. Die Verhältnisse konnten aber vorausgesehen werden. Es wäre daher vielleicht besser gewesen, die letzte Entscheidungsangriff nicht in die Wüste der vorangegangenen Sommeschlacht zu legen. Es bestärkt mich dies in meiner früher schon angedeuteten Auffassung, daß die letzte Offensive besser weiter nördlich gegen die Linie Cassel—St. Pol in Richtung Calais geführt worden wäre. Allerdings mußte sie dann wegen der im März ungangbaren Eys-Niederungen um einige Wochen verschoben werden. Doch dies fiel nicht allzu sehr in die Waagschale. Hauptfache war, daß sie gelang und ein wirklich strategisches Ziel bot.

Zu ähnlicher Ansicht gelangt auch General v. Moser in seinem ausgezeichneten „Kurzer strategischer Überblick über den Weltkrieg 1914—18“ (Verlag Mittler & Sohn, Berlin 1921; 24 M.). „Genauer betrachtet, entbehrt daher der Ludendorffsche Angriffsplan und der Angriffsbefehl für 1918, im vollen Gegensatz zu den Operationen der Jahre 1914 und 1915 im Osten, nicht nur des großen, kühnen, dabei aber doch klaren und einfachen Wurfes, sondern auch eines einleuchtenden, die Unterführer und die Truppe mitreisenden Gedankens.“ Es kann man nur zustimmen. Des weiteren macht General v. Moser es Ludendorff zum Vorwurf, daß zwar der Anfang der Märzoffensive genauestens festgelegt, deren Weiterführung aber, selbst für den günstigsten Fall, allzu sehr im dunkeln und ungewissen gelassen war. Er tadelt ferner, daß der deutsche Kriegsplan für 1918 eine offenbare und verhängnisvolle Lücke insofern aufwies, als für die Weiterführung des Krieges im Falle des Mißlingens des deutschen Angriffes im großen nicht genügend vorgesorgt war. Hierzu war eine starke, besonderer Berücksichtigung der Tankgefahr ausgebaute rückwärtige Stellung, etwa in der Linie Antwerpen—Namur—Sedan—Metz erforderlich. Eine solche bestand aber, wie auch schon General v. Zwehl in einer seiner Schriften andeutet, lediglich auf dem Papier. Ludendorff hat sich doch sonst um alles, auch um die kleinsten Details, gekümmert, hat hier anscheinend nicht rechtzeitig nach dem Rechten gesehen. Ihr Ausbau mußte schon mit Beginn des Jahres 1918 mit aller Energie betrieben werden. Der Vorschlag Mosers, hiezu starke Teile des Ersten Heeres zu verwenden, die dadurch zugleich den schädlichen Einflüssen der Heimat entzogen wurden und für das zurückgehende deutsche Heer eine willkommene Aufnahme und einen erwünschten Kräftezuwachs bilden konnten, erscheint sehr zweckmäßig. Mit solcher Stellung im Rücken konnte die Oberste Heeresleitung vorne alles wagen und mit ganz anderer Verfaßtheit zu Werke gehen; ohne diesen Rückhalt mußte sie im Falle des Mißlingens in äußerst schwierige Lagen geraten, was ja dann auch tatsächlich eingetreten ist. In solcher Stellung konnte auch ein entkräftetes und zusammengeschnitztes Heer noch monatelang einem ungleichen Gegner standhalten, und brauchten Regierung und Volk sich nicht tödliche Waffenstillstands- und Friedensbedingungen auferlegen lassen. Auch wäre es nur vorteilhaft gewesen, wenn durch den rechtzeitig in Angriff genommenen Bau einer solchen Stellung das blöden September 1918 ahnungslose deutsche Volk über den Ernst der Lage früher aufgeklärt worden wäre.

Als dann am „schwarzen Tag“ des 8. August nach dem katastrophalen Tankangriff und tiefen Einbruch des Feindes bei Villers-Bretonneux jede Aussicht auf den Sieg endgültig geschwunden und Ludendorffs Kriegsplan gescheitert war, gescheitert „infolge von strategischen Fehlern, insbesondere der unwirksamen Richtung des ersten deutschen Großangriffes und infolge der Überspannung der Lage im Mai und Juni“, hätte der Erste Generalquartiermeister

Mosers Ansicht auf seinem angebotenen Rücktritt beharren sollen, und hätte sich die Berufung eines neuen, militärisch und politisch durch nichts verpflichteten und belasteten Generalquartiermeisters empfohlen. Tatsächlich war die Rolle, die Ludendorff dann noch bis zu seinem dann doch unfreiwillig erfolgten Abgang gespielt hat, nicht sehr glücklich. Die Unklarheit und Zweipältigkeit seiner Auffassung den leitenden Regierungsmännern gegenüber hat die total verfahrenere Lage nur noch verworrener gestaltet. Es würde den Rahmen dieses Aufsatzes überschreiten, dies hier näher zu begründen.

Auf die oben genannten Bücher von Oberst Bauer und General v. Moser sei hiermit empfehlend aufmerksam gemacht. Sie gehören zweifellos zu den interessantesten neueren Erscheinungen der Kriegsliteratur und sind nicht nur für den Fachmann und Forscher von Interesse, sondern auch für den gebildeten Laien.

Oberst Bauer, weiteren Kreisen durch seine nicht gerade glückliche Rolle beim Rapp-Putsch bekannt, ist, wenn auch über seine Befähigung als Politiker die Ansichten geteilt sein mögen, jedenfalls eine äußerst kraft- und temperamentvolle Persönlichkeit und militärisch einer der bedeutendsten Gehilfen Ludendorffs gewesen. Es kann daher kaum überraschen, daß er auf seinen Herrn und Meister schwört. Oberst Bauer nimmt kein Blatt vor den Mund, und in seiner zumeist treffenden Charakteristik der leitenden Persönlichkeiten und Männer der Obersten Heeresleitung ist er nicht gerade zimperlich. Seit Tirpitz, der in seinen Erinnerungen hierin mit schlechtem Beispiel vorangegangen ist, ist es ja Sitte geworden, sich über seine Mitarbeiter und die an verantwortungsvoller Stelle gestandenen Männer frei und ohne jede Rücksichtnahme auszusprechen. Vernichtend lautet Bauers Urteil über den Chef der Operationsabteilung, General Tappen. Es erscheint in der Tat unbegreiflich, wie dieser ebenso unfähige wie persönlich unsympathische Mann nach dem völligen Versagen der Obersten Heeresleitung in den ersten Kriegsmonaten 1914 noch bis August 1916 in seiner Stellung belassen werden konnte. Aber auch bei der Auswahl seiner Nachfolger scheint man keine besonders glückliche Hand gehabt zu haben. Bei der der großen Masse vielfach unbekanntem großen Bedeutung der Stellung des Chefs der Operationsabteilung war dies jedenfalls bedauerlich. Herzlich schlecht kommen auch die drei Rabinettschefs (v. Lyncker, Müller, Valentini) weg, was Bauer eine Entgegnung Hindenburgs bezüglich des Generalobersten v. Lyncker eingetragen hat. Bauer dürfte aber gleichwohl nicht so ganz unrecht haben. Der unheilvolle Einfluß der beiden letztgenannten Männer auf den Kaiser ist dagegen wohl unbestritten. Im Deutschen Offiz.-Bl. Nr. 25 tritt General v. Kuhl Bauer entgegen, weil er von Hindenburg kein zutreffendes Bild gezeichnet habe. Tatsächlich tritt Hindenburg in den Schilderungen Bauers hinter Ludendorff allzu sehr zurück. Die deutsche öffentliche Meinung ist heute nur zu leicht geneigt, Hindenburg im Vergleich mit Ludendorff zu unterschätzen. Man kann dem General v. Kuhl nur beipflichten, wenn er dem entgegentritt. General v. Beseler, der lange als Schlieffens mutmaßlicher Nachfolger genannt worden war und der Ludendorffs Lehrer an der Kriegsakademie und mit Hindenburg befreundet war, soll einmal Hindenburg als strategisches Genie, Ludendorff dagegen als geborenen Organisator bezeichnet haben. Mir erscheint Ludendorff jedenfalls größer als Organisator denn als Stratege. Sehr ungünstig ist das Urteil Bauers über den Nachfolger Ludendorffs, den von vielen Seiten wohl aus parteipolitischen Gründen hochgepriesenen General Gröner, dessen Charakter in einem wenig vorteilhaften Licht erscheint. Wie Tappen die Strategie Falkenhayns, der auch bei Bauer schlecht wegkommt, wenig günstig beeinflusst hat, so scheint auch Gröner auf Hindenburg nicht gut eingewirkt zu haben. Es fallen daher in diesen Wochen einige Schatten auf die verehrte Person des Feldmarschalls, der nie ein Politiker war und auch keiner sein wollte. Die Schilderung der Vorgänge im Großen Hauptquartier vom 1. bis 10. November 1918 gehört zu den packendsten und spannendsten Abschnitten des Buches. Den General Gröner wird niemand um die Rolle beneiden, die er damals gespielt hat. Aber auch militärisch ist der Nimbus des Generals Gröner

im Verblaffen. General v. Baumgarten-Crusius hat in seinem von mir schon früher (S. 393) erwähnten ausgezeichneten Buch nachgewiesen, daß dessen Verdienste um das Militäreisenbahnwesen durchaus nicht so groß sind, wie man bislang geglaubt hat. In Riew hat General Gröner als Militärbefehlshaber den in ihn gesetzten Erwartungen auch wenig entsprochen. Als Chef des Kriegsammtes endlich geriet er in die Abhängigkeit der Gewerkschaften, und als Generalquartiermeister hat er den Einflüssen der Revolution im Heere nur allzu rasch und willig Einlaß verschafft und damit den Sozialdemokraten geholfen, das Kriegsinstrument völlig zu zerschlagen. Sehr abfällig beurteilt Bauer auch den brutalen, rechthaberischen, von sich eingenommenen Generalstabschef des Kronprinzen, Schmidt v. Knobelsdorff, der den Kronprinzen militärisch schlecht beraten habe und gegen den der Kronprinz auf Befehl seines Vaters nicht aufmucken durfte. Diesem unheilvollen Mann ist es zu danken, wenn im September 1914 die Argonnen ganz unnötigerweise wieder aufgegeben wurden, wenn ein um die Wende 1914/15 aussichtsreich scheinender Angriff auf Verdun nicht unternommen und wenn der dann 1916 schließlich doch eingeleitete Angriff taktisch verfehlt durchgeführt und zu spät abgebrochen wurde. Diese Dinge wurden vielfach ganz zu Unrecht auf das Schuldkonto des Kronprinzen gesetzt, der in diesen Fragen, obwohl er kein Feldherr war und auch keiner sein wollte, ein viel richtigeres militärisches Urteil besaß als sein Mentor. Oberst Bauer steht dem Kronprinzen besonders nahe, und dessen Bild ist daher mit besonderer Ausführlichkeit und Liebe und, wie ich auf Grund besonderer Quellen hinzufügen darf, im allgemeinen wohl richtig gezeichnet. Auch General v. Baumgarten-Crusius entwirft uns ein sehr sympathisches Bild seiner Persönlichkeit, das keineswegs der landläufigen Vorstellung entspricht, die man sich vom Kronprinzen bisher gemacht hat. Der Kronprinz hatte ein gutes Urteil und eine klare Auffassung aller Dinge und hat seinen geringen Einfluß stets nur in gutem Sinne geltend zu machen versucht. Er war einer der wenigen, die klar voraussahen, was auf dem Spiele stand, und hat als einer der ersten den verlorenen Krieg vorausgesehen. Die inzwischen erschienenen Bücher von Carl Lange, „Der Kronprinz und sein wahres Gesicht“, und von Major Anter, beides Männer, die Gelegenheit hatten, ihn genau kennen zu lernen, bestätigen das günstige Urteil über den Kronprinzen.

Oberst Bauer ist eine von heißem vaterländischen Empfinden beseelte Kraftnatur. Er konnte daher manches, was ihm nicht gefiel, nicht ruhig mit ansehen und hat sich vielfach in Dinge gemischt, die ihn eigentlich von Amtswegen nichts angingen. So lesen wir mit Staunen, wie er es fertig gebracht hat, den Oberbefehlshaber im Osten, v. Prittwitz, abzusagen, ferner über seine sehr aktive Beteiligung am Sturze Falkenhayns und Bethmann Hollwegs; er hält der Kaiserin 1917 Vorträge über die drohende Revolution und sucht 1919 durch Vermittlung des Kronprinzen um Privataudienz unter vier Augen beim Kaiser nach, um diesen aufzuklären. Er steht in allen politischen Fragen andauernd in engster Verbindung mit dem Kronprinzen, bespricht sich mit den Rabinettschefs und dem Vizekanzler v. Payer, kurz er ist an Geschäftigkeit eine Art „militärischer Erzberger“ (ohne üble Nebenbedeutung). Der Sturz Ludendorffs bereitet auch seiner Wirksamkeit ein Ende. Militärisch hat er sich um die schwere Artillerie (42 cm) und den Gasstempel besonders verdient gemacht. Ferner ist ihm die Einführung des Stahlhelms zu danken. Dem Tank hat er allerdings zu geringe Bedeutung geschenkt. Das Buch schließt mit geistvollen politischen Betrachtungen. Der Ausblick in die Zukunft Deutschlands ist sehr düster.

Sachlicher, weniger subjektiv gefärbt, ist der „Strategische Überblick 1914—1918“ des Generals v. Moser. Verfasser hat als junger Offizier 1893 einen strategischen Überblick über den Krieg 1870/71 geschrieben, der zu dem Besten zählt, was über diesen Krieg erschienen ist. Mit begreiflicher Spannung hat man daher seinem Überblick über den Weltkrieg entgegen gesehen. Die Erwartungen sind nicht getäuscht worden. Das nur 123 Seiten starke, mit ausgezeichneten Karten ausgestattete Buch gibt einen ebenso klaren und übersichtlichen wie er-

schöpfenden Überblick über die gesamten Kriegereignisse, der jedem, der das Bedürfnis nach kriegsgeschichtlicher Klarheit und keine Zeit hat, sich durch dickeleibige Kriegsgeschichten durchzuarbeiten, hochwillkommen sein wird. Dem Urteil über die strategischen Vorgänge kann man im allgemeinen beipflichten, wenngleich ich in einzelnen Fragen anderer Ansicht bin. General v. Moser, der ein besonders grimmiger Hasser Englands zu sein scheint, vertritt insbesondere mit Wärme die Auffassung, daß man die Engländer bereits 1914 und 1915 vor Einrücken ihrer Verstärkungen hätte schlagen müssen. Ich glaube, daß dies nicht möglich war und daß man im Gegenteil 1914 schon zu lange gezögert hat, den Schwerpunkt nach dem Osten zu verlegen. Die Forderung, daß man schon 1914 nach Moltkes Abgang Hindenburg zum Generalstabschef hätte ernennen sollen, möchte ich mich dagegen durchaus anschließen. Die Falkenhaynsche Kriegsführung wird auch von Moser nicht günstig beurteilt.

Zum Schlusse sei noch kurz eines Werkes gedacht, dessen scharfe Angriffe gegen Ludendorff berechtigtes Aufsehen erregt haben. Es ist dies Karl Friedrich Nowaks „Der Sturz der Mittelmächte“ (Verlag für Kulturpolitik Georg Callwey, München 1921). Auf eine politische Würdigung dieses jedenfalls höchst anregenden und geistvollen Werkes kann ich nicht eingehen, sondern möchte mich hiemit auf das Militärische beschränken. Man gewinnt den Eindruck, daß das Buch sehr subjektiv geschrieben ist. Es enthält Wahres, Falsches und Schiefesehenes in wirrer Abwechslung und ist daher mit Vorsicht zu genießen. Rühlmann und General Hoffmann schneiden in ihm besonders gut ab. Da General Hoffmann mit dem Verfasser in Briefwechsel stand, ist der Verdacht nicht von der Hand zu weisen, daß General Hoffmann das Buch inspiriert hat. Durch die höchst bedauerliche und taktlose Entgleisung des Generals Hoffmann dem Journalisten Albert gegenüber ist die Frage des Feldherrntums Ludendorffs von neuem aufgerollt worden. Das Buch Nowaks gewährt interessante Einblicke in die Entstehung des Gegensatzes Hoffmann-Ludendorff und deutet an, daß Ludendorff 1918 andauernd geschwankt habe, unsicher gewesen sei und sich überhaupt nicht mehr recht getraut habe, einen entscheidenden Schlag zu führen. Diese Annahme dürfte unzutreffend sein und wird von General v. Ruhl in Nr. 26 des Deutschen Offiz.-Bl. überzeugend widerlegt. Wir sehen ferner, daß General Hoffmann, zweifellos einer unserer befähigsten Generale, gegen jede Offensive im Westen gewesen ist, vielmehr in Übereinstimmung mit den Ansichten des österreichischen Marschalls Conrad die Kriegsentcheidung in Italien herbeigeführt wissen wollte. Näheres über diesen merkwürdigen Gedankengang, der von der nahezu übereinstimmenden Ansicht der meisten militärischen Fachkritiker erheblich abweicht, ist leider nicht ausgeführt. Ich kann mir offen gestanden nicht recht vorstellen, wie man in Italien eine Kriegsentcheidung hätte herbeiführen können, durch die Frankreich und England zum Niedergelassen gezwungen wurden. Sollte hiebei an einen späteren Vormarsch aus der norditalienischen Tiefebene über die Alpen nach Frankreich gedacht worden sein, so erscheint mir dieser Plan, der auch schon in der „Kritik des Weltkrieges“ angedeutet ist, reichlich abenteuerlich. Das Buch Nowaks strotzt von scharfen Angriffen gegen Ludendorff, dem jede Genialität abgesprochen wird. „Er war als Feldherr nicht ein Denker voll Phantasie. Er war als Feldherr ein Rechner mit Ziffern und Mechaniken, ein Beweger riesenhaften Apparates.“ Für Ludendorff gilt auch das Dichterwort: „Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.“ Man gewinnt den Eindruck, daß heute mehr denn je seine Würdigung als Feldherr unter parteipolitischem Gesichtswinkel erfolgt. Von ihm wird noch besonders zu sprechen sein.

Franz Frhr. v. Berchem



Diplomatie und Militär

er Gegensatz zwischen Diplomatie und Militär wird nie aufhören zu bestehen. Da aber die Völkerschicksale durch die Federn der Diplomaten und die Bajonette der Soldaten bestimmt werden, muß der Gegensatz dieser aufeinander angewiesener Machtfaktoren eines Staates überbrückt werden. Staatsmann und Feldherr müssen sich in ihrer verantwortungsvollen Arbeit unterstützen und ergänzen, wenn ihnen Mißerfolge erspart bleiben sollen. Seit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht ist diese wechselseitige Verpflichtung noch gewachsen. Das Volksheer, das die Kraft eines Volkes am unmittelbarsten verkörpert, muß in einem Kriege für seine großen Opfer an Gut und Blut fordern, daß es von den Diplomaten nicht im Stiche gelassen wird. Die Verantwortung der Diplomaten dem ganzen Volke gegenüber hat daher besonders im modernen Kriege immer mehr zugenommen. Sie ist nicht geringer als die der militärischen Führer.

Es wäre ein großer Irrtum, zu glauben, daß der Diplomat, der sich als Sieger an den Verhandlungstisch setzen kann, im Volksinteresse handelt, wenn er den Besiegten durch die Friedensbedingungen in jeder Weise zu knechten und auszusaugen versucht. Jener Diplomat erweist seinem Volke einen schlechten Dienst. Alle einem Volke auferlegten maßlosen Demütigungen sind Wunden im Volkskörper, die nie vernarben. Ein Zuviel beim Friedensschlusse birgt meist neue Kriege in seinem Schoße. Die Geschichte hat dafür nur zu viele Beispiele. Hier sei nur auf Napoleons Raubkriege und Eroberungsfrieden hingewiesen, die Frankreich zwanzig Jahre nicht zur Ruhe kommen ließen, das Blut von Tausenden kosteten und schließlich mit einem Zusammenbruch endeten.

Aber auch durch das Zuwenig bei den Friedensbedingungen ist schon manches Volk um die Früchte seiner Siege durch die Diplomaten gebracht worden. Der Wiener Kongreß 1814—1815 sei als Beispiel genannt. Preußen war die Seele der Abrechnung mit Napoleon gewesen und hatte, da es die stärksten Opfer in diesem großen Völkerrkriege gebracht hatte, die nur zu berechtigte Hoffnung, eine besondere Berücksichtigung seiner Großmachtinteressen bei den Friedensverhandlungen zu finden. Im Hauptquartier waren die Blicke vorwiegend nach Westen gerichtet, um eine sichere Grenze gegen Frankreich zu bekommen. Außer diesen Forderungen vom militärischen Standpunkte aus, hofften die deutschen Patrioten auf eine Lösung der deutschen Frage. Jedoch vergebens hatten begeisterte Sänger wie Schenkendorf im Lied nach dem „deutschen Kaiser“ gerufen. Vergeblich hatte der greise Blücher den König von Preußen nach dem entscheidenden Siege von Belle-Alliance gebeten: „die Diplomaten dahin anzuweisen, daß sie nicht wieder das verlieren, was der Soldat mit seinem Blut errungen hat“. Den preußischen Unterhändlern ging in Wien bald die Initiative verloren, vor allem durch das überzeugte Festhalten an dem dualistischen Programm, das heißt an der Gemeinsamkeit Österreichs und Preußens in Deutschland, anstatt zielbewußt nur die eigenen Wege zu gehen. Sie übersahen dabei vollständig, daß Fürst Metternich in meisterhafter Intrigue gerade die Mittelstaaten Deutschlands — vor allem wollte Preußen seine alten Wünsche auf Sachsen erfüllen — zu stärken und zu erhalten suchte, um sie gegen den Nebenbuhler auszuspielen zu können. Zu dieser Täuschung über die wahre Gesinnung Österreichs kam noch, daß Preußen auch von den englischen, russischen und französischen Diplomaten in die Hinterhand gedrängt wurde, die nicht zulassen wollten, daß im Herzen Europas ein mächtiger deutscher Staat erstehet. Mit allen Mitteln der diplomatischen Kunst verstand es vor allem Talleyrand, der das besiegte Frankreich mit der gleichen Selbstverständlichkeit vertrat, wie früher den siegreichen Napoleon, seinem Staate wieder Sitz und Stimme im Areopag der europäischen Großmächte zu verschaffen und den Absichten des gefährlichen preußischen Nachbarn entgegenzuarbeiten. Die Folge davon war, daß nicht einmal die Herausgabe des geraubten Elsaß vom dem besiegten Frankreich an Preußen durchgesetzt werden konnte. So kam es, daß das Ergebnis

es Wiener Kongresses weder ein diplomatischer Erfolg für Preußen war, noch der Lohn für das, was das preußische Volk an Opfermut und Tapferkeit in der Zeit des Befreiungskrieges geleistet hatte.

Wenn den militärischen Erfolgen eines Blücher und Sneyenau die Unterstützung durch eine starke und zielbewußte Diplomatie versagt blieb, so war es Preußen vom Schicksal begeben, daß es 50 Jahre später in Bismarck und Moltke den Staatsmann und Feldherrn fand, die imstande waren, alle die unerfüllten Wünsche des Jahres 1815 durch gemeinsames Handeln zu verwirklichen. Das preußische Heer unter seinen ausgezeichneten Führern war für Bismarck nie versagende Vollstrecker seiner Entschlüsse. Weil er wußte, daß nur die Macht im Leben der Völker gilt, war es ihm klar, daß die deutsche Frage „durch Blut und Eisen“ gelöst werden mußte. Die Sicherheit seiner diplomatischen Entschlüsse und die unbeirrbar erkannte Notwendigkeit derselben wurden nicht getäuscht. Der Weg zur deutschen Einheit erschloß sich auf dem Schlachtfelde von Königgrätz. Preußen wurde nach dem Ausscheiden Österreichs der natürliche Mittelpunkt des zukünftigen Deutschland. Mit beispielloser Sicherheit hat Bismarck bei den amaligen Friedensverhandlungen zu Nikolsburg zwei Ziele vor allem im Auge behalten: schnell zum Abschluß zu kommen, damit Napoleon nicht Zeit gewinne, sich einzumischen, sowie Österreich und die süddeutschen Staaten zu schonen, um mit ihnen schon im Hinblick auf die noch kommende Auseinandersetzung mit Frankreich ein freundschaftliches Verhältnis zu erlangen. Der Minister hatte einen harten Kampf mit seinem königlichen Herrn zu bestehen, weil es ihm gelang, seine Ansicht durchzusetzen. König Wilhelm wollte darauf bestehen, daß auch Österreich und die süddeutschen Staaten durch Gebietsabtretungen gestraft würden. Der ganze unbeirrbar diplomatische Scharfblick Bismarcks offenbart sich hier, daß er in weiser Voraussicht „der historischen Konsequenz“ nicht zu viel oder zu wenig forderte, sondern es für politisch geboten hielt, „sich nach einem Siege nicht zu fragen, wieviel man dem Gegner abdrücken kann, sondern nur zu erstreben, was politisches Bedürfnis ist“. Er fährt dann in den Gedanken und Erinnerungen fort: „Die Verstimmung, die mein Verhalten mir in militärischen Kreisen eintrug, habe ich als die Wirkung einer militärischen Ressortpolitik betrachtet, er ich den entscheidenden Einfluß auf die Staatspolitik und deren Zukunft nicht einräumte.“ (Band II, Kapitel 20: Nikolsburg.) Die Geschichte hat Bismarck recht gegeben, daß er 1866 durch seine Politik der Mäßigung auch der Armee den besten Dienst erwies. Er erreichte, daß die süddeutschen Staaten sich nicht zu einer „französischen Filiale“ ausbildeten, sondern 1870 Schulter an Schulter mit Preußen gegen den alten deutschen Erbfeind kämpften.

Ein Kapitel für sich ist die Staatskunst Englands, deren struppellose Rücksichtslosigkeit jahrhundertlang mit der Welt ihr egoistisches Spiel trieb, deren sicheres zielbewußtes Arbeiten aber anerkannt werden muß. Englands äußerst geschickte Diplomatie, die mit erfolgsgewisser Entschlossenheit jede sich bietende Gelegenheit zum eigenen Vorteil auszunutzen verstand, wurde nicht unwesentlich unterstützt durch den Nimbus seiner die Meere beherrschenden Flotte und durch die günstige insulare Lage, die es auch ohne ein eigenes Volksheer gegenüber den europäischen Festlandsstaaten schützte. England konnte daher sein Weltreich aufbauen, ohne er eigenen Volkskraft zu große Opfer aufzuwerfen. Es ließ dafür andere Völker für sich bluten. Der Schilling spielte in Gestalt von Hilfgeldern dabei keine geringe Rolle. Ein Beispiel für viele ist das Verhalten Englands im Siebenjährigen Kriege, während dem es sich verpflichtete, Friedrich den Großen mit Geld zu unterstützen, nur um während des Krieges in Mitteleuropa Frankreichs amerikanische Besitzungen an sich zu bringen. Als dies erreicht war, ließ das „perfide Albion“ den Bundesgenossen im Stich. Nur um den Nebenbuhler Frankreich unschädlich zu machen, war England im 18. Jahrhundert die Seele der großen Allianzen und Koalitionen, und nicht aus dem idealen Grunde der Erhaltung des europäischen Gleichgewichts, wie seine Diplomaten der Welt vorzutäuschen verstanden. Es war eine logische Folge der englischen Politik, daß es auch das mächtig gewordene Deutschland lästig empfinden mußte, und wieder

griff es nach dem so oft erprobten Mittel. Es brachte eine große Koalition gegen Deutschland zusammen, mit deren Hilfe es den unbequemen Konkurrenten zu erdroffeln hoffte. Es beabsichtigte, sich bei diesem Kriege wieder wie früher hauptsächlich nur als Bankier und Zuschauer zu beteiligen, um schließlich die durch das Blut seiner Verbündeten erkaufte Beute einzustreichen.

Im Weltkriege hatte sich die englische Diplomatie insofern verrechnet, als sie die deutsche Widerstandskraft zu gering veranschlagte. England mußte sich zur Einführung der allgemeinen Wehrpflicht entschließen, und blutige Opfer bringen. Gleichzeitig ließ die englische Diplomatie aber nichts unversucht, immer neue Völker gegen uns mobil zu machen. Die halbe Welt stand schließlich gegen uns in Waffen. Trotzdem warfen wir die Gegner, verjagten Dynastien und hielten große Teile feindlichen Gebietes besetzt. Aber gerade diese beispiellosen Erfolge auf dem Schlachtfelde wurden Deutschlands tragisches Verhängnis. Unsere Siege wurden nicht rechtzeitig politisch ausgewertet durch einen „möglichen“ Frieden. Die deutschen Erfolge waren zu groß, als daß die militärischen Führer trotz der ungeheueren feindlichen Übermacht den festen Glauben an den Endsieg verloren hätten. Die Bedenken unserer damaligen Staatsmänner waren zu zaghaft und unentschlossen. Man hörte nicht auf sie. So wurde der Krieg von den Soldaten allein geführt, nicht nur auf strategischem und taktischem, sondern auch auf politischem Gebiet. Da es aber nicht Sache des Militärs ist, den Krieg auch politisch zu führen, ist der Vorwurf gegen die Oberste Heeresleitung, daß sie sich über das Maß des politischen Erreichbaren getäuscht habe, unberechtigt. Deutschland wurde geschlagen, weil seine starken militärischen Kräfte nicht durch gleich starke diplomatische unterstützt und ergänzt wurden, die es verstanden, den Frieden zu schließen, als wir dies unbeseigt noch hätten tun können.

Aber unserem zusammengebrochenen Volke haben die Sieger ihren Frieden verkündet, einen Frieden der gepanzerten Faust, einen Frieden der Willkür ohne vernünftige Mäßigung. Unsere Feinde haben nichts aus der Geschichte gelernt, und vergaßen, daß jeder Gewaltfrieden ein Frieden der Unbeständigkeit ist, der schließlich auch dem Sieger zum Unheil ausschlagen muß, wenn nicht die bessere Einsicht durchdringt.

Dr. Johannes Hofmann



Wohnungsnot

Alle wirtschaftlichen Fragen beginnen und enden heute bei der Wohnungsnot. Nicht die kleinste Stadt, nicht einmal die Dörfer sind von dieser Not verschont geblieben. In der Großstadt ist sie nachgerade unerträglich geworden. Täglich melden die Zeitungen von Eheschließungen, aber von Familien- und Haushaltgründungen kann keine Rede sein.

Gewiß, hier und da sieht man schon wieder Neubauten erstehen, an den Grenzen der Stadt, Ein- und Zweifamilienhäuser zumeist, und durchweg kleiner, als sie vor dem Kriege gebaut wurden. Wer Geld hat — viel Geld! — kann sich den Luxus des Bauens gestatten. Wenn weniger Bemittelte aus der Stadt heraus und zu einem eigenen Heim gelangen wollen, müssen sie sich schon mit einem „Unterstand“ begnügen oder sie sind auf fremde Hilfe angewiesen, auf die Hilfe Privater oder die Hilfe von Stadt und Staat.

In der Tat beginnen jetzt einzelne Städte größere Summen zur Hebung der Bautätigkeit aufzuwenden. So hat z. B. der Hamburgische Staat nicht weniger als 200 Millionen Mark zur Förderung des Kleinwohnungsbaues bewilligt, insbesondere zur Gewährung von Beihilfedarlehen an Private und gemeinnützige Bauvereine.

Das ist der Anfang. In den kommenden Jahren wird man voraussichtlich noch ganz andere Opfer bringen müssen. Dabei bleibt es immer noch zweifelhaft, ob Beihilfen dieser Art überhaupt ihren Zweck erfüllen, ob sie am Ende doch nicht nur einen Tropfen auf den eisenen Stein bedeuten. Wir kennen die Preise von morgen und übermorgen nicht, wissen nicht, wie die Lohnverhältnisse übers Jahr sein werden; nicht zu reden von allen möglichen Hindernissen, die dem Wohnungsbau unermutet in den Weg treten können.

Bei dieser Ungewißheit und Unsicherheit der Zukunft ist es doppelt geboten, keinen Pfennig zu verschwenden, alle Gelder aus öffentlichen Mitteln so zweckdienlich wie möglich zu verwenden und vor allem zu vermeiden, daß kostspielige Hilfeleistungen durch anderweitige Maßnahmen wertlos gemacht werden.

Wenn z. B. in demselben Augenblicke, in dem es einer Anzahl Großstädter durch städtische oder staatliche Beihilfen ermöglicht wird, sich außerhalb der Stadtgrenzen ein Heim zu begründen, die Bahnfahrt im Vorortsverkehr der betreffenden Stadt ganz erheblich verteuert und von der Stadtverwaltung nichts unternommen wird, weiteren Preiserhöhungen auf den Vorortsbahnen entgegenzuwirken, so heißt das schlechterdings nichts anderes, als mit der andern Hand wieder nehmen, was man mit der einen Hand gegeben hat.

Es ist ein verhängnisvoller Irrtum in der Verkehrspolitik vieler Großstädte, daß man sich von der Rentabilität jener Bahnen, die den Verkehr von der Stadt ins nächste Umland vermitteln, eine ganz falsche Vorstellung macht. Man fordert als Mindestleistung, daß diese Bahnen rechnerisch selbst tragen. Geschieht das nicht, so schreitet man zu Verkehrsbeschränkungen oder Preiserhöhungen. Und wenn auch diese Mittel nichts vorschlagen, was in den letzten Jahren oft genug zu beobachten war, ist man ratlos. In Wirklichkeit kann sich eine solche Bahn sehr wohl bezahlt machen, auch wenn sie Jahr für Jahr Zuschüsse erfordert. Man darf nur nicht den eigentlichen Zweck der Verkehrsmittel großstädtischer Umgebung aus den Augen verlieren. Eine Bevölkerung, die zwischen den Großstadtmauern gesundheitslich und sittlich verkommen muß, weil sie die immer teurer werdenden täglichen Fahrten nach den ländlichen Wohnstätten oder festtägliche Fahrten ins Grüne nicht mehr bezahlen kann, bedeutet vom staatswirtschaftlichen Standpunkt aus betrachtet eine Last: das sind die Menschen, für welche die kostspieligen großstädtischen Hilfs- und Abwehreinrichtungen (Krankenhäuser, Fürsorge-, Strafanstalten usw.) in erster Linie in Frage kommen. Will eine Großstadt wirklich vernünftig klug mit der Menschentraft ihrer Bevölkerung wirtschaften, so wird sie einestheils durch einen rechtzeitigen Druck auf die Verkehrsbetriebe, andererseits aber durch sehr beträchtliche finanzielle Unterstützung der Bahnen und Schiffahrtsgesellschaften, die den Verkehr mit der Stadt vermitteln, die Fahrpreise im Vororts- und Nahverkehr auf ganz geringer Höhe halten. Diese Fahrpreise müssen notwendigerweise so gering sein, daß sie diejenigen, die hinausgehen ins Freie, nicht abschrecken. Die sonntäglichen Fahrten ins freie Land müssen unter den Umständen die billigsten Vergnügungen der Großstädter sein. Wenn Kino und andere großstädtische Freuden ähnlicher Art billiger zu haben sind, ist die Stadtbevölkerung in Gefahr, sich zu verkommen; und zwar — wie schon angedeutet — unter Umständen, die Stadt und Umland ungeheure Kosten verursachen.

Aus dem gleichen Grunde müssen natürlich auch die täglichen Fahrten von der im Freien liegenden Wohnstätte zur Arbeitsstelle und die Rückfahrten im Preise so niedrig gehalten sein, daß dadurch Miete oder Wohnzins nicht wesentlich erhöht werden. Unter diesen Umständen ist die Frage sehr dringend eingehender Erwägung zu empfehlen, ob eine Stadtverwaltung, die der Wohnungsnot abhelfen will, nicht besser täte, wenn sie, anstatt finanzielle Beihilfen für den Kleinwohnungsbau zu gewähren, ihre Millionen hergäbe, um in der oben angegebenen Weise die Fahrpreise zu verbilligen. An einer Stelle muß doch gezahlt werden, es fragt sich nur, wo die Hilfe am dienlichsten ist und — nicht zu vergessen! — auf welche Weise am besten spart werden kann.

Abichtlich ist hier die ganze Angelegenheit vom nüchternen rechnerischen Standpunkt aus betrachtet worden. Denn die Stellen, die schließlich über diese Dinge zu entscheiden haben sind nun einmal gewohnt und sind auch gezwungen, sich nach rechnerischen Grundsätzen zu entscheiden. Es darf aber zum mindesten der Hinweis nicht vergessen werden, daß der lebendige Mensch vor der toten Sache allemal den Vorrang haben sollte, d. h. daß da, wo es sich um das gesundheitliche und sittliche Wohl eines großen Teiles unseres Volkes handelt, selbst die größten Kosten — sofern sie überhaupt nur aufzubringen sind — nicht gescheut werden dürfen.

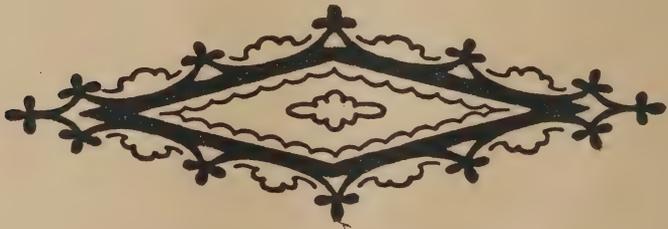
Übrigens sollte man bei der Erörterung der Fragen, die unser Volksleben betreffen, eins nie vergessen: Der Weg, den echter Idealismus vorschreibt, pflegt auch letzte Endes rein rechnerisch der beste, der gangbarste zu sein.

Alma Hedin, die Schwester des berühmten Asienforschers, hat vor etwa zwei Jahren zum Zwecke sozialer Studien eine Reise nach den Vereinigten Staaten unternommen. Ihre besondere Aufmerksamkeit galt den reichen Wohlfahrtseinrichtungen auf den riesigen Industriewerken und in den großen kaufmännischen Betrieben. Mit Staunen sah sie die großartig eingerichteten Erholungsräume, Bäder, Spielplätze, Büchereien, Kinos u. dgl. Und immer wieder drängte sich ihr die Frage auf die Lippen: Wie ist es möglich, die ungeheuren Kosten für diese Dinge zu bestreiten? Die lakonische Antwort, die sie stets erhielt, lautete: Es macht sich bezahlt.

Wir könnten wie in manchen andern Dingen so auch hier von den Amerikanern lernen. Vor allem die führenden Personen unserer Großstädte sollten sich daran gewöhnen, in den wichtigen Fragen, die weit in die Zukunft unseres Volkes hineinreichen, Herz und Auge zu öffnen und weit hinauszuschauen. Sie werden dann nicht anders können, sie werden die Wohnungs- und Verkehrsfragen — heute und auf lange Zeit hinaus das A und O aller Großstadtpolitik — in wahrhaft großzügiger Weise lösen; sie werden nicht nehmen mit einer Hand, was sie mit der andern gegeben haben.

Und in mehr als einem Sinne gilt das Amerikaner-Wort: Es macht sich bezahlt!

Dr. R. Kraut



Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungs-austausch dienenden Einwendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Der Wahrheit die Ehre!

Joh. Schlaf ist schon früher im „Türmer“ zu Wort gekommen; wir geben ihm auch jetzt Gelegenheit, sich auszusprechen, ohne zu seiner astronomischen Theorie Stellung zu nehmen. D. T.

Am 12. Oktober hatte ich Gelegenheit, im Berliner Künstlerhause einen Vortrag über „Die Erde, nicht die Sonne“ zu halten. Mit Bezug auf diesen hat der bekannte Astronom und Herausgeber des „Sirius“, Dr. H. H. Krieger, in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ folgende Notiz gebracht:

„Johannes Schlaf sollte am Mittwoch im Künstlerhaus dadurch eine besondere Ehrung bereitet werden, daß man ihn kurz vor seinem 60. Geburtstag einen Vortrag über seine geozentrischen Phantasien unter dem Thema „Die Erde, nicht die Sonne“ halten ließ. Seit zwölf Jahren bemüht sich der auf anderen Gebieten durchaus geschätzte Schriftsteller, die astronomischen Tatsachen so umzudeuten, daß sie seiner vorgefaßten Meinung als Kulissen dienen könnten. Er befindet sich dabei in dem Glauben, daß die astronomische Fachwissenschaft für dies monomane System zuständig sei, während in Wahrheit die exakte Wissenschaft damit nichts zu tun hat. Der Rückläufigkeit der Planeten und Kometen steht er völlig verständnislos gegenüber. Einmal heißt es, daß wir, vor die vollendete geozentrische Tatsache gestellt seien, und ein andermal, daß die Keplerschen Gesetze erhalten bleiben. Die ‚philosophische Orientierung‘ des Redners zeigt sich darin, daß er in diesen Phantasmen einen ‚unerschütterlich sicheren Grund‘ für unsere Erwägungen über ‚Gott und die Menschheit‘ endlich gefunden hätte. Der Vortrag, der auch nicht einmal stilistisch die Erwartungen der wenigen Hörer, die mit abbröckelndem Interesse allmählich den Saal verließen, erfüllte, dürfte trotz liebevoller Beifallsäußerungen der Freunde seinen Zweck wesentlich verfehlt haben.“

Diese Zeilen bieten ein Musterbeispiel dafür, wie eine ehrliche Kritik nicht sein soll!

Herr Dr. Kr. faßt sich dahin zusammen, daß mein Vortrag „seinen Zweck wesentlich verfehlt“ habe.

Nun, das „Wesentliche“, also der Gegenstand, um den es sich handelte, war das Sonnenfleckenphänomen und seine von mir sehr eingehend an den bekannten drei Epsteinschen Fleckentafeln dargelegte geozentrische Konsequenz. Hätte mein Vortrag also seinen Zweck „wesentlich verfehlt“, so hätte Herr Dr. Kr., als ein Kritiker, der seine Sache gewissenhaft nimmt, nachzuweisen gehabt, daß meine Darlegungen bezüglich des Fleckenphänomens und der Epsteinschen Tafeln unsichere wären. Aber über dies „Wesentliche“, also über den Gegenstand meines Vortrages überhaupt, findet der Leser in Dr. Kr.s oben angeführten Zeilen keine Silbe! —

Und zwar ungeachtet, daß 1. das Fleckenphänomen dahin lautet, daß die Sonnenflecke, höchst auffallenderweise, in inner auf ein und demselben besonderen Gebiet der Sonnenoberfläche entstehen; nämlich so gut wie alle großen (etwa 92 bzw. 95 v. H.) auf Rückseite der Sonne, von wo sie um den Ostrand herum aufgehen; alle auf Vorderseite entstehenden Flecke aber auf Osthälfte der letzteren; und daß die geozentrische Konsequenz dieser Erscheinung sich ganz unmittelbar darbietet, wie ich in meinen Schriften „Die Erde — nicht die Sonne“ (Dreiländerverlag, München 1919) und besonders in „Neues zur geozentrischen Feststellung“ (J. G. Holzwarth, Rothenfelde i. Teutob. Wald) ausführlicher nachgewiesen habe;

2. daß mir inzwischen — von Prof. Plazmann und Prof. Epstein — ein Zugeständnis in dem Sinne wurde, das Fleckenphänomen biete auch der Fachwissenschaft ein „Rätsel“, dem sie nicht anders gegenüberstehe als achselzuckend der Arzt einem „hoffnungslosen Patienten“, und daß die Erscheinung, wenn sie als solche zu Recht besteht, nicht mehr kopernikanisch verarbeitbar werden kann;

3. daß ein Versuch Prof. Epsteins, das Fleckenphänomen nachträglich als solches zu beseitigen, von mir an Epsteins eigenen Fleckentafeln als ein bloßes Mißverständnis nachgewiesen werden konnte (vgl. besonders „Neues zur geoz. Feststellung“), demgegenüber die Epsteinschen Tafeln selber das Phänomen lediglich von neuem auf das schlagendste bestätigten!

Das alles war der von mir sehr eingehend ausgeführte Gegenstand meines Vortrages, dessen ungeheure kritische Wichtigkeit deutlicher und zwingender gar nicht am Tage liegen konnte! —

Ich frage, ist Herr Dr. Kr. auch nur durch das geringste berechtigt, meinen Vortrag seinem Zwecke nach als „wesentlich“ verfehlt zu bezeichnen? War er angesichts der offenbarsten kritischen Bedeutung des Gegenstandes nicht vielmehr geradezu verpflichtet, auf ihn einzugehen? Statt dessen erwähnt er ihn noch nicht mal! Nicht mit der leisesten Silbe! Schlüpft er auf das vollkommenste über ihn hinweg! Warum? Der Leser, der inzwischen aufgemerkt haben wird, kann sich's, denk' ich, nachgerade selber beantworten: Eben weil es schon zu „fisklich“, zu „gefährlich“ war, dem Leser der „Dtsh. Allgem. Ztg.“, der dem Vortrag nicht beigewohnt hatte, zu verraten, wovon er denn in Wahrheit eigentlich gehandelt hat. —

Dafür untergräbt mein Herr „Kritiker“ aber frisch draußlos meinen guten Ruf (denn darauf läuf't's hinaus) mit unbewiesen hingeworfenen Redewendungen wie „geozentrische Phantasien“, „vorgefaßte Meinung“, „dies monomane System“, mit dem „in Wahrheit die exakte Wissenschaft nichts zu tun“ hätte; die exakte Wissenschaft, von der mir inzwischen doch „in Wahrheit“ bereits so schwer wiegende Zugeständnisse wie das oben angeführte Plazmannsche und Epsteinsche wurden!

Ich denke, eine raffiniertere und unstatthaftere Weise, eine ehrliche, ernstlichster Beachtung dringend werte Sache öffentlich totzuschlagen, kann es nicht geben, als sie hier von Herrn Dr. H. H. Kriehinger gehandhabt wird! Raffiniert bis auf die Redewendung, daß die „wenigen Hörer“ (in Wahrheit waren es reichlich über 200, und es waren von vornherein überhaupt nicht mehr als 200 Karten ausgegeben worden!) mit „abbröckelndem Interesse allmählich den Saal verlassen“. In Wirklichkeit haben im Verlaufe des Vortrages etwa ein Duzend Damen nach und nach den Saal verlassen, die sich wohl insofern enttäuscht gefühlt hatten, als sie auf eine „poetische Behandlung“ des Gegenstandes gefaßt gewesen waren. Der übrige „Rest“ der Zuhörerschaft ist mir aber mit bester Aufmerksamkeit bis zum letzten Wort gefolgt und hat meinen Ausführungen mit ehrlichem Beifall gedankt. Als Zeichen, wie man sich interessiert hatte, kann ich noch erwähnen, daß nach Schluß des Vortrages eine ganze Anzahl von Zuhörern an mich herantraten und sich Titel und Verlag meiner geozentrischen Schriften notierten bzw. noch diese und jene Aufklärung von mir erbaten. So hat es sich in Wahrheit verhalten.

Joh. Schlaf (Weimar)



„Einsam, arm und alt“

Der Aufsatz von Hans Schönfeld in der Türmernummer 12 (September) deckt zu tiefes Leid auf, als daß wir uns mit den darin enthaltenen Anregungen begnügen können. Das will ja natürlich der Verfasser auch mit seinen Ausführungen: wir sollen die Tat folgen lassen. Doch erscheinen mir die angezeigten Wege nicht gangbar genug. Es gibt einen andren, der vielleicht schneller zum Ziele führt.

Wer weiß, wie heutzutage Siedlungen zustande kommen, wird einsehen, daß da wohl den verarmten alten Menschen, die wahrlich nicht wertlos für unser Volk sind, eine Stätte des Friedens geboten werden kann. Nur verstreut finden wir auch in Siedlungen edle Menschen, die um ihres Volkes willen siedeln und die Urbarmachung von Land auch wirklich als etwas Nützliches fühlen. Die größere Zahl siedelt aus einem allerdings nicht unedlen Eigennutz, sofern sie zunächst gezwungen ist, an sich selbst zu denken. Auch „Jugendverbände, Freundschaftsverbände und all die Gemeinschaften, zu denen sich lebensfrohe Jugend zusammentut“, sind meist sehr viel zu laut, als daß sich die stillen Alten in ihrer Mitte wohl fühlen würden.

Und doch gibt es einen Weg. Die Not kann behoben werden. Auch in der Jugend und im mittleren Alter gibt es stille Menschen, die noch das Gefühl der Verehrung für die Taten alter, einstmaligen jungen Kämpfer tiefinnerlich besitzen. Auf diese Einzelnen kommt es hier an. Sie können die geistige Not der Alten wenigstens lindern. Ich erwarte nicht so sehr von Verbänden und Organisationen. Diese Not kann am besten der treue, aufmerksame Einzelmann behoben.

Mein Vorschlag geht deshalb dahin: Einige übernehmen die Arbeit der Vermittlung zwischen Anschriften geistig vereinsamer Volksgenossen. Alle, die helfen wollen, erhalten durch Namen und Anschrift geistig Dardender, mit denen sie persönlich oder brieflich in Verbindung treten. Wenigstens einem dieser armen Volksgenossen eine Zeitung oder Zeitschrift zu schicken und ein gutes Buch zu geben und darüber Gedankenaustausch mit ihm zu pflegen: das muß für jeden edlen jungen Menschen ein Weibedienst sein. Ich weiß auch manches junge Mädchen, das in dieser Weise für einen alten Menschen sorgen zu dürfen als ein großes Geschenk empfinden würde.

Wer wahrhaftig unserem großen Meister von Nazareth nachleben will, wird auch bald Mittel finden zu dieser Hilfe. Er wird bei dem Hilfebedürftigen bescheiden um die Erlaubnis bitten; denn ihm wird eben durch seine Tat an sich das schönste Geschenk. Und ist erst geistige Not gelindert, so kann auch manches zur Abstellung der materiellen geschehen.

Wir müssen den Weg zueinander finden. Das geht am besten von Mensch zu Mensch. Ich weiß mir nichts Schöneres, als wenn alt und jung an einem Tische sitzen: die Jugend mit Ehrfurcht im Herzen, die Alten aus Liebe zu den Jungen.

Will Chemnitz



Literatur, Bildende Kunst, Musik

Ein deutsch-amerikanischer Dichter

Der Tod hat in letzter Zeit unter unsren deutschen Schriftstellern aufgeräumt. Auf Casp Flaischlen folgten Karl Hauptmann, Ludwig Thoma, Max Bower, der überan national gesinnte Bismarck-Verehrer, und soeben Anna Ritter und Marx Mölle. In Nordamerika starb noch nicht sechzigjährig in denselben Monaten die vielleicht stärk dichterische Begabung unter den dortigen Deutschen: Konrad Nies (zu Alzey in Hesse geboren, seit 1885 in Amerika).

Die deutschen Leser haben im allgemeinen wenig Föhlung mit unsren dichtenden Ausland-Deutschen. Und so dürften Erinnerungen von Klara Ruge, die wir im Sonntagsblatt der sozialistischen „New Yorker Volksztg.“ finden, Teilnahme erwecken.

„Als ich Nies vor wenigen Jahren zuletzt sah, hatte er immer noch etwas Jugendhaft in der Erscheinung. Schlank, reiches dunkelblondes Haar über dem feingeschnittenen Gesichte und ein halb spöttisches, halb kindliches Lächeln in den Augen und Mundwinkeln. So ist mir in der Erinnerung geblieben.

Seine Newyorker Freunde, für die er oft jahrelang stumm blieb, wenn's ihm gerade so paßte, und die er dann wieder zu seinen Freunden zählte, sobald er in Newyork war und etwas „unternahm“: sie wußten alle, daß sie ihm nicht abschlagen konnten, sich für ihn in Zeug zu legen, denn seine naive Liebenswürdigkeit entwaffnete alle. Man war sofort wieder auf dem alten freundschaftlichen Fuß, wenn man ihn wieder sah.

Ich lernte Nies kennen, als ich erst ganz kurze Zeit in Newyork weilte. Es war in einer größeren Gesellschaft bei einer deutschen Frau, die längst nicht mehr lebt. Sie hatte Nies und seine Familie bei sich zu Gaste, weil diese im Begriff standen, Newyork zu verlassen, um nach dem Westen zu ziehen. Durch die gemeinsamen Bekannten erfuhr er, daß ich auch mit der Feder arbeitete, auch daß ich via Venezuela nach Newyork kam. Deshalb wollte er mich kennen lernen, besonders da ihn die fernen Länder interessierten.

In den folgenden Jahren kam Nies öfters auf seinen Vortragstouren nach Newyork. Ich hörte ihn sein schönes, nach meinem Geschmack schönsten Gedicht „Die Rache der Wälder“ vortragen. Hier deckte sein großes Formtalent ein Motiv, das von Bedeutung war und dem er die Fassung gegeben hatte, in der es zu voller Wirkung kam. Ganz besonders zum Vortrag eignet sich diese Dichtung vorzüglich, in der er seinem Empfinden gegen den Vandalismus der amerikanischen Wälderschändung den poetischen Ausdruck gab. Und natürlich konnte Nies selbst alle Tiefen und Höhen am besten herauslösen.

Es kamen dann mehrere Jahre, in denen ich Nies nicht sah, aber ich blieb in brieflicher Verbindung mit ihm. Er war sehr leidend, lebte in St. Louis, hatte aber seine Lehrerstelle dort aufgeben müssen. Man zweifelte daran, daß sein Leben erhalten bleiben könne. Es wurden Vortragsabende von Nies' Dichtungen zu seinem Besten veranstaltet. Vor allem war es ein Newyorker Freund, Friedrich Michel, der unermülich für Nies tätig war.

Nies erholte sich. Aber eine Schulstellung, die überhaupt für seine Wesenheit nicht paßte und ihn nicht befriedigte, konnte er nicht mehr annehmen.

Sein erster Gedichtband „Funken“ war nun erschienen. Viele Liebesgedichte, viele Heimatgedichte. Die Heimat war natürlich Deutschland. Er gehörte zu den deutsch-amerikanischen Dichtern, die die Deutschlandsehnsucht nie los werden konnten. Das ‚Heimweh‘ durchzittert so viele seiner Gedichte. Mit Amerika, überhaupt mit dem modernen Leben, hat er sich nur selten auseinandergesetzt. Gerade deshalb ist „Die Rache der Wälder“ eine ganz ausnahmsweise gelungene Schöpfung. Damit soll aber durchaus nicht behauptet werden, daß nicht auch viele andere Gedichte von Nies von echter Schönheit sind. Er war ein hervorragender Künstler der Form. Nur vielleicht allzu sehr. Er blieb den alten Formen treu. Ein Epigone von Geibel, Heyse und verwandten Dichtern. Aber in seiner Weise jedenfalls von Bedeutung. Ein wirkliches Talent. Ganz besonders bevorzugte er das Sonett . . .

Nies lebte fast ausschließlich im Deutschtum. Das Große der Zeit, Industrie, Technik, die sozialen Kämpfe sah er nur aus der Perspektive. Aber trotzdem wäre es unrichtig, ihn als einen einzuschätzen, der sich von der Welt der Arbeit mit Absicht abgewendet hatte. Das lag reiner Gemütsart ferne. Nur war es ihm nicht gegeben, den direkten Kontakt zu finden.

Aus alledem kann man aber auch verstehen, daß er, als der Weltkrieg ausbrach, deutscher Patriot wurde. Zum internationalen Sozialismus hatte er sich nie durchgearbeitet. Und sogar so viele, die sich dem zugeschworen hatten, sind dann die richtigen Hurrapatrioten geworden.

Als ich die letzten Male mit Nies zusammen war, entdeckte ich auch leider, daß er für eine der der Wirklichkeit abgewandten Doktrinen ernstes Interesse gewonnen hatte. Die Theosophie, die wieder Mode geworden ist, diese Spielerei mit der ‚Selbstvervollkommnung‘ hatte ihn gefangen genommen. Wie weit er sich schließlich hinein vertieft hat, kann ich aber nicht beurteilen, denn seit er in Denver und in seinem ‚Waldnest‘ bei San Franzisko lebte, habe ich ihn nur noch einmal gesehen, als er auf einer Vortragstour sehr kurze Zeit in Newyork weilte.

Nun ist Nies in seinem Waldnest, das er sehr liebte, verschieden. Einer weniger unter den wirklich poetisch begabten Deutschen in Amerika!“

Soweit diese Sozialistin. Von dem Gedicht „Die Rache der Wälder“ mögen einige Strophen einen Begriff geben:

Des Nachts, wenn die Sonne im Meere entschwand
und die Wolken im Sturme jagen,
da geht in den Lüften ein Brausen durchs Land,
wie geächteter Rechte Klagen.

Aus den Catskills kommt's, wo die Eichen wehn,
aus Pennsylvaniens Gebreiten,
von den Tannen von Minnesotas Seen,
aus Texas' waldigen Weiten;

aus den Föhren und Fichten bricht es hervor
in Kolorados Gesteinen,
aus den Rotholzriesen am goldnen Tor,
aus den Bedern in Floridas Hainen.

Aus Ost und West, aus Süd und Nord,
durch Klüfte und Felsen und Felder
erschwillt er im donnernden Sturmakford,
der Racheruf der Wälder:

„Wir wuchsen und wuchsen viel tausend Jahr
bei der Wildnis rotem Sohne;
wir boten ihm Obdach und Waffe dar,
und Liebe ward uns zum Lohne.

Wir sproßten in Frieden, wir grüntem in Ehr',
wir schützten und schirmten die Lande.
Da brachen die Bleichen waldein übers Meer
und lösten die heiligen Bande.

Sie danken uns Heimat, sie danken uns Hertz,
die Bleichen, die Feigen, die Feinen,
doch dankbar verwüßten, von Habgier verzehrt,
das Mark sie von Wäldern und Hainen!

Uns Hüter des Hochlands, uns Wächter der Seen,
der Vorzeit heilspendende Erben,
sie fällen uns herzlos, in freblem Vergehn,
um Haufen von Gold zu erwerben;

Doch eh' wir zerbrochen, als lebloses Gut,
der Habsucht uns fügen zum Dache,
hört, Sturm uns, und Erde und Feuer und Flut,
euch rufen herbei wir zur Rache!“ . . .

Die Wälder rufen Fluch und Unheil über das Werk der Zivilisation, das der Dichter in diesem Falle als ruchlose Ausbeutung empfindet.



Maskenzüge

Ghellengeklingel — bunte Federbüsche nickten von den Häuptern der Pferde — stolze Reiter und schöne Frauen in buntem Zuge; daneben schlichte Wanderer in grauem Röcklein. Aber jeder trägt die schwarze Maske; und lüftet er sie zum Schein, so zeigt sich nur, daß er darunter eine andere, undurchdringlichere trägt. . . Wo sah ich den Maskenzug in unserer ach so karnevalsfernen Zeit? — Ich saß am Schreibtisch, ein Häuflein Bücher vor mir: Lebensbeschreibungen, Selbstzeugnisse, Briefe. Keines glich dem andern. Nur eins hatten sie alle gemein: die Maske. . .

Die fürstliche Dame, die, wie sich's gebührte, an der Spitze des Zuges schritt, die geistliche Königin von Münster, Amalie Fürstin von Gallizin, die Freundin von Bischöfen und Philosophen — sie freilich war, wie ihre Biographin Hanni Brentano erzählt (Amalie Fürstin von Gallizin, von Hanni Brentano; Herders Verlag, Freiburg i. Br.) ihr Lebelang von dem Wunsche beseelt, sich selbst im stillen Kämmerlein allein mit ihrem Gotte die Maske abzureißen. Ob aber ihre geistlichen und geistigen Freunde, der Philosoph Hemsterhuis und Haman, der Magus des Nordens, sie ohne die letzte seelische Hülle schauen durften? Die Biographin, die so treulich die Lebenslinie dieses wechselreichen Daseins nachzeichnet, blieb uns auf manche Frage nach den psychologischen Rätzeln dieser geistlich-weltlichen Seelenbündnisse schon in der ersten Auflage ihres Büchleins die Antwort schuldig. Und als sie jetzt, unterdessen selbst Klosterfrau geworden, in stiller Zelle die Neubearbeitung ihrer Schrift vor-

ahm, kam es ihr minder aufs Fragen denn auf tröstende Antwort an. So ist dieses Büchlein mehr Erbauungsbuch als psychologisch-historische Biographie geworden. Ganz andere, vielleicht gerade die entgegengesetzten Ziele, verfolgte Ida Boy-Ed mit ihrem Büchlein über Frau von Kalb (Ida Boy-Ed, Charlotte von Kalb; J. G. Cotta's Verlag, Stuttgart und Berlin 1920). Nicht nur psychologische Maßstäbe, sondern sogar physiologische Erklärungsgründe schafft sie hierbei, um das merkwürdige Seelenleben ihrer problematischen Geschlechtsgenossin aus dem achtzehnten Jahrhundert tiefer zu ergründen, als es bisher der Forschung gelang. Mit wußter, selbstverzichtender Selbstbescheidung betont sie, daß sie sich nicht neben zünftige Literaturforscher stellen, sondern als Frau aussagen wolle, wie sie das Wesen Charlottens von Kalb erkannt und verstanden habe.

Die gleiche Lust des klassischen Zeitalters, aber edleres Gleichmaß der Empfindungen und wohlklingenden Einklang der Seelen bringt uns eines der schönsten Bücher, die uns das verflossene Jahr bescherte: Die lang erwartete einbändige Ausgabe der Auswahl aus dem Briefwechsel zwischen Wilhelm und Karoline von Humboldt (Wilhelm und Karoline von Humboldt in ihren Briefen, herausg. von Anna von Sydow. Berlin 1920; verlegt bei E. S. Mittler & Sohn), welche die Erbin des Humboldt-Nachlasses, Anna von Sydow, in ihrer unverkürzten siebenbändigen Ausgabe hat folgen lassen. Gewiß, wer die vollständige Ausgabe kennt und zu den Kleinodien seines Bücherchranks zählt, wird hier manches Vermissende vermiffen, obwohl die Auswahl, wie nicht anders zu erwarten war, mit dem feinsten Geschmack und innerlichstem Verständnis getroffen ist. Aber auch jetzt bleiben noch genug Ecken in dieser kostbaren Kette von Seelenbildern, Lebenserfahrungen, Weltgedanken, die das einzige Verhältnis dieser zwei edelsten Naturen zeitigte. Vielleicht ist es ein Vorzug dieser verkürzten Ausgabe, daß in ihr das zeitlich Bedingte etwa in der Sentimentalität der Brautzeit zurücktritt gegenüber dem Menschlich-Reifen und Geklärten der späteren Jahre. Und die Verbreitung, die dieses seltene Buch verdient, wird ihm in der neuen Ausgabe, die auch der bescheideneren Kasse zugänglich ist, hoffentlich eher zuteil werden als in der Monumental-Ausgabe, deren prächtige Bände heute nur Kriegsgewinner beglücken könnten, aber nicht glücken.

Während in den Briefen dieses edelsten Paares, das auf den Höhen der Menschheit wandelt, der Staat und seine Geschäfte, welchen doch Humboldt sein Berufsleben widmen mußte, nur von ferne und trotz aller glühenden Vaterlandsliebe besonders der Frau fast wie eine lästige Unvermeidlichkeit erscheinen, wählt sich ein anderes Buch die Stellung des Romaners zur Politik zum eigentlichen Thema. Nicht dem tiefsten der Romantiker, dem immer noch geheimnisreichen Friedrich Schlegel, sondern dem tätigsten, wachsten und energischsten aus ihrem Kreise, seinem Bruder August Wilhelm, widmet der junge Heidelberger Gelehrte Otto Brandt (Otto Brandt, A. W. Schlegel. Der Romantiker und die Politik. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin 1919) seine Habilitationsschrift „A. W. Schlegel, der Romantiker, und die Politik“, die uns einen wichtigen Beitrag zur Geschichte des Staatsgefühls im Zeitalter der deutschen Romantik gibt, das ja zugleich das Zeitalter der Freiheitskriege und des erwachenden deutschen Nationalgefühls war. August Wilhelm Schlegel hat, wie er sich literarisch als Mittler zwischen den Kulturen seine schönsten Verdienste erwarb (seine Shakespeare-Übersetzung wird allen neueren Versuchen zum Trotz nicht so bald vergessen), auch politisch zweimal ein Mittleramt ausgeübt, das seiner Natur entsprechend mehr Ansprüche an den Literaten stellte als an den Staatsmann. Bekannt ist, wie er Frau v. Staël deutsches Lebensleben nahe brachte; weniger bekannt, aber nicht weniger verdienstvoll ist seine Tätigkeit am Hofe des Kronprinzen von Schweden. Beide Phasen seines wechselreichen Lebens zeigen er bestrebt, den Weltbürger und den deutschen Patrioten zu vereinen, und beide werden er, zum Teil auf Grund bisher unbekannter Quellen, eingehend und sachkundig geschildert. Entstand zwar nicht die immer noch vermifchte Biographie August Wilhelm Schlegels, ein

Bild des literarischen Proteus, dessen wandlungsfähige Natur sich dann auch in seiner Politik spiegeln würde, aber doch ein wertvolles Fundament dafür, auf welchem vielleicht derselbe Forscher die Biographie einmal wird aufführen können.

Was wir für August Wilhelm Schlegel in dem bekannten Buche vermissen, ist für ein vielleicht noch problematischeres und schwankendere Gestalt aus jener Zeit in dankenswerter Weise erfüllt worden: Harry Mayne schenkte uns eine lange und sorgfältig vorbereitete Immermann-Biographie (Immermann, der Mann und sein Werk, von Harry Mayne Oskar Beck, München 1921). Wenn der Verfasser mit berechtigter Zuversicht in seinem Vorwort selbst gesteht, daß ihm als Ziel vorschwebte, wenn möglich nicht ein Buch, sondern das Buch über den Dichter und Denker zu schreiben, in den er sich während zweier Jahrzehnte eingelebt hatte wie wenig andere, so darf man ihm zuerkennen, daß ihm ein gut Teil dieses kühnen Planes geglückt ist. Freilich, manches Rätsel löst sich und manches Rätsel knüpft sich auch, wie das bei der widerspruchsvollen und schwer zugänglichen Art des Mannes und seiner Werke nicht anders möglich war. Das Grundproblem des Buches mußte ein doppeltes sein. Zunächst galt es in den Werken des Mannes, der den ganzen bedeutungsvollen Entwicklungsgang deutscher Geistesgeschichte von der verstandesstolzen Aufklärung über die gefühlstrunkene Geniezeit zur Klassik, und von der ruhevollen Ausgeglichenheit der Klassik über die phantastische Eigenwilligkeit der Romantik zum künstlerischen Realismus in seiner persönlichen Entwicklung mit durchgemacht hatte, den Spiegel und die abgekürzte Chronik seines Zeitalters aufzuzeigen. Das zweite Problem aber mußten gerade bei Immermann die seelischen Widersprüche sein, die, von Leben und geistiger Anlage ausgehend, sein Werk durchkreuzen und durcheinanderwirren. Ideengeschichte mußte das Buch ebenso werden wie Seelengeschichte. Wie kommt es, daß im Lebenswerk dieses Mannes Triviales neben Tiefinnigem, Ringen nach Ewigem und Versinken im Zeitlichen hart nebeneinander stehen? Es galt den Generalnenner dieser vieldeutigen Natur aufzuspüren, die innere und äußere Notwendigkeit ihres langsamen Werdens und endlichen Seins zu erkennen. Alle diese und ähnliche Fragen entsprechen Problemen der Immermann-Biographie, die dieses Buch aufrollt. Wie es sie zu lösen versucht, das kann an diesen Orten kaum angedeutet werden. Wir sehen, wie ein typischer Übergangsmensch sich in einem Übergangszeitalter entwickelt und wandelt. Und wir freuen uns — um mit dem von Mayne selbst zitierten Vischer zu reden —, zu erfahren, unter welchen Einflüssen dieser Baum mit so kraus gebogenen Ästen so knorrig und krumm und doch auch so tüchtig gewachsen ist.

Neben diesen rätselvollen und schwankenden Gestalten aber schreitet als dritter in der Reihe ein schlichter Mann, dessen eckige Züge, dessen treue blaue Augen den Gedanken der Maske weit verschleichen: Ludwig Uhland (H. Schneider, Uhland. Berlin 1920, Ernst Hofmann & Co.). Er hat in Hermann Schneider einen kenntnisreichen, aber ein wenig hausbackenen Biographen gefunden. „Nur wo wir im Philisterland uns fanden, da verstanden wir uns gleich“, denkt man, wenn man den schulmeisterlichen Nörgelton, die allzu rasch und flach befriedigte Charakterzeichnung mancher Seite liest. Daß Uhland an seinem Hochzeitstage einer Sitzung beigewohnt habe, wird gebührend vermerkt und getadelt; aber die Seele des Mannes, tief wie der Brunnen im Märchen, auf dessen Grunde die goldene Krone schlummert, bleibt unzugänglich trotz ihrer scheinbaren Durchsichtigkeit. Ganz unzureichend ist das Kapitel über Uhlands Lyrik; und damit ist eigentlich der Stab über ein Uhlandbuch gebrochen. Dagegen soll anerkannt werden, daß Uhland der Gelehrte in der Besonderheit seines wissenschaftlichen Schaffens, das zur Hälfte künstlerisches Schauen war, zum ersten Male eingehend gewürdigt wird. Erich Schmidt wollte einst eine Uhland-Biographie schreiben; der Verfasser bekennt, daß er seiner Unterweisung die erste Einsicht in Uhlands Wesen und Bedeutung verdankt, aber was ein König bauen wollte, hat ein Rärner ausgeführt.

Mit geringeren Ansprüchen als diese umfangreichen Lebensbücher, aber in erlesenem Gewande und mit wenigen erlesenen Gaben tritt ein kleines Buch auf, welches Mario Krammer

Unterstützung der Erben Theodor Fontanes im Verlage von Colignon erscheinen ließ. Theodor Fontanes engere Welt“, so nannte er eine Sammlung von ungedruckten Gesetzen, Briefen, Bildern, Facsimiledrucken, die dem literarischen Kritiker wenig, dem Fontane-Kritiker viel zu sagen haben. Gewiß, manches in diesem Büchlein ist Schlarvock- und Pantoffel-Geist — der alte Fontane selbst wäre der erste gewesen, es so zu nennen. Mancher Brief ist erheblich, manches Gedichtlein für den Tag bestimmt und konnte mit ihm untergehen; aber alles ist durchweht von der herben und starken Luft Fontanescher Lebenserfahrung, und es ist eine Freude, wie sie uns selten zuteil wird, dieses Leben der frühen Stürme, der jahrelangen mühseligen Fronarbeit und der herbftlichen Sonne hier gewissermaßen aus nächster Nähe noch einmal mitzerleben. Nicht zu vergessen ist, daß die Ausfuhrung der wunderschönen Bilder und Facsimiledrucke, die dem Bändchen beigegeben sind, in unzeitgemäßer Trefflichkeit prangt. Preislich ist der Preis des dünnen Büchleins dafür desto zeitgemäßer.

Zu dem lächelnden Skeptiker Fontane, wie er so ein wenig gebeugt von des Tages Sorgen, das gestricke wollene Halstuch umgeschlungen, daherschreitet, gefellt sich erhobenen Hauptes und mit wehendem Haar einer, der die Welt reformieren will: Hermann Liez, der Kultur reformer (Hermann Liez, Lebenserinnerungen. Herausgeg. von Erich Meißner. Verlag des Landwaisenhauses, Vockenstedt am Harz). Ihm verdanken wir die ersten Landwaisenhäuser von Isenburg, Haubinda und Bieberstein, in denen das seitdem so viel beachtete Ideal der körperlichen und geistigen Erziehung, der Auszubildung von Hand und Kopf gleich, schließlich der Selbstverwaltung der Schüler verwirklicht wurde. Er erzählt uns selbst in einem höchst lebendigen Buche seine Jugendjahre, seine Entwicklung und Lehrzeit, seine Kämpfe und seine Erfolge. Mit steigendem Interesse folgt man den kunstlosen und aufrichtigen Darlegungen und trauert mit seinen Freunden um das vorzeitige Ende dieses reinen Wollens. Liez ist im Kriege als Schneeschuhläufer mit hinausgezogen, brachte aus dem Felde eine böse Krankheit mit, welcher er im Sommer 1919 erlag. Für das Verständnis seiner Lebensarbeit ist dieses Buch seiner Lebenserinnerungen vielleicht noch wichtiger als die einzelnen programmatischen Schriften des Vielumstrittenen. Der volle Ernst seines Willens spiegelt sich in seinem Leben.

Efodi

* * *

Die weihnachtliche Bücherflut hat zur Lebenskunde bekannter Persönlichkeiten eine Reihe weiterer bemerkenswerter Veröffentlichungen mit sich gebracht, die als Ergänzung zu dem obigen Aufsatz wenigstens kurz hier angeführt werden sollen. — Ein Gegenstück zu den im „E.“ ausführlich gewürdigten Brautbriefen Schleiermachers bildet das Werk „Schleiermacher als Mensch. Sein Werden“. (Herausgegeben von Heinrich Meisner. Verlag Friedr. Andreas Perthes, Gotha.) Es ist eine Sammlung von Familien- und Freundschaftsbriefen des großen Kanzelredners aus der Zeit von 1782—1804. Man kann die Sammlung, die das Bild des werdenden Mannes herausarbeitet, als einen teilweise neuen, jedenfalls aber gereinigten Kommentar für diesen Lebensabschnitt ansehen. Die Zeit des „Wirkens“ bleibt offenbar dem weiteren Bande vorbehalten. — Nach den römischen, merikanischen und Jugendbriefen hat die Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, nunmehr die „Petersburger Briefe“ eines Historikers und Diplomaten Kurd von Schölzer herausgebracht, die den Zeitraum von 1857—1862 umfassen und als dramatischen Kern den Kampf des hanseatischen Heißhorns gegen seinen hohen Chef Bismarck enthalten. Bismarck zeigte sich groß genug, in Anbetracht der außerordentlichen Tüchtigkeit seines Gehilfen auch offener Auflehnung gegenüber Rücksicht walten zu lassen. Dabei ist unverkennbar, daß sich gerade unter Bismarcks Einfluß der gefährliche Raufsch, den das gesellschaftliche Leben an der Newa anfangs in dem jungen Staatsmann erweckte, in eine nüchterne Erkenntnis der russischen Wirklichkeit umwandelte. Er hat sich trotz allem in der Petersburger „Höllenzzeit“ der Charakter dieses hochbegabten

Diplomaten gehärtet, der später ein begeisterter Anhänger des „großen Hünen“ wurde und ihm auch nach dem Sturz die Treue gewahrt hat. — Die „Tagebücher“ von Friedrich von Senz nehmen in der staatspolitischen Literatur einen hohen Rang ein. Ihren Abschluß finden sie in den Aufzeichnungen des letzten Lebensabschnittes 1829—1831, die A. Fournie und Prof. Dr. Wintler im Amalthea-Verlag, Wien-Leipzig, jetzt veröffentlicht haben. Wie in den früheren Schriften, so werden auch in diesen wieder die politischen Vorgänge im Metternichschen Österreich durch scharfe Streiflichter nach allen Seiten hin beleuchtet. Für die Beurteilung der damaligen Zeit, namentlich der Zustände in Gesellschaft und Diplomatie, bilden die Tagebücher dieses Vertrauten Metternichs ein schlechthin unentbehrliches Quellenwerk. — In „Briefen an die Braut“ hat Ernst Haedel seine „Italienfahrt“ 1859 geschildert (R. F. Koehler, Leipzig.) Mehr als die ästhetischen, oft mit scharfen Ausfällen gegen die Kirche durchsetzten Betrachtungen fesseln die Stellen, die über Haedels Entwicklung zum selbständigen Naturforscher Auskunft geben. Man spürt schon deutlich die seelischen Ansätze, die von den ersten schüchternen Erklärungsversuchen der Lebensrätsel zu einem Weltanschauungssystem hintasteten, das heute glücklicherweise als überwunden gelten kann. — Carnegie, Geschichte meines Lebens. (R. F. Koehler, Leipzig.) Ein Mann, der sich vom Sohn eines armen Leinwebers zum amerikanischen Stahlkönig aufzuschwingen verstanden hat, ist gewiß kein gewöhnlicher Mensch, und so liest sich denn auch der Lebensbericht des Multimillionärs spannend wie ein Roman, freilich ohne daß man zu irgendwie tieferen Eindrücken gelangt. Von den dunklen Seiten dieses Lebens, davon, daß Herr Andrew Carnegie über Leichen schritt und Tausende von Existenzen zugrunde richtete, ehe er 350 Millionen Dollar für die Nothe der Menschheit stiftete — davon freilich schweigen die sonst so redseligen Blätter . . . R. S.



Der lebendige Gott

All die vorliegenden Bücher, die ich in kurzen Worten anzeigen möchte, sind durchweg von dem Verlangen nach Reise, nach göttlicher Ruhe, nach Ausblick und Sternengewißheit.

Paul Eberhardt, dem wir so manche wichtige Gabe auf religiösem Gebiete verdanken, gibt uns zwei kürzere Abhandlungen, „Von der Möglichkeit und Notwendigkeit der reinen Religion“, eindringlich, wenn auch ein wenig proklamatorisch gefaßt, und vor allem den feinen, gehaltvollen Vortrag „Die Religion und wir von heute“ (beide bei Fr. A. Perthes, Gotha; 2 M. und 1,60 M.). Und dann liegt von demselben Verfasser ein wundervolles Erbauungswerk, „Das Buch der Stunde“, vor (derselbe Verlag, 10 M.); für jeden Tag findet man eine Reihe von Sprüchen aus den Religionen aller Völker und Zeiten; alle lebensstark und voll unmittelbarer Gegenwart. Endlich einmal keines der beliebten „Vademekums“ und „Vergißmeinnicht“; was hier geboten wird, ist reif und gültig, treu und rein. Für Stunden der Einklehr und Sammlung ist gerade dieses Buch wichtig und trostvoll, wenn auch manche minder wichtige Namen fallen könnten.

In der bekannten Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“ (Teubner, Leipzig; kart. 2,80, geb. 3,50 M.) hat Heinrich Weinel eine ausgezeichnete Erklärung der „Bergpredigt“ erscheinen lassen; er untersucht ihren Aufbau, ihren ursprünglichen Sinn, ihre Echtheit, ihre Stellung in der Religionsgeschichte und ihre Bedeutung für die Gegenwart. Was die protestantische Theologie auf dem Gebiete der Bibelkritik geleistet, ist satzsaam bekannt; auch dieses Büchlein legt erfreuliches Zeugnis dieser Arbeit ab. Das Wichtige aber bleibt, daß nicht nur

Wissenschaft, sondern vor allem auch der Sinn, der Geist Bekenntnis ablegen; und gerade dieses lebendige Wirken vermag den Worten Christi erst Verständnis und Verehrung zuzubringen. — Die dichterische Phantasie Wilhelm Scharrelmanns versuchte sich an einer Biographie des Heilands, „Jesus der Jüngling“ (Quelle & Meyer, Leipzig). Es versteht sich, daß hier lediglich Bilder des poetischen Gestaltens gegeben sind; und zweifellos ist Scharrelmann mit Ehrfurcht und Andacht diesem schwierigen Stoffe genäht. Freilich ist die Gestalt zu allzu weich und lebensblau erstanden. Christus war kein hagerer, bleicher Prophet, sondern ein blutvoller, eifernder, hingerissener Mensch; und es ist nicht zu erkennen, wie aus diesem seitigen, weichen Jüngling der fordernde, aufrechte Mann erwachsen könnte. Rein dichterisch regiert spendet das Buch manches Erfreuliche und Lobenswürdige.

Nachdem das Verständnis für das Wesen der deutschen Mystik allgemach wieder erstanden, versucht man sich auch an Neuauflagen der so lange verkannten und vergessenen Denker und Prediger; und so hat der Inselverlag, Leipzig, eine Sammlung „Der Dom“ begonnen, welcher jetzt eine treffliche Auswahl aus den Schriften Jakob Böhmes erschienen ist (Halbheften 30 M., Halbpergament 40 M.). Der stattliche Band, von Hans Kayser herausgegeben, enthält nicht nur die rührende Biographie des Görlitzer Schuhmachers von A. von Frankenberg, sondern auch Friedrich Christoph Stingers „Kurzen Auszug der Hauptlehren Jakob Böhmes“. Und dann wird aus den wichtigsten Schriften ein ausreichender, kenntnisreicher Auszug gegeben, vor allem aus der „Aurora oder Morgenröthe im Aufgang“, den „Drei Prinzipien göttlichen Wesens“ und „Vom dreifachen Leben des Menschen“. Aber auch die späteren Werke werden berücksichtigt, so daß ein jeder, der nur guten Willens ist, sich in diese reine, inbrünstige Welt verlieren kann, die überglänzt ist von Glauben und Vertrauen. Immerhin scheint mir die theosophische Richtung allzu stark bevorzugt zu sein, so daß gerade die schöne seelische Mittelbarkeit ein wenig verhüllt und entfernt ist. Als neuester Band dieser Sammlung erscheint eine gute, umfassende Auswahl aus den Werken des weisen, so lange mißkannten Arztes und Philosophen Paracelsus; eingeleitet von Hans Kayser, der besonders den gotischen Menschen trefflich darstellt und in seinem Umfange erkannt hat. Auch hier offenbart sich eine köstliche, heiße Gottessehnsucht in register Fülle. (Der Furchverlag, Berlin, bietet übrigens ebenfalls eine schöne Auswahl.)

Sodann liegt in neuer Auflage das grundlegende Buch von Heinrich Boehmer, Luther im Lichte neuerer Forschung, vor (Teubner, Leipzig; brosch. 4 M., geb. 5 M.). Er über den Reformator, der ja noch immer mitten im Kampfe der Meinungen steht, etwas Neues und Bewiesenes erfahren möchte, der findet hier erwünschte Aufklärung. Namentlich die Entwicklung bis zu den entscheidenden Jahren der Wandlung wird viel Neues und Wissenswertes geboten. Die Angriffe unverständiger oder gehässiger katholischer Historiker und Priester werden mit gebührender Schärfe abgewiesen, wobei freilich nicht immer der erkennbare Zwiespalt in Luthers späterem Wesen deutlich und in seinen schlimmen Folgen schmerzlos geschildert ist. Eine achtunggebietende Forscherarbeit ward hier niedergelegt; sie wird aufklärend und wegweisend wirken. Luthers tiefste Art ist noch immer nicht sicher durchgesehen, und darum ist es gut, daß von berufener Seite ein so verheißender Anfang gekommen ist.

Nicht minder bedeutsam, in seiner fleißigen Ausgestaltung überraschend und überragend, Friedrich Heilers großes Werk über „Das Gebet“ (Ernst Reinhardt, München, brosch. 60 M., geb. 52 M.). Dieser junge Gelehrte, der sich namentlich durch seine aufklärenden, sorgsam vorbereiteten Schriften über und gegen den Katholizismus bekannt gemacht hat, untersucht hier das Wesen des Gebetes aller Zeiten und Zonen systematisch und umfassend. Ein geistvoller Stoff wurde bewältigt; das lebendigste Zeichen religiösen Fühlens und Wirkens führt eine umsichtige Darstellung, der man voll innerster Teilnahme und Bewunderung folgt. Von der primitivsten Äußerung bis hinauf zu den hohen geistigen Gebeten der Mystiker und Propheten verfolgt Friedrich Heiler alle Zeugnisse und Offenbarungen; er gibt eine Fülle

von Belegen, kulturhistorischen Nachweisen. Man empfindet so recht unmittelbar, wie da wahrhaft religiöse Leben niemals erlöschten kann, und daß der tiefste Sinn alles Wetens in seinen mannigfachen Auswirkungen immer derselbe ist: Sehnsucht und Ehrfurcht. Heilers Wer wendet sich an jeden gebildeten, aufmerksamen Leser und möge daher besonders eindringlich empfohlen sein für Stunden der Einsamkeit und Einker. Es liegt bereits in 3. Auflage vor. Von demselben Verfasser erschien soeben auch ein sehr wertvolles Büchlein „Katholische und evangelische Gottesdienst“ (Christian Kaiser, München, 6 M.); eine lichtvolle Darstellung, die auch protestantischen Geistlichen zur Beherzigung dringend nahegelegt werden kann.

Das Zeitalter wiedererwachter Mystik und Innerlichkeit mußte auch zurückführen zu „Deutschen Pietismus“, den uns Werner Mahrholz in einem stattlichen Bande durch Selbstzeugnisse nahebringen möchte (Furcheverlag, Berlin; 36 M.). Da finden wir Namen wie Johann Arnd, Hemme Hayn, Spener, Francke, Spangenberg, Hamann, Lavater, Jung-Stilling, Schubart, Goethe, Ludwig Richter, Karl Philipp Moriz. Und was man da lesen kann, legt ein würdiges Zeugnis ab von erstem Streben und Sehnen, von einer mitunter ergreifender Innigkeit und Selbstaufgabe. Man blättert immer wieder in dem guten und reinen Buche aus dem uns eine verlangende Frühlingsluft entgegenatmet. Es versteht sich von selbst, daß nun auch die Gestalt des Grafen Zinzendorf wieder an Beachtung gewinnt. Freilich, die „Gedichte“, welche uns in Auswahl durch Rudolf von Delius dargeboten werden (Furcheverlag, Berlin; 12 M.), muten für unsere Tage doch allzu weichlich und spielerisch an, trotzdem die ärgsten Geschmackslosigkeiten, an denen ja gerade diese Lieder in so schlimmem Maße leiden getilgt worden sind. Immerhin ist nicht zu leugnen, daß man auch sehr wahren, treuen und schönen Versen begegnet. Viel wertvoller, ja geradezu überraschend ist, was in der Auswahl „Über Glauben und Leben“ aus den Werken des Grafen Zinzendorf gesammelt ist (Neuwelt-Verlag, Schlüchtern; 15 M.). Hier lernt man wirklich unmittelbares religiöses Leben kennen und bleibt sinnend vor so manchem Ausspruch, der noch lange und fruchtbar weiter klingt. Gerade diesem schönen Buche möchte man weiteste Verbreitung wünschen.

Zuletzt noch einige Bücher, die sich mit fremden Religionen beschäftigen. Da hat der schon genannte Paul Eberhardt eine Auswahl der indischen Upanishads umgedichtet in seinem Werkchen „Der Weisheit letzter Schluß“ (Diederichs, Jena; brosch. 10 M., geb. 16 M.). Eine prachtvolle Gabe; der reine, hohe Geist des Orients weht uns daraus entgegen. Neben der christlichen Religion ist es ja besonders die indische, die uns so wertvoll und gemäß ist; denn hier ist wirklich einmal Denken und Fühlen zur Einheit verschmolzen, zu wachsendem wirkendem Leben. Das eben läßt auch Eberhardts Arbeit so bedeutend erscheinen, daß wir hier den Sinn klar und zusammenhängend gefaßt sehen, so daß jeder Laie den Zugang zu finden vermag. Immer wieder liest man mit ernster Bewunderung, Ergriffenheit; ein wolkenloser Himmel spannt sich in unabsehbare Fernen. Das Letzte, Unsagbare wird ausgesprochen in der Weise aller Mystik: hymnisch, raunend, aufwärtssteigend. Denn dies eben gilt es zu verstehen:

Begriffe geben matten Schein,
Doch sonnenklar hält Gott das Heute.
Mehr als Gedanke mußt du sein,
Daß denken die gelehrten Leute.

Dann hat Eberhardt auch die Lehre Zoroasters im Auszug darzustellen unternommen „Das Rufen des Zarathustra“ (ebenda; brosch. 8 M., geb. 14 M.). Die Gathas des Awesta bieten gleichfalls Hymnen und Lobgesänge, Anrufungen des ewigen Gottes; nicht so rein und erhaben vielleicht wie die Upanishads, aber voll starker Inständigkeit, heldischer Hingebtheit. Wer die Gestalt Zarathustras nur aus Nietzsches berühmtem Werke kennt, der wird hier an der Quelle erfahren, daß etwas ganz anderes gelehrt wird, als es der Prophezeie des unbedingten Individualismus verfuhrte. Gerade darum verlohnt es sich, das schöne Buch

s Eberhardt übrigens, wie auch das vorige, mit einführendem Nachworte versehen hat, gehend zu studieren und nachzuleben. — In die indische Welt führt uns auch Walter Otto den beiden Bänden „Exegetik zur indischen Gottesmystik“ (Diederichs, Jena), von denen die zweite vorliegt, „Siddhanta des Ramanuja“ (brosch. 10 M., geb. 18 M.). Er ist als Anleitung durch seine Ausführlichkeit besonders geeignet; auch hier umfängt den laufenden Leser eine hohe, starke Gipsfellust und das Bewußtsein, daß die klare Gotterkenntnis nur den Ehrhaften Stillen, Ergebenen beschert ist, die sich abgewandt haben von den allgemeinen, sinnlichen Dingen dieser Welt, und all ihr Streben und Eifern nur auf das Dauernde, Überweltliche gerichtet haben. — Eine wissenschaftliche Ausgabe der „Brahmanas und Upanishads“ schenkte uns Alfred Hillebrandt (Eugen Diederichs, Jena). Wer zu laufen und freien Ausblick hat, der wird hier lichteste Wunder finden; mag auch die Erzählung erwuchern, die Phantasie allzu üppig blühen — es bleibt erstaunlich und groß, welch einer, tiefer, freier Idealismus sich hier aufstut. Ein weher Vergleich mit unserer trüben Gegenwart läßt diese seelischen Erfüllungen noch wunderbarer erscheinen, die in jeder Hinsicht unergänglich sind. Das gleiche gilt von dem trefflichen Büchlein „Die Weisheit der Upanishads“, übersetzt und herausgegeben von Johannes Hertel (E. S. Beck, München); eine ausgezeichnete Arbeit, der weiteste Verbreitung, besonders unter der Laienwelt zu wünschen ist.

Mehr für den Kenner als den suchenden Laien ist die wertvolle Ausgabe der „Lieder des Rigveda“ bestimmt, die Alfred Hillebrandt verdeutschte und erläutert hat (Vandenboeck Ruprecht, Göttingen). Hier gewahren wir die indische Religiosität noch im Urzustande, aller Naturriten und -mysterien, die uns heute nicht immer verständlich und nahe anmuten. Aber eines leuchtet dennoch hervor, und gerade dies ist so wichtig und wundervoll: das hohe Streben nach dem Überzeitlichen, Angemeinen; und darum wird man auch dieses Werk, ein Zeugnis deutschen Gelehrtenfleißes, niemals ohne Gewinn zur Hand nehmen. — Dagegen hat man sich stärker zu dem Chinesen Kung-Futse hingezogen, dessen „Gespräche“ uns Max Müller in trefflicher, eingehender Weise übertragen und dargestellt hat. Dieser orientalische Weise war ein reiner und gütiger Mensch; er bleibt freilich zumeist gebunden an die Lehre und Ethik, ringt sich nicht durch bis zur religiösen Inbrunst; aber was er schenkt, ist die Frucht von hilfreicher Gesinnung, erhebt sich weit und hoch über alles platte Moralische, gibt immer von neuem Grund zum Staunen und Danken. Und wenn man dieses Buch langsam durchblättert und sinnend genießt, so kommt wohl eine Bitterkeit empor bei dem Gedanken, wie „herrlich weit“ wir es in unseren Tagen gebracht haben, und man möchte wünschen, daß der Gegenwart erst wieder ein solch reiner und sittlicher Reformator erstehen müsse, der überhaupt Raum geschaffen und Boden gewonnen werden kann für die letzten göttlichen Lehren und Geheimnisse (Verlag Eugen Diederichs, Jena; brosch. 20 M., geb. 28 M.). — Eine andere chinesische Weise, Laotse, dessen „Tao Teh King“ uns H. Federmann geschenkt hat (E. S. Beck, München; geb. 8 M., in Javapapier 12 M.), ist den letzten Fragen näher gekommen. Auch er kennt die Wunden der tiefen Einsicht in die unzerstörbare Seele; der Geist seiner Tugend scheinen auch ihm das einzig Erstrebenswerte; und seine frommen Worte sprechen durch die Jahrhunderte noch immer voll Mahnung und Tröstung; wer sie sich zu eigen macht, der ist um manche Stufe hinangestiegen, der ist der Erkenntnis näher und wird seinen Weg, aber lichten Pfad unbeirrt verfolgen zum erhabenen Ziele alles menschlichen Flehens Sehns: zu dem Gott, der sich niemals unbezeugt gelassen.

Ernst Ludwig Schellenberg



Albrecht Dürers Größe und Tragik

Man hat ehemals Raffael den „König der Maler“ genannt. Das ist ein Ausspruch von einst unbedingter Richtigkeit, so lange das Zeitalter der Renaissance nicht abgelöst war durch dasjenige Rembrandts. Wie dehnbar alle Begriffe sind, zeigt eine Gegenüberstellung dieser beiden Genien. Dem 17. Jahrhundert konnte mit gewissem Recht so scheinen, als habe es bis dahin überhaupt keine Malerei gegeben, und im Vergleich zu Rembrandt erscheint uns Heutigen der Malerkönig als höchst unmalerisch.

Denn wenn man auch die feine Farbenkultur der klassischen Zeit nicht leugnet, steht doch fest, daß es eine im Wesen verschiedene war von der jener holländischen Epoche. Die Renaissance kannte nur die Lokalfarbe, die sie zu höchster Kraft entwickelte. Das heißt doch wohl die Einzelfarbe. Wie in der Anordnung jede Gestalt, jeder Körper als eine Einzelheit an ihren Platz gestellt ward (so stellt der Photograph), daß schließlich wohl ein Nebeneinander auf Grund vorwiegend geometrischer Figuren entstand, aber kein Zusammenleben — so blieb auch jede Farbe inmitten des Gesamtseins der Bilder einsam. Wenn denn also wirkliche Einheiten mit Hilfe der Farben vom Zeitalter der großen Italiener weder erreicht noch erstrebt wurden, so fragt sich, wo denn im Bilde der Renaissance diese jedem Kunstwerk unerläßliche innere Geschlossenheit zu finden war.

Ein Blick auf die spätere Kunst überzeugt uns davon, daß nicht die Farbe, sondern die Linie es war, die Raffael, Michelangelo, noch Tizian beherrschte. Ein wirkliches Zusammenleben war diesen Meistern nur auf dem Wege der Zeichnung möglich, an der nun die Lokalfarben gewissermaßen nach Art eines von jedem Künstler erfundenen Prismas aufgereinigt wurden. Schärfer noch ließe sich sagen, daß bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts in höherem Sinne nur koloriert wurde, wie man Handzeichnungen koloriert; es ist noch nicht untersucht, inwiefern diese Weise mit der Fresko-Malerei zusammenhängt, nach deren Formverfahren sich die um 1420 neu entstandene Ölmalerei zunächst gerichtet zu haben scheint. Klar dagegen erscheint die Einwirkung des antiken Geistes auf die zeichnerische Art der Renaissance, die Antike freilich weniger wie sie war als wie sie wirkte. Denn die wirklichen Gemälde der großen Griechen sind verschwunden, und die Renaissance besaß im ganzen nur sehr ungenügende Quellenkenntnisse.

Zeichnung und Malerei aber sind weniger verschiedene Weisen als verschiedene Weltansichten. Der Zeichner sieht mit der Hand, er tastet die Körper und Gegenstände ab, er schafft Grenzen und zerlegt seine Flächen in bestimmt trennbare Felder. Er liebt die Nähe, das Plastische, das feste Sein. Der Maler im Sinne der neueren Zeit dagegen sieht mit dem Auge, er arbeitet mit Farbensflecken, er verwischt die Grenzen und sucht zu beweisen, daß alle Dinge im Bilde vom gleichen irdischen Stoff sind. Er liebt die Ferne, das Räumliche, die bewegte Erscheinung. Alles Einzelne ist ihm belanglos, da er den Zusammenhang der Dinge erfassen will.

Dürers Stellung zu beiden Weltanschauungen ergibt sich aus seiner Anlage und aus seiner zeitgeschichtlichen Stellung. Er war ein älterer Zeitgenosse Raffaels, diesen jedoch überlebend. Man weiß, daß beide gelegentlich Zeichnungen austauschten und daß Raffael z. B. in seiner Kreuztragung Motive aus Dürers Holzschnitten übernahm. Wendet man sich nun von der italienischen Renaissance zu Dürer hin, so ergibt sich, daß der Deutsche in noch höherem Grade Zeichner war als seine welschen Zeitgenossen, die wie gesagt im Zusammenwirken von Linie und Lokalfarbe das Heil sahen. Dazu brauchten sie grundsätzliche Einheiten, die wie das Griechentum nach allgemeingültigen Schönheitsregeln vor jedem Einzelbilde festliegende Gesetze vortäuschten, nach denen zu arbeiten sei. Nun erst waren so gegensätzliche Formelemente wie Linie und Einzelfarbe einheitlich verschmelzbar.

Dürer war vielleicht der größte Zeichner aller Zeiten. Das war etwas ihm besonders Angeborenes. Ihm erschien darum die schwere Arbeit des Metallstichs leicht und fröhlich und viel wahrhaftiger als das „kläubernde Malen“. Das wird noch verständlicher, wenn man bedenkt, wie Dürer seinerseits das Malen auffassen mußte auf Grund seiner Begabung. Raffael glorifizierte glänzend und eben die bereits festliegenden Innenflächen seiner Zeichnung; wo diese abschloß, hörte auch die Farbe auf zu sein. Ihm lag daran, mit Hilfe des Farbigen die Allgemeine Normalschöne seiner fast mathematisch erforschten Zeichnung zu erhöhen. Dürer dagegen wußte von Haus aus nur, daß jedes Ding seine eigene Schönheit hat. Wenn er nun malte, so gebrauchte er den Pinsel als Stift oder Nadel. Es ist klar, daß es unendlich schwer ist, mit dem breiten, nachgebenden Haarschwall die Genauigkeit einzeln gesehener Dinge wiederzugeben — nur einige Aquarelle Dürers scheinen uns blickartig eine Ahnung des späteren malerischen Stils vorauszuverkünden.

Daß Dürer im Grunde nur Zeichner war, liegt begründet auch im Wesen der Gotik, als deren Ende und Gipfel der junge Meister der Apokalypse von 1498 erscheint. Der Holzschnitt als reine Linienkunst mußte von vornherein als Hauptfeld des gotischen Geistes die Möglichkeit höchster Blüte zur Zeit des ausgehenden 15. Jahrhunderts in sich schließen. Niemals, so lange die malerische Weltansicht die Formen der Kunst beherrscht, wird darum eine solche Ausdruckskraft auf dem Gebiet des Holzschnitts wieder erreicht werden.

Damit ist jedoch nicht behauptet, daß einem Künstler wie Dürer, den gotische Zeitkunst und persönliche Anlage auf den Gipfel hoben, eine Steigerung seiner Liniengewalt unmöglich gewesen wäre; im Gegenteil zeigt schon das im ganzen streng spätgotische Werk der Offenbarung St. Johannis viele Einzelheiten von Renaissancecharakter. Es sind Verwickelungen, die der aus Italien Zurückgekehrte in Stellungen und Gebärden innerhalb seines kraftbrausenden Jugendwerks anstellte und die, so fesselnd sie dem Kunsthistoriker sind, doch der Einheit der Schöpfung Abbruch tun, obgleich sie die Vorstellung vom heftigen Kampf zweier Weltansichten und somit von der brennenden, zischenden Linienkraft des jungen Dürer erhöhen.

Das Aufblühen der italienischen Renaissancemalerei zu einer Bewegung von europäischer Bedeutung enthält des Gotikers Dürer Schicksal und Tragik. Wie sollte er sich dieser ganz vom Charakteristischen abrückenden, nicht einmal in der Linie mehr gotischen Kunst gegenüber verhalten? Es schienen sich nur zwei Wege aufzutun. Entweder Dürer verleugnete die welsche Kunst und blieb Gotiker. Dann allerdings mußte er schon in seiner Jugend als altmodischer Meister dastehen und blieb provinziell. Denn das Absterbende gewinnt solch Los. Oder aber er schloß sich mit vollen Segeln der neuen Bewegung an. Dann konnte er bei seiner ungeöhnlichen Begabung Weltruf gewinnen, aber nur auf Kosten seines Eigensten, seines gotischen Besens. Er war ein charakteristischer Zeichner und mußte dann ein klassischer Kolorist der Renaissance werden. Schon verspotteten aus Eiferfucht gegen Dürers Größe die venezianischen Malkünstler seine Einseitigkeit, da er wohl glänzend zeichnen, jedoch nicht malen könne. Dürer nahm Scheidewege, auf dem Berge der Versuchung. Die Entscheidung wäre qualvoll in solcher Lage, wenn nicht die Zeit selbst den Einzelnen darüber hinweghölbe, so daß von wirklicher Selbstentscheidung im Grunde nicht mehr gesprochen werden kann.

Die Zeit findet denn auch Straßen, die der klügelnde Verstand vorher nicht sah; sie überdeckt dem Künstler zugunsten seiner Unmittelbarkeit tiefere Zusammenhänge. So wählte Dürer in dunklem Orange einen dritten Weg — den gefährlichsten. Er suchte Vermählung des gotischen mit dem Renaissancegeist. Vergegenwärtigt man sich, daß eine wirkliche Ehe zwischen beiden Kunstauffassungen unmöglich ist, daß man nur entweder Einzelschönheit oder Gesamtschönheit der Gattung wollen kann, so konnte ein Kompromiß im Grunde nur schlimme Früchte zeitigen: Stilmischung, unwahre Aneignung von Einzelheiten, Nachahmung fremder Formen. Wir müssen ehrlich genug sein, gewisse Dinge bei Dürer als auf diesem Wege liegend

zuzugestehen und sie für unglücklich zu halten, ja: das ganze Dreifaltigkeitsbild in Wien nicht viel mehr als eine allerdings unvergleichliche Huldigung an den Zeitgeist.

Aber Dürer blieb kein anderer Weg. Bei der Gewissenhaftigkeit seiner Natur und der Strenge seines Formempfindens kann man sich den inneren Kampf des Künstlers nicht peiniger genug vorstellen. Es war ein Kampf um das eigenste Sein als Persönlichkeit. Dürer fast allein hat gegen ein ganzes Zeitalter fremdartiger Geister gekämpft. Es drängt sich die Frage auf: Was wäre er geworden ohne die Raffael, Leonardo, Mantegna? Wie hätte Dürer rein aus dem gotisch-deutschen Geist neben Luther die deutsche Kultur auf einen wundervollen Gipfel erheben können! Es ist tragisch, zu sehen, wie der Meister seit seiner ersten Italienreise vom klassischen Ideal nicht wieder loskommt, wie der Formenstreit auf jedem Einzelblatt sich wiederholt bis an sein Lebensende, und wie nur auf graphischem Gebiet die Renaissance zeitweise zurücktritt. Die Kraftaufwendung Dürers für das unmögliche Ideal, zwei widerstrebende Weltansichten zu einen, erinnert an den tragischen Kampf der Hohenstaufen um die Verschmelzung des deutschen Kaisergedankens mit der römischen Imperatorenidee.

Aber in der Fähigkeit und Gewalt dieses Ringens tritt neben der Tragik gerade Dürers gewaltige Größe ans Licht:

„Laßt mich immer nur herein,
Denn ich bin ein Mensch gewesen,
Und das heißt ein Kämpfer sein!“

Dürers Größe ruht darin, daß er mutig den Kampf aufnahm, daß er seine Persönlichkeiten dabei nicht aufgab, daß er auch da noch dürenerisch blieb, wo er offenkundig italienerte. Was jedem Geringeren zum Untergang geworden wäre: Dürer überwand es. Er war stark genug, die Fülle fremder Formen und Inhalte im letzten Grunde sich unterzuordnen. Er baute sein eigenes Reich und bediente sich allen Gutes in Gottes freier Welt, das ihm nützlich war. Er schien er sich nur zu ermatten, während er in Wahrheit seine Kräfte steigerte.

„Der Mensch, d. h. der Charakter“, sagt Paul de Lagarde, „wächst an der Freude über das Göttliche.“

Dr. Karl Theodor Strasser



Musikalische Weihnachtsfeiern in alter Zeit

Wo widersinnig es auf den ersten Blick erscheinen mag: die musikalischen Weihnachtsfeiern in Deutschland sind viel älter als das Christkindlein, das gefeierte Geburtstagskind selber. Denn es war der Tag, da auch schon den gar nicht so ganz „finsternen“ Heiden mit der Sonnenwende der junge Lichtgott im Jahreskreis neu geboren wurde. Und wie den alten Germanen Licht und Ton in vielerlei gegenseitiger Verkettung stand, so haben sie auch den Ur-Siegfried schon mit festlichen Klängen begrüßt. Ja man darf behaupten, daß gerade die fröhliche heidnische Weihnachtsfeier, die als Mitternachtsmette stattfand, die Gestaltung der christlichen Weihnachtsfeier stärkstens beeinflusst hat. Denn da die Kirchen meist auf altheidnischer Opferstätte errichtet wurden, die heidnischen Festveranstalter aber die alte vertraute Umgebung ihres Mummenschanzes, jetzt den Kirchhof, nicht missen wollten, haben sich die außer- und innerkirchliche Weihnachtsfeier oft gegenseitig arg gestört, wovon die Geschichte der Tänzer zu Köllbig (bei Bernburg im Anhaltischen) seltsame Kunde gibt. Der Germanist Edward Schröder hat die vielfach überlieferte Sage scharfsinnig untersucht (Zeitschrift für Kirchengeschichte Band 17) und als geschichtlichen Kern herausgeschält, daß in der Christi-

acht des Jahres 1021 eine Reihe namentlich aufgezählter Bauern nebst einigen Frauen die esse durch einen heidnischen Tanzreigen gestört hätten, wobei sie ein (nur lateinisch aufwahretes) Lied sangen, das schon ganz überraschend an Volkslieder des 16. Jahrhunderts anngt und deutsch etwa lautet:

Einstmals ritt Bowo
 durch den Wald so grüne.
 Er führte aber mit sich
 Merzwint die schöne.
 Warum denn stehn wir,
 warum nicht gehn wir?

Der eben zelebrierende Christenpriester Buber verfluchte die Tänzer, die trotz mehrher Ermahnung nicht von ihrem „ärgerniserregenden“ Lärm ablassen wollten, worauf sie e in Weitzanz verfielen, bis der Erzbischof von Köln, Heribert, sie von der „Tanzfessel“ sprach. Noch lange danach wiesen viele herumziehende Gruppen von Weitzänzern einenettelbrief mit der Darstellung dieses angeblichen Ursprungs ihrer Leiden vor. Aus manchemonzilbeschluf jener Jahrhunderte erfahren wir, daß im gesamten Siedlungsgebiet der Geranien solche Feiern, die ja auch mit der Neujahrsbegehung einigermaßen zusammensielen, Schwange gewesen sind und der christlichen Feier, die damals von Tannenbaumposie u. dgl. ch nichts wußte, Abbruch getan hätten. Es war insolgedessen ein kluger Akt der Selbsterhaltung, enn die Kirche derartige Tänze und Mummenspiele selber in ihren Ritus mit aufnahm. n Mittelpunkt der Feier stand die Verehrung der Maria und des Kindes im Stall zu Bethmen, wovon sich ja noch in der heutigen Hausfeier vielerorten die hübschen kleinen Hirtenmen in bunter Pappe mit Kerzen hinter roten Gelatinefenstern erhalten haben. Dieser alt geht auf eine Reliquie, einen angeblichen Span von der echten Heilandstrippe zurück, er dem zu Rom im dritten Jahrhundert eine Kirche Sancta Maria in praesepio errichtet urde; vor der Statue der Mutter mit dem Kinde hielt der Papst selbst alljährlich in der Christcht die Kette ab, und daß auch nach Deutschland derartige Darstellungen früh gelangt sind, gt eine Metallplakette aus dem achten Jahrhundert, die bei Verden an der Ruhr gefunden rden ist. Vor dieser Statue (sie mag auch bald von Menschen als lebendes Bild dargestellt rden sein) sang und tanzte die frühchristliche Weihnachtsgemeinde in kindlicher Fröhlichkeit. erdings scheint der niedere Klerus hier bald selbst einigermaßen in heidnischen Mißbrauch rückgefallen zu sein, denn laut klagten die Kirchenversammlungen, die Weiber gingen Weihchten nur noch um des Tanzens und Singens willen, nicht aber zu christlicher Andacht in Kirche. So erscheint es als eine von den Kirchenfürsten planmäßig eingeleitete Reformegung, daß mit dem 12. Jahrhundert rein liturgische Weihnachtsfeiern aufkamen, in denen r Priester selbst lateinisch und mit würdigem gregorianischen Choralgesang die Weihnachtschichte nach dem Vorbild der Osterszenen dramatisch darstellten. Einigermaßen feindlich fen diese klösterliche und die ältere volkstümliche Richtung nebeneinander her, bis im 13. Jahrndert das Emporkommen der mittelhochdeutschen Sprache zum Kunst- und Literaturidiom e Verschmelzung beider Entwicklungsäfte ermöglichte. Jetzt wird zwar der gröbliche Tanz ggelassen und der kirchliche Rahmen einigermaßen innegehalten, aber reizende Volkslieder, t denen die Mütter daheim ihre Kindlein zur Ruhe gesungen hatten, wurden auch der aria fürs Christbübchen in den Mund gelegt, so: „Joseph, lieber Joseph mein, hilf mir wiegen in Kindelein“; die wiegende F-Dur-Melodie in gebrochenen Dreiklängen aus dem 13. Jahrndert, die mit der stufenmäßigen Melodik des gregorianischen Kirchengesanges nichts mehr tun hat, ist neuerdings wieder in dem Bratschenlied op. 95 Nr. 2 von Brahms lebendig vorden. Andere Perlen weihnachtlichen Krippengesanges waren: „In dulci jubilo, nun get und seid froh“, oder „Dies est laetitiae — der Tag der ist so freudenreich aller Kreature“, e überhaupt diese deutschlateinische Mischposie, der Hoffmann von Fallersleben ein reiz-

volles Büchlein gewidmet hat, bezeichnend ist für die Mittelstellung der altdeutschen Weihnachtsmusiken zwischen Volks- und Kirchentontunft.

Im Reformationsjahrhundert wurden, entsprechend den Fortschritten des Tonfaches diese Lieder, zu denen Luther selbst noch schönste Beiträge geliefert hatte, in das kontrastpunctische Gewand der Choralmotette gekleidet. Dr. Söhler hat als ein Hauptdenkmal dieser Kunst das Weihnachtsliederbuch für Chor eines Zwidauer Kantors Freund bei Breitkopf & Härtel veröffentlicht. Zwar fielen jetzt (wenigstens offiziell) die Maskeraden weg, aber an gewissen Stellen der Liturgie hatten doch noch die Chorschüler eine Krippenwiege oben auf dem Chorbühnen in Bewegung zu setzen, was die „Intermedica“ (geistliche Konzertsätze) in der Weihnachtshistorie von Heinrich Schütz (um 1650) noch durch ein musikalisches Wallen und Wogeln deutlich begleiteten, und der Organist setzte den am Orgelgehäuse sichtbar angebrachten Zimbeln wie über Bethlehems Herberge stehend, durch einen Registerzug in kreisende Bewegung.

Im letzten Jahr seiner Regierung (1739) hat noch der gestrenge preussische Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. unter dem Einfluß der sich regenden Aufklärung eine scharfe Kabinettsordnung gegen die „Christabend-Abfanzereien“ erlassen, worin er gegen die damals wieder allgemein üblich gewordenen „Masquen von Knecht Rupprecht und den Engeln“ zu Felde zieht und den Gymnasiasten das „Quempas-Singen“ verbietet. Quempas ist die Schulabkürzung für das uralte Weihnachtslied „Quem pastores laudavere“, das aber trotz des königlichen Verbotes in abgelegenen Gegenden sich noch bis ins 19. Jahrhundert herübergerettet hat.

Heute hat die Heimatkunst und der neu erwachte historische Sinn sich den alten Weihnachtsspielen wieder liebevoll zugewendet, und es erscheint vielerorten als schönste Bereicherung der volkstümlich-kirchlichen Kunst, wenn ein Haack-Bertow oder andere Laiengruppen wieder die uralten, zumal im deutschen Süden bis nach Preßburg in Ungarn hinein erhalten gebliebenen Krippenspiele hervorholt und zum Schmuck der kirchlichen Christmette benützt.

Wenn diese Literatur kümmerlich, der sei auch auf die reichhaltige Sammlung bayrisch-österreichischer Weihnachtslieder von Hartmann und Abele verwiesen. Viele der altdeutschen Weihnachtslieder stehen in H. Reimanns verdienstlicher Sammlung „Das deutsche geistliche Lied“ (bei Simrock).
Dr. Hans Joachim Moser





Wärmers Tagebuch



Was kostet Deutschland? · Die zweite Hungerblockade Der Tisch mit den drei Beinen · Unter Kuratell?

Der Zusammenbruch der deutschen Wirtschaft vollzieht sich mit unheimlicher Schnelligkeit. Man meint das stolze Gerüst, das einst unsere politische Macht wie mit eisernen Strängen umgürtet hielt, in allen Fugen krachen zu hören. Wir sausen. Daß es einem den Atem ver- schlägt, so geht's den Abhang hinab, den Österreich uns vorausgerutscht ist.

Das Opfer liegt, die Raben steigen nieder. In schwarzen Scharen umkreisen sie den gestürzten Riesen. Raun mehr hat er die Kraft, mit matter Hand- bewegung die frechsten der Räuber abzuwehren, die sich mit unbesorgtem Flügel- schlag zum fetten Mahle niederlassen, die, aus allen Richtungen herbeiflatternd, die Schnäbel in das Fleisch des Opfers versenken, Stück um Stück herausreißen und ihre Beute mit triumphierendem Krächzen dem heimischen Horst zutragen.

Deutschlands Ausverkauf ist in vollem Gange. Früher hängte bei solchem Anlaß der Ladeninhaber ein Plakat in das Fenster: „Wegen Aufgabe des Ge- schäfts“. Das zog die Käufer erst richtig an, das lockte. Wem die Pleite vor der Tür steht, der verschleudert drauf los, bis die letzte Schublade geleert ist. Namentlich in den rheinischen Grenzstädten, in denen seit Kriegsende bereits ein umfangreicher Schmuggelhandel dem armen Deutschland ungezählte Millionen entführte, hat sich in den letzten Wochen ein Warenabsatz vollzogen, der die Umschlagssummen an den besuchtesten Jahrmärkten der Vorkriegszeit weit hinter sich läßt. Aber die Ge- schäfte haben sich nicht auf die Grenzstädte beschränkt, der Strom der fremden Auskäufer ist von Westen, Norden und Süden bis tief ins Land hinein vorgedrungen. Köln als Metropole des besetzten Gebietes, das in der Nachkriegszeit ein immer mehr bevorzugter Umschlagplatz der verschiedenen Waren wurde, ist auch für diesen Aufkaufbetrieb insofern seiner überragenden Kaufgelegenheiten, verbunden mit denk- bar größter Auswahl in den verschiedenen Artikeln, ein typischer Platz geworden. Was sich jetzt in den Hauptverkehrsstraßen dort tagtäglich abspielt, das schildert uns die „Köln. Volksztg.“ in einem Bericht, den man als Deutscher mit Wut und Scham liest: „Wer als Reisender täglich die von der holländischen und belgischen Grenze Köln zustrebenden D- und Personenzüge benützt, kann über das auffallend starke Kontingent der ausländischen Fahrgäste interessante Beobachtungen machen. In Köln selbst zeigen die Hauptgeschäftsstraßen zeitweilig ein ganz verändertes Stadt- bild. Die Hotels sind von Ausländern überfüllt. In den Straßen sieht man die

eben angekommenen Fremden truppweise, Mann, Weib und Kind, meist in höchst dürftiger, abgetragener Kleidung an den Fensterauslagen vorbeiziehen, schmunzelnd die auf den Waren befindlichen Preise lesend und miteinander besprechend. Genaue Beobachtung der Reihenfolge und Art der Einkäufe haben die Wahrnehmung ergeben, daß die Fremden in der Regel als erstes einen möglichst großen Koffer für 2000 Mark und mehr erstehen, um in diesem die dann erst erfolgenden eigentlichen Einkäufe verstauen zu können. Unter den Fremden sind nahezu alle westlichen Nachbarstaaten vertreten, besonders Holländer, Belgier, Luxemburger, Franzosen und Engländer. Selbst der auf der Durch- oder Heimreise befindliche Amerikaner beteiligt sich rege am Aufkauf. In den Geschäften spielt sich ein bislang nie gesehener Betrieb ab. Das Personal weiß den Ansturm der Kundschaft kaum zu bewältigen. Das aus der Friedenszeit vor Weihnachten an dem sogenannten Kupfernen, silbernen und besonders goldenen Sonntag erreichte Höchstmaß an Verkäufen muß gegenüber der Masse der jetzt hier auftretenden fremden Käufer und ihrer wahren Kaufwut, die sich wahllos auf nahezu alle Waren stürzt, gänzlich verblässen.“

Das Jammerbild, das sich hier entrollt, wird packend ergänzt durch eine Schilderung, die der „Deutschen Zeitung“ aus einer anderen Stadt des besetzten Gebietes zugeht: „Zu Fuß, zu Rad, mit der Elektrischen, mit der Eisenbahn, im Personen- und im Lastkraftwagen. Vom Morgen bis zum Abend, durch Tage und Wochen hindurch, über einen Monat lang füllen die Haufen der Fremden die Landstraßen, die Gassen und Plätze der Stadt, die Läden vom Großtrödel-Warenhause bis zum kleinen Kramgeschäftchen, die Wirtschaften, Cafés und Gasthöfe. Der Deutsche verschwindet buchstäblich in dem fortwährend toller werdenden Jahrmakttreiben allerübelster Art: auf den Straßen herrscht ein beängstigender Verkehr von Fußgängern, Radfahrern und Autos; wo man Leute miteinander sprechen hört, tun sie es in fremden Zungen; wo man Gruppen unterhandeln sieht, geht es sicher um den Einkauf von Möbeln, Eimern, Mistgabeln, Ziehharmonikas, Schuhen, Pelzen, Stoffen, Hüten, Spielzeug, Herden, Kinderwagen, Schreibpapier, und weiß der Himmel, was bei uns alles ‚billig, billig!‘ zu haben ist.

An den Banken und ‚Changen‘ — beide sind in den letzten beiden Jahren wie Pilze aus dem Boden gewachsen — drängt sich morgens alles, was den Tag über auf unerlaubten Raub auszugehen gedenkt. Da hat einer 50 Gulden und bekommt 2500 bis 3000 Mark dafür! Damit läßt sich schon ‚kaufen‘ und nebenbei auch nicht schlecht leben. Ein anderer wechselt 150 Franken und trägt zufrieden 1500 Mark in der Briefftasche davon. Hunderte und Tausende solcher Valuta-Beglückter haben uns in den letzten Zeiten das Vergnügen ihres Anblicks gewährt. Indes sind diese alle immer noch nicht die Gefährlichsten. Sie haben sich zwar mit der Zeit zu wahren Banden zusammengeschlossen, die sich truppweise in der Stadt zerstreuen und hernach ihre Schätze alle an einen Ort zu Haufen schleppen, um sie im Lastauto in die Heimat zu verfrachten.

Schlimmer sind die großen Hechte, die sich gleich Tausende von Gulden oder Franken umsetzen lassen und dann Autos, Klaviere, Lebensmittel, ganze Wohnungseinrichtungen bzw. ganze Posten von Küchen, Schlafzimmern usw. ‚er-
stehen‘ und über die Grenze besorgen.

Was auf diese Weise alles herausgeholt wurde und noch wird, spottet jeder Beschreibung und Berechnung. Was alle möglichen Arten von Verfrachtungsgelegenheiten nur eben fassen konnten und können, wird bis zum Rande und hoch über den Rand hinaus vollgepackt. Um die Lastautos baumeln oft die Kinderwagen und Schaukelpferde, und in den Personenwagen sitzen die Menschen einander auf dem Schoße und in Kisten und Kästen, Koffern, Schachteln und Paketen vergraben.

Das Ganze war und ist ein geschäftlicher Herensabbat. Vergleichlose Summen strömen in die Geschäftswelt ein — die Umgebung nimmt neuerdings auch teil an diesem Rummel, selbst die kleinsten Nester werden von den ausländischen Luftkäufern besucht —; vergleichlos wohlfeil erhalten die Fremden deutsche Waren. Sinnlos, wahllos, zügellos wird gekauft; wer sich der Mühe unterzieht, kann stündlich und in jeder Art von Geschäft die widerlichsten Austritte von gierigen Luftkäufern erleben. Vor den Augen, ja aus den Händen weg, rabschen' die ‚Herren‘ und ‚Damen‘ von drüben sich gegenseitig oder einem zufällig kaufenden Deutschen die Sachen.“

Und das selbe abstoßende Schauspiel an den übrigen Grenzen, in Baden, in der Pfalz, in Sachsen und Schlesien. Die Warnemünder Züge nahmen und nehmen sich aus, als seien sie extra von den Valuta-Dänen bestellt, zur gründlichen Ausplünderung Berlins. Und damit zum Schaden der Spott, der offene Hohn nicht fehle, kündigt gar das Warenhaus Cohn-Donnay & Co. in Rotterdam in einer Anzeige im „Nieuwe Rotterdamsche Courant“ dreißt und ungeniert für 10 Millionen Mark in kleinen Mengen aufgekaufte deutsche Waren zum Verkauf an, und zwar — gegen Zahlung in Mark.

* * *

Das, armes Deutschland, ist deine Weihnachtsbescherung, ein lustiger Jahrmakkt für — die andern, die Fremden. Selbst die notwendigsten Lebensmittel reißen sie dir vor der Nase weg, die Kartoffeln wandern nach England, die Erträgnisse des Fischfangs gehen an die nordischen Länder, und das Schiebergeschmeiß im Innern streicht wilde Prozente ein für eine Beihilfe, die eine starke Regierung längst als Landesverrat gebrandmarkt und mit der Todesstrafe bedroht hätte. Die lächerlich kleinen Geldbußen, die schlimmstenfalls das Gericht ihm auferlegt, bezahlt der rechte Schieber ohne Wimperzucken aus der Westentasche heraus. Und hat's ihn einmal ernstlicher mit einer Freiheitsstrafe erwischt, nun, ihm, dem der Tausender ein Pappenstiel ist, hilft jeder halbwegs eingefuchste Rechtsanwalt ins Lazarett und von da aus, gegen Hinterlegung einer Kaution, winkt bald die goldne Freiheit. Wir sind eben human, und das kostbare Leben der Wucherer und Schieber muß ja gerade den Verfechtern des praktischen Sozialismus besonders am Herzen liegen. Es rührt sich auch keine Hand, wenn offenkundig alte Warenbestände mit Aufschlägen verkauft werden, als seien die Rohstoffe bereits zum höchsten Dollarkurse erstanden. Überhaupt, mag es auch rings wie im Zollhaus zugehen, über „Runderlasse“ und Mahnungen an die „nachgeordneten Dienststellen“ kommt weder Regierung noch Reichstag hinaus. Selbst in der Anwendung der üblichen Palliativmittel, die während der Ausverkaufsperiode im Jahre 1919 in Kraft traten und immerhin bei einiger Energie das Elend etwas hätten eindämmen können, versagt die Staatsautorität vollkommen. Und in dem Phrasenschwall endloser Reichstags-

debatten ist auch nicht ein einziger brauchbarer Vorschlag zu entdecken, wie etwa der des Mannheimer Stadtparlaments, das als vorübergehende Maßnahme zur Abwehr wenigstens der vielen kleinen Marodeure eine tüchtige Kopfsteuer auf jeden Ausländer empfahl.

Gegen die schlimmste Gefahr freilich sind wir machtlos: das Aufhören der Rohstoffversorgung. „Wer“, fragt die „Voss. Stg.“ mit Recht, „soll dem Importeur und dem Industriellen das Risiko abnehmen, das er selbst nicht tragen zu können meint? Dazu sind weder die Banken instande, die für die Anlage ihrer Gelder ihren Gläubigern haften, noch der Staat mit seiner trostlos passiven Finanzwirtschaft und seinem immer rasender anschwellenden Defizit. Wenn sich herausstellen sollte, daß die Entwertung der Mark unabänderlich fortschreitet, daß das Schicksal unserer Währung dem der österreichischen gleicht, wird man sich in gewissem Umfange auch an die neuen Wertverhältnisse gewöhnen und wird auch bei einem Dollarkurse von 500 oder 1000 eine gewisse Menge von Rohstoffen einzuführen versuchen. Aber diese Menge wird dann sehr klein sein, weil Deutschland nicht die Kraft haben wird, sie zu vergrößern, weil seine Produktionswirtschaft nicht mehr leben wird, sondern nur noch vegetieren, weil die innere Kaufkraft gebrochen und auch die Produktionskraft für den Export durch die Entbehrungen der Massen gelähmt sein wird.“

Rund heraus gesagt: Wir gehen einer zweiten, indirekten Hungerblockade entgegen.

* * *

Man muß sich angesichts der ganzen Sachlage immer wieder über den unbezwinglichen Optimismus wundern, der trotz aller auf uns niederhagelnden Fußtritte und Rippenstöße sich selbst in Kreisen behauptet, denen man einige Einsicht wohl zutrauen sollte. Eine maßgebende Persönlichkeit unserer Hochfinanz, der Generaldirektor der Deutschen Bank, Herr Arthur von Gwinner, hat jüngst in einem Gespräch mit dem Berliner Vertreter des „International News Service“ erneut der Hoffnung auf eine Hilfeleistung des ehemaligen Feindbundes Ausdruck gegeben. „Der wirtschaftliche Aufbau der Welt vor dem Kriege glich einem Tische mit drei Beinen. Diese drei Beine wurden durch die Vereinigten Staaten, England und Deutschland dargestellt. Wenn das dritte Bein nun abgeschlagen ist, was wird aus dem Tische werden? — Halbe Maßregeln sind hier zwecklos; Flickarbeit kann hier nicht helfen. Das dritte Bein muß wieder eingesetzt werden, und zwar schnell. Der beständige Fall der Mark ist ein verhängnisvolles Zeichen der nahenden Katastrophe. Deutschlands Kehle wird immer enger zugeschnürt. Man darf uns nicht so sehr bedrängen oder wir werden ersticken, und unser Tod bedeutet den Zusammenbruch von Europa. Wir verlangen keine Barmherzigkeit. Was nur immer die Herren der Weltwirtschaft tun, um uns zu helfen, das tun sie gleichzeitig in ihrem eigenen Interesse.“

Was die hohen Herren beraten und verfügen, das tun sie nicht nur „gleichzeitig“, sondern ausschließlich im eigenen Interesse, und die Wirklichkeit ist doch die, daß — wie im „Tag“ dargelegt wird — „die Alliierten gar nicht daran denken, sich um Deutschlands Ruin zu sorgen, sondern im Gegenteil, daß

sie 52 Monate lang darum gekämpft haben, und daß sie, voran Frankreich, unverändert alles daran setzen, Deutschland wirtschaftlich zu zerbrechen, damit sie es auch politisch zerbrechen können. Kann oder darf ein deutscher Reichstagsabgeordneter glauben, daß die Franzosen den ungeheuerlichsten aller Kriege gekämpft haben, um uns nach einigen Jahren wieder zu Wohlstand gelangen zu lassen und damit die Möglichkeit zu schaffen, daß wir auch politisch und militärisch wieder erstarben und wertvolle Bundesgenossen für irgendeinen künftigen Feind Frankreichs werden? Kann oder darf irgendein Reichstagsabgeordneter glauben, daß die Feinde, die Millionen von Menschen auf dem Schlachtfeld gelassen haben, jetzt von ihren großen Zielen abgehen werden, weil sie einige Hunderttausende von Arbeitslosen im Lande haben, oder weil das Geschäft noch nicht wieder so blüht, wie vor dem Kriege?

Liegt es nicht viel näher, anzunehmen, daß man Deutschland ruhig weiter verelenden läßt, nicht nur nach dem Vorbild Polens und Österreichs, sondern nach dem Rußlands? Ist nicht zu erwarten, daß die Entente unter französischer Führung unsere Einnahmen und Ausgaben nachprüft und vorschreibt, was wir verzehren, wieviel Sozialpolitik wir machen, wieviel Beamte, Angestellte und Arbeiter aus politischen Motiven im öffentlichen Dienst untergebracht werden dürfen? Ist nicht zu erwarten, daß sie lieber deutsche Frauen, Arbeiter und Kinder hungern sehen wollen, als ihre eigenen? Und daß sie von dem, was ein Deutscher an Elend vertragen kann, einen anderen Begriff haben, als wir?“

Ja, tausendmal ja, so ist es, und es wird wohl bald der Zeitpunkt eintreten, an dem sich die nackte Wahrheit nicht mehr hinter rosigen Schleiern verbergen läßt. Wer da im ewigen deutschen Spießerbahn glaubt, das deutsche Problem werde auf der Washingtoner Konferenz im Mittelpunkt der Erörterung stehen, dem ist wohl heute schon der Star gestochen. Die dort unter Hardings erhebendem Leitspruch „Einfachheit und Ehrlichkeit“ versammelten Vertreter der Raubstaaten haben wichtigere Dinge zu behandeln als das erledigte Deutschland, das höchstens noch zu einem Debattegegenstand dritten und vierten Grades gut ist.

* * *

Aber es gibt Leute, die selbst dem Gerichtsvollzieher, der kommt, um ihnen das letzte Hemd zu nehmen, mit unverwüßlicher Zuversicht als dem Retter in der Not entgegenschauen. Der Wiederherstellungskommission, die mit der Vollstreckungsurkunde in der Tasche ihren Einzug durch das Brandenburger Tor hielt, streute der „Vorwärts“ mit schwieligen Arbeiterfäusten und untertänig lächelnd Rosen auf den Weg. „Sie kann es mit eigenen Augen beobachten, wie die nichtbesitzenden Kreise bemüht sind, eine Erfüllungspolitik zu treiben, während der Besitz sich an dem allgemeinen Elend noch bereichert. Sie wird die Beschränktheit der deutschen Zahlungskraft leichter erkennen, als das nach den amtlichen und nichtamtlichen Berichten der Diplomaten und Agenten möglich ist und sie wird daraus ihre Schlüsse auf die nächsten Zahlungen und auf die Zahlungsweise der Reparationen ziehen müssen.“ Wird sie? Ist sich der biedere „Vorwärts“ dessen so sicher? Was aber, wenn die Kommission ganz andere Schlüsse zieht, ähnliche etwa, wie sie der General Nollet etwa im Hinblick auf die „Deutschen

Werke“ zog? Hat man so schnell die Antwort vergessen, die der Betriebsrat auf die Frage erhielt, was denn, wenn die geforderte Zerstörung ausgeführt würde, mit dem Gelände geschehen solle: — „Na, Sie können ja dann Kartoffeln pflanzen!“

Als es vorbei war mit den zehn Millionen Mark Arbeitslöhnen für die Zerstörungsarbeiten, als der Arbeiter spürte, jetzt geht es auch dir an den Kragen, da war die Einigkeit da zwischen Betriebsrat und Direktion, zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, da hieß es: „Also unser Kampf ist auch euer Kampf.“

Aber muß es immer erst so weit kommen?

* * *

Weit ausschauend, nach rückwärts und vorwärts, zeichnet in der „Tägl. Rundschau“ Eduard Stadler mit scharfen Umrissen das Bild unserer gegenwärtigen Lage. „Heute müssen wir klar sehen und offen bekennen, daß der in Weimar geschaffene formale Staat alle Möglichkeiten eigener Lebensentfaltung versäumt hat. Daß der Staat nur noch ein Scheindasein führt. Daß er ein parasitäres, volksfremdes und volksfeindliches Gebilde ist.“ Der Staat als solcher ist Ohnmacht. Er will nichts. Er kann nichts. Er lebt als „Rede-Bureaokratismus im Parlament“ und als „Schreibe-Bureaokratismus“ in der Verwaltung. Ein Schmarotzer am Körper des Volkes. Der gesamte Wille des Volkes hat sich ganz auf die „Wirtschaft“ gerichtet. „Vom einfachen Arbeiter bis zum Unternehmer, vom Bauernknecht bis zum Großgrundbesitzer, vom Gewerkschaftssekretär bis zum Unternehmervorbändler, von der Hausfrau bis zum Großbankier, sie alle arbeiteten, mühten sich ab, halfen sich durch, bauten wieder auf, bauten um, retteten sich selbst oder ihre Gruppe. 60 Millionen Menschen, in fiebernder Hast, darum bemüht, die kleine Einzelwirtschaft, die Wirtschaftsverbände, die Gesamtwirtschaft in verzweifelter Rettungsarbeit durch das Chaos hindurchzulavieren. Kein Volk in Europa, wahrscheinlich keines in der Welt, hat seit dem formalen Abschluß des Weltkriegs eine ähnliche Gesamtarbeitsleistung vollbracht wie das deutsche Volk.“ Und nun: „Wer erkennt in seiner Bedeutung, wer ermigt in seiner Spannweite den Gegensatz, der sich zwischen dieser unerhörten Wirtschaftsleistung des deutschen Volkes und der Ohnmacht des deutschen Staates auf tut?“

Unseren Feinden selbst ist dieser Zwiespalt ein Rätsel. Die ungesunden Wirtschaftsbilähungen, die sich die Feinde als neuen ‚Imperialismus‘ wirtschaftspolitischer Art zurechtlegen, ohne viel über die Ursachen, ohne überhaupt an die eigene Schuld zu denken, beunruhigen die Welt. Und die Weltunruhe, die natürlich noch ganz andere Ursachen hat, wirkt sich politisch gegen unseren Ohnmachtsstaat aus. Der französisch-militärisch-politische Vernichtungstrieb entzündet sich mit am sogenannten deutschen ‚Wirtschaftsimperialismus‘. Die englische Politik, die ohnedies durch den frankophilen Kurs des Systems Wirth-Rathenau uns gegenüber nervös geworden ist, bekommt Zugang aus den wirtschaftspolitischen Neidgefühlen und Abwehrtrieben englischer Wirtschaftskräfte. Dabei findet sie sich in dieser Frage auf einer gemeinsamen Linie des Kampfes gegen Deutschland mit ähnlichen Abwehrtendenzen in Amerika zusammen. Von Amerika schließt sich hinwiederum politisch nach Frankreich hin der deutschfeindliche Ring. Und die Entente des Krieges,

die den militärisch-politischen deutschen Machtstaat vernichtet hat, geht nun an die Vernichtung des deutschen ‚Wirtschaftsimperialismus‘ heran. Zwar zögernd, von Angstvorstellungen gepeinigt. Aber sie geht heran. Triebhaft. Sicher. Von politischen Machtgefühlen über alle Hemmungen hinweg getrieben. Der Verlust Oberschlesiens, vor allem das Herauscheiden des ober-schlesischen Industriegebiets aus dem deutschen Wirtschaftskörper, war der erste große Schritt auf diesem Weg. Wird der nächste Schritt nicht die Besetzung des Ruhrgebietes sein?

Schon in wenigen Wochen oder Monaten wird jedenfalls der deutsche Ohnmachtsstaat, der die eigentliche staatliche Kampffunktion bereits aufgegeben hat, auch die Preisgabe der ihm verbliebenen Verwaltungsfunktion anmelden. In der Reparationsfrage wird er den Finanzbankrott deklarieren und zugleich eingestehen, daß er der anarchischen Wirtschaftsentwicklung, der Wirtschaftsbülungen des deutschen Volkes verwaltungsmäßig nicht mehr Herr wird. Dann wird Frankreich mit Hilfe Englands und mit Unterstützung der Vereinigten Staaten das Fazit ziehen. Und man wird unserem Staat in irgendeiner Form etwa folgendes eröffnen: Ein kämpfender Staat bist du längst nicht mehr. Aus den vorhandenen, in der deutschen Wirtschaft sich offenbarenden Gewalten deines Volkes vermochtest du kein staatliches Eigenleben zu entwickeln. Als Verwalter deiner (uns vertraglich zutehenden) Güter taugst du aber auch nichts. Doch der Friedensvertrag, für dessen Erfüllung‘ du uns bisher der Garant und das verwaltungstechnische Exekutivorgan warst, kann nicht kassiert werden. Es muß ein Letztes versucht werden. Es bleibt uns nichts anderes übrig, als dich deiner autonomen Verwaltungsaufgabe zu entheben. Besonders in dem komplizierten Wirtschaftsgebiet des Westens, wo du des ‚Großkapitals‘ und der ‚Schwerindustrie‘ nicht Meister werden kannst, müssen wir die ‚Reparation‘ und das Steuerwesen selbst ordnen. Das deutsche Volk muß arbeiten, damit sich der Friedensvertrag erfülle. Für alles übrige werden wir sorgen.

Das wird das Ende des deutschen Staats und zugleich die restlose Verklavung der deutschen Wirtschaft sein. Ob es dabei zu einer formellen Übergabe der Verwaltungsfunktion des deutschen Kanzlers an eine Ententekommission kommt, steht dahin. Es hängt nur vom Willen der Entente selbst ab. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß sich auch dann noch eine Partei findet, die der Entente diese schwere Entscheidung erspart und in dem Angebot einer konzessionierten Scheinmacht eine genügende Gegenleistung für eine gehorsame Politik der Verklavung Deutschlands erblickt.“

Was aber wird das deutsche Volk dazu sagen?

Wird es sich fügen, wird es in behaglicher Verzweiflung das Sklavenjoch auf sich nehmen? Oder wird es sich doch noch einmal zur nationalen Einheitsfront zusammensinden — die mit der gegenwärtigen, künstlich geschaffenen „großen Koalition“ nicht das mindeste gemein hat, denn der Riß, der unser Volk in zwei einander bekämpfende Hälften teilt, geht mitten durch sie hindurch. Herr Emil Barth schloß seine Revolutionsbilanz am 9. November 1921 im Humboldtthain mit den Worten: „1914 war der Michel ein Rindvieh, 1918 ein größeres Rindvieh, und heute ist er ein Riesenrindvieh.“

Vielleicht behält er recht . . .



Auf der Warte

Der „Türmer“ in Elsaß-Lothringen verboten!

Wir lesen in elsässischen Zeitungen: „Durch Verfügung des Herrn Generalkommissars vom 22. Oktober 1921 ist in Frankreich die Verbreitung, der Verkauf sowie die Verteilung der Zeitschrift ‚Der Türmer‘, herausgegeben in Stuttgart, verboten. Alle Exemplare dieser Zeitung, die zum Verkauf oder zur Verteilung gelangen, werden beschlagnahmt und Übertretungen verfolgt.“

Diese neueste Bekundung der „freiheitlichen“ Regierungsweise Frankreichs in Elsaß-Lothringen bestätigt nur, was man schon lange in der ganzen Welt weiß: daß dort ein System militaristischer Vergewaltigung herrscht. Der Herausgeber des „Türmers“ ist Alt-Elsässer „pur sang“; er hat aus seiner klaren deutschen Gesinnung nie einen Hehl gemacht, hat aber auch nie einer politischen Partei angehört und ist kein „Alldeutscher“. Denn er hat nie nach Waffengewalt gerufen, sondern hat Läuterung der Seele und Veredlung der Kultur empfohlen im Sinne des deutschen Idealismus und einer undogmatischen, mehr dichterisch geformten religiösen Verklärung. Wenn im „Türmer“ Tatsachen und Wahrheiten ausgesprochen werden, die der französischen Regierung unangenehm sind, so soll sie diese Tatsachen widerlegen, aber nicht einfach mit äußeren Gewaltnahmen ein Blatt unterdrücken und von den Beziehungen mit dem geistigen Elsaß-Lothringen abzuschneiden versuchen. Wir protestieren gegen das Verbot und empfinden es als eine Feigheit.

Mit Interesse verzeichnen wir einige mutige Zeitungsstimmen aus dem Elsaß.

So bemerkt der „Republikaner“:

„Schriftleiter des ‚Türmer‘, den unsere

vorsorgliche Regierung verbietet — sie darf es ja! — ist, soviel uns bekannt ist, zurzeit der ‚elsässische‘ Schriftsteller Friedrich Lienhard, der nach dem Tode des früheren, v. Grotthuß, die Schriftleitung der Zeitschrift antrat. Der ‚Grund‘ des Verbotes dürfte demnach in den etwas zu germanisch angehauchten elsässischen Erinnerungen, die Lienhard in letzter Zeit im ‚Türmer‘ von sich gab, zu suchen sein. Mag es sein, wie es wolle, eine Vergewaltigung der Denk- und Meinungsfreiheit stellt auch dieses neue Verbot wieder dar.“

Die Straßburger „République“ fügt hinzu: „Wir können uns diesen Ausführungen des Mühlhauser Blattes nur anschließen. Die ‚Staatsraison‘ hat hier wieder einmal die Anmaßung, die geistigen Speisen zu kontrollieren, die uns vorgefetzt werden können. Sie nimmt uns deshalb in die bekannte Obhut, von der wir schon so oft Gelegenheit hatten, zu reden.“

Die Neuland-Jugendbewegung

Weibliche Jugend hat sich unter dem Namen „Neuland“ gesammelt. Das ist ein sinnbildlicher Name; es ist keine Siedlung, sondern Neuland der Seele gemeint.

Reich und froh kommen wir soeben vom 5. Neulandtag. Die Wartburgstadt Eisenach ist unser Sammelpunkt; dort haben wir unser Haus, ehedem „Gasthof zum Junker Jörg“, am Berggang neben dem Hainstein. Aus stärkendem Zusammenleben und -arbeiten in reiner Höhenluft tragen wir das Bewußtsein in die Niederungen des Alltags: „Auch wir sind berufen, am neuen Deutschland mitzuarbeiten.“

Fünf Jahre alt ist unsere Neulandbewegung. Aus den kleinften Anfängen ist sie entstanden, nämlich aus dem Herzen einer tiefempfindenden, klugen, willensstarken Frau. Guida Diehl sah unter den vielen brennenden Nöten unseres Volkslebens eine, die nur wenige vor ihr gesehen hatten: die Not des sogenannten gebildeten jungen Mädchens, das den tausend Fragen und Aufgaben der Zeit oft so hilflos gegenübersteht.

Schon seit Jahrzehnten drängte die Zeitströmung und die Entwicklung des Wirtschaftslebens zahllose Frauen aus dem Heim und der Familie in das Berufsleben. Wohl erwarben sie das dazu nötige Wissen; Verstand und Wille wurden geschult zum Kampf ums Dasein; aber wie oft verkümmerte dabei das Gefühlsleben! Auf der andern Seite waren die Mädchen, die als Haustöchter ohne Beruf daheim lebten, oft noch schlimmer daran. Ihre „Arbeit“ war meist keine Mühe, sondern Beschäftigung; die eigentliche Arbeit leisteten bezahlte Kräfte. Aus der inneren Armut erwuchs gähnende Langeweile, die nur wenige mit ein wenig sozialer Hilfsarbeit totzuschlagen versuchten. (Man vergleiche zu diesen Ausführungen Guida Diehl selbst in dem Heftchen: „Studienreise und Neulandbewegung“. Eisenach, Neulandverlag. Es enthält u. a. eine feine Psychologie des jungen Mädchens.)

Und doch zeigte der Krieg, wieviel Hingabefähigkeit, wieviel Tüchtigkeit auch in der weiblichen Jugend geweckt werden konnte.

Diese sehnende, unklare, irrende, oft mühselig einsam kämpfende weibliche Jugend rief Guida Diehl auf zu gemeinsamem Streben: zum Kampf um ein Neuland der Liebe, der Gerechtigkeit, der Lauterkeit mitten in unserer von Parteihaß, Ungerechtigkeit und Sittenlosigkeit zerrissenen deutschen Welt. Sie deutete die Zeichen der Zeit: die Materialismus — die Herrschaft des Geistes und der Seele! Sie weckte in den jungen Mädchen das Verantwortungsgesühl, das jeden Menschen zwingt, sich in diesen uns alle angehenden Kampf einzustellen.

Schon seit 1908 hatte Guida Diehl in Frankfurt a. M. schulentlassene Mädchen aus

dem Lyzeum in einem sogenannten Studienkreis gesammelt, um in gemeinsamer Arbeit brennende ethische und soziale Fragen mit ihnen zu besprechen. Erst fünf Jahre später hielt sie Vorträge in Schulen und veranstaltete dann in Verbindung mit dem Evangelischen Verband zur Pflege der weiblichen Jugend die erste Freizeit in Lambach in Thüringen, an der 80 Mädchen teilnahmen. Vorträge mit vertiefenden Besprechungen, gesellige Abende und Ausflüge boten der Jugend reiche Freude und Anregung.

Die grundlegenden Gedanken gab sie später in dem Heftchen „Was wir wollen“ heraus (Eisenach, Neulandverlag). Um wahrhaft deutsche Art, wie wir sie in unserem Schrifttum und in unserer Geschichte kennen lernen können, und um ein neues Christsein in Feuer und Kraft der ersten Christenheit soll der einzelne ringen. Deutschtum und Christusgeist in untrennbarer Einheit: — das ist unser Neuland der Seele. Ist in dem einzelnen das lebendig geworden, so wirkt er Leben weckend auf andere. Die Neuländerin erfüllt ihren Beruf, wo sie auch steht, als Vaterlandsdienst und als Gottesdienst.

Bei den großen Frauenverbänden fand diese zur Verinnerlichung mahnende Stimme keinen Widerhall; wohl aber wurde sie von der gebildeten weiblichen Jugend begeistert aufgenommen. Die jungen Menschen verstanden, wozu sie gerufen wurden, und sammelten sich in Studienkreisen und um das Blatt „Neuland“, das Guida Diehl seit 1916 herausgibt.

Es würde zu weit führen, auf den Ausbau unserer stattlich angewachsenen Gruppen einzugehen. Es hat nicht an Stürmen gefehlt; doch fest steht in Eisenach unser „Neulandhaus“; und wir durften von manchen geistigen Führern Wertvolles erfahren (Vienhard, Thobitz). Zugleich greift nun unsere Bewegung auf die jungen Männer über. Brüder und Freunde unserer Neuländerinnen, die sich unsere Ziele zu eigen machen wollen, sammeln sich im männlichen Neuland unter Führung von Pfarrer G. Meinde-Sonneberg. Gemeinsam mit ihnen wollen wir eine Schar

bilden, die für sich eine innere Erneuerung erstrebt und von innen heraus auch an des Vaterlandes Erneuerung mitarbeitet.

Dr. Martha Brandt.

NB. Ich gestehe, daß die Stunden, die ich unter dieser Jugend verbracht habe, zu meinen angenehmsten Erinnerungen gehören. Noch sehe ich sie im pfingstlich geschmückten Saale mit Kränzen im Haar vor mir sitzen, diese liebe deutsche Jugend, mit so viel prächtig gutem Willen in den hellen Augen. Als leider eine Epoche des Meinungsaders einsetzte, hielt ich mich zurück, zumal andre Arbeit meine ganze Kraft und Zeit in Anspruch nimmt. Doch scheint diese Verdüsterung nun einer Klärung gewichen zu sein. Neben Guida Diehl ist dort Dr. Heinrich Lhotsky ein Hauptführer; ich freue mich, daß dieser frühere Einspänner sich nun in größerem Kreise auswirkt. Hoffentlich gelingt es, die jungen Menschen, die aus biblisch-kirchlicher Ausdrucksweise kommen, und die andren, die in einem mehr weltlich, etwa weimarisch geprägten Idealismus aufwuchsen, zu einer Einheit zu verschmelzen. Ich griff daher, wenn ich dort sprach, gern zum Symbol (Coral, Rosenkreuz), um daran die Schönheit einer durchgöttlichten Lebensauffassung allverständlich und anschaulich darzulegen. F. L.

*

Jugend und Religion

Wird eine religiöse Kraft in unsrer Jugend mächtig werden? Dürfen wir hoffen?

Herbstsonntag. Erntedankfest. Es ist früh am Morgen und sehr kühl, bläulich-klar, doch mit leise verschleierter Ferne und langsam erwachenden Sonnenstrahlen. Die alte Pfarrkirche der mitteldeutschen Stadt hat zwischen ihren grauen gotischen Pfeilern bunt leuchtenden Schmuck angelegt. Man hat Eichenlaub und korallene Ebereschenzweige um die Sitter des breiten Fürstengrabes geflochten, das Evangelienpult mit Herbstlaub umsäumt. Eine Tafel ist aufgestellt, hell gedeckt, mit einer Fülle von Früchten und anderem Erntesegeu beladen. Die hat der Dank und die Freude zusammengetragen. Apfel in Wachsgelb und

Grünrot, blaßblonde behagliche Frühkartoffeln mit leissen Erbspuren, Tomaten, glühend in derber Lebenslust, häufeln sich um Bündel reifer Ähren, kleiner Goldgeorginen, bunter Aftern. Trauben schwellen, braune Rosenzweige verästeln sich grazios und halten dornumsäumte Hagebutten in die Höhe. Aber zwischen den unmittelbaren Gaben der Mutter Erde liegen auch große Brote und knusprige Semmeln, zu denen sich der Rohstofflegen in der Menschenhand verdichtet hat. Das alles soll, nachdem das Gottesauge darauf geruht und die Gemeinde sich Freude daraus getrunken haben wird, den Armen und Siechen zugute kommen.

Aber noch eine andre Ernte füllt heute die alte Kirche. Die Jugend der „Neudeutschen Woche“ feiert hier ihre Morgenandacht. Sie haben sich die Kirche drei Stunden vor dem heutigen Hauptgottesdienst erbeten. Auch diese jungen Menschen sind ein Jahresergebnis voll reisenden Wachstums, kreuz und quer blühend, voll Werdeherbheit und keimender Süße, dornenbewehrt, rücksichtslos auf- und um sich strebend und doch dazu bestimmt, sich reisend einzuordnen in die geistigen Kräfte des Zeitalters. Braun, klaräugig, stämmig oder pfeilgerade aufgeschossen die Mehrzahl der Jungen; dann und wann ein reiferer Gefährte, um dessen Mundlinie der Bart schon flokt; und dazwischen einer oder der andre, der sich bewußt zur Jugend hält, trotzdem er ihr an Jahren reichlich voraus ist. Die Mädchen eine bunte Schar in der zwanglosen, kurzröckigen, freihalfigen Kleiderhülle, wie sie die heutige Tracht begünstigt, mit und ohne Kränzchen und Stirnband im Kraus- oder Strohhhaar, das kleine Sprühfeuer mit blizenden Zähnen neben der versonnenen Traumfuge, der schlentrige Backfisch neben der stilläugigen Jungfrau von sechzehn oder siebzehn. Alle sind andachtbefangen, lautlos, von der Weihe der Stunde erfüllt.

Und nun geschieht das Merkwürdige, daß eingebettet in die heilige Musik großer Meister sich ein Gottesdienst ohne Geistlichkeit entwickelt. Er ist gestimmt auf den Ton: „Allein zu dir, Herr Jesu Christ“; und mit dem Johannes-Textwort: „Ich und der Vater

sind eins“ untermalt der jugendliche Sprecher am Lesepult seine Ansprache. Er spricht schweigend, langt nach der und jener Gedankenblume, die ihm wieder aus der Hand gleitet, aber der Ausklang legt den Hörern deutlich und fühlbar die Arbeit an sich selbst ans Herz. Alles Befreiende im Seelenleben und im Vaterlande, worauf die vielen mit Sehnsucht warten und hoffen, ist vorher das Eigentum weniger, und noch früher die schwere, erlösende Errungenschaft eines Menschengenies gewesen. „Wir, die Jugend, sollen jeder an seinem Teile diese erlösende Macht in uns zu entwickeln suchen in aller Freude und Freiwilligkeit. Amen.“

Und die junge Gemeinde sang:

„Laß mich werden eine Sonne, die mit eigenem Licht
In des Sommers Glanz und Wärme durch sich bricht.
Laß mich werden eine Quelle, die mit ihrem Trant
Macht Betrübte froh und helle, stark, was sanft.
Laß mich werden Abendfülle, die mit ihrem Glüd
Alle führt zu Gottes Willen sanft zurück!“

Ich glaube nicht, daß es unsern Oberpfarrer gereut haben wird, diesen Erntedankfest-Auftakt in seiner Kirche zugelassen zu haben.

Wird der edlere Teil unsrer deutschen Jugend wieder zur Ehrfurcht heimkehren? Wir wollen hoffen . . . A. M.

*

Deutsche Philosophische Gesellschaft

Vor vier Jahren wurde von Weimar aus dazu aufgerufen, für die Wahrung eines wesentlichen Zuges des deutschen Geisteslebens geschlossen mit einzustehen: Der deutschen Philosophie drohte aus der allgemeinen äußeren und inneren Not unseres Volkes Verkümmern. Zur Abwehr dieser Gefahr trat die „Deutsche Philosophische Gesellschaft“ zusammen. Ihre Bemühungen waren zunächst wissenschafts-organisatorischer Art. Allen Hemmungen zum Troß gelang es, der wissenschaftlichen philosophischen Forschung in den „Beiträgen zur Philosophie des deutschen Idealismus“ eine neue Heimstätte zu schaffen. Heute hat diese Zeitschrift sich im deutschen Schrifttum

ihren bestimmt umgrenzten Platz erkämpft. Es wird soeben das zweite Heft des zweiten Bandes ausgegeben, zu dem u. a. Professor Bruno Bauch-Jena einen schon als Vortrag viel beachteten Aufsatz über „Persönlichkeit und Gemeinschaft“ und Dr. Schimmer-Jena unter dem Titel „Die Philosophie der Freiheit“ gehaltvolle Erörterungen zur Grundlegung der „Philosophie der Technik, Volkswirtschaft, Pädagogik und Politik“ beisteuern. In Anlehnung an die Zeitschrift konnte eine Folge kleinerer Veröffentlichungen, die Reihe der „Beihefte“, ausgestaltet werden, die ihrer Aufgabe gerecht geworden ist, Arbeiten mehr einführenden Charakters in weiteren Kreisen zu verbreiten. Die Thematata der einzelnen Schriften sind für die Ausmessung unseres Wirkensgebietes so kennzeichnend, daß sie hier mitgeteilt sein mögen: Hermann Schwarz-Greifswald, Weltgewissen oder Vaterlandsgewissen?; Bruno Bauch-Jena, Fichte und unsere Zeit; Max Wundt-Jena, Die deutsche Philosophie und ihr Schicksal; Hans Pichler-Graz, Volk und Menschheit; Heinz Heimsoeth-Marburg, Hegel, Ein Wort der Erinnerung; Lenore Ripke-Rühn-Berlin, Kant contra Einstein; Julius Binder-Göttingen, Recht und Macht als Grundlagen der Staatswirksamkeit; (in Vorbereitung): Friß Münch, Deutsche Philosophie und deutsche Sprache; Dietrich Mahnte, Ewigkeit und Gegenwart, eine Fichtische Synthese; Arthur Hoffmann, Das Systemprogramm der Philosophie der Werte.

Die zunächst angestrebte Organisation im Dienste der deutschen philosophischen Wissenschaft erweiterte sich zu einer allgemeinkulturpolitischen Bewegung, da sich der Deutschen Philosophischen Gesellschaft über den engeren fachlichen Kreis hinaus bald die Anteilnahme weiterer Kreise zuwandte. Heute sind unter den Mitgliedern die „praktischen“ Berufe (Ärzte, Juristen, Lehrer, Ingenieure, Beamte usw.) mit 60% vertreten. Die jährliche Hauptversammlung in Weimar findet als eine Rundgebung für die Notwendigkeit der geistigen Sammlung immer lebhaftere Beachtung. In Deutschösterreich bildete sich mit dem Vorort Graz eine Zweigvereinigung. Auch das Deutschtum im Ausland, besonders

die Volksgenossen in Nordamerika stellten treue Helfer und Mitarbeiter. Die Geschäftsführung hat in Jena (Fuchsturmweg 18) ihren Sitz. Sie nimmt jede Anregung, die dem Wirken der Deutschen Philosophischen Gesellschaft neue Wege zeigt, dankbar entgegen und hofft, solche Unterstützung, die kein weiteres Opfer als das einer Postkarte kostet, gerade auch aus der Türmer-Lesergemeinde erwarten zu dürfen. Einführende Druckblätter (über „Weimar und die deutsche Philosophie“ und über „Die deutsche Philosophie im Geistesleben der Gegenwart“) werden gern kostenfrei zur Verfügung gestellt.

Dr. Arthur Hoffmann

Eine Verhimmelung der französischen Literatur

und ihres Einflusses auf die deutsche Dichtung leistet sich Prof. Dr. Eugen Lerch (München) in der „Frlf. Btg.“ — in so maßloser Art, daß ein allfranzösischer Chauvinist die Sache nicht besser besorgen könnte. Der sachliche Zuhörer muß einer solchen Entgleisung widersprechen. Daß sie im Kleingefecht mit Joseph Hofmiller und Paul Ernst erfolgt, mag ihre Feststärke entschuldigen, nicht ihren Inhalt. Wir lesen da:

„Nun hat aber, so weit mir ein Urteil zusteht, keine dieser Sprachen, auch die englische nicht, eine Literatur aufzuweisen, die mit der unseren so innig verknüpft wäre wie die französische. Unsere Dankeschuld an diese Literatur? — Ein Buch würde nicht hinreichen, sie aufzuzeichnen. Von ihrer ersten Blütezeit mit Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Strazburg, Hartmann von Aue über unsere großen Klassiker bis zu den Lebenden, bis zu Gerhart Hauptmann, den Brüdern Mann, Stefan George oder Franz Werfel (um nur ein paar Namen zu nennen): man braucht unsere Literatur nur zu überschauen, um der Größe dieser Verpflichtung gewahr zu werden. Man denke sich Wolframs Parzival ohne den Parzeval des Christian von Troyes, Hartmanns Irek und Iwein ohne den Eric und Ivain des gleichen altfranzösischen Epi-

ters, Gottfrieds, Tristan und Isolde' ohne die französische Vorlage; man denke sich ‚Nathau der Weise‘ ohne Voltaire und die Enzyklopädisten, den ‚Werther‘ und die ‚Räuber‘, den ‚Fiesco‘ und ‚Kabale und Liebe‘ ohne Roussseau und Diderot, ‚Iphigenie‘ und ‚Tasso‘ ohne Racine (zu dessen strengerer Form der shakespeareisierende Stürmer und Dränger des ‚Gök‘ reuig zurückkehrt); man denke sich unsere Naturalisten ohne Flaubert, Zola, Maupassant und Daudet, unser neueren Roman, unser neues Drama ohne die Technik der Franzosen, unsere modernen Lyriker ohne Baude-laire, Mallarmé und Verlaine; man überschlage, was dazwischen liegt, was in dieser allzu flüchtigen Skizze, die nur an das Augenfällige erinnern wollte, absichtlich übergangen wurde — und man hat einen Begriff davon, was die deutsche Literatur wäre, wenn zuvor nicht die französische gewesen wäre. Gewiß: die meisten der Männer und der Werke, die hier berührt wurden, sind über das fremde Vorbild weit hinausgekommen; in vielen Fällen war dieses nur das Roß, dem Ziel und Bahn nicht von ihm selbst, sondern vom Reiter bestimmt werden — welcher Reiter aber wäre seinem Tier nicht dankbar, das ihn so weit getragen hat, das ihn so kühne Ziele erreichen ließ?... Wie sollte ich nicht voll Dank sein für die Kräfte ‚außer mir, die mich zu meinem Selbst erst reifen lassen? — Wenn aber das Beeinflußtwerden auf freier Wahl beruht — wie groß muß dann die Wahlverwandtschaft sein zwischen der deutschen und der französischen Literatur! Und dieses innige, acht Jahrhunderte währende Band soll nach dem Willen unserer Chauvinisten nun jäh zerschnitten werden“...

In dieser wissenschaftlich unmöglichen, nur aus Meinungs-Gegensatz allenfalls erklärlichen Entgleisung ist folgendes unterschlagen: 1. Die gegenseitige Befruchtung der europäischen Literaturen überhaupt; 2. die Befruchtungen, die von England ausgingen und auf französischem Umweg nach Deutschland kamen; 3. der große direkte Einfluß Englands (Shakespeare, Ossian, Dickens, Scott und anderer Erzähler, Volksballade usw.), dem

nichts von Frankreich her gleichzusetzen ist; 4. die gewichtige Tatsache, daß sich das Beste deutschen Geistes just im Kampf gegen französischen Formalismus und Regenzwang herausgearbeitet hat — obenan Goethes Selbstbewußtwerden in Straßburg; 5. der uns Europäern gemeinsame Einfluß hellenischer Kultur (gegenüber der Betonung des falschen französischen Klassizismus).

So kommt ein schiefes Bild zutage, als wären Deutschlands Dichter und Denker überhaupt erst durch Frankreich, just nur durch Frankreich lebensfähig! Wobei es übrigens nicht angeht, Hofmiller und P. Ernst zu den „Chauvinisten“ zu rechnen; dazu haben beide zu viel gesamt-europäische Kultur. Das beweist wieder Paul Ernsts neuestes Buch „Er dachte Gespräche“ (München, Müller): Dialoge aus verschiedensten Zeiten und Zuständen, worin sich aufs neue dieses nimmermüden Schriftstellers starke Geistigkeit bekundet.

*

Neudeutsche Spruchdichtung

Es ist eine besondere Gabe, in kurzen, eindringlichen Sprüchen echte Lebensweisheit zu verkünden. Unter unseren führenden neud.utsch. n Dichtern hat Lienhard in seinem jüngsten dreibändigen Werke „Der Meister der Menschheit“ die Spruchdichtung besonders glücklich gepflegt (Bd. I: Sprüche, Bd. II: Worte für die neud. uttsche Jugend). Seine aus dem unmittelbaren Zeit-erl. b. n heraus entstandenen Sprüche sind ein Spiegelbild des Ringens edl. n Menschentums im Sturm dieser Zeiten und zugleich eine friedlich-stille Luftpforte für suchende Seelen im düstern Gewölk des gegenwärtigen Weltgesch. h. ns. In meinem für die Jugend bestimmten Auswahlbändchen aus Lienhard's Schriften „Deutscher Aufstieg“ (Greiner & Pfeiffer) habe ich gerade seiner Spruchweisheit einen breiten Raum gewährt.

Einen schönen Gedanken verwirklicht der Dicht. r Ernst Köhler-Hauszen in seinem Spruchwerk „Mein Jahrbuch „Lebe““ (Dresden 1921). Allmonatlich erscheinen seit Januar dieses Jahres diese kleinen Hefte und

tragen in warmherzig empfundener, gedankentiefer Spruchweisheit des Dichters Botschaft an Zeit und Menschen hinaus. Köhler-Hauszen's Spruchdichtung ist vorwiegend auf das Religiöse und Reimenschliche gestimmt, oft von mystischer Tiefe wie ein Versinken in die letzten und heiligsten Geheimnisse irdischen Lebens und Webens, dann wieder kraftvoll bejahendes Tatmenschtum, dem er durch alle Irrnisse und Hemmungen irdischen Daseinstampfes den Weg zu wahren Glück und ungetrübter Harmonie weist:

„Erhalte dich stark, frisch an Leib und Seele,
Daß nicht dem All dein Sein, deine Kraft und Wirken
fehle.“ (Zuni-Heft)

Zürne nicht denen, die Zorn verdienen.
Zorn kennen sie — aber die Liebe
Kennen und glauben sie nicht.
Darum gib ihnen Liebe. (Februar-Heft)

Ein kräftiger Pulsschlag hämmert in dem Spruchbuch „Vom Adel“ von Karl Boesch (Verlag Erich Matthes, Leipzig und Hartenstein in i. Erzgeb., 1921). Viel tiefe Gedanken eines zur geistigen Führerschaft veranlagten Mannes sind hier in leuchtendes Gold edler Spruchweisheit geprägt worden. In diesen inhaltlich und sprachlich meisterlich geformten Spruchg. danken ist Herausbildung eines feellischen Adels in allen Ständen und Schichten unseres Volkes — wie bei Lienhard und etwa bei Stammler („Worte an eine Schar“) — das Ziel der von Boesch in seiner Spruchdichtung erhobenen Forderungen. Was der Verfasser in einem seiner Sprüche kündigt: „Ein geistreich geformter Gedanke ist wie ein goldgefarbter Edelstein, den man entzückt immer wieder in der Hand herumdreht und gegen das Licht hält“ — gilt von seiner eigenen Spruchweisheit. Den kleinen, handlichen Band, der auch die folgenden als Probemitg. kiltten Sprüche enthält, wünschen wir in viele Hände.

„Ein Begriff ist uns fast verloren gegangen, der doch recht eigentlich alle Menschlichkeit und Sittlichkeit einschließt: Der Begriff der Würde.“

„Das heilige Kinderland liegt nicht hinter uns, sondern vor uns. Ein Kind ist schön und liebenswert wie die Natur. Heilig allein

ist der reine Wille eines wirkenden Menschen.“

„Man kann nur durch zwei Dinge wachsen: durch Verkehr mit den Großen und durch Erfahrung.“

„Ich wüßte nicht, was es heute noch für einen Standesunterschied geben sollte, wenn nicht den zwischen dem Adelsstand der Seele und dem Stand des Gemeinen, zwischen dem deutschen Stand und dem undeutschen Stand.“

Dr. Paul Bülow

*

Ein norwegisches Goethebuch

dürfte besonders auch in den Kreisen der Lernerleser Anklang finden. Friedrich Lienhard hat diesem ins Deutsche übersetzten „Goethe“ von Fredrik Paasche (Verlag Greiner & Pfeiffer, Stuttgart) folgendes Vorwort mitgegeben:

„Dieses Buch werte man als den freundlichen Gruß eines neutralen Ausländers an den deutschen Genius, der sich in Goethe verkörpert hat! Es ist ein Gruß aus einem Lande, das uns während des Weltkriegs nicht günstig gesinnt war. Um so schwerer wiegt die Tatsache, daß ein selbständiger Kopf wie Prof. Fredrik Paasche von der Universität Christiania in bewußtem Gegensatz zu jener Zeitstimmung dieses edle Bekenntnis zu Goethe an die Öffentlichkeit gibt.

Als ich die ersten Seiten gelesen hatte, war ich erfreut über den ebenso anmutigen wie aussichtsreichen Gesichtspunkt, von dem der Verfasser ausgeht. Es ist Goethes ‚guter Blick‘, der ihn vor allem fesselt. Und damit hat er in der Tat die wesentliche Grundkraft unseres ganz auf das Auge eingestellten Dichters bezeichnet. Und zwar so, daß er nachweist, wie diese Schaukraft von wachsender Seelenreise und Charakterbildung begleitet ist.

Dem Goethe-Philologen könnte bei flüchtigem Lesen vielleicht der Eindruck entstehen, daß dieser norwegische Verehrer unseres Meisters nichts wesentlich Neues zu offenbaren habe. In Wahrheit wird aber auch der deutsche Goethefreund zwischen den bekannten Tatsachen oft eine eigenartige Betrachtungsweise

feststellen können. Man fühlt sich von diesen vier Kapiteln wahrhaft belebt und bereichert. Mir persönlich, und ich denke, mit mir allen ernstesten Zeitgenossen, ist auch der Aufbau dieses Werkchens, das im Religiösen und Kosmischen gipfelt, noch ganz besonders wohlthuend.

So begreift es sich, daß eine schwedische Verehrerin Goethes, Frau Generalin Mund von Fulkila, auf das Buch aufmerksam wurde und den Entschluß faßte, mit Hilfe einer deutschen Freundin, Baronin Loö, die feingestimmte Arbeit aus dem Norwegischen in Goethes Sprache zu übersetzen.

Ich habe meinerseits absichtlich vermieden, gelegentlich abweichende Auffassungen oder sprachliche Kleinigkeiten etwa durch Anmerkungen festzustellen. Man lasse das Ganze unbefangen und möglichst in einem Zuge auf sich wirken! Und man wird von dieser liebevollen Betrachtung eines norwegischen Freundes deutscher Kultur Gewinn haben.“

*

Seelenmord

Man schreibt uns aus Köln:

„... Ich arbeite hier an der Universität; da habe ich Gelegenheit, alle möglichen Zeitungen zu lesen, und oft faßt mich eine heiße Empörung über all diese Gemeinheit der Presse. Ich habe immer, mit Überwindung zwar, aber des Interesses halber, das hiesige kommunistische Blatt gelesen; aber dann überwältigte mich doch der Ekel, und ich bringe es nicht mehr über mich, es noch anzurühren. Wissen Sie, wie hier zu den Lesern gesprochen wird und wie das Wort ‚deutsch‘ die gemeinste Wut auslöst? Armes Volk! Es wird seelisch vernichtet. Es wird gefüttert geistig mit Worten wie ‚Rechtshoake‘, ‚Arbeiterschlächter‘, ‚mordlüsterner Reaktion‘, ‚Mordbande‘, ‚nationalistisches Geschmeiß‘ — und immer wird zum Massenmord der Bourgeoisie aufgerufen. Mit Wutgeheul wird deutsches Wort und Tun überschieden, werden deutsche Männer begeistert. Das ist Mord am Volk, das ist Seelenmord. Ein Volk, das so bearbeitet wird, so zugerichtet — wird sich nie mehr erheben. Lese man nur einmal, wie sie die Ereignisse in Deutsch-

land ihren Lesern zurecht machen! Erlaßt bin ich oft vor Empörung und Entsetzen über das, was in Deutschland jetzt von solchen Zeitungs-schreibern gedruckt wird. Das arme Volk! Es wird nur auf Haß, Blut und Gewalt dressiert — alles Edlere wird gewaltsam erstickt. Müssen wir es dulden, daß man so die schlechten Instinkte züchtet?!“ . . .

Hier ist die Empfindung aller edleren Deutschen ausgesprochen. Die Arbeiter möchten genesen, und in ruhiger Arbeit genesen — aber die Hezer dulden es nicht. Es ist genau derselbe Terror, der Rußland tödlich beherrscht.

*

Kriegsschuld oder Tragik?

Der Anthroposoph Rudolf Steiner, über den sich ja jetzt wahre Papierfluten ergießen, hat neulich durch seine im „Matin“ veröffentlichte Unterredung mit Jules Sauerwein noch besonderes Aufsehen erregt. Dr. Steiner war von Frau von Moltke, der Witwe des verstorbenen Generalstabschefs, beauftragt worden, dessen Aufzeichnungen über Kriegsbeginn und erste Kriegszeit zu veröffentlichen. Aber man hat diese Veröffentlichung verhindert. Nun sprach Steiner darüber mit dem genannten Journalisten. Man kann den ganzen Bericht, den die meisten wohl nur aus Bruchstücken kennen, wörtlich lesen in der Stuttgarter Wochenschrift „Dreigliederung des sozialen Organismus“ (Nr. 15). Eine wesentliche Stelle aus Steiners Worten lautet:

„Warum diese Befürchtungen? Diese Memoiren sind durchaus nicht eine Anklage gegen die kaiserliche Regierung. Es geht über aus ihnen hervor, was vielleicht schlimmer ist, daß sich die Reichsregierung im Zustande vollkommener Verwirrung und unter einer unbegreiflich leichtsinnigen und igno-ranten Führung befand“ . . . Zuletzt lastete die Wucht der entscheidenden Entschlüsse auf einem einzigen Mann, dem Generalstabschef, welcher sich dadurch gezwungen sah, seine militärische Pflicht zu tun, weil die Politik auf dem Nullpunkt angekommen war.“

Was dem Leser bei diesen Steinerschen Mitteilungen vor allem noch auffällt, ist: die

hanebüchene Täuschung der damaligen Leiter über die Haltung Englands. Anders gesagt: die abgründige Dummheit unfres Gesandten Lichnowsky. Wahrlich, unsere Politik war in der Tat auf dem Nullpunkt angekommen. Insofern wirken diese „Enthüllungen“ über die kritischen Tage trotz alledem „entlastend“, wenn man so will, da von boshaftem und tückischem Kriegswillen bei uns nicht die Rede sein konnte.

„Es ist nun einmal meine Ansicht,“ schließt Steiner, „daß sich die Erörterungen über die ‚Schuld‘ am Kriege in einer ganz falschen Bahn bewegen. Man kann so gar nicht von ‚Schuld‘ sprechen, wie man es tut. Tragik liegt vor. Und durch eine tragische Situation ist der Krieg entstanden.“

Man hat Einzelheiten in Steiners Mitteilungen widersprochen (z. B. in der „Deutsch. Allg. Ztg.“ und in den „Münchener N. Nachr.“). Vermutlich mit Recht. Aber die Verschiebung von dem Gesichtspunkt der „Schuld“ in das höhere Gebiet der „Tragik“ dürfte richtig sein — selbst wenn diese Dinge im üblen Heßblatt „Matin“ stehen.

In einer weiteren Nummer derselben Wochenschrift nimmt übrigens Steiner selbst das Wort und beharrt auf seinem Standpunkt, daß seine bzw. v. Moltkes Mitteilungen entlastend wirken.

Wir wundern uns, daß man Moltkes Aufzeichnungen noch nicht veröffentlicht hat.

*

Die schwarze Schmach im Roman

Da ist ein Buch erschienen, das geschrieben werden mußte. Es heißt „Die schwarze Schmach. Der Roman des geschändeten Deutschland“. Von Guido Kreuzer (Leipziger Graphische Werke, 1921; Preis broschiert 20 M., geb. 25 M.). Daß und wie uns dieses Buch jene Qualen deutscher Menschen der westlichen Gaue berichtet, darin liegt für die unmittelbare Gegenwart sein Wert beschlossen. Graf Renentlow schrieb dem Werk eine aufrüttelnde Einleitung; sie möchte jenes nationale Feuer und Verantwortungs-

bewußtsein in der Brust jedes einzelnen entzündet, das gegenwärtig bei uns nur in armfellig verzagten Funken glimmt. Die entsetzlichen Folgen der schwarzen Schmach werden uns eindringlich und wahrheitsgetreu klar gemacht; wir dürfen dieser gen Himmel schreienden völkischen und rassistischen Schändung nicht mehr gleichgültig gegenüberstehen, sondern „allen, die sich jetzt gegen die schwarze Schmach entflammt haben, muß dieser Roman eines ihrer Werkzeuge werden, um die Schande und Greuel in den besetzten Gebieten in voller empörender Anschaulichkeit durch das deutsche Volk hin zu verbreiten“. Das Buch ist ein Weckruf nicht nur an alle, die noch deutsch zu fühlen vermögen, sondern an die ganze übrige weiße Rasse, soweit sie die sadistische, gegen uralte deutsche Kulturwerte gerichtete Zerstörungswut gallischen Größenwahnsinns, die Beschmutzung und Verhöhnung deutscher Volksgesundheit, das Niederknüppeln jeder freiheitlichen Regung durch schwarzes Gesindel als eigene Schmach empfindet. Kreuzers Werk läßt nirgends seine Tendenz aufdringlich oder unkünstlerisch hervortreten; in wuchtiger Größe erleben wir die erschütternden Leiden einer besetzten rheinischen Universitätsstadt; in wenigen grell aufleuchtenden Bildern wird uns die Schändung deutscher Frauen- und Manneschre durch Schwarze vor Augen geführt, ohne — das sei ausdrücklich hervorgehoben — daß der Verfasser verzerrend übertreibt oder den heiklen Stoff abstoßend gestaltet. Man nehme also diesen Roman nicht mit einem Vorurteil zur Hand; es ist kein wertloser Kitsch, sondern durch seine Seiten glüht ehrliche Überzeugungskraft, und es ergeht von hier der Mahnruf an alle Deutschen, „daß Schmach nur durch Stolz und Willen überwunden werden kann. Die Deutschen haben Ungeheures verloren, aber sie werden alles, sei es in welcher Form auch immer, wiedergewinnen, wenn sie sich selbst wiedergefunden haben. Das wird man erst sagen können, wenn sie ein Volk geworden sind.“

Dr Paul Bülow

Expressionismus und Wohnungskunst

Als seinerzeit die Jugendstilbewegung abflaute und einen schmalen Bodensatz zurückließ, da machte man rückschauend die Bemerkung, daß ja eigentlich daraus nichts hatte werden können, weil jene Bewegung „vom Sofaflissen“ ausgegangen sei. In dieses Schlagwort faßte man später die ganze Richtung zusammen. Bei der jetzigen expressionistischen Welle könnte man mit demselben Recht sagen: sie geht von der Plakatsäule aus, die, inmitten des hastenden Lebens stehend, jedem harmlos Vorübergehenden in büßähnlicher Schnelle alle möglichen Anpreisungen ins Gehirn spritzen möchte. Die Reklame hat jedenfalls die für sie erforderliche Eigenart des Expressionismus brillant erfaßt und sie in weitestem Sinne für ihre Zwecke ausgebaut. Wenn aber nun die handwerkliche Welt sich die Plakatsäule zum Muster nimmt und versucht, die bizarren Gebilde, die den Plakatmaler zu seiner Angriffstechnik auf das menschliche Gehirn berechtigen, in die harmlosen Gebilde der Wohnung zu übertragen, dann muß man energisch sagen: Hände weg!

Leider stehen wir wieder vor einer Welle solcher mißverständlicher Zieraten und, was noch schlimmer ist, vor bizarren Möbelformen. Berechtigung haben alle die aufgeregten Formen, Farben und ornamentalen Kompositionen nur, wenn es sich darum handelt, einer vorübergehend besuchten Stätte, einem Kabarett, Litrüstube, Kaffee und Eingeltangel usw. ein besonderes Gepräge zu geben. Alle diese Sachen werden dort gewissermaßen in kleinen Dosen genossen; wer sie in größeren Dosen genießt, muß es mit sich selbst ausmachen. Handelt es sich aber darum, einer Wehestätte, einem festlichen Saal in einem Rathaus oder einem bürgerlichen Heim ein vornehmes Gepräge zu geben, so müssen diese Plakatsmädchen ausgeschaltet bleiben.

Man sollte angesichts mancher Leistungen des Expressionismus wirklich nicht glauben, daß seit Vergangenen des Jugendstils erst eine kurze Spanne Zeit vergangen sei, als jeder

halbwegs flüchtige Maler sich zum Innenarchitekten berufen fühlte und in den gewagtesten Linien versuchte, dem gesunden Menschenverstande und den tüchtigsten Handwerkern „über“ zu sein. (Überbrettel, Übermodern, Übermensch!) Was uns damals in wogenden Linien über alle Gegenstände des täglichen Lebens troch, das soll sich jetzt in widerhatensprägendes Ornament verwandeln und sich in unsere Wohnung einnisten. Jeder kleinste Möbelzeichner fühlt sich berufen, in dieser Art seine „Originalität“ zu beweisen. Jede Strichlinie wird in der heutigen Zeit bestaunt; und doch ist die ganze Richtung meiner Ansicht nach nichts anderes als ein Symptom unseres durch und durch kranken Zeitalters. Ausgeglichen, nervenzerrend statt anregend, ein Gestrümpf statt eines schönen Sages: so stehen diese Erzeugnisse vor uns als Zeichen einer nervenaufpeitschenden Zeit.

Das größte Übel an der Überschätzung derartiger „Kunstprodukte“ ist aber nicht der Künstler, sondern der Kunstkritiker. Hier in Leipzig ist es z. B. ergötzlich zu lesen, mit welchen Gedankenverrenkungen und geistigen Eiertänzen der Kritiker den allerneuesten Auswüchsen nahe zu kommen sucht. Man hat das Empfinden, daß er fürchtet, in seinem Ruf zu leiden, wenn er nicht aller und jeder Nartheit „Verständnis“ entgegenbringt. Verständnis bringe ich als Mensch und Mitbruder auch dem Unglücklichen in der Irrenanstalt entgegen. Ich würde mich aber hüten, seine Wahnart als „zukunftsverheißend“ anzusehen.

Alle diese Einwirkungen sind es letzten Endes, die dazu beitragen, bei nicht geistigen Naturen die Überzeugung zu wecken, es handle sich bei den jetzigen Formen dieser Kunst um eine bleibende Sache. Der Expressionismus hat seine Berechtigung im Plakatwesen. Alle Dinge, die mit Reklame zusammenhängen, sind sein lautes Gebiet; und es wäre zu begrüßen, wenn seine Jünger auch wirklich diese Grenzen erkennen würden. Das soll keine Degradierung ihrer Kunst sein, nur eine reinliche Scheidung.

Ich erhebe nicht den Anspruch, mit meinen Ausführungen geistreiche Theorien auszu-

sprechen; denn ich bin kein Mann der Feder, sondern bin aus der Praxis des Ateliers und der Werkstatt. Und das ist wohl auch etwas wert.

August Nolden

Die Berliner Theaterwirtschaft

ist längst keine Angelegenheit mehr, die mit dem Wieder-Aufstieg deutscher Kultur auch nur das mindeste zu tun hat. Die Berichte darüber gehören in den lokalen Teil dortiger Zeitungen. Es ist ein veralteter Irrtum der großen Berliner Blätter, wenn sie meinen, daß uns im Reiche diese ausgedehnten Aufsätze über jede belanglose dortige Aufführung interessieren. Es finden jetzt an vielen Orten im Reich ebenso wertvolle Darbietungen statt wie im verfahrenen Berlin. Der ausgezeichnete Bühnenkritiker Friedrich Düsel, der bekannte Herausgeber von Westermanns Monatsheften, hat unsren vollen Beifall, wenn er im „Kunstwart“ (Oktober) diese Wirtschaft brandmarkt:

„Was einem aber bange machen kann, dies Jahr mehr als früher, das ist die Zersplitterung der Kräfte, die Zersäuerung des Wollens. Spezialitäten über Spezialitäten — wo aber bleibt der Charakter? Einstmals gab es ein Königlich-schauspielhaus: das war rückständig in seinem Spielplan, aber würdig in seiner Auslese des Erprobten und sauber in der Form seiner Darbietungen. Oder ein Deutsches Theater: das klebte länger, als der Zeitwille und Zeitgeschmack es duldet, an seinem, dem naturalistischen Stil der neunziger Jahre, aber es hatte Stil und Charakter, im Was und im Wie. Oder ein Lessingtheater: das nannte sich das ‚Theater der Lebenden‘, und wenn die Witzbolde auch Recht behielten, die das letzte Wort dieses billigen Aushängeschildes aussprachen, als stünde da ‚Kurzklügigen‘, so blieb es sich doch immer seiner übernommenen Verpflichtung gegen die zeitgenössische Dramatik bewußt, mochte die sein, wie sie wollte. Heute wuselt das und noch vieles andre bunt und wirr durcheinander. Jeder glaubt die Klassiker, jeder, der den Autoren oder ihren Erben nur einen Vertrag abzulisten versteht,

glaubt Hauptmann, Strindberg oder Wedekind spielen zu können, jeder greift wieder auf, was einmal hier oder dort halben oder vierten Erfolg hatte, in der kindischen Hoffnung, ihm werde es ganz damit glücken. Nur vor der jungen, mit uns geborenen, unerprobten Dramatik drücken sie sich alle nach Möglichkeit, weil dazu Blick und Wagemut gehört und kein Stern am Theaterhimmel so hell leuchtet wie das „dauernde Klassenstück“. Früher, wenn man sonst schon kein künstlerisches Zielbewußtsein hatte, richtete sich der Spielplan einer Bühne wenigstens nach ihren Darstellungsmitteln und dem Ensemble ihrer Spieler; heute, wo sich die elendigste Dürftigkeit auf den Expressionismus berufen darf, wo der zum Prinzip erhobene ständige Austausch der Darsteller jede Zucht des Zusammenspiels zerstört hat, heute will jeder jedes können, und der Dramatiker überliefert sich dem, der ihm die zugkräftigsten Schauspielere, die lauteste Reklame und die zahlreichsten Aufführungen verbürgt. Die „Rotterbühnen“, die mit Beginn dieser Spielzeit allein in Berlin fünf Theater beherrschen und sich schon bis nach Hannover ausdehnen, sind von dem Allerwelts-Warenhaus-Großbetrieb à la Diez nicht mehr weit entfernt.“ . .

Dazu kommen stete Neugründungen, jetzt sogar ein „Jüdisches Künstlertheater“, wo nicht etwa mehr — wie Düsel bemerkt — „im berlinisch-jüdischen Jargon leichte Schwänke oder derbe Grotesken, sondern in einer fremden Sprache, im Jiddisch des Ostjudentums höchst ernsthafte, streng künstlerisch gemeinte Stücke aus dem jüdischen Volks- und Empfindungsleben gespielt werden, mit Darstellern aus Warschau und Wilna und solchen, die noch östlicher wohnen“.

Seinen vollberechtigten Unwillen aber widmet dieser Kritiker der nichtswürdigen Franzosen-Einfuhr:

„Was uns vollends die Masseninvasion der Franzosen jetzt frommen soll, auf die wir uns nach den Eröffnungsvorstellungen des Kleinen, des Königräher Theaters und anderer Bühnen gefaßt machen müssen, mag ein andrer erforschen als ich, dessen simpelstes Anstands- und Schamgefühl sich

bis zum Ekel dagegen empört. Von ‚Nationalismus‘ braucht dabei gar keine Rede zu sein. Denn was diese Herren Savault und Charvey, Hennequin, Bilhoud und Feydeau zu Markte bringen, sind meistens dieselben alten muffigen, dirnenhaft parfümierten Kleider, die bereits vor zehn oder fünfzehn Jahren bis auf die Dessous gelüpfert wurden. Als nach 1870 die Lindau und Konforten den Import der Pariser Boulevard- und Cochonnerie-Dramatik betrieben, konnten sie sich zum Schein wenigstens mit dem Feigenblatt der Siegergroßmut schmücken; heute, wo — von allem andern zu schweigen — die Franzosen sich und unsern rheinischen Brüdern die unauslöschliche Schmach der schwarzen Besatzung antun, sollte der Speichel eines deutschen Mundes zu schade sein für das Geschmeiß ihrer auf die erotischen Instinkte spekulierenden Theaterfabrikanten — gleichviel ob sie sich anbieten oder ob sie geladen werden. ‚Kulturversöhnung‘ lautet ja wohl das Schlagwort für solche Anbiederung, und Berlin tut sich, scheint es, noch etwas darauf zugute, hierin voranzugehen. Laßt es allein in seinem Dreck sitzen, ihr andern Theaterstädte im Reich, beschmukt euch nicht auch Hand und Seele daran!“

Der Auslandsdeutsche

Der „Deutsche Bund“ in Batavia, der zurzeit mehr als 1000 Mitglieder umfaßt, gibt über sein 6. Vereinsjahr einen Bericht, aus dem „Der Auslandsdeutsche“ (das Organ des Auslands-Instituts Stuttgart) folgende beachtenswerte Stelle der Heimat weitervermittelt: „Man hat in Deutschland heute den Wert des Auslandsdeutschen und die Chancen, die das Ausland bietet, besser erkannt als früher. Aber man übertreibt, man versteigt sich zu einem Kultus des Auslandsdeutschen, den wir nicht anerkennen können. Wir sind nicht besser und schlechter als unsere Brüder daheim. Wohl möchten wir, daß, was früher nicht der Fall war, unsere Stimme gehört wird, denn auch die Kenntnisse und Erfahrungen, die wir uns im Laufe der Jahre

porben haben, sind von Wert für die Hei-
 it. Auch den andern Versuch, den man
 nderorts in Deutschland macht, um die
 landdeutschen als die einzig wahren Pa-
 oten darzustellen und sie zu bestimmten
 itischen Parteien herüberzuziehen, weisen
 e zurück. Der Wert der Deutschen im
 land liegt gerade darin, daß sie — als
 ige Deutsche vielleicht — außerhalb des
 rteihaders stehen, daß sie die Verhält-
 e in ihrem Vaterland vorurteilsfreier
 achten als jene, die der politische Wirbel
 n schon jahrelang im Kreise dreht. Die gute
 aft des Auslanddeutchtums würde man
 nichten, wenn man es politisch zersehen
 rde. Wir müssen so stark bleiben, daß wir
 es, was politisch vorgeht, sachlich be-
 chten und erörtern können, immer getragen
 m treuen vaterländischen Geist. Zum Auf-
 u unseres Vaterlandes können auch wir bei-
 igen, wenn auch nur einen bescheidenen
 il. Der Teil besteht darin, daß wir nach
 äften, ideell und materiell, für unser Vater-
 id arbeiten, daß wir Deutschland in der
 elt würdig vertreten und daß wir in
 utschland selbst aufklärend über außer-
 ätische Verhältnisse und Anschauungen wir-
 t, diesen kleinen Teil wollen wir, die wir
 ring an Zahl sind, leisten, aber man mache
 s nicht zu den Helden und Gewaltigen, die
 t nicht sind und überschätze auch nicht den
 nfluß, den wir in der Welt haben.“

Das sind Worte, manhaft und verständig
 Inhalt, würdig im Ton. Möchten sie daheim
 e draußen gebührend beherzigt werden!

Strafabbau ?

Rüzzlich ist ein Gesekentwurf angenommen
 worden, der dem Gericht Gelegenheit
 t, in all den Fällen von der Freiheitsstrafe
 zusehen, in denen nicht mehr als ein Monat
 eibheitsstrafe verwirkt ist und der Straf-
 eck durch eine Geldstrafe erreicht werden
 un.

Es ist nur zu begrüßen, wenn auch das
 ragrapphenstarre Antlitz Klios menschliche
 ige weißt. Aber die Frage erscheint doch
 gebracht, ob in einem Krisenzustand sitt-

licher Verwilderung, wie wir ihn jetzt haben,
 der Zeitpunkt, überquellende Milde walten
 zu lassen, richtig gewählt ist. Wenn man
 daraufhin manche in letzter Zeit ergangene
 Urteile ansieht, packt einen doch gelindes
 Grauen. Wo bleibt schließlich die erzieherische
 Wirkung der Abschreckungstheorie, wenn einer
 Verfehlung kaum noch eine bemerkenswerte
 Strafe droht? Es herrscht leider nicht ge-
 nügung Klarheit darüber, daß hinter vielen
 der sogenannten Humanitätsbestrebungen sich
 Einflüsse verbergen, die darauf aus sind, aus
 rein politischen Gründen die Autorität des
 Gesetzes zu unterhöhlen. Der Strafvollzug
 hat sich ja bereits in einer Weise gelockert, daß
 der „Verbrecher auf Urlaub“ eine alltägliche
 Erscheinung ist. Einen Menschen so lange wie
 möglich vor dem Gefängnis bewahrt zu sehen,
 liegt gewiß auch im allgemeinen Interesse.
 Aber dazu haben wir ja Strafausschub und
 Bewährungsfrist. Der sinkenden Moral ge-
 radezu goldene Brücken zu bauen, wäre — in-
 human gegen die andern.

Niggertänze

Warum wehren sich untre Tanzlehrer
 nicht energischer gegen diese üblen
 Tänze? In der Zeitschrift „Die Tanz-Schule“
 (Einbeck) wird diese verruchte Mode gegeißelt:
 „Der Tanz eines Volkes zeigt dessen
 Charakter.“ Wie lebhaft wird man doch an
 diese Worte erinnert, wenn man heute einen
 Blick in die Ballsäle wirft! Überall wo man
 hinsieht, stößt man auf ausländische Tänze.
 So stehen Shimmy, Tango, Jazz, Maxice,
 Schottisch Espagnole, aber auch Tiertänze,
 wie Schlingen (Schlangentänze), Cat-step
 (Kakentanz), Fox-trott (Fuchstanz) usw. stän-
 dig auf der Tagesordnung. Alles was sich
 spekulative Tanzmeister des Auslandes an
 neuen Tänzen ausgestattet hatten, mußte der
 deutsche Michel ja unbedingt auch in
 Deutschland einführen. Unsere Jugend
 will sich an amerikanischen Niggermelodien
 und in andalusischen Raschemmen gestampften
 Tänzen ergötzen. Einer Generation, die in
 weiten Schichten in einer völligen Vergröberung
 aller Lebensansprüche alle Wünsche

auf das Grobsinnliche richtet, genügte nicht mehr die Harmlosigkeit der deutschen Volks- und Reigentänze. Und so bezog man, wie so vieles andere, auch den Tanz aus dem Auslande: von den wilden Negerstämmen. Die meisten neuen Tänze sind ‚Volkstänze‘, mit all den grotesken Bewegungen, mit all den wilden Attitüden dieses rassistigen Argentiniens, dieser braunen Gauchos und verwegenen Cowboys. Und nur das Volk tanzte sie in üblen Plätzen, gefährlichen Verbrecherkneipen, und nicht selten geschah es, daß diese weiche, sinnliche, sich schlängelnde Musik die erhitzten Gemüter derart erregte, daß der Boden, der soeben noch von den tagenartigen Bewegungen der Frauen gestreichelt, plötzlich von Blut triefte, daß Dolch und Revolver die Gitarren und Geigen ablösten (Tango!).“ . .

Das sind Deutschlands Tänze! Die edlere Jugend hat recht, wenn sie sich schroff gegen diesen Anflug wendet.

Sidher

Eine Ballade von der Kunstgeschichte

Frei nach Rückert

Sidher, der ewig junge, sprach:
 Ich fuhr an einer Stadt vorbei,
 Da saß ein Mann vor der Stafflei
 Und zeichnete eifrig mit Kohle und Blei.
 Ich fragte: Seit wann die Kartonzeichnerei?
 Er sprach und strichelte emsig fort:
 „So malte man immer an diesem Ort
 Und wird so malen fort und fort, —
 Denn des Malens Kern ist die Zeichnerei!“
 Und abermals, nach fünfzig Jahren,
 Kam ich deselbigen Wegs gefahren.

Da fand ich keine Spur von Blei;
 Ein Maler, mit schäumendem Farbentopf,
 Strich rot, grün, blau, immer Tropf an Tropf.
 Ich fragte: Seit wann diese Farbraucherei?
 Er lachte und pinselte lustig fort:
 „So malte man immer an diesem Ort

Und wird so malen fort und fort, —
 Denn Malen ist Farbphantasei!“
 Und abermals, nach — dreißig Jahren
 Kam ich deselbigen Wegs gefahren.

Da malte ein Mann einen — Stiefelschar
 Scharfäugend, bedächtig, mit Ernst und Red
 Und Falte um Falte in Andacht schau.
 „Seit wann diese kleinliche Schuhmalerei?
 Er knurrte und schusterte brummend fort:
 „Was klein, was groß? Ganz einerlei!
 Die Hauptsache ist: naturgetreu!
 So malt' man drum immer an diesem Ort
 Und wird so malen fort und fort!“
 Und abermals, nach — zwanzig Jahren
 Kam ich deselbigen Wegs gefahren.

Da saß ein Maler in tiefem Traum,
 Und auf der Leinwand, unheimlich, ein Schou
 Von Geistern und Schemen, ein mystischer Be
 Ich fragte: Seit wann die Symbolerei?
 Er sprach und träumte versonnen fort:
 „So malte man immer an diesem Ort
 Und wird so malen fort und fort, —
 Denn Malen ist Geistes Traumdeuterei!“
 Und abermals, nach — sieben Jahren,
 Kam ich deselbigen Wegs gefahren.

Da fand ich gar keine Spur von Natur;
 Verschwunden, der letzte Rest vorbei
 Von Geist- und Tier- und Menschenfigur;
 Quadrate und Tuben und Kuben nur
 In wildem, chaotisch-m Ein-rei.
 Ich fragte: Seit wann die Kubisterei?
 Wo blieb die Farbe, wo blieb das Blei?
 Und Wahrheit und Klarheit und Träumerei
 Er brüllte und zirkelte schnaubend fort:
 „Was schert die Natur mich, die äußere Norm
 Und menschliches Sehen und Fühlen dabei?
 Wir suchen die — Formel, die Form der Form
 Die suchte man immer an diesem Ort
 Und wird sie suchen fort und fort!“

Und abermals, nach — zwei, drei Jahren
 Will ich deselbigen Wegs fahren.
 Richard Müller

UNIVERSITY OF ALABAMA
LIBRARY

THE LIBRARY
OF THE



Winter

Beilage zum Türmer

Robert Haas



Der Tümmel

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard

24. Jahrg.

Januar 1922

Heft 4

Brauchen wir eine neue Religion?

Von Bô Yin Ra

Unter den Lesern dieser Zeitschrift sind meines Wissens nicht wenige, denen mein Autorenname bereits durch meine Bücher bekannt geworden ist.

Wenn mir nun der verdienstvolle Herausgeber die Möglichkeit bietet, auch von dieser Stelle her an der Erneuerung und Vertiefung seelischen Lebens mitzuwirken, so bedeutet das für mich eine nicht geringe Freude.

Schon lange war es meine Absicht, vor einem religiös ernst gestimmten und verstehenden Kreise, wie ich ihn gerade unter den Lesern dieser Blätter zu finden glaube, die Frage zu erörtern, die ich dieser kleinen Abhandlung als Überschrift gab; und ihre Erörterung dürfte auch denen nicht ganz unwichtig sein, für die eine solche Frage, aus tiefstem inneren Fühlen heraus, von vornherein beantwortet ist.

Ich sehe Bestrebungen in dieser Zeit am Werke, die zwar von den edelsten Motiven her geleitet sein mögen, deren Auswirkung mir aber gerade für das deutsche Volk verhängnisvoll zu sein scheint; und es wird mir die Pflicht, von meiner durch keinerlei konfessionelle Bindung bedingten seelischen Einschau her vor einer Gefahr zu warnen, die viele bedroht.

Die Welle geistiger Erneuerung, die schon lange vor dem Kriege einzelne Schichten des deutschen Volkes ergriffen hatte, wächst zusehends zu einer mächtigen Woge an, von der sich nun auch gar manche tragen lassen, die vorher in den stagnierenden Wassern religiöser Gleichgültigkeit ihr Behagen fanden,

Die aufrüttelnden Erlebnisse des Krieges, das unsägliche Leid und die äußere Not der Kriegsjahre, die ja im Grunde trotz aller „Friedens“-Verträge noch nicht beendet sind, mögen immerhin das Ihrige dazu beigetragen haben, daß die Seelen sich mehr und mehr auf Inneres und Allerinnerstes besinnen; aber es wäre doch eine arge Täuschung, wollte man alles Streben nach religiöser Vertiefung lediglich aus diesen Momenten heraus erklärbar finden und somit allem Suchen nach geistigen Gütern in dieser Zeit eine nur vorübergehende Bedeutung zuerkennen.

Ich sehe weitaus Tieferes hier am Werke, und es dürfte weit eher erlaubt sein, das schwere Erleben, das der Krieg so vielen brachte, als ein zwar schmerzgendes, aber letztlich doch zur Gesundung führendes Heilverfahren ewiger, leitender Mächte anzusehen . . .

Vielleicht war man doch, bevor diese harten Tage kamen, oft allzusehr geneigt, zu übersehen, daß die weltgeschichtliche Aufgabe eines Volkes nur dann zu lösen ist, wenn jeder einzelne, der ein Glied dieses Volkes bildet, durch eigene seelische Vertiefung so gefestigt wurde, daß der ganze Volkskörper aus seinen tiefsten Wurzeln heraus jene überschüssige Gesundheit erlangen kann, an der tatsächlich einst die Welt zu „genesen“ vermöchte.

Ich glaube mit allem Verantwortungsbewußtsein sagen zu dürfen, daß das deutsche Volk noch vor der Lösung seiner eigentlichen Aufgabe steht, aber daß es nicht eher diese ihm ureigene Aufgabe unter den Völkern der Erde lösen wird, ehe nicht jeder einzelne, der sich noch seines seelischen Lebens bewußt ist, zu einer Verwurzelung im tiefsten geistigen Quellgrund kam, die ihn auch schwersten äußeren Stürmen gefahrlos widerstehen läßt.

Das dunkle innere Ahnen, daß dem so sei, läßt heute die neue Sehnsucht nach religiöser Vertiefung in vielen keimen und wachsen.

Wird diese Sehnsucht zur Tat und tritt sie gestaltend ins Leben des Alltags ein, nicht nur für Sonn- und Feiertage reserviert, — so kann sie wahrhaftig das deutsche Volk zu jenem Aufstieg führen, den seine erleuchtetsten Geister ihm wieder und wieder prophetisch zeigen zu müssen glaubten, und nach dem es heute mehr als je verlangt.

Es wird dann einem Aufstieg entgegengehen, den keine Erniedrigung mehr bedroht. —

Noch aber besteht die Gefahr, daß diese Sehnsucht sich verwirren läßt und auf irre Wege führt.

Man fühlt die Notwendigkeit neuer, vertiefter Religiosität und läßt sich nun gar vielfach verleiten, statt dessen nach einer neuen Religion zu suchen.

Selbst bis in tiefgläubige Kreise der mit dem deutschen Wesen so innig verwachsenen und deutscher Seeleneigenart so wundervoll angepaßten christlichen Frömmigkeit hinein trägt moderne Zweifelsucht ihre Unheilsaat und möchte die Seelen beirren in ihrem Vertrauen an die ewige Lebenskraft dessen, dem gerade deutsche Art ihr Bestes dankt.

Historische und philologische Kritik wurden, als die ungeeignetsten Instrumente, angesetzt, um einen Boden zu unterwühlen, der nur mit den subtilen, seismographisch empfindsamem Organen der Seele untersucht werden darf, will

nan seine überzeitlichen Quelladern finden, die wahrlich tiefer liegen als die lose Krume, die oft gutgläubiger wissenschaftlicher Forschungseifer zu untersuchen vermag.

Nun steht man verwirrt auf dem an mancher Stelle arg verwüsteten Lande, das einst der Seele blühender Garten war, und wagt es fast nicht mehr, daran zu glauben, daß neues Leben ihm entsprossen könne.

Zugleich aber finden sich eifertig gar manche Karrenführer ein, die Erdreich aus fremden Zonen bringen mit der oft durchaus ehrlich gemeinten Versicherung, daß erst diese fremde Erde den Garten der Seele wieder zum Gedeihen fördere.

Sie ahnen ja selbst nicht, daß ihre Erdkrume, die sie von fernher holten, an ihrem Ursprungsort nur deshalb fruchtbar war, weil sie aus den gleichen tiefen Quelladern ihre Kraft empfing, aus der auch die Blumen der Seele ihre Nahrung zogen, die aus dem Boden sproßten, den sie jetzt verschütten möchten.

Diese allem seelischen Leben gemeinsamen Quelladern gilt es aufzusuchen, wenn man wahrhaft zu einer Verwurzelung mit dem ewigen Seinsgrund gelangen will, und sie sind dort aufzusuchen, wo sie seit Jahrhunderten sich für die deutsche Seele wirksam zeigten, die deutsche Seele, deren schönstes Vorrecht ihrer Eigenart darin besteht, daß sie nichts eigentlich „Fremdes“ auf dieser Erde kennt, daß sie zu jeder anderen seelischen Eigenart Zugänge findet, die aber nur allzu leicht bereit ist, völlig zu vergessen, daß sie alles fremde Saatgut nur auf eigenem Boden zu eigener Ernte heranreifen sehen kann.

Mit anderen Worten: Es bedarf durchaus keiner anderen Religion, um den tiefsten Quellgrund alles Seins der Seele zu erschließen, sondern es braucht nur die glühende Inbrunst der Seele selbst, und sie wird von der Stelle aus, an der sie eingewurzelt ist, ihre Wurzelfasern immer tiefer in das ewige Herz alles Seins zu versenken vermögen, weit sicherer, als wenn sie sich selbst erst in anderen Boden verpflanzen wollte, mag dieser Boden ihr auch erfüllter erscheinen von geheimer Kraft, als der, aus dem sie selbst ihres einstigen Keimens Nahrung sog.

Der deutschen Seeleneigenart ward das Christentum zum eigenen Blütenarten, und christliche Glaubensglut ward zu deutscher Frömmigkeit.

Noch haben zu allen Zeiten nur einzelne im deutschen Volke den Mut gefunden, bis zu den innersten Mysterien vorzudringen, die sich in dieser deutschen Frömmigkeit, diesem deutschen Christusglauben, dieser deutschen Christusliebe bergen. Es ist hier mehr Mysterium verborgen, als die meisten ahnen mögen!

Kein echter Mysterientakt der alten Zeiten, so ehrwürdig er auch sein mag, reicht völlig an dieses Mysterium deutscher Frömmigkeit heran, und selbst die weiseste Erkenntnis alten indischen Denkens führt kaum zu den Vorhallen dieses Heiligtums, da das meiste all solcher erdachter Weisheit schuf nur Volkenträumen phantastische Brücken aus lustigem Gespinnst, Brücken, die niemals in Wirklichkeit eines Menschen Fuß betreten könnte.

Alle letzte Erkenntnis aber gilt einer Wirklichkeit, vor der alles Denken und Träumen jeglichen Wert verliert und ihn nur wiedergewinnen kann, nachdem es diese Wirklichkeit zu seinem Ausgangspunkt zu machen vermag.

Das Mysterium deutscher Frömmigkeit ist nichts anderes, als die für die deutsche Seeleneigenart deutbarste Darstellung dieser kosmischen Wirklichkeit auf unserer Erde, und in der Sage vom heiligen Gral ist sie am deutlichsten geworden.

Kein Symbol, sondern ein Abbild irdisch verankerter geistiger Wirklichkeit ist hier gegeben.

„Suchet, und ihr werdet finden!“ Suchet, und ihr werdet gefunden werden.

Aber suchet nicht etwa in alten und neuen fremden Kulturen, sondern laßt euch alles, was ihr in anderer Zeiten und Völker heiliger Lehre findet, nur zur Erhellung des eigenen Weges dienen!

Euer deutscher Christenglaube ist das gegebene Feld des Suchens und Findens für euch!

Euer deutscher Christenglaube ist kein Ideengebilde und kein Märchenwahn.

Euer deutscher Christenglaube entspricht einer Wirklichkeit, die man wohl auch mit anderen Namen nennen kann, als die euch vertraut geworden sind, jedoch ihr aber am ehesten ohne Irrweg hinfinden werdet, wenn ihr auch alles, was andere Darstellungen dieser gleichen Wirklichkeit zu sagen hat, in die euch vertraute Sprache übersetzen lernt.

Wehe denen, die den Glauben an diese Wirklichkeit als „Wahn“ verlachen.

Wenn sie euch aber sagen: „Das Christentum hat heute aufgehört, eine wahrhaftige Lebensmacht zu sein; wir müssen nach anderer Offenbarung Ausschau halten!“ dann findet den Mut zu einer Antwort, die da lauten möge:

„Nicht das Christentum ist tot, sondern wir, die wir uns Christen nennen, sind es. Wir sind nicht genug in seinem Leben!“

Wahrlich, das Christentum ist noch gar jung, und viele Jahrhunderte mögen noch vergehen, ehe es seine volle Entfaltung dereinst erreicht!

Ich glaube, daß deutsche Frömmigkeit bei seiner allmählichen Entfaltung eine Weltaufgabe winkt.

Ich glaube, daß „deutsches Wesen“ wirklich einst der Welt „Genesung“ geben kann, aber dann wird es das Wesen des Christentums in seiner seelisch geheimnisvollsten Darstellung sein, dann wird es deutsche Frömmigkeit sein, die „deutschem Wesen“ sein kosmisches Gepräge gibt, die alles Tun des deutschen Menschen durchdringen und veredeln muß, genährt aus Tiefen, die kein Forscherauge jemals erspäht, die nur der Inbrunst der Seele sich eröffnen und ihr die Kräfte ewiger Lebens spenden.

Die Arbeit des Alltags wird dann zum Gottesdienst werden, und den Hierarchien der Ewigkeit wird ein wahrhaft würdiges Ebenbild in der Gliederung menschlicher Weltaufgaben entstehen.

Weber müde Weltflucht, noch raffgieriges Wühlen nach den Schätzen, die Rost und Motten verzehren, wird der Menschheit Gedeihen bringen.

Nicht mit Mordmaschinen wird die Freiheit der Völker jemals zu sichern sein.

Nur aus der Wiedergeburt der Seele kann ihnen Heil erwachsen, und hier wird einst deutsche Seeleneigenart allen Völkern der Erde noch zum Segen werden!



Landrichter Krack

Erzählung von Anna Schieber

Es war jedesmal wieder aufs neue so. Die Meinungen gingen auseinander, ob Landrichter Krack nicht besser getan hätte, einen anderen Beruf zu ergreifen als den des Juristen. Ob er nicht hätte etwa Pfarrer werden sollen oder — kurz irgend etwas anderes als Richter. Denn er hatte ja gar kein Gerechtigkeitsgefühl, er konnte sich so schwer entschließen, einen Menschen zu verurteilen, selbst wenn seine Schuld ganz klar am Tage war.

Das geschehe eben gerade aus Gerechtigkeitsgefühl, sagte er dann selbst mit einem kleinen, verlorenen Lächeln. Denn wenn man es recht betrachte, so seien die Menschen doch allzusamt arme Teufel, die nicht viel anders sein könnten, als sie seien. Und schließlich, wen müßte man dann nicht verurteilen? Wenn man genau nachsehe — —, ja, und dann kam er wieder mit dem alten Sokrates, der alle Verbrecheranlagen in sich spürte. So gehe es ihm auch, sagte er ganz ernsthaft; es sei nicht sein Verdienst, daß er das alles, was er verurteile, nicht selbst auch begangen habe. Das war ja natürlich ein Unsinn, denn darum handelte es sich doch nicht; es handelte sich doch darum, daß die menschliche Gesellschaft durch gewisse Ordnungen geschützt war vor Willkür und böser List. Und wer sich gegen diese Ordnungen verging, der hatte es zu büßen. Das sollte man eigentlich einem Richter nicht sagen müssen.

Eigentlich mußte man übrigens zugeben, daß er noch nie versucht hatte, das Recht zu beugen. Er litt nur selbst darunter, daß er Strafen verhängen mußte. Und andererseits brachte er viel leichter als andere die Gefangenen dazu, offen zu gestehen, was sie verbrochen hatten; es war, als wisse er alle Schlupfwinkel der Menschenseele und taste sich auf verborgenen Pfaden bis dorthin, wo der Punkt war, von dem die Verirrung — so sagte er — ausgegangen sei.

Die Angeklagten waren meistens ganz verblüfft, wenn er fragte, ob es etwa so und so zugegangen sei. Ja, gab mehr als einer zu, so sei es gewesen, gerade so; es hatte gar keinen Wert, zu leugnen, denn dieser Mann wußte offenbar ganz gut Bescheid mit der Sache. Und was das merkwürdigste war, man kam sich gar nicht so abscheulich vor unter seinen Augen; er schien ganz gut zu verstehen, wie es kommen konnte, daß man auf den und jenen Abweg geriet. Freilich, mancher fluchte nachträglich und spie Gift und Galle, daß er sich habe fangen lassen von diesem geriebenen Fuchs, der den Menschenfreund zu spielen verstehe, als man in der Falle sei. Denn nachher konnte einem die gute Meinung des Landrichters doch nichts helfen.

Doch traf das auch nicht überall zu. Davon konnte Frau Krack einiges berichten. Denn ihr Mann hatte den Sparren — so nannten es die Leute, nicht die, aber manchmal war sie fast geneigt, es ihnen nachzusagen —, er hatte den Sparren, immer Leute in seinem Hause anzustellen, die vorher eine Strafzeit verbüßt hatten. Das war keineswegs angenehm, obgleich sie der Wahrheit zulieb

zugeben mußte, daß ihr Haus im allgemeinen gut versorgt und bedient sei, viel leicht besser als manches andere.

Man konnte es auch als Sparren betrachten, und manche taten es: er stellte den Grundsatz auf, daß ein Mensch, dessen moralische Mängel bloßgelegt seien zuverlässiger sei als einer, bei dem sie unter der Decke geblieben seien.

Eigentlich konnte man sich dafür bedanken, denn das kam ja fast dara hinaus, daß man wünschen sollte, selber sündig zu werden, oder doch wenigstens Diebe und Mörder unter sein Dach zu nehmen und ihnen sich selbst und sein Haus und Gut anzuvertrauen.

So schlimm war es übrigens bei Krads nicht, obgleich sie allerdings für den Garten und die Kleintierzucht ein Mädchen hatten, das sein neugeborenes Kind umgebracht hatte, und obgleich in der Küche eine geschiedene Ehefrau waltete, deren Mann sich von ihr losgesagt hatte, als sie wegen eines falschen Eides verurteilt wurde.

Aber nun kam ein Fall, bei dem sich Frau Krad empört und hilflos an ihres Mannes besten Freund wendete: es kam ein Brandstifter frei, dem der Landrichter versprochen hatte, daß er ihn als Faktotum für den Stall, die paar Acker, den Obstgarten und auch überall da, wo im Hause eine männliche Kraft nötig sei, anstellen wolle. „Denn ich selber bin leider rettungslos unpraktisch“ hatte er vor den entsetzten Ohren seiner Frau zu dem entlassenen Sträfling gesagt.

Und nun — sie hatte ja anstandshalber geschwiegen, so lange der Brandstifter in ihres Mannes Zimmer stand, und sie hatte auch nicht ohne Bewegung gesehen, daß sein bleiches Gesicht anfang, sich wunderlich zu verziehen, als ob er mit aller Macht verhindern wolle, daß er in Tränen ausbreche, und daß er, anstatt zu sprechen, nur hilflos mit den Lippen zitterte —, aber nachher kam es doch mit Gewalt über sie, daß sie nie mehr einen ruhigen Augenblick haben würde, wenn der Brandstifter unter ihrem Dache weilte.

Lieber Gott, er konnte ja doch jederzeit, wenn ihm jemand zuwider war, oder wenn es ihn sonst ankam, ein Schwefelholz an einen Bund Stroh halten, er hatte ja doch Übung darin. Und außerdem wollte sie auch nicht gerade eine Sammlung von Verbrechern in ihrem Hause anlegen, so eine Art von Museum.

Ihr Gatte ließ sie ganz ausreden; das tat er immer, wenn sie erregt war. Eigentlich war sie weithin mit ihm einig; er wußte auch, daß er ihr ziemlich viel zumutete; nachher ging sie doch mit ihm, wenn sie ruhig geworden war, das wußte er schon.

Sein Freund, der pensionierte General Buz aber war diesmal ganz und gar auf der Seite der Frau.

„Man kann auch zu weit gehen in seinen Humanitätsbestrebungen“, sagte er; „ich will nicht mit dir über Land fahren, wenn dieser Mensch kutschiert, und ich will auch nicht, daß er mir an deinem Geburtstag die Schlüssel reicht, denn du wirst ihn ja bei Tisch bedienen lassen wollen mit seinen Händen, die ein Haus in Brand gesteckt haben.“

„Er sagt, er habe es angezündet, weil es seine Heimat gewesen sei, die ihm ein betrügerischer Geschäftsmann abgeschwindelt habe. Er habe nicht sehen können

daß dieser darin wohne.“ Die Frau fing ersichtlich schon an, sich zu ihrem Mann zu schlagen, wenn auch noch ein wenig zweifelnd und unsicher. Sie rückte ihm ein Stück näher und erwartete, daß er ihr wie gewöhnlich die Hand hinstrecken werde; aber er befah mit ernstem Gesicht seine beiden Hände, innen und außen, und steckte sie dann in die Taschen.

„Ach was!“ Der General gab nicht so leicht nach. „Jrgend einen Grund gibt jeder an, und jeder will nachträglich recht haben. Ich lasse mich nicht konfus machen; ein Brandstifter ist ein Brandstifter, und man muß sich vor ihm in acht nehmen.“

Der Landrichter war aufgestanden und ging im Zimmer auf und ab. Er hatte gegen alle sonstige Gewohnheit die Hände in den Taschen vergraben und pfiß leise vor sich hin. Dann blieb er mit einem Ruck vor den beiden stehen, die ihm etwas verwundert zugesehen hatten, und sagte: „Dann nehmt euch nur vor mir auch in acht. Ich, wie ich hier stehe, ich bin nicht schuldig, daß ich nicht auch —“. Aber er kam nicht weiter, denn sein Freund fing an zu lachen und sich aufs Knie zu schlagen: „Das konnte man sich denken. Du bist so schuldig wie der alte Sokrates; es ist immer das gleiche.“ Doch fiel ihm das Lachen angesichts des ernst bleibenden Freundes nicht so ganz leicht; auch fuhr der Landrichter, ohne Notiz davon zu nehmen, in seiner Rede fort: „Also, daß ich nicht auch mit diesen meinen Händen ein Haus angezündet habe. Im Herzen tat ich's tausendmal, nur daß mir ein anderer das Zündholz aus der Hand nahm.“

Das war so wenig spaßhaft gesagt und wollte so für voll genommen sein, daß sowohl die Frau als der Freund betroffen schwiegen und in Erwartung einer näheren Erklärung zusahen, wie etwas in seinen Zügen arbeitete, bis auf einmal rascher Entschluß sich darin ausprägte, und er sagte wie einer, der sich den Rückweg selbst verbauen will: „Es muß jetzt einmal sein, daß ich euch da hineinsehen lasse; es ist schließlich nicht mehr als ein Stück schaffendes Schicksal, das mich so haben wollte, wie ich geworden bin. Oder man kann es auch anders ausdrücken; und kurzum, ihr sollt es nun einmal hören.“

Aber es dauerte immerhin noch eine Weile, bis er, dem die Frau leise einen Korbstuhl neben den ihrigen geschoben hatte, sein Auf- und Abgehen unterbrach und vor sich hin, doch wie in eine Ferne blickend, zu erzählen anfang:

„Ich habe früher alle Leute bedauert, die nicht im Krackenhaus wohnen durften. Es ist schade, ihr habt es nicht mehr gekannt; aber ich war darin geboren und an den Tag hin erwacht. Es schien mir der Mittelpunkt der Welt zu sein, und ich konnte nie begreifen, wie man so weit fort ziehen konnte: irgendwohin, wo man das Heim nicht mehr sah. Man sagte mir wohl, daß dort draußen auch wieder Städte und Berge seien, Wälder und Flüsse und Menschen; und da mußte ich es ja glauben; aber wie froh war ich, daß ich nicht dort zu sein brauchte: in einer fremden Gegend, weit weg vom Herzen der Dinge.“

Das Krackenhaus stand auf einer Anhöhe über der Stadt, oder eigentlich auf einer Bergnase, die sich keck in die Stadt hinein vorschob. Eine gewundene Fahrstraße kroch zu uns herauf und dann weiter den Berg hinauf; droben stand ein alter, troziger Turm, der die ganze Gegend bewachte, an dem ging die Fahrstraße vorbei, immer weiter in die Höhe, und dann irgendwo in die Ferne. Der

Turm gehörte nicht uns; ich glaubte es zwar nicht ganz, daß es so sei, und rechnete ihn im stillen mit dazu; aber ich mußte es stillschweigend geschehen lassen, daß ihn auch andere Leute benützten. Sie besahen sich die Aussicht von dort droben herunter, sangen Lieder und sahen in unsern Hof und Garten hinein. Es war eine Holsharfe droben angebracht, die ich innig bedauerte, wenn viele Menschen auf einmal laute Lieder sangen, denn sie konnte dann mit ihrer dünnen Stimme gar nicht mehr durchkommen; sie mußte warten, bis alles wieder still geworden war, und das mußte ich auch tun; es war am schönsten, wenn gar keine fremden Menschen um den Weg waren.

Mein Großvater sagte zwar, daß das keine richtige Denkweise sei. Wir seien nicht für uns allein auf der Welt; die andern Menschen seien nah mit uns verbunden und hätten die gleichen Bedürfnisse wie wir. Aber das war mir unangenehm zu hören; besonders das mit dem Verbundensein quälte mich. Ich sah einmal in den Straßen der Stadt eine große Anzahl Kinder an einem Seil gehen, das sie paarweise angefaßt hielten. Es war wie ein langer Wurm mit Kopf und Schwanz, der Kopf war eine Frau mit einer weißen Haube und blauen Schürze, die kräftig sang und befehlerisch nickte, daß die Kinder alle mitsingen sollten. Sie taten es auch, aber mir schien, als täten sie es nicht so gern. Manche ließen von Zeit zu Zeit nach, und gleich wendete sich der Kopf wieder nach ihnen hin und nickte heftig. Hinten, am Schwanz, war dasselbe noch einmal und sang auch. Ich sah wohl, es sei da kein Entrinnen. An dieses Bild mußte ich denken, wenn man mir sagte, daß die Menschen verbunden seien. Ich versteckte mich davor: in unserem Garten gab es tiefe, dunkle Gründe, verwildertes Buschwerk, Gräben, die ganz mit Moos ausgepollstert waren, eine verwitterte Staffel, die auf einer kleinen Terrasse endigte; oben war ein rundes Tempelchen. Von dort aus mußte man einmal eine weite Aussicht gehabt haben, aber nun war alles zugewachsen. Das war gerade recht, so ahnten die andern Leute gar nicht, daß es da sei, und man war hier nicht verbunden. Das Singen freilich, das drang auch hierher.“ Der Landrichter sah lächelnd auf: „Es ist da so viel; wenn man nur einen Spalt aufmacht, so wimmelt es von Dingen, die man eigentlich gar nicht wollte, und alle betteln ums Lebendürfen.“

Hier in diese versteckte Welt brachte ich selten eins der Kinder, die kamen, um mit mir zu spielen. Es gab vorne am Haus eine große, sonnige Terrasse; sie hatte einen Marmorboden und ein marmornes Geländer, und sie war ganz von Rosen umgeben. An der Siebelwand, die auf die Terrasse herabsah, war eine Sonnenuhr angemalt; der uralte wilde Rosenbusch, der an der Wand heraufkletterte, wurde immer so weit beschnitten, daß er das Zifferblatt frei lassen mußte. Oben im Siebel war ein Taubenschlag, dort nisteten Hunderte der schönen Vögel; mein Großvater fütterte sie jeden Morgen. Da kamen sie angeschwirrt wie eine leichte, schimmernde Wolke, weiß, silbergrau, stahlblau und hellbraun. Sie saßen ihm auf Kopf und Schultern, nie einem andern, immer nur ihm. Ich hatte das heftige Begehren in mir, es einmal zu erleben, daß mir das auch geschehe. Aber es geschah nie. Da dachte ich trozig und tröstlich: Laß mich nur erst einmal hier Großvater sein, dann werden sie schon auch zu mir kommen. Darauf klopfte mir

s Herz wie in Schuldbewußtsein; denn dazu mußte ja der jetzige Großvater rben; es war mir, als hätte ich seinen Tod gewünscht. Das war schändlich von ir; niemand durfte es wissen; aber als ich es ungedacht machen wollte, da sagte gleich noch einmal in mir: Doch, das soll doch einmal so sein. Da sammelte diesen Wunsch zu den andern Dingen in mir, die niemand wissen durfte und n denen man mit keiner Seele reden konnte.

Eines davon hing mit der Familienbuche zusammen, die in dem kleinen ehölz rechts neben der Terrasse stand. In ihre Rinde waren unzählig viele Namen, ihrzahlen, Herzen und Kreuze eingegraben, und eines Tages kam mein Onkel eter, nach dem ich genannt war, Peter Krack, mit seiner schönen jungen Braut im. Er führte sie überall herum und zeigte ihr alles, und führte sie auch an die milienbuche. Da schnitt er ein P und ein M hinein und umgab beides mit em Stern. Es war im Frühling. Der Saft quoll aus den Schnittlinien und fß an dem Stamm hinunter. Ich stand dabei und fragte: Warum ein Stern d nicht ein Herz? Und warum nicht ein K? Es muß doch Krack heißen?

„Oho, du kleiner Stumper,“ sagte mein Onkel Peter und sah mich blühend . „Ein Stern muß es sein, weil wir beide vom gleichen Stern her sind, Margarete d ich; und P M muß es heißen, weil Peter der Margarete und Margarete dem eter vor allen Kracken kommt. Lang vor allen Kracken“, schloß er und ging mit ner Braut den Weg gegen den alten Turm hinauf.

Darüber mußte ich viel nachdenken. Ich hatte in Bad Orb, das mein Vater seiner letzten Krankheit aufgesucht hatte, ein kleines Mädchen kennen gelernt d mit ihm gespielt, und zwar nach der Anordnung der Kleinen Braut und äutigam. Sie war schwarzhaarig, hatte einen feinen gelblichen Schimmer über er Haut und einen winzig kleinen, sehr roten Mund. Sie gefiel mir sehr gut; dachte jetzt noch hie und da an sie und hatte beschlossen, daß sie einmal meine au werden müsse. Sie hieß Magelone, aber ich wußte sonst nichts von ihr; hatte ihr im geheimen die schöne Magnolie geschenkt, die im Vorgarten stand. wußte niemand darum als ich; nicht einmal sie selbst wußte es, denn sie war fern, irgendwo auf der Welt draußen. Ob sie wohl auch vom gleichen Stern : war wie ich? Ich beschloß, es anzunehmen; es war mir aber innerlich gar ht sicher. Dennoch faßte ich den Mut, ein P und ein M in den Stamm der agnolie zu schneiden, und ich wollte auch eine Sternlinie darum ziehen, aber mizriet mir, und ich gab es mißmutig auf. Die Magnolie aber ging in jenem mmer ein, wahrscheinlich von meiner Berschneiderei, und nun hatte ich ein uldgefühl gegen sie, und aber auch gegen die meisten Leute, deren Namen der Familienbuche standen. Denn ich hatte getan, als ob auch mir Magelone g vor allen Kracken komme, was, wenn ich ehrlich sein wollte, gar nicht der ll war. Denn das mit Magelone war eigentlich Spielerei; aber das mit den aden war wurzelecht.

Nun muß ich von den Kracken erzählen. Nicht von den lebenden, sondern i denen, deren Bilder die Wände im Saal bedeckten. Der Saal war der große um, dessen Flügeltüren auf die Terrasse hinaus führten. Der riesige Schreibtisch ines Großvaters stand an einem Fenster nach der Gartenseite hin; außerdem

waren da ein paar Bücherschränke und der große alte Flügel. Es gab auch noch einen neuen, aber der war in einem andern Raum. Der Saal ist das erste, was ich vom Leben weiß. Man stellte an vielen heißen Nachmittagen meinen Rollwagen dort hinein; denn es war kühl und dämmerig da. Wenn ich die Augen aufschlug, so sahen sie in Menschengesichter hinein, alte sowohl als junge, Männer und Frauengesichter. Einige von ihnen traten aus den Rahmen und kamen mich zu, beugten sich über mich, summten ein paar Töne, einschläfernde, weich oder ließen ein goldenes Ding vor meinen Augen tanzen. Das Ding hing an einer Kette, die eines der Bilder um den Hals trug. Manche der Bilder hatte ich sehr gern, vor manchen aber fürchtete ich mich. Das blieb auch noch später so, als ich mich auf eigenen Füßen an den Wänden entlang tastete, oder eigentlich noch viel länger, man kann fast sagen, immer.

Als ich aber groß und entwickelt genug war, um von meinen Erlebnissen zu erzählen, was ich auch ganz harmlos tat, wurde ich einerseits ausgelacht, andererseits gescholten. Ausgelacht wurde ich von meinem Vater und dem Großvater, gescholten aber von meiner Mutter. Die schöne blonde Frau, die sich immer über mich gebeugt habe, sei sie selbst gewesen; ich sei eine undankbare Kreatur wie alle kleinen Kinder. Sie sei es auch gewesen, die mich immer wieder eingesummt habe, wenn ich zu früh erwacht sei. Und was mein Erschrecken vor den Bildern betreffe, wovon denen ich mich angeblich gefürchtet habe: das seien Träume gewesen, wahrscheinlich vom Zahnen. Allerdings sei es nicht mehr als natürlich, und damit ging der Tadel auf die beiden Männer über, die ihn gelassen über sich ergehen ließen — daß ein Kind gespenstische Träume habe, wenn man es in eine solche Versammlung von toten Leuten stelle. Sie selber sei nahe daran, ebenfalls Gespenster zu sehen, huch! in einem solchen Museum. Sie sei in einer hübschen, hellen, kleinen Villa in Wannsee aufgewachsen, und habe Gott sei Dank ein heiteres Gemüt. Aber es sei alles unzubringen, auch das. Gottlob arten die beiden Mädchen nach ihm und seien auch über das Zahnen hinaus. Der arme Bub aber werde ein richtiger Krack; worauf sie plötzlich abbrach, lachte und meinen Vater küßte, der ja gleichfalls ein richtiger Krack war und sie schelmisch-vorwurfsvoll ansah.

Solche Gespräche wiederholten sich öfters und — ich weiß nicht mehr sicher, ob es zu meines Vaters Lebzeiten war oder nachher — einmal sagte mein Großvater in heftigem Ton zu meiner Mutter, sie solle sich nur umsehen, es seien genug Frauen dabei, die von weit her gekommen seien und hier Wurzel geschlagen hätten. Sie rief nicht weniger heftig, sie wolle aber nicht einwurzeln, es sei ihr ein grausiger Gedanke; sie wolle frei und beweglich bleiben, worauf sie im Nebenzimmer meine älteste Schwester anfaßte und mit ihr einen Tanz aufführte, um sich ihrer Beweglichkeit zu versichern.

Ich aber ging leise hinaus und über die Terrasse in den Garten, wo vor längerem Regen das Erdreich weich und nachgiebig war. Ich fühlte meine Füße einsinken und dachte, was das wohl sei: einwurzeln, und meinte es auch zu wissen, es war, als ströme eine geheimnisvolle Kraft aus der Erdfeuchte herauf und verwebte mich mit sich. Aber ich brauchte nicht einzuwurzeln; ich war als kleines Keimlein in den Heimatboden gefallen und kannte nichts anderes.

Doch stand ich oft vor dem gemalten Stammbaum der Kracken, der groß und breit an der Wand in der Vorhalle zu sehen war, und sah mit einer ehrfürchtig dunklen Zärtlichkeit die gewaltigen Wurzeläste aus den Leibern des Stammpaares herauswachsen und sich in dem starken Stamm vereinigen, der eine weitverzweigte Krone trug, in deren letzten, höchsten Ästen auch mein Name auf einem kleinen Zweiglein geschrieben war.

Das waren alles Dinge, von denen ich nicht reden durfte oder nicht konnte, es sei denn etwa mit Frau Ottmar, der alten Haushälterin, von der die Rede ging, daß sie in einem beständigen Austauschverhältnis mit den abgeschiedenen Kracken stehe, Geister sehen könne und Vorzeichen oder Berührungen empfangen, was sie alles mit einem geduldigen und aber auch geheimnisvollen Lächeln anhörte, schweigend, da ja Reden doch nichts half. Es war ihr streng verboten, mit mir über ‚solche Sachen‘ zu sprechen, und sie vermied es auch; aber bei gewissen Gelegenheiten zwinkerten wir einander mit den Augen zu, als ob wir sagen wollten: Man weiß dann schon, man muß aber still sein.

Zum Beispiel, als mein Vater starb und im offenen Sarg lag, wußte ich gut, daß die Verwandten in der Nacht, wenn wir alle weggegangen waren, aus ihren Bildern steigen, einen leisen, schicksalhaften Gesang anstimmen und ihn in seiner Einsamkeit tröstlich umgeben würden. Ja ich glaubte in der Nacht das ferne Lied zu hören, das eigentlich nur für ihn bestimmt war, und war halb verlegen, daß ich es hörte. Am Morgen aber, als ich an der Hand meiner Mutter den Saal betrat, war alles wieder wie zuvor, so daß ich unwillkürlich sagte: Jetzt sind sie wieder drin, was zum Glück nur Frau Ottmar verstand und traurig nickend bestätigte.“

Der Landrichter tauchte einen Augenblick aus der Versenkung auf, in die er hinabgestiegen war, um den Seinigen ein lange schweigend Gehütetes heraufzuholen. Sie wußten ja manches von dem allem, aber sie fühlten, daß er noch nie so wie jetzt ihnen innere Zusammenhänge, Schicksal und Wurzelboden alles seines Seins und Werdens, Notwendigkeiten des Geschehens gegeben habe. Sie gaben ihm, der irgendwie einsam nach ihnen hinblickte, warme Zugehörigkeit zu spüren, die er dankbar wieder mit sich hinunternahm, als er neuerdings das Land der Vergangenheit betrat. Er hatte nichts gesprochen, es war auch hier ohne Worte gegangen. Sie sahen ihn nachdenklich suchen, wie er, ohne weitschweifig zu werden, ihnen das Unentbehrliche zeigen könne; sahen Bilder und Gestalten vor seinen Augen vorüberziehen, sahen ihn wählen und verwerfen. Man sagte von ihm, daß er „ein Gesicht wie ein Spiegel“ habe, daß er nichts verbergen könne. Doch war sein Mund da verschlossen, wo er nicht vertrauen konnte oder wollte, oder wo Reden eine Schädigung für andere bedeutet hätte. Beides war hier nicht der Fall.

„In mir wuchs langsam ein Gefühl von Verantwortung auf,“ sagte er, „von einer Aufgabe, einem Auftrag, den ich noch nicht kannte, der aber kommen werde. Ich saß nicht leichtbeschwingt und singend auf meinem Zweiglein, wie meine Mutter und meine Schwestern taten, jederzeit bereit, freudig aufzufliegen, wenn die Gelegenheit käme. Ich horchte in den Grund hinunter, aus dem ich aufgestiegen war; es gingen zwei Wirklichkeiten nebeneinander her.“

Die eine lag offen am Tage, war Schule, häusliches Leben, Kameradschaft mit Mitschülern, war herzklopfender Eintritt in das Laboratorium des Großvaters das bisher verschlossenes Heiligtum gewesen war. Eines Tages fragte er mich, ‚Was willst du denn werden, Peter? Du mußt dich auf eine Richtung einstellen. Aber ich konnte mich noch auf keine Richtung einstellen, es schwieg alles; es war eins so gleichgültig und fremd wie das andere. Das durfte aber nicht so bleiben. Der Mensch mußte etwas Bestimmtes werden als Glied der Gesamtheit. Der Großvater war als Chemiker ein anerkannter Gelehrter, er machte stets neue Versuche, die er dann in Fachzeitschriften veröffentlichte, und die andern Kracken waren Künstler, Musiker, Beamte gewesen und auch Kaufleute, die weit herumgekommen waren. Einer war in einer Kinderkrankheit taubstumm geworden, und hatte ganz allein für sich das Holzschnitzen angefangen. Von ihm stammten die großen Lehnstühle im Saal und das geschnitzte Gesims an der Holzgalerie des Hauses, nach der Hofseite zu. Merkwürdig, mit ihm fühlte ich mich besonders nah verwandt, obgleich es mich nicht zur Holzschnitzerei zog.

‚Nun, es wird sich ja finden‘, sagte der Großvater. ‚Ich wollte dich nur darauf aufmerksam machen. Du bist ja noch sehr jung.‘ Er sah mich prüfend an, dann fügte er hinzu: ‚Es ist alles recht, was man von Grund aus ist, von Natur und Art aus. Die Kracken waren immer darauf eingestellt, für die Gesamtheit da zu sein; sie dachten nicht zuerst an sich. Oder wenigstens‘ — er seufzte ein wenig — ‚tat das nur hie und da einer, und es ist dann nicht gut gewesen.‘ Ich merkte, daß er nahe daran war, mir etwas zu erzählen, was ihm obenauf lag, und obgleich mir das Wort Gesamtheit sonderbar widerlich war, sah ich ihn doch willig und erwartungsvoll an. Aber er sagte nur: ‚Eins mußt du dir merken, davon ist nicht abzugehen; ich weiß nicht, wie es bei andern Leuten ist, aber die Kracken dürfen nichts tun, das in erster Linie um des Geldes willen geschieht. Es bekommt ihnen schlecht, es ist ein Gift für sie.‘

An diese Unterredung dachte ich oft. Sie war mir wie eine Einweihung in einen Geheimbund, dem ich angehören mußte. Es war da noch vieles, ich mußte mich nur bereit halten. Aber der Großvater fing nicht mehr davon an. Er war oft müde. Wenn Musik gemacht wurde, schlief er öfters ein.

Frau Ottmar sagte, er habe Sorgen. Die hatte sie auch. Es kam hie und da eine hervorbrechende Vertraulichkeit aus ihr, dann teilte sie mir mit, daß das Haus leide. Es sollte vom Kopf bis zu den Füßen, sagte sie, neu instandgesetzt werden. Besonders die Ölfarbe der Läden und der Fenstergesimse sei abgeblättert, und neulich, nach dem großen Platzregen, wo man den Dachdecker habe auf den kleinen Siebel des Erkers schicken müssen, weil es da hereinregnete, da habe der gesagt, nicht nur dieses kleine Stück, das ganze große Dach müßte vollständig umgedeckt werden. Aber der Herr Doktor, als sie es ihm gesagt habe, habe lachend seine Taschen umgedreht zum Zeichen, daß sie leer seien. Es sei ihm nicht ums Lachen, aber er sei viel zu vornehm, als daß er seine Sorgen zeigen möchte.

Ich war erschütteret. Vom Kopf bis zu den Füßen, hatte Frau Ottmar gesagt, leide das Haus. Das war recht gesagt; es war ein Lebendiges, es hatte eine Seele, oder vielmehr, es war ein Leib, in dem die Seele derer wohnte, die

hier gelebt hatten. Ich hätte es nicht sagen können, ich empfand es dunkel. Und es hing mit mir zusammen; ich war dafür da, ich mußte sorgen, daß ihm nichts geschehe. Es war mir, als ob alle die Männer und Frauen mir mit den Augen winkten: du darfst hier nicht hereintreten lassen. Du mußt dich darauf einstellen, daß hier alles in Ordnung bleibt. In Nächten sangen sie halblaut ein Lied, das mich traurig machte. Das war nun auch eine Wirklichkeit, die neben allem andern herging. Aber ehe ich wußte, was sie von mir wollte, machte das sichtbare äußere Leben große Schritte mit uns allen, wie eine energische, willensstarke Mutter in Spiele und Träume ihrer Kinder hinein mit festen Händen greift, um sie dahin zu stellen, wo sie sie haben will. Es ging aber bei mir nicht ohne Sträuben, Entsetzen und nicht ohne Versuche zur Unbotmäßigkeit ab; doch war das alles auch Schule und Wegweisung, wie es alles sein will, was uns begegnet.

Zuerst kam der älteste Sohn meines Großvaters, mein Onkel Lorenz, aus dem Ausland zurück. Ich hatte kaum etwas von ihm gewußt; es war sonderbar, man hatte kaum je von ihm gesprochen. Er kam unangemeldet. Er hatte sogar einen Haus Schlüssel. Damit schloß er eines Abends das Tor auf, ging mit langen, ruhigen Schritten durch die Vorhalle, hängte Hut und Mantel an einen Haken neben der Eßzimmertür, und da war er. Er war groß, schmal und bartlos und hatte ein Zucken am linken Auge, das sich manchmal an der Nase fortsetzte. Das fiel mir vor allem an ihm auf. Er ging auf seinen Vater zu, küßte ihn auf die Wange und sagte ruhig und mit gedämpfter Stimme: ‚Tag, Papa! Wie geht es dir?‘ Als ob er vorgestern abgereist wäre. Es gab ein Begrüßen und Vorstellen, denn er kannte weder meine Schwestern noch mich; er aber blieb kühl-höflich, als ob er mit jeder Miene sagen wollte: Ist das so wichtig? So daß ich ihn immerfort ansehen mußte, besonders auch, weil er mich an jemanden erinnerte, den ich irgendwo gesehen hatte. Ich wußte aber nicht, wer es sei, nur daß es niemand sei, mit dem ich befreundet war, im Gegenteil.

Da war nun ein ganz neues Element unter uns, das auf die verschiedenen Hausbewohner ganz verschieden wirkte. Meine Mutter und die Schwestern kamen bald in ein fast freundschaftliches Verhältnis zu dem Heimgekehrten, von dem sie allerdings nicht wußten, zu welchem Zweck er gekommen sei und ob er da zu bleiben gedenke, da er alle Gespräche, die dahin zielten, wie mit einer leichten Handbewegung vom Tische der Unterhaltung wischte. Aber er war galant, höflich, konnte gut und viel erzählen, da er die Welt gesehen hatte, und teilte ihre Abneigung gegen das alte Haus, was alle drei tief beglückte.

Der Großvater aber war still, müde und gedrückt, strich mir hie und da traurig und verloren über das Haar und zog sich viel in sein Laboratorium zurück, wo er aber nicht arbeitete, sondern nur zerstreut ein Glas, eine Röhre oder sonst einen Gegenstand in die Hand nahm, sie eine Weile ansah und dann wieder weglegte, wobei zu sehen war, daß er währenddem an ganz andere Dinge gedacht hatte, und ich fühlte, daß sie mit dem Sohn zusammenhingen; er sagte aber nie etwas davon. Ich wußte damals nicht, was ich später erfuhr, daß Lorenz in jungen Jahren sich einer niederen Handlung schuldig gemacht hatte, die ihn seinem Vater entfremdete, weil sie nicht aus überströmender Leidenschaft, sondern aus Berechnung

und Habgier geschehen war, und weil ein anderer Mensch zu leiden hatte, während er sich davonmachte. Das wußte ich nicht, aber ich sah wohl mit meinen jungen und unerfahrenen Augen, daß etwas zwischen den beiden Männern stand, das sie weit entfernt hielt. Doch merkte ich oder meinte es wenigstens, daß mein Onkel in guten Vermögensverhältnissen zurückgekommen sei, so daß ich heimlich hoffte, er werde trotz seiner Abneigung das Kraakenhaus neu herrichten lassen, wie man ja auch ein Familienglied versorgt, selbst wenn man es nicht liebt. Aber eigentlich glaubte ich es doch nicht und wünschte es auch nicht einmal, sondern ich glaubte immer sicherer, daß ich von den Vorfahren den Auftrag bekommen habe, für ihre und meine Heimat zu sorgen, und ich besann mich angestrengt, wie ich es wohl machen könne, daß ich möglichst bald selbständig werde. Manchmal dachte ich einfach ein Bauhandwerker zu werden, der alles mit eigenen Händen machen könne und der daneben das große Obstgut, das bis an den Fluß hinunter sich erstreckte, pflegen, den uns gehörigen Weinberg bauen und die Tauben füttern werde, wobei mir einst plötzlich einfiel, daß ich ja noch kein Großvater sei, wie ich mir einst ausgedacht habe. Da ließ ich alles liegen und stehen, was ich gerade vorhatte, und lief in das Laboratorium; denn es hatte mich eine dunkle, weiche Zärtlichkeit für meinen Großvater überfallen, der noch lange leben sollte, wenn es auf mein Wünschen ankam.

Ich fand den Onkel Lorenz bei ihm, der mit dem Rücken am Fenster lehnte und mit einem Federhalter spielte, wobei das Zucken heftiger als je über sein Gesicht ging. Er preßte die Lippen zusammen, daß sie wie ein schmaler roter Strich in seinem Gesicht standen, und in dem Augenblick wußte ich, an wen er mich erinnert habe: es war die Frau Andreas Kraak geborene Leipherr, deren Bildnis im Saal hing und von der Frau Ottmar mir einmal seufzend gesagt hatte, daß sie am Geiz gestorben sei, was niemand zu wissen brauche, da das nicht kraakisch sei. Sie hatte aber, soviel man nun sah, etwas von sich hinterlassen, einen Tropfen Blut, der in einem Nachkommen spukte und ihm zu schaffen machte, und hatte ihm sogar ihr Gesicht oder wenigstens einen oder zwei Züge vererbt.

Das sage ich alles jetzt, denn damals lebte es nur unklar in mir, aber trotzdem nicht ohne eine dunkle Sicherheit.

Mein Großvater sprach erregt, was er nur selten tat, und mit etwas erhobener Stimme. Als ich die Tür öffnete, sagte er gerade: ‚Da siehst du, was es mit unrechtem Gut auf sich hat. Es verflüchtigt sich, nachdem es den, der sich damit befleckt, verdorben hat.‘ Da sah er auf mich, der ich an der Türe stand und gerne wieder draußen gewesen wäre, und winkte mir mit der Hand, daß ich wieder gehen solle.

Drüben im Saal übten meine Schwestern ein Duett ein, das sie abends in einer kleinen Gesellschaft singen wollten, und meine Mutter begleitete sie. Ich ging in den Garten; es war mir unheimlich zumute, obgleich ich nicht recht wußte, warum; und als ich durch das Haustor trat, kam mir Frau Ottmar entgegen, die kummervoll mit leiser Stimme sagte, es komme etwas, was uns alle angehe, und das nichts Gutes. Sie habe nun schon dreimal die geborene Leipherr mit ihrem Schlüsselbund, den sie am Gürtel hängend trug, am Haustor hantieren

h dazu boshaft lachen sehen; das sei nichts Gutes, sie habe es aber auch in dieser Art nicht erwartet.

Damit zeigte sie mir zum erstenmal, was ich ihr übrigens schon lange angekreut hatte, daß ihr die Anwesenheit meines Onkels schwer auflag und sie sich endlich einer trüben Schicksalswende davon versah. Doch dachte sie wohl selber nicht, daß diese so nahe sei, ja daß in diesem Augenblick schon dunkle Flügel über den Hause rauschten, indem am gleichen Abend noch mein Großvater tot in seinem Laboratorium aufgefunden wurde. Er saß mit auf die Brust gesunkenem Haupt an seinem Schreibtisch, von einem Herzschlag getroffen, wie der Arzt sagte, den er herbeirief. Ich weiß noch, daß ich den Gedanken nicht los wurde, es habe sich tatsächlich jemand aufs Herz geschlagen, und daß ich meinen Onkel, der mit durchdringlich ruhigem Gesicht alle Anordnungen traf, die zur Beerdigung gehörten, immer wieder daraufhin ansah, bis mir meine Mutter, die ich nach einem kurzen Hergang fragte, sagte, das Herz sei wohl müde gewesen, oder das Uhrwerk sei gelaufen, so daß es stehen geblieben sei; ich solle nur nicht alles so bildhaft wirklich machen, ein Wort sei immer nur ein Versuch, eine Sache auszudrücken, und den Großvater habe niemand geschlagen. Sie war betrübt über den Tod ihres Schwiegervaters, der immer gut und väterlich gegen sie gewesen war; aber ihre heitere, lebenskräftige Art ließ sie nicht lange niedergedrückt sein, da sie ja selber noch jung und voller Kräfte war. Doch merkte ich, daß sie sich um die Zukunft Gedanken machte; welcher Art, wußte ich nicht. Die Verwandten kamen, es gab allerlei Besprechungen, zu denen ich nicht zugezogen wurde, da ich noch zu jung dazu war. Onkel Lorenz verreiste mehrere Male für kürzer oder länger. Ich ging verirrt und verloren umher, denn ich vermißte den Großvater, mit dem ich wesenstreu verwandt gewesen war; es war mir, als ob ich jetzt erst den Vater verloren hätte, dessen Namen ich mich nur noch wenig entsinnen konnte. Aber mehr noch fühlte ich irgendeine Unsicherheit, und ich zog mich mehr als je in mich selbst zurück, wo ich eine heimliche und mächtige Liebe empfand, die ich nicht recht benennen konnte, die aber heimlich den Ort und die Menschen meiner Herkunft in sich schloß. Es war durch den Tod an meinen Wurzeln gezerrt und gerüttelt worden, nun mußte sich das Haus wieder schließen und beruhigen, und fing auch an, es zu tun, da ich ja eine Heimat hatte, die fest an ihrem Platze stand, auch wenn ein lieber Mensch davonging.

Da geschah es eines Abends, als ich zum erstenmal wieder selbstvergessen eifrig von einer Turnstunde nach Hause kam, daß mir auf der Staffeln, die schmal und steil den Fahrweg abschnitt, von oben her in raschem Lauf mein Onkel Lorenz entgegenkam mit seinem lautlosen Tritt, der ihn mir immer ein wenig gespenstisch machte. Ich hatte gar nicht gewußt, daß er da sei, und er war auch nur auf einen kurzen Besuch da gewesen, um eine Mitteilung zu machen, die mir, als er sie nun endlich mir leise lachend zuwarf, den Herzschlag stocken ließ: er hatte das Haus verkauft.

Ich weiß, daß wir uns in diesem Augenblick ansahen wie zwei Feinde, die sich im Grunde auch waren; wenigstens ich empfand neben dem wahnsinnigen Schrecken über die Nachricht nur noch eines: einen glühend aufflammenden Haß, in dem ich wie in einer plötzlichen Beleuchtung sah, daß er schon lang in mir lag und jetzt erst, aber völlig ausgewachsen, aufgefliegen sei.“

Der Landrichter fühlte, ohne recht zu wissen was es sei, sich etwas Weichwarmes mit schüchternem Druck in seine Hand schieben und war einen Augenblick von weit her kommend, überrascht, daß es die Hand seiner Frau sei, die nicht vermochte, jetzt ohne ein Zeichen des innigsten Dazugehörens neben ihm zu sitzen. Er beschah sie ein paar Sekunden, streichelte sie verloren, und legte sie dann mit etwas Zartes, das man im heftigen Affekt nicht brauchen kann, auf die Armlehne seines Stuhles, wo sie als etwas, das damals noch gar nicht geboren gewesen wäre, liegen blieb, bis ihre Zeit wieder kam...

(Fortsetzung folgt)



Sonnenuhr und Turmuhr

Von B. Faißt

Still ging eine Sonnenuhr vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang und zeigte den Flug der Stunden auf ihrem Zifferblatt an. Wenn die Sonne untergegangen war, überließ sie es den Sternen, den Menschen die Vergänglichkeit der Zeit zu künden. Jeden Tag verrichtete sie den stillen Dienst, und die Menschen schauten nach ihr.

Da kam in den Ort eine Turmuhr, die mit lautem Schlag jede Viertelstunde ins Thal hinaustrief. Sie ging nicht besser als die Sonnenuhr, aber sie machte mehr Wesens aus sich.

In einer sternhellen Nacht fragte die Sonnenuhr die Turmuhr: „Wartust du deine Arbeit mit so viel Lärm? Jetzt schläft doch Mensch und Tier; nur du unterbrichst die Stille der Nacht mit deinem lauten Schlag. Schweige doch.“ „Ach,“ sprach die Turmuhr, „du hast gut reden; ich kann nicht schweigen. Das Räderwerk, das Menschenhand in mich gelegt, treibt mich Tag und Nacht und ich folge den Gesetzen dieses Werks. Ich bin nicht frei! Wenn die Nacht still über die Berge kommt, dann möchte auch ich mit ihr stille sein, aber die Räder gehen, gehen ohne Aufenthalt.“

Die Sonnenuhr schwieg. Auch sie folgte großen kosmischen Gesetzen und war nicht frei; aber mit Dank fühlte sie es, daß sie ihren schönen Dienst im Auftrage der Meisterin Sonne lautlos tun durfte.

Sie schalt die Turmuhr nicht mehr wegen ihres lauten Schlags. Das taten nur die Menschen, die mit jedem Schlag in schlaflosen Nächten an die Flucht der Zeit erinnert wurden...



Hausbuch

Heimgedanken von Friedrich Lienhard

(Fortsetzung)

Villa Ityaka

Wer letzte Hohenzollerndichter Ernst von Wildenbruch ist in Berlin gestorben, doch in Weimar bestattet. Die Stadt Weimar hat ihm ein Ehrenggrab gespendet. Es liegt sinnigerweise am Eingang zum hohen Ehrenfriedhof und gleicht weniger einem Tempelchen als einer kleinen Barthehalle; Geister der Walhall-Fahrer mag der Dichter dort an sich vorbeiradieren lassen, eine Ansprache haltend über das Wort an seines Grabmals barem Rande: „Sterben ist nur eines Tages Enden, Tod nur Schlaf der niemals wach Gewes'nen, Nie entschläft, wer einmal wach gelebt“ . . .

Ich brauche meinen Lesern kaum zu sagen, daß ich auf den Dramatiker und überhaupt auf den Künstler Wildenbruch nicht recht eingestellt bin. Er ist zu laut, wo er seelisch begründen müßte; er verdirbt sich durch hitzige Theatralik beste dramatische Ansätze und großgeschauten geschichtliche Situationen. Doch dieser deutsche Vollmensch, wie er sich immer wieder vom Herzen aus für sein Volk einsetzt — ja, der ist prachtvoll echt. Und seine Herzenshöflichkeit, seine ritterliche Wärme, seines Wesens Goldarbeit — auch darüber besteht kein Zweifel. Diesem Mann und Menschen legen wir gern einen vergoldeten Lorbeerzweig auf seines Grabes dichten Efeu. Denn Wildenbruch ist ein edler Ausklang einer unwiderbringlich verklungenen Zeit . . .

Wir sind oft bei Frau Maria von Wildenbruch zu Gast gewesen. Hatte man sich an die zunächst etwas herb wirkende, unter den Verhältnissen der Zeit in ihrem arken Deutschtum tief leidende Frau gewöhnt, so empfand man ihre freimütige Unterhaltung als natürlich und angenehm. Einmal, an einem sonnigen Wintertage, saßen wir die Witwe vor ihres Gatten Grabmal lange hin und her wandern, wieder stille stehen und wieder wandern. Wir machten einen Umweg, um sie in ihrer Betrachtung nicht zu stören. Als wir bei späterem Zusammensein leise daran erinnerten, versetzte sie schlicht: „Ach ja, ich hab' ihm doch sagen müssen, daß ich am nächsten Tag nach Dresden fahre zur Uraufführung seines ‚Ermanarich‘, und hab' seinen Segen mitgenommen.“ Dabei pflegte sie wehmütig vor sich hinzunicken, nach auch meist mit etwas müdem Tonfall und eigentlich ohne rechte innere Leuchtkraft: ohne rechtes Nachleuchten aus Tagen des gemeinsamen Glückes, ohne Vorleuchten in der Freude auf ein baldiges Wiedersehen. Dies hat mich oft verundert und erschüttert. Um besten konnte man noch belebend auf die Einsamen wirken, wenn man, wie es zuletzt geschah, in ihrem einzig noch heizbaren Schlafimmer mit der müden Greisin allein saß und seine Seelenkraft darauf richtete, zart und taktvoll freudiger zu stimmen. Man hatte angesichts der gebeugt sitzenden, nicht groß, doch schwer wirkenden, schwer verarbeitenden Dame das Gefühl: Hier erklingt etwas, das seine Zeit gehabt hat, verklingt für immer und ist auch im Ries nicht wieder zur Einwirkung auf die Nation gekommen: — die jugendliche, stürmische Wildenbruch-Stimmung, die gern mit dem Schwert Knoten zerhaut.

Fühlte das Frau Maria unbewußt? Dankbar sprach sie noch von der „Kabe steinerin“: „Sie war uns eine gute Tochter,“ sagte sie, auf diesen letzten großen Erfolg anspielend; „Ihr haben wir dieses Haus zu verdanken.“

Das Haus war da; doch es ging kein schöpferischer Hauch mehr von Villa Ithaka in die deutsche Welt aus . . .

Oben am Horn, fernab von Niecksches Silberblick, steht Villa Ithaka. Die Klangschöne, poesiegesättigte Wort weht vom Ufer der homerischen Sage herüber. Es ist heimatliche Landung darin, später Fund und Frieden, heimgekehrtes Königtum. In Gold glüht der Name über dem halbrunden Mittelbau des gelblichen Hauses. Der Garten ist reich an Rosen und Obstbäumen und zieht sich bis zur Straße herunter, die jenes Villenviertel von Goethes altberühmtem Gartenhaus trennt.

Man muß aus den Empfangsräumen des ersten Stockwerks der verglühenden Sonne nachschauen, um die ganze freie Schönheit dieser Lage recht zu würdigen. Es fehlt wahrlich nicht an Licht und Luft, doch auch nicht an vollbrausendem Westwindsturm, der beinahe die Scheiben des leichtgebauten, nicht einmal durch Doppelfenster geschützten Sommerhauses eindrückt.

Heimelig ist dieses Ithaka nicht, das da Schulze-Naumburg dem heimverlangenden Berliner Dichter errichtet hat, so anmutig auch seine umspinnene Front wirkt. Auch hat der Poet nur die zwei letzten Sommer darin verbracht (1907 und 1908), worauf ihn Meister Tod aus seiner Berliner Wohnung (15. Januar 1909) abgeholt hat.

So spät hat er Weimar gefunden — oder wenigstens nach Weimar geschaut.

Ich habe seinen unveröffentlichten Briefwechsel mit seinem Freunde, dem Weimarer Oberhofprediger Kirchenrat D. Spinner gelesen: was für ein Ringen und Werben des im Berliner Zeitgeist vereinsamenden Dichters just um Weimar! „Bin ich denn auch willkommen? Will man mich denn auch haben?“ So fragt er fast zärtlich, manchmal schmollend, immer wieder von Spinners zartem Verständnis beruhigt.

Was eigentlich hat er ahnungsvoll gesucht? Wir können es kurz sagen: Anschluß an die ruhige Würde großer Überlieferung; und im tieferen Sinne: Anschluß an die deutsche Seele.

So flog er unruhig: wie gen Abend ein Vogel von Ast zu Ast der Sonne nachfliegt, immer höher, immer tiefer in den Wipfel, um dann, wenn das große Gestirn ganz gesunken ist, einen festen Punkt zu haben, wo er ruhig den Schnabel unter die Flügel bergen und den neuen Tag erwarten kann . . .

Sein Richtspruch für „Villa Ithaka“ (1906) lautet:

„Gott lasse dieses Haus bestehn
Und lass' es Fried' und Freude sehn,
So lange Deutschland steht und hält.
Wenn Deutschland aber sinkt und fällt,
Am selben Tag, zur selben Stund'
Schlag' Gott dies Haus in Grab und Grund!“

Der ganze deutsche Mensch Ernst von Wildenbruch steckt in diesen ernstesten Worten. Sein persönliches Hausglück war ihm aufs allerengste verbunden mit dem äußeren Bestand des Bismarckschen Reiches. Wir haben inzwischen (die Schillerstiftung als Erbin) sein Haus zwar nicht zerschlagen sehen, doch verkaufen müssen; und wie es mit dem Reichshause steht, weiß man: es hat gleichfalls, stark mit Hypotheken belastet, andre Hausherrn . . .

Am 1. April 1890 hatte der Dichter dem entlassenen Reichsgründer das Wort zugerufen:

Du gehst von deinem Werke,	Was wir durch dich geworden,
Dein Werk geht nicht von dir,	Wir wissen's und die Welt —
Denn wo du bist, ist Deutschland,	Was ohne dich wir bleiben,
Du warst, drum wurden wir.	Gott sei's anheimgestellt.

Solche knappen Wildenbruch-Worte sind in ihrer Art schlechthin klassische Brägungen.

„Gott sei's anheimgestellt“ . . . Gott hat inzwischen gesprochen.

Gerade diesem warmherzigen Menschen und echten Deutschen, der keineswegs nur Hohenzollern-Hausdichter war, mußte nun das Mißgeschick widerfahren, daß er sich in jenen letzten, heimverlangenden Lebensjahren durch einen Zusammenstoß mit dem Großherzog belastete. Die Welt weiß wenig von den Einzelheiten; uns nähere Zuschauer aber haben sie damals erregt. Der Dichter richtete an den jungen Großherzog (1903) eine offene Schrift: der Fürst möge, seiner Väter Erbe getreu, nicht weiterhin der Goethegesellschaft fern bleiben. Zunächst schien sich — durch aktive Diplomatie — alles in Harmonie zu wenden; der Großherzog telegraphierte von Wien aus zustimmend; hernach aber, bei einer Einzel-Audienz, brach des jungen Fürsten Jähzorn heftig durch, er sagte dem reifen Manne harte Dinge, die dieser nicht unwidersprochen hinnahm. Und als später die Einweihung des neuen Hoftheaters festliche Gestalt wurde, erhielt nicht Wildenbruch, sondern Richard Voß den Auftrag zu einem Weihespiel, obschon Wildenbruchs Stück bereits im Druck vorlag.

Die Kunst hat an beiden Werkchen nicht viel verloren. Aber es hat den umkleideten Weimar edel und ehrlich werbenden kampfmüden Berliner Dichter bitter gekümmert.

Aus jener Schrift, worin sich Ernst von Wildenbruch zum Sprecher der Goethegesellschaft machte („Ein Wort über Weimar“, Berlin 1903, Grote), vernehmen heute noch einige Sätze offene Ohren zu finden:

„Der Goethetag ist nicht etwa eine leere akademische Gepflogenheit; die Tätigkeit der Goethegesellschaft bedeutet für unsre heutige deutsche Literatur etwas ganz Bestimmtes, Wertvolles, ja Notwendiges; in unsrer heutigen Literatur, in welcher Richtungen und Strömungen nicht nur von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, sondern mit unheimlicher Hast beinahe schon von Jahr zu Jahr wechseln, bedeutet sie den ruhenden Punkt, das Schwergewicht, ohne welches unsre Literatur zu wirbeliger Spreu zerfliegen würde. Es ist eine Lebensbedingung für die Literatur eines jeden Kulturvolks, daß sie über einen gesicherten Besitzstand verfügt, der . . . unverlierbar ist, weil er im Bewußtsein der Nation begründet ruht, der keiner

Verminderung oder Verkleinerung unterworfen ist, weil er nicht mehr der Kritik, sondern nur noch der Betrachtung gehört. Das ist die klassische Literatur eines Volkes“ (S. 13).

Und übrigens war auch er der Meinung: „Ich bleibe dabei, daß die Tätigkeit der Goethegesellschaft nur dann zu einem lebendigen Faktor im deutschen Geistesleben werden kann, wenn sie die Werke aller unsrer Klassiker zum Gegenstande ihrer Betrachtungsweise macht. Zu unsren Klassikern gehören neben Goethe auch andre, in erster Linie Schiller“ (S. 22).

Dieser Gesichtspunkt — daß Weimar und insbesondere die Goethegesellschaft „den großen ruhenden Punkt, das Schwergewicht“ bilden müsse, damit die lebendig bewegliche Literatur nicht bloß „farbige Spreu“ sei: dies war das Höchste, wozu sich Wildenbruchs Weimarflug aufschwang. Es war nicht seine Sache, die außerordentlichen Gedanken in Goethes und Schillers reicher Welt fortzubilden.

Wir kannten uns nicht persönlich (von einer flüchtigen Berührung in meiner Studentenzeit abgesehen). Doch mit lebhafter Teilnahme las der Dichter meine „Wege nach Weimar“ (1905—1908). Und da war es, wo mir Wildenbruch — gerade in den oben angedeuteten Kampffahren, als er von anderer Seite her um ein äußeres Weimar rang — gleichsam aus dem Handgelenk folgenden Brief schrieb (1. 9. 1906):

„Lieber Herr Lienhard, es drängt mich, Ihnen auszusprechen, wie außerordentlich Ihre Gedanken über Jesus im Septemberheft der ‚Wege nach Weimar‘ mich berührt haben. Das sind divinatorische Worte, hervorquellend aus einer Seele, die ich um ihre tiefgründige Sammlungsfähigkeit wahrhaft beneide. Ihnen Gutes wünschen, heißt unserem Volke Gutes wünschen. Auf die Gefahr hin, daß der Brief einen Umweg macht, schreibe ich, weil ich Ihren augenblicklichen Wohnort nicht kenne, nach Straßburg.

Herzlichst ergeben

Ihr

Ernst von Wildenbruch.“

Es kann von platter Gesinnung mißdeutet werden, wenn man derlei abdruckt; aber es steckt doch wohl tiefere Symbolik in diesem Gruß eines in Berlin Vereinsamten an einen damals noch viel mehr Abseitsstehenden auf der Grenzwacht Straßburg — wobei sich beide Schaffende fanden im Schnittpunkt Weimar und im Hinblick auf die Jesusgestalt.

Ich weiß nicht mehr, bei welchem Anlaß im Jahre darauf ich meinerseits dem Dichter einen Glückwunsch zurief; und da kam folgende Antwort (16. 4. 1907):

„Mein lieber, verehrter Herr Lienhard, gleich nach Empfang Ihres guten Worts muß ich Ihnen dankend sagen, wie sehr Sie mich dadurch erfreut haben. ‚Das ist für uns alle eine außerordentliche Freude‘ — ja, zu Ihnen allen rechne ich mich, im Gegensatz zu den Allen, die unser Deutschland heute bewohnen, von ihm zehren und materiell und geistig leben, und ihm dafür danken, indem sie seine fromme Seele undeutsch machen, sein geduldiges Antlitz vor der Welt anspeien. Und daß auch Sie den Kreis der Ihrigen nicht schließen, ohne zu sagen ‚da gehört auch Wildenbruch hinein‘, dafür, Sie lieber, ernstest, deutscher Mensch, grüßt Sie

Ihr

Ernst von Wildenbruch.“

Man spürt auch aus diesen paar Zeilen, die unmittelbar aus dem Herzen quellen, wie dankbar der Dichter war für jedes gute Wort — und vor allem: wie er die Flut der inneren und äußeren Einkreisung immer unheimlicher anschwellen sah und nun seinerseits Anschluß, Zusammenschluß suchte.

Er hatte seine Grund Sorge schon im März 1889, in einem seherischen Gedicht an den Deutschen Schulverein, wundersam deutlich ausgesprochen:

Wenn ich an Deutschland denke,	Mir ist zur Nacht die Ruhe
Tut mir die Seele weh,	Des Schlafes dann verstört,
Weil ich rings her um Deutschland	Weil stets mein Ohr das Flüstern
Die vielen Feinde seh'.	Und böse Raunen hört,

Mit dem sie sich bereden
Zu Anschlag und zu Rat,
Um Deutschland zu verderben
Durch eine schwarze Tat . . .

Die Tränen können einem aufsteigen beim Lesen dieses herrlichen Gedichts: sie haben jetzt Deutschland durch schwarze Tat verdorben. Und wir fragen mit Wildenbruch:

Wo ist sie hingegangen,
Die große, stille Macht,
Die eines Volkes Seele
Der andren nah gebracht?

— und antworten mit ihm:

Die Welt, die große, reiche,
Ward öde, arm und leer,
Die Welt hat keine Seele,
Sie hat kein Deutschland mehr!

Es ist buchstäblich unser heutiger stiller Arbeitsplan, was dort schon dieser Preuze geprägt hat — unser stilles Programm in der Seelenregion, noch nicht im Bewußtsein der Menge:

Du, buhle nicht um Freundschaft	Und warte, bis die Menschheit.
Und schmeichle nicht dem Neid,	Die heut' am Alter krankt,
Bleib' du getreu dir selber	Zurück zu ihrer Seele,
Und warte deiner Zeit!	Zu dir zurückverlangt!

Das wird nach langen Jahren
Voll still ertragener Pein
Deutschlands Vergeltungstunde
An seinen Feinden sein.

Wir deuten es in unsrer Art, daß dieser Dichter auf seinem Todesbett ausgerufen hat: „Lieber Gott, laß mich noch nicht sterben!“ Wir verstehen es ebenso wohl wie jene Mitteilung, daß Bismarcks Tochter den sterbenden Vater in seinen letzten Nächten beten hörte für Deutschland . . .

Wie heißt es in Wildenbruchs tiefbeseeltem, wenn auch ungrischem Drama „Lieder des Euripides“ von den Gefangenen auf Sizilien? „Horch, sie denken an

ihre Heimat! Horcht, sie klagen um Attika!“ So ging und geht es in den stillen deutschen Nächten schon lange durch die Herzen unsrer Besten: Horcht, sie ängsten sich um ihre Heimat! Horcht, sie beten für Deutschland! Denn lange zuvor spüren es die Wasser, wenn es sie näher und näher zum donnernden Niagara reißt . . .

In jener von Botho Sigwart ebenbürtig vertonten Dichtung bricht an einer Stelle Wildenbruchs tiefste Sehnsucht durch. Dem Dichter Euripides gelten dort Worte ergreifenden Dankes, den ihm ein verwundeter Krieger bringt; denn da sie vor den Feinden seine Lieder sangen, wurden die Letzten gerettet. „Sieh, ich bin von deinem Volke nur ein Geringster! Einmal aber, als deinem ganzen Volke du gehörtest, Großer, hast du auch mir gehört! All die Verschmachtenden, die du getröstet, so wie du mich getröstet, alle die Toten geben mir Auftrag: Dichter der Deinen, wir lieben dich!“

Das ist das Letzte, was sich auch der männliche und doch zarte Ernst von Wildenbruch zutiefst ersehnt hat: seines ganzen großen Volkes ganze große Liebe. Ein einziges Mal von diesem Gefühl durchbraust zu sein: Ich habe meines Volkes Herz, ich bin in meines Volkes Liebe daheim — ja, dies war das Ithaka, um das er gerungen hat.

(Fortsetzung folgt)



Wintertag

Von Eva v. Collani

Wintertag, wie bist du unendlich still und rein,
Zart und licht, wie aus dem Märchen die Fee!
Wintertag, welch ein selig leuchtender Schein
Liegt — unwirklich strahlend — auf deinem Kleide von Schnee!

Deine Stimme ist wie ein Hauch, so flüsternd und leis,
Deine Sonne weiß nichts von grausam versengender Glut!
Fühlst du es, wie unter der Silberbede von Eis
Still und geborgen die atmende Erde ruht?

Fühlst du es, wie das schlummernde Leben träumt?
Wie unter dem Schnee sich regt die keimende Saat — — ?
Wintertag, wie leuchtend dein Glanz verschäumt,
Wenn die Nacht mit ihren funkelnden Sternen naht!



Mannes-Reinheit

Von Hans Schoenfeld



Der deutsche Hader geht weiter. Und worum?

Nicht weniger wichtig als politische und wirtschaftliche Hauptfragen ist die Regelung der großen geistigen Lebensfragen sittlicher Art.

Ein sittlich krankes Volk ist nicht Träger großer Zukunft und gesammelter Kraft.

Bringt erst einmal das Verhältnis zwischen Mannes- und Weibestum in Ordnung! Reinigt die geschlechtlichen Volksanschauungen, ihr Herren von heute! Dann wird Ruhe, Ordnung und fester Wille zum einmütigen Zusammengehen umso eher in allen Kreisen einkehren.

Nostra culpa! Maxima mea culpa! Mit brennender Scham entsinne ich mich der allzuvielen (man sagt „belanglosen“) kleinen Berichte und Geschichtchen in Kasino-Winkeln, auf der „Junggesellenbude“. Mit jenem faunischen Lächeln, das Männergesichter so abstoßend macht und gewissen tierischen Physiognomien nähert, erzählt man sich da halblaut oder ganz ungeniert Liebeserlebnisse, Zötchen, bödere Dinge oder hundsgemeine Ludereien . . . und brüllt dazu vor Lachen. Keiner kann's immer besser als der andere. Hauptkerl ist, wer am Stammtisch, in der Bar, auf dem Tanzboden am dicksten aufstrumpft.

Hand aufs Herz: War's und ist's nicht so heute noch? Im Hörsaal, im Bureau, in der Amtsstube, der Fabrik — kurzum, wo immer Männer zusammenstehen?

Und wer ist zumeist der leidtragende Teil? Das andere Geschlecht, das wehrlose, ahnungslose. Wenn es wüßte, das arme, betörte Mädchel, das sein übervolles Herz einem schenkte, in dem es was Besonderes sah — daß grade dieser herrlichste von allen mit Behagen unter gespannter Anteilnahme der Kumpane sein neuestes Liebesabenteuer zum besten gibt! Und ist's ein Wunder, daß so ein Schürzenjäger, der aus zartestem Erleben einen spaßigen Körper-Sport macht, hernach in die Ehe ohne Ideale tritt, da er geistige Erlebnisse nicht sucht und körperliche schon kennt? Woher kommt die Not so vieler Ehen? Woher die ungesesehenen Tränen bitter enttäuschter Frauen?

Ist es aber nicht die Familie, auf der wir den Staat aufbauen müssen? Sollen wir nicht die Kinder, die künftigen Geschlechter und Träger deutscher Geschichte, im Elternhause mit dem unverlierbaren Schatz von idealen Grundsätzen über Selbstachtung, Ehrfurcht vor dem anderen Geschlecht und der geltenden Volksanschauung (als der einer sittlichen Weltordnung) fürs Leben ausstatten? Dazu gehört vor allem: deutsche männliche Jugend unbefangen, rein und weibensständig zu machen.

Heutiger Mannes-Zynismus, eine im Grunde erbärmlich feige und freche Sicherheit vor dem Nichtwissen des weiblichen Teiles, ging und geht so weit, daß in Gesellschaften oder wo sonst Jugend und reife Menschen beiderlei Geschlechts beisammen sind, ungestraft von einzelnen besonders Schamlosen zweideutig ge-

wihelt wird. Erst neulich mußte ich eines solchen Vorgangs Zeuge werden. Drei adelige Baltten saßen mit einem jungen Mädchen — der Schwester des einen — im Weinhause, lachten und plauderten. Es kam zu einem kleinen geschwinde Wortgefecht zwischen der Baroneß und dem Freund ihres Bruders; eine harmlose Bemerkung des Mädchens, die von schmutziger Phantasie doppelsinnig ausgelegt werden konnte und ward, gab Anlaß zu einer Äußerung, die den Herren schallend Gelächter entlockte, während die Sprecherin erst erstaunt, dann betroffen, ahnen und in ihrer weiblichen Würde gekränkt um sich und beiseite schaute. Und der eigene Bruder lachte schallend mit — derselbe, der sich nach Jahr und Tag vor sittlicher Entrüstung als „Ältester und Verantwortlicher der Familie“ vielleicht nicht zu lassen wüßte über seine Schwester, die etwa eben infolge solch minderwertiger moralischer Auffassung der Gegenseite und infolge des ständigen Umgangs mit Männern vom Schlage des Bruders in bitterer, schwacher Stunde alle Ideale hinwarf und die äußerlichen Folgerungen aus ihrer gewandelten Gesinnung zog.

Eben diese baltischen Herren klagten kurz zuvor beweglich über ihr vaterländisches und wirtschaftliches Unglück. Ich mußte denken: Verdient ihr noch einen Funken Mitleid im weiteren Deutschland, wenn euer tragisches Geschick euch nicht sittlich geädelt hat?

Nostra culpa! Hand aufs Herz, alte Feldgraue: Wie viele von euch haben in der Soldatenzeit ungestraft Weiblichkeit kränken und ihr ein Leids antun dürfen? Wo stand im Militär-Strafgesetzbuch ein Paragraph, der Unehrenhaftigkeit gegen ein unbescholtenes Frauenzimmer oder gar deren Verführung, deren körperlich Versuchung ahndete — ganz gleich, ob Offizier oder einfacher Soldat?

Da war die Offizier-Ehrengerichtsordnung. Härteste Strafen waren vorgesehen für Versehen oft rein äußerer Art. Gesellschaftlicher Achtung und wirtschaftlicher Not gab sie ein Mannesleben für einen Gesinnungsmakel preis, der mit sittlicher Notwendigkeit wenig zu schaffen haben konnte. Aber die Strafe für verschwiegen ehrlose Tat eines Mitglieds der Ehrengemeinschaft, begangen an einem armen Ding, einer törichten Frau, stand in diesem Kodex nichts zu lesen. Mitwisser fanden es nicht für nötig, dieserialb ein Ehrengerichtsverfahren angängig zu machen. „Flog“ ein Offizier wegen „Weibergeschichten“, dann weniger dem damit bekundeten unlauteren Mannesgesinnung halber, als weil der Stand damit herabgesetzt war — falls nämlich die Büberei ruckbar ward und „öffentliches Ärgernis erregte“. Eher aber auch nicht.

Wie viele Missetäter am Weibtum sind ungestraft, in äußeren Ehren, die Rangstufenleiter in allen Berufen hinaufgerückt — nur, weil die Opfer schwiegen oder nicht mehr reden konnten!

Ich verwahre mich dagegen, hiermit einen Stand besonders zu treffen. Wenn ich ein Beispiel heranzog, so eben nur, weil ich aus eigener Erfahrung seinen geistigen Fehler erkannte und teilte und mich für deren Vorhandensein nur zu sehr verbürgen kann. Dies ändert nichts an meiner Liebe und Treue zum alteren Stand mit seinen vielen großartigen Lichtseiten. Ich denke aber: Wer es ganz ehrlich und treu meint, der muß auch den Mut finden können, frank und frei heraus zu sagen, was minder gut war und gebessert werden muß, falls wieder einmal des

Volkes beste Söhne dem Vaterland als Soldaten wehrpflichtig und nicht söldnerisch dienen — was wir doch alle hoffen.

Auch deshalb führe ich den Soldatenstand als Beispiel an, weil in früheren deutschen Zeiten die Volksanschauung galt, daß ein Soldat (und Offizier) Leben und Ehre verwirke, wenn er einer unbescholtenen Weibsperson Gewalt in Absicht geschlechtlichen Mißbrauchs antat. Ich empfinde noch heute den erschütternden Eindruck, den mir jene Schilderung im Roman „Die arme Margret“ (der großen Enrica von Handel-Mazetti) hinterließ, wo ein adeliger Pappenheimischer Leutnant schimpflich durch Spießrutenlaufen endet, weil er eine keckerische Wittib, die er katholisch unnötigen sollte, zu entehren versuchte. Dies begab sich im „zuchtlosen“ Dreißigjährigen Kriege. Ein jeder fand dies Urteil nur recht und gut.

Ich lächle über den möglichen Einwand von Leserseite: daß eine Anschauung, wie ich sie hier verrete, überholt sei; vor dem modernen Empfinden nicht mehr bestehen könne. Gültige Gesetze veralten nie. Sie kommen und gehen mit der Menschheit. Zu diesen Gesetzen aber gehört, solange es denkende und führende Menschen mit dem Willen zu Ordnung und Sitte gibt, die Forderung der makellosen Gesinnung gegenüber dem anderen Geschlecht.

Sind wir Männer rein, dann sind es die Frauen erst recht. Wir haben die Frauen, die wir verdienen.

Blicken wir auf die Epoche Schillers und ihre Frauen, so müssen wir ehrlich bekennen, daß unser Zeitalter viele von jenen Idealen eingebüßt hat. Es hieße aber heutige Strömungen verkennen oder übersehen, wenn nicht (freudig) zugegeben werden sollte, daß wieder idealere Strömungen aufkommen und das Leben der Nation sich zu vergeistigen beginnt; je stärker, je mehr die äußere Not wächst.

Die Rolle des Mahners und Bekenners ist undankbar. Dennoch — wer es ernst mit sich und seinem Volke meint, der darf nicht schweigen. Die alte deutsche Mannesreinheit (die verbes Scherzwort nicht ausschließt) zurückzugewinnen, muß das Streben deutscher Mannheit werden. Ehe soziale Formeln und starre Fraktionsprogramme den Hirnen der Masse eingehämmert werden, sollte man die Gefolgschaften zur Selbsteinkehr auf dem Gebiet der Geschlechtsmoral anhalten. Sie ist nicht nur Aufgabe der Kirche, sondern hohe Volksangelegenheit, wenn anders die großen Parteien nicht auf ihre Hauptaufgabe der Volkserziehung verzichten wollen. Völkische Gemeinschaften, Jungdeutschlandbünde, ideale Verbände vaterländischer und kultureller Art sind die gegebenen Stätten zur Verbreitung dieser Forderung (stellen sich auch wohl schon in ihren Dienst). Um die Idee als solche in die Herzen des Volkes zu tragen, dazu bedarf es freilich begnadeter Naturen wie der eines Fichte.



Schneefrid

Von Victor Rydberg

Als Ergänzung zum Tryggvason-Sang Gobineaus (vgl. Zuluhest) bringen wir hier das bisher noch unübersetzte Gedicht des bekannten nordischen Dichters; auch dies eine eigenartige Verherrlichung heldischer Lebensauffassung, wobei die Hulbin Schneefrid als Führerin gedacht ist. L.

Durch die finstere Nacht der Sturmwind fährt.

Er steht am Fenster und lauscht und hört
Eine Stimme, die ruft: „Sunnar,
Übers Meer hin rollen die Wogen weit,
Komm, laß mich sehn, ob Mannesmut
Dir wohnt in der Brust zu der Jugendglut,
Komm, schaukel im Boote die Huldenmaid!
Und schreckt dich nicht die stürmische Flut,
Seht die Fahrt zur Insel der Seligkeit.“

Tief im Walde hat er manchmal mit Entzücken

Sie gesehn, die schönste in der Schwestern Kreis,

Blau die Augen, ihre Stirne wie der Schnee so weiß,

Von dem Haupte goldne Locken niden.

Er eilte hinaus, er ergriff ihre Hand,
Sie gingen herab an des Meeres Strand.
Ein zärtlicher Blick, ein Händedruck.

„Schneefrid,
Wie schön du bist im Silber schmuck!“

Der Mond geht auf an des Waldes Rand,
Durch die Wolken bricht

Sein rötliches Licht
Und erhellet ein Segel, das aufgespannt
Von der Hulbin Hand.

Es gleitet das Boot von des Ufers Saum
Herab in die Flut, in der Wellen Schaum.
„Nun schaukeln wir beide“, so ruft er laut,
„Auf der Wellenbahn, meiner Träume Braut!“

Ihm zur Seite
Sitzend horcht sie, was die Winde sagen.
In des Mondes Angesicht sie träumend schaut,
Sie vernimmt der Meereswogen Donnerlaut,
Und sie lauscht den Stimmen, die im Sturme
klagen.

Nun brandet die See gegen Bug und Kiel,
Da taucht ein Fels aus dem Wogengewühl.

„Sunnar,
Wir beschauen das Gold in mondheller Nacht,
Wir hüten es sorglich und nehmen's in acht.“
So locken vom Berge
Die Stimmen der Zwerge;
Sie locken und winken mit Worten und Blick:
„Komm, Knabe, zu uns und ergreife dein Glück!“

Wir machen dich reich, wir sind dir hold,
Sunnar, gib uns deine Seele und nimm unser
Gold!“

Es schäumt in der See, und es heult in der
Luft,

Aus dem brausenden Chor eine Stimme ruft:
„Sunnar, da kommt Ulgards wilde Jagd!“
Sie kommen mit Hörnern, mit Fahnen und
Schwert,

Sie hulbigen brüllend der finstern Nacht,
Die einst mit Flammen die Welt zerstört.

„Sunnar, gib uns deine Seele, wir können
gewähren

Die Fülle des Ruhms und die Fülle der
Ehren!“

Eine Bucht sich zeigt, wo der Mond ergießt
Sein Licht und die Woge ermattet fließt.

„Hierher“, so lockt es, „lenke dein Floß,
Dich erwartet ein Dach in des Waldes Schoß,
Eine Treue, die nicht ihres gleichen fand!
Hier träume du süß am schilfigen Strand!
Der holdbeste Arm und der zärtlichste Blick
Verheißt dir, Sunnar, ein einziges Glück.“

Aber Schneefrid erhob sich
Hoch an des Schiffes Bug.

„Besser ist des Kämpfers
Edle Armut

Als des Lindwurms träge

uh' auf dem Golde;
 esser ein ruhmloser
 od für das Gute
 ls Ruhm gewonnen
 n selbstischem Streben.
 esser der Gefahr
 ls des Friedens Umarmung.
 ählt du mich, so wählst du den Sturm.
 enn so lauten
 ie harten Runen
 es Heldenlebens:
 ampf bis aufs Blut
 lit der Riesen Wut
 nd der Brut der Drachen,
 och Schutz den Schwachen.
 reudig verzichten,
 iemals klagen,
 offnungslos kämpfen
 nd namenlos sterben.
 ieses ist des Lebens wahre Helden sage,
 uche nicht nach einem andern Glück!“
 prach's und schwand im Nebel seinem Blick.
 ange sucht umsonst er die Vermisste,
 insam trieb er in der Wasserwüste.

Sunnar, Knabe,
 Viele Wege führen durch das Leben.
 Wählst du dir des Kämpfers rauhe Bahn,
 Führt durch Unruh', Qual und Not dein
 Streben,
 Führt durch Zweifel oder blinden Wahn;
 Wunden trägt, der einsam im Getümmel
 Für die Unterdrückten, für die Schwachen stritt.
 Aufwärts, aufwärts! Doch je näher er dem
 Himmel,
 Desto schwerer seiner müden Füße tritt.
 Doch du, Knabe,
 Bleibst du treu den schönsten deiner Träume,
 Wird die Huldin einst dich wieder sehn,
 Spielt mit dir, wie einst im Schatten grüner
 Bäume
 Ihr gespielt bei linder Lüfte Wehn,
 Singt dir Lieder, alte Runensagen,
 Goldne Klänge aus der Jugend Tagen,
 Öffnet dir
 Wieder deiner Kindheit Gartenblüten,
 Wenn du müde bist vom Weltgewühl —
 Wie die Nornen auf dem Idafelde hüten
 Hoher Götter goldnes Würfelspiel.

Aus dem Schwedischen übersetzt von F. Runge



Nächte

Von Hans Sturm

Trug und Traum
 bergen die Tage,
 aber die Nächte
 beschwören traumleise,
 was wir verloren, verschollen gewähnt.

Tief sind die Nächte
 wie Gletschergründe,
 tief und voll unergründlichen Seins.

Nächtens werden Menschen und Dinge
 schemenhaft, schattenlos
 und, wie sternweit Himmel und Erde,
 eins ...



Rundschau

Eine Entlassung am Goethe-Schiller-Archiv

Angern greife ich diesmal zur Feder. Doch es gilt in einem allzu hitzig gewordenen Streit ein Wort der Beruhigung — oder sagen wir besser: der Ernüchterung zu versuchen.

Es handelt sich um eine Entlassung am Goethe-Schiller-Archiv zu Weimar. Die Goethe-Freunde wissen, daß der allgemein geschätzte Gelehrte Prof. Dr. H. G. Gräf seit 1. Mai dieses Jahres von dort verabschiedet ist. Sein Freund Dr. E. Traumann, ein Heidelberger Goetheforscher, hat sich in einem stillen Rundschreiben um finanzielle Hilfe bemüht, an der es auch von anderer Seite nicht fehlte. Öffentlich hat er in dankenswerte Betrachtungen über den Ausbau der Goethe-Gesellschaft einen Angriff auf den Großherzog einfließen lassen („Köln Stg.“, 21. Sept.). Ihm antwortete ebendort der weimariische Schriftsteller Leonhard Schrade (Sonntagsbeilage Nr. XLI); desgleichen traten die Goethe-Gesellschaft und die Leitung des Goethe-Schiller-Archivs (21. Nov.) seinen Beschuldigungen entgegen. Hätte nun der Heidelberger Kämpfe mit maßvoller, würdiger Wendung noch einmal seinen Standpunkt betont (denn man konnte aus menschlichen und taktischen Gründen in der Tat die Entlassung mißbilligen), so hätte man die Angelegenheit als abgeschlossen betrachten können. Doch im Eifer erwiderte er beiden Gegenstimmen mit verschärften Worten. Das Kölner Blatt endete damit die Erörterung: also mit einem Mißklang.

Gesamtbild nach Traumanns Auffassung: der Großherzog von Weimar hat durch Gräfs Entlassung ein „grenzenloses Unrecht getan und ein unabsehbares Unheil angerichtet“, während er gleichzeitig an einen schuldenmachenden Prinzen seines Hauses „Unsummen verschwendet hat und immer noch vergeudet“ (NB. nach unserer Erkundigung ist dies nicht der Fall. L.); er hat dem Gelehrten einen „Hungerlohn“ bezahlt, einen „Skavenvertrag“ mit ihm geschlossen. Gräf hat „im Laufe seiner Privattätigkeit am Archiv sein kleines Privatvermögen zugezehrt“, hat „von der gehirnmörderischen Registerarbeit zermürbt, den Rest seiner Gesundheit einem Dienst geopfert, der nicht zuletzt auch den ruhmreichen Überlieferungen des Hauses Sachsen galt“. Der jetzige Leiter des Archivs, der an Traumann einen berichtigenden Privatbrief schrieb, erfährt gleichfalls dessen Zorn: „der Ton seines Briefes war in seinem autoritativen Gebaren so anmaßend“ — „so beleidigend“ — „so abstoßend lieblos und hart“, daß Traumann ihn keiner Antwort würdigte. Ja, in diesem Briefe (NB. ich las den Brief und finde ihn weder lieblos noch anmaßend. L.) wurde „sogar das Frühstück dem gequälten (!) Gräf vorgehalten (?), das er täglich bequem eingenommen habe“ — und so weiter! Der Heidelberger Vorkämpfer läßt seine letzte und heftigste Entgegnung in dem Satze gipfeln: „Mein letztes Wort: die hochhoffiziiellen Herren in Weimar, zumal der Leiter des Archivs, der so eigennützig das Lied des Mannes singt, dessen kärgliches Brot er ißt, und dem ich gern den guten Glauben an seine Sache zubillige, sie stehen als Paladine für ihren fürstlichen Patron und Protektor — ich für meinen lieben Freund.“

So ist denn also mit diesem rhetorischen Trumpf das Ganze auf einen Gegensatz zwischen Aufstufdienererschaft und Freundestreue hinausgespielt. Und das macht die verfahrenene Sache allends schief. Wir teilen Traumanns Mitgefühl; wir achten seine Tapferkeit. Aber sein Herz und seine Phantasie sind mit ihm durchgegangen; er fabuliert uns da einen Roman zusammen. Und alles in allem: er entwirft unbewußt grade von dem, den er schützen will, ein männliches Herrbild.

Zur Sache! Am Goethe-Schiller-Archiv wirken seit Jahrzehnten drei Angestellte: Direktor, Archivar, Assistent. Das ist der Grundbestand. Gleichwohl hat man im Jahre 1913 den zehnten Privatgelehrten Prof. Dr. Gräff als wissenschaftlichen Hilfsarbeiter hinzugenommen. Er war somit der jüngst angestellte Beamte, von vornherein in einem etwas losen Verhältnis zum Ganzen, mit deutlicher Betonung im Vertrag (der mir vorlag), daß es sich um keine Lebensstellung mit Pensionsberechtigung handle. Dies muß man sich vergegenwärtigen, wenn man alles Folgende beurteilen will. Daneben und unabhängig davon hatte jedoch Gräff eine zweite besoldete Stelle als Generalsekretär der Goethe-Gesellschaft (Jahresgehalt den letzten Jahren 6000 M., seit Sommer 1921 auf 9000 M. erhöht). Als Archiv-Mitarbeiter bezog er anfangs einen Jahresgehalt von 3200 M. (später auf 3600 M. erhöht nebst Teuerungslagen, so daß er vom Archiv 1918 5554 M., 1919 7190 M. einnahm). Diese festen Gehälter wurden durch Privatarbeit aus seinem Fachgebiet vermehrt werden. Denn die fünfständige Archiv-Arbeit wurde läßlich gehandhabt, nicht frönmäßig (das wollte Prof. Dr. Wahle in seinem eben gestreiften Brief zum Ausdruck bringen). Man konnte wohl auch einmal auf die Bibliothek wandern, gemächlich sein Frühstück einnehmen, sonstwie unterbrechen oder die Stunden ausfüllen, so daß von einem „Sich-Verzehren“ in etwaigem Frondienst keine Rede sein kann. Das ist Sentimentalität, Herr Doktor! Man lese Gräffs Erinnerungen an Morris: es hat an ähren Entspannungen nie gefehlt. Der erste Assistent, Prof. Dr. Max Heder, ist mit Frau und drei Kindern schon länger in diesem „Sklavenvertrag“ und hat sich dennoch kernigen Kates durchgebissen. Kurzum: jeder Kenner muß sich gegen das Traumannsche Phantasiebild verwahren, als säßen da oben schweißtriefende Sklaven bei Hungerlohn an der zermürbenden Fronarbeit, während ein autokratischer Fürst als Herr des Archivs die Geißel schwingte.

Nun das kritische Jahr 1921! Die Beteiligten wußten schon eine gute Weile zuvor, daß Gräffs Stelle unter den veränderten Verhältnissen noch lockerer geworden. Auch der Direktorstelle wurde nach Schöffers Tod nicht neu besetzt, sondern wird nun vom Archivar mitveraltet. Es kamen die politischen Erschütterungen; Gräffs Töchter (Malerinnen) erlebten die wilden Münchner Tage in der Nähe mit. Der sehr sensitive, zart empfindende Gelehrte hatte über schon mit gelegentlichen Nervendepressionen zu kämpfen; in dieser Übergangszeit war er recht viel zu verarbeiten; er sah alles um sich wanken und sich selbst von der allgemeinen Erschütterung mitbedroht. So erfolgte aus einem Vielerlei sein bedauernswerter Zusammenbruch, obwohl ihm — und das übersehe man nicht! — seine feste Stellung bei der Goethe-Gesellschaft verblieb, obwohl ihm seine Verleger sofort das volle Gehalt weiterbezahlten, das er zum Archiv bezogen hatte, obwohl sich auch von anderer Seite her sofort helfende Hände regten.

Summa Summarum: Gräff war nun vom „Sklavenvertrag“ erlöst und behielt dennoch dieselben Summen! Soll ich Zahlen nennen, die mir außerdem bekannt sind? Traumann wird das nicht erwarten. Jedenfalls war es für ihn ein finanziell gesegnetes Jahr. Durch die teilige Teilnahme hat man es dem stillen Gelehrten leicht gemacht, sein Schicksal zu tragen unter so vielen Lebensnöten der Gegenwart, so daß er nach menschlichem Ermessen nur Grund hatte zum Dank, keinen Anlaß zum Zusammenbruch.

Der Zusammenbruch hat seine Gründe in der ganzen Konstitution dieses feinnervigen Geistesarbeiters. Nun ist er genesen und hat mit Freudigkeit seine Arbeit in der Goethe-Gesellschaft wieder aufgenommen. In einem Brief an diese (24. Okt. 21) betont er selbst: ... so habe ich ... keinen Augenblick daran gezweifelt, daß der Großherzog vollkommen recht

gehandelt hat. Um so schmerzlicher ist es mir, zu erfahren, daß von einigen Seiten, im Über-eifer oder in Unkenntnis der wahren Sachlage, jene höchste Entschliebung einer abfällige Kritik unterzogen werden konnte.“

Damit dürfte wohl die Fabel beendet sein, als ob hier das Opfer eines Tyrannen an Wege verblute.

F. Lienhard



Der Kaiser

Er frühere Reichskanzler Georg Michaelis, der einmal im Herbst 1917 ein Vierteljahr lang des Reiches Geschäfte geleitet hat, tritt nun mit einem ausführlichen Erinnerungswerk an die Öffentlichkeit („Für Staat und Volk. Eine Lebensgeschichte.“ Berlin, Furche-Verlag 1921). Das ernste Buch spiegelt eine konservativ-christliche Denkweise wider, deren Persönliches mit den Schicksalen des Volkes und Staates eng verknüpft ist. Wir lernen in diesem Sprößling einer Kreisrichterfamilie aus dem Bezirk Frankfurt a. d. Oder einen wahrhaftigen, pflichttreuen preußischen Beamten und Christen kennen und in seiner Art schätzen. Und wenn Michaelis auf den von ihm erreichbaren Teil deutscher Jugend erzieherisch wirken will, so mag es ihm wohl mit diesem überaus achtenswerten vornehmen Bande gelingen.

Den Leser dürfte vor allem das fünfzehnte Kapitel fesseln, das sich mit dem Kaiser beschäftigt. Die Treue des ehemaligen Kanzlers bestätigt sich hier ebenso wie seine im Religiösen gegründete Wahrheitsliebe. Er schreibt:

„Aus den zahlreichen Anfragen, die an mich gerichtet sind, weiß ich, wie sehnlich man von mir auf Klärung über vieles wartet, was den Kaiser betrifft. Ernste Christen in Deutschland fragen mich, ob es irgendwie begründet sei, daß der Kaiser Schuld am Kriege habe, worin die Fehler und Unterlassungen des Kaisers in seiner Regierung beständen, auf die es zurückzuführen sei, daß oft scharfe, ihnen schmerzliche Klagen geführt und Anklagen erhoben sind; schließlich: wie es insbesondere mit dem persönlichen Christentum des Kaisers gestanden habe. Viele Ausländer, namentlich Amerikaner, mit denen ich zurzeit in lebhafter Zusammenarbeit stehe, wollen die Wahrheit über den Kaiser wissen. Wenn ich die Antwort auf diese Frage jetzt verweigerte und die Frager auf die Zeit verwies, wo der Kaiser oder ich nicht mehr leben und ein anderer für mich meine Aufzeichnungen veröffentlichen könnte, würde der Verdacht erweckt werden, daß ich Belastendes zu verschweigen hätte, daß ich aus Schonung für den Kaiser schwiege. Andererseits muß ich über den Kaiser in voller Aufrichtigkeit das schreiben, was ich als Schwäche und Fehler in seinem Wesen und in seiner Regierung zu erkennen glaube, und das ist ihm gegenüber, der als einsamer und unglücklicher, geschlagener und verlassener Mann verbannt im Auslande lebt, unbeschreiblich schwer und traurig für mich, der ich den Kaiser liebe und ihm in unverbrüchlicher Treue anhänge. Aber gerade, weil ich dem Kaiser diene, weil ich falsche und im Auslande oft unsinnige Vorstellungen richtigstellen will und dabei ihm und dem Vaterlande nützen kann, muß ich von der Wahrheit zeugen. Ich hoffe, daß man mir, wenn ich nicht in Verschleierung von Tatsachen, sondern in voller Wahrhaftigkeit Kritik übe, wo sie geübt werden muß, auch dann glauben wird, wenn ich für den Kaiser eintrete und falsche Urteile über ihn richtigstelle.“

Im August 1921 suchten mich etwa 40 Amerikaner in Saarow auf, die sich auf einer Informationsreise durch England und Deutschland befanden und deren einziger Reisezweck war, hinter die Wahrheit über Deutschland zu kommen. Sie wollten wissen, ob Deutschland wirklich so tief in der Not stecke, wie es behauptet, wer und was schuld am Kriege sei, ob der Friede von Versailles überhaupt durchführbar sei oder nicht, wie Recht und Unrecht in

Oberschlesien verteilt sei, und in letzter, aber nicht unwichtigster Linie, was ich ihnen über den Kaiser sagen könne. Auf meine Frage, ob sie wirklich glaubten, daß der Kaiser den Krieg gewollt und während seiner ganzen Regierung auf den Krieg hingearbeitet hätte, bejahten sie diese Frage, denn der Kaiser hätte seit Jahrzehnten unausgesetzt den militärischen Machtgedanken betont. Eine Armee, wie die deutsche, habe doch nur dann Berechtigung, wenn sie einen Krieg vorbereite; denn wenn dies nicht der Zweck wäre, warum pflege man nicht nur, wie die Amerikaner, den Sport und die Leibesübungen?!

Die Amerikaner müssen einsehen, daß sie die preußisch-deutsche Geschichte gar nicht kennen. Bei unserer Unterredung saßen wir im Herzen der Mark Brandenburg. Ich führte sie durch die Geschichte der Markgrafen, der Kurfürsten und Könige, in ihren ständigen Kampf gegen Heidenvölker und mißgünstige Nachbarn und zeigte ihnen, wie eine solche kriegerische Geschichte doch ein anderes Volksbewußtsein großziehe, als wenn man mit der Rodehacke, mit dem Spaten, mit Dampf und Eisenbahn, mit Geld und Maschine sein Reich erobert und baut; wie nun selbstverständlich bei uns die soldatische Ausbildung stets hoch im Werte gestanden und der Monarch als oberster Heeresführer dem Volk am verehrungswürdigsten erschienen sei. Allen, die nicht schon vor dem Kriege sich gegen die Staatsordnung und die Wehrpflicht feindselig auflehnten, erschien es einfach Pflicht, im Ernstfalle dem Kaiser Heeresfolge zu leisten. . . .

Aber daß die Kriege der alleinige Zweck der Heeresausbildung gewesen, daß die Gewalt mehr gegolten als das Recht, sei ein Trugschluß. Gerade der Kaiser habe bewiesen, daß er das Heer in erster Linie und, wenn's nach seinem Willen gegangen wäre, ausschließlich als Volkserziehungsstätte und als Bürgerschaft für die Erhaltung des Friedens gepflegt hätte. In 26 Jahren seiner Regierung habe der Kaiser unausgesetzt und konsequent einem Lande den Frieden erhalten, trotz schwerer Anreizungen und verlockender Situationen zum Kriege. Als bei den Marokkowitzern zwischen Frankreich und Deutschland die Kriegsgefahr besonders nahe war und der Kaiser einlenkte, mußte er sich's gefallen lassen, daß man in Frankreich ihn als ‚empereur timide‘ bezeichnete, und jeder Mensch, der über den Kaiser als Kriegsmacher spricht, müßte doch endlich das Ergebnis des Suchomlinow-Prozesses gegen sich gelten lassen, in welchem durch gerichtlich einwandfreie Feststellung erwiesen wurde, daß unser Kaiser bis zuletzt versucht hat, den Zaren zum Frieden zu bewegen, und daß dieser, durch seine Generale belogen, in den Krieg taumelte.

Es ist oft davon gesprochen worden, daß das Volk den Kaiser nicht richtig gekannt habe; es sei eine undurchdringliche Wolke zwischen Volk und Kaiser gewesen. Das trifft bis zu einem gewissen Grade zu. Wenn der Kaiser sich auch frei vor seinem Volk bewegt hat, wenn er auch von allen erkannt durch die Straßen der Hauptstadt geritten und gefahren ist, wenn er auch bei seinen Besuchen in der Provinz sich unter das Volk mischte und gelegentlich in industriellen Betrieben mit den Arbeitern verkehrte, so war das alles doch nicht das Zeichen oder der Weg innerer Verbindung. Es ist für ein 65-Millionen-Volk überhaupt nicht möglich, eine direkte Verbindung mit einem einzelnen herzustellen; es wird sich immer nur um eine Vermittlung der Beziehungen handeln können. Aber gerade diese Vermittlung, die Art, wie mit dem Kaiser in Verbindung getreten werden konnte, war es, was die Empfindung der Unverbundenheit hervorrief. Man hatte im Volk nicht das Bewußtsein, daß diejenigen, die das Ohr des Kaisers hatten, diejenigen waren, die ihm wirklich die Kenntnis der Wünsche, der Bedürfnisse und der Anregungen seines Volkes vermittelten. Auch wir Beamten haben darüber geklagt, daß der Kaiser nicht viel mehr die Gelegenheit benutzte, auch dann nicht, wenn sie sich ihm bot, sich direkte Informationen von seinen Beamten zu holen. Ich glaube, der Kaiser ist während seiner kurzen Ausbildungszeit als Verwaltungsbeamter nicht richtig beraten gewesen. Man hat ihm den kritischen Begriff über die ‚Männer vom grünen Tische‘ beigebracht, von denen nicht viel Praktisches und Förderliches zu erwarten sei. Ihn interessierten

einzelne geschickte und schneidige Landräte und Präsidenten, die den richtigen Ton mit ihm trafen. Sachliche, das Leben in seiner Wirklichkeit, mit den Existenzbedürfnissen des Volks im Alltagsleben, erfassende Vorträge liebte er nicht sonderlich. Seine glänzende Begabung, die es ihm ermöglichte, ganz fernliegende Gebiete der Wissenschaft und Technik, der Kunst und Philosophie überraschend schnell zu begreifen und bis zu einem Staunen erweckenden Grad zu beherrschen, verleitete ihn, seinen Umgang vorwiegend mit Männern zu suchen, die auf einem dieser Wissens- und Forschungsgebiete Hervorragendes leisteten, und somit ständige Höhenwege zu wandeln, so hoch, so weit und so universal, daß ihm der Abstieg zu Tal, das Eindringen und Sichbeschäftigen mit den praktischen Volksaufgaben des Alltagslebens fremd und langweilig wurde. In dieser Höhenempfindung des Lebens sah er auf die Schwierigkeiten und Hemmungen, die Nöte und Kämpfe sieghaft optimistisch herab und hielt gewissenhafte Ratgeber, die ihm einen Einblick in die dunklen Täler der Unzufriedenheit und Auflehnung geben zu müssen glaubten, für unbequem. „Schwarzseher dulde ich nicht in meiner Nähe...“

Wer in die Nähe des Kaisers kam, trat in den Bann seiner strahlenden, liebenswürdigen Persönlichkeit. Einige Stunden in seiner Nähe zu verbringen, war für diese Bevorzugten ein erhebendes Erlebnis. Der Kreis war keineswegs auf Aristokraten von Geburt und Besitz beschränkt. Auch Menschen einfacher Herkunft und schlichter Lebenshaltung wurden zwanglos hinzugerechnet. Aber es waren immer Ausnahmemenschen, und immer solche, die sich in der Höhenluft, in der der Kaiser lebte, wohl fühlten und das Ihre dazu beitrugen, daß sie nicht verdürbe und gemein gemacht würde. Insbesondere waren es die Menschen der ständigen Umgebung, die es für ihre Aufgabe hielten, die Steine aus dem Wege zu räumen und unbequeme Mahner und Frager fernzuhalten. Hier liegt wohl der wundeste Punkt. Vertrug der Kaiser Freunde und Ratgeber in seiner Nähe, die in dem einen besonders treu waren, daß sie dem Kaiser die Wahrheit sagten? Hier stehen wir vor der wichtigsten Frage: nach der Stellung des Kaisers als Christ vor Gott. Der Abstand der Menschen vor dem ewigen Gott ist so unermesslich weit, daß vor ihm Unterschiede zwischen einem Kaiser und einem Untertanen verschwinden, und man darf fragen: war der Kaiser in dem Sinne ein Christ und Kind Gottes, daß er sich von einem Mitchristen, namentlich seinem Seelsorger, die Wahrheit sagen, sich strafen ließ? Wer will hierüber urteilen? Ich habe einmal mit dem Kaiser ein innerliches, religiöses Gespräch geführt, das er selbst anschnitt. Wir kamen bei Nennung des Namens von Schwester Eva v. Tiele-Winkler darauf, die der Kaiser auch sehr verehrte. Ich erzählte dem Kaiser von meinem eigenen Erleben. Seitdem weiß ich, ein wie tief religiös empfindender Mann er ist.

Die Amerikaner äußerten, wie oben erzählt, es werde schwer sein, in ihrem Vaterlande dem Kaiser Tugenden nachzurühmen. Ich habe ihnen gesagt, sie sollten es daheim als die Aussage eines wahrhaftigen Zeugen bekunden: der Kaiser ist kein Tyrann, kein Kriegsmacher gewesen. Er ist ein edler, idealistisch und tief religiös veranlagter Mann, der sein Volk im Frieden auf die Höhe des Glücks führen wollte. Er ist ein sittenreiner Mensch, von großer Enthaltbarkeit und körperlicher Selbstbeherrschung. Er ist ein treuer Gatte und ein gewissenhaftes Familienoberhaupt. Er strebte nach idealen Gütern für das Glück seines Volks und war ein wirklicher Freund des Friedens...“

Soweit Georg Michaelis.

Inzwischen hat Kaiser Wilhelm II. ein Buch geschrieben „Vergleichende Geschichtstabellen von 1870 bis zum Kriegeausbruch 1914“ (Leipzig, R. F. Köhler), das gerade in bezug auf das strittige Jahr 1914 in seiner nackten Sachlichkeit der aneinandergereihten Tatsachen zur Klärung mitbeitragen kann. Auch sonst noch dürften dem Fachmann manche unscheinbare kleine Feststellungen von Wert sein.



Bubenberg — Altershausen

Bn einer Großstadt ist es. Da fand sich ein Kreis zusammen, der in seinem Namen auch die Bezeichnung führt „Bund für Heimatliebe und Jugendpflege“. Er ist nicht eigentlich gegründet worden, sondern er wuchs aus etwas anderem heraus. Von vor dem Aufstieg der Wandervogelbewegung hatte ein Mann mit jugendfreundlichem Verstand einen Knabenkreis um sich gesammelt, um die Jungen selbstlos und unter mancherlei Gefahren zu knabenfroher Kameradschaft und stählendem Aufenthalt in Wald und Feld zu führen. Es gab den Großstadtjungen viel. Und wenn da draußen auf der Naturbühne der Tell oder die Nibelungen gespielt wurden, so bewies das den frischen geistigen Ton dieser Schar.

Damit fing es an. Dann kam der Krieg, kam die furchtbare Nachkriegszeit unseres Landes. Die körperliche und seelische Bedrängnis der Jugend stieg ins Ungeheure. Sie leidet unter dem wirtschaftlichen Elend der Haushaltungen, unter den verwüstenden und zersetzenden Wirkungen der Öffentlichkeit, besonders schwer unter der Auflösung eines ernststen und seelischsten Familienlebens. Und wo das Haus noch kraftvollen Wurzelboden für die Jugend bietet, drängen sich Strömungen vor, die sie vom Wurzelgrund der Familie loslösen wollen.

Da sucht nun dieser Bund in seiner Art stille Wege zur Bewahrung und Gefundung unseres Jungvolkes.

Kleine Kreise gleichaltriger und kameradschaftlich zueinander sich neigender Knaben lassen sich in freier Wahl zusammen. Ebenso bilden sich Mädchengruppen. Den Führenden, jugendfreundlichen Männern, Frauen und jungen Mädchen des Bundes, schließen sich diese neuen Scharen in offener und fröhlicher Freundschaft an. Die Zusammentünfte finden im heimischen in den Elternhäusern statt. Spiele und Wanderungen führen oft hinaus.

Die über das Alter dieser Knaben- und Mädchengruppen Hinauswachsenden Scharen gehen zur Jugendverbindung zusammen, die ihre eigenen Wanderungen und Arbeiten unternimmt. Später treten sie hinüber in die Bundesgruppe Altershausen, Raabe zu Ehren benannt. Das Ganze aber lebt sein Leben für sich, schließt sich nicht etwa organisatorisch weiterentwickelnden Verbänden an. In der Überorganisation erstarrt ja heute oft genug triebkräftiges Leben. Wo es um Pflege seelischer Werte geht, ist's wie auf dem Ackerfelde; jedes Keimlein muß sich wurzeln und wachsen; dann kann der Sommerwind das volle Saatsfeld schwingen lassen.

Altershausen hat seine eignen Burgabende, an denen die Jugendverbindung oft teilnimmt. Manchmal vereinen sich auch alle Gruppen, im Winter wohl zu einem alten Marienfest, im Sommer zu Wanderungen oder zu einem schlichten Feste im Freien, das gemeinsam von den Bewohnern des gutbefreundeten Dorfes gefeiert wird.

Das alles ist ja zunächst nur Rahmen, freilich ein wertvoller. Er läßt der Jugend Leben und Freiheit, erhält den Eltern die Freude an den Kindern, eint das alte und das junge Geschlecht zu gemeinsamem wertvollen und frohen Erleben. Im Namenszeichen des Bundes steht aber auch das Wort Heimatliebe. Wenn wir gesunden wollen, müssen wir uns als Volk wiederfinden. Was unser war an materiellen Gütern, nahm man uns und wird es nehmen. Nur seelische Werte und ethische Volksgüter sind unentziehbar unser, wenn wir sie nicht selbst verdorren lassen, nicht selbst in den Sumpf der Zersetzung hineinschleudern. Was wir an guten und kraftvollen Gedanken, an schwingenstarkem Gefühl in uns leben soll, muß tiefsten und innersten Erleben wurzeln. So ist der Boden, auf dem wahrhaftiges und hoffendes Volksgefühl aufblühen kann, die Heimat. Sie kennen, lieben und ehren zu haben, ist das Ziel der Bundesarbeit.

Angefüllt sind die Gemeinschaftsstunden für die Jugend zunächst mit dem, was jugendgemäß ist, mit Spiel, Wanderungen, kameradschaftlichem Frohsinn, anregenden Besichtigungen, mit wertvollen Bauten oder von interessanten gewerblichen Betrieben, ferner mit gemeinsamem Lesen oder Gesang. Alles ist, soweit möglich, dem Heimatleben zugewendet. In der

Jugendverbindung und bei den Altershäusern sind die Wanderungen oft ganz darauf eingestellt, das Auge für die malerischen Schönheiten der Heimat zu öffnen, die in tausendfachen Wechsel und uner schöpflicher Fülle beim stillen Versenken darbieten. Auch der heimische Kultur in ihren bodenständigen Formen in Hausbau und Hauseinrichtung, Werkzeug, Tracht und Schmuckformen wird nachgespürt. Der glückliche Umstand, daß ein als Kunsterzieher und Förderer der Volkskunst weithin bekannter Malprofessor den anregenden Mittelpunkt bildet, macht diese Seite der Wanderungen besonders fruchtbar. Die recht häufig stattfindenden Besammentkünfte und Burgabende geben den mannigfaltigsten Interessen Raum. Außer den Mitgliedern haben dabei Künstler und Dichter, Gelehrte, Natur- und Heimatfreunde oft selbstlos und freundnachbarlich geholfen. Mögen einmal ein paar Dinge genannt werden. An der Modellsammlung des Museums wurde die Entwicklung des heimischen Schiffsbaues betrachtet; mit Hilfe von Lichtbildern wurde Pflanzenleben und Landschaftscharakter eines benachbarten Moores vorgeführt; man setzte unter Benützung einer schönen Aquarellsammlung einen Abend für Wolkenstudien an. Ein Vogelkenner erzählte von seinen Beobachtungen; ein Germanist legte die Dialektbesonderheiten eines benachbarten Dorfes dar. Die reiche bäuerliche Kunde der benachbarten Gaue wurde in Bildern vorgeführt, später auch wandernd aufgesucht. Man sprach über Jugenderziehung, Heimatliteratur, Volkshumor; Dichtungen wurden vorgelesen, zuweilen von den Verfassern selbst; man führte alte Volkstänze vor; zu Weihnachten gab es ein Krippenspiel. Kenner unsrer Heimatgeschichte leuchteten in vergangene Zeiten hinein. Auf Wanderungen wurde oft dasselbe Dorf aufgesucht, scheinbar reizlos in reizloser Gegend gelegen. Dabei gab es zu verschiedensten Tages- und Jahreszeiten viel Entdecken von allerlei stillen und feinen Schönheiten. Bilder und Zeichnungen konnten später oft als Frucht solcher Tage vorgelegt werden. Mit der Jugend und den Alten dieses Dorfes versteht man sich trefflich; die nehmen gern an den kleinen kostenlosen Freuden und Feiertunden teil.

Aber warum nun erzählen von diesem ganz in der Stille lebenden Kreise? Er mag ein Beweis dafür sein, daß sich überall, wo ein Wille ist, Möglichkeiten finden lassen werden, in den Feiertunden, die von der harten Not und Arbeit unsrer Tage uns noch gelassen werden, mancherlei seelisches Gut zu pflegen und zu bewahren. Es sind dazu kein Organisationsgetriebe und keine Programmworte not, auch nicht besondere Mittel. So können auch Volkstreife, die sonst getrennt bleiben — unser altes Leid —, sich freundlich finden auf einem Boden, der jeden Zwist ausschließt, sich finden am Herzen der Heimat, die uns alle trägt. So kann der Sinn sich erschließen für edle Muße und edle Freude und abgewendet werden von der volksverseuchenden Genussgier. Die Unfähigkeit, tiefere und feine, schlichte Freuden zu erleben, ist es ja, die so manches Gemüt am Groben und Wertlosen festhalten läßt. So mögen sich Alter und Jugend miteinander freuen, statt gesonderte Wege zu gehen. So mag die herztief gewachsene Heimatliebe das Band werden, das uns bindet an unser deutsches Volkstum.

In Großstädten sind Arbeiten dieser Art doppelt not, glücklicherweise aber auch verhältnismäßig leichter zu ermöglichen. In der Kleinstadt oder auf dem Lande ist es vielleicht wohl schwieriger, die tragenden und führenden Kreise zu finden, da die, die es zunächst wohl anginge, vielfach schon überlastet sind. Oft wird aber doch schon irgend ein Rahmen vorhanden sein, ein Gemeindehaus, Jugendpflegeveranstaltungen, besondere Vereinigungen. Diejenigen, die als Volksbildner im besonderen Sinne anzusprechen sind, brauchen auch nicht die Arbeit allein zu machen. Es gibt überall Leute, die auf ihrem Gebiete sachlich viel und Schönes zu sagen wissen, ohne Gewohnheitsredner zu sein. Ich denke beispielsweise an einen hannoverschen Bauern, der der zuverlässigste und bedeutendste Forscher in der Siedlungs- und Kulturgeschichte seines Gaues ist.

Wo aber in irgend einer Art und Form kleine Kreise wie der vorhin geschilderte sich bilden und arbeiten, da ist eine Keimzelle, die still mithelfen kann an der Bewahrung und Gesundung unseres Volkstums.

Wilhelm Peyer

Das Perlenrätzel

Man muß nicht prunkfüchtig und eitel sein, um sich an dem herrlichen Schimmer echter Perlen, an dem Lichtfunkel und der Farbenpracht schöner Edelsteine zu erfreuen. In ihrem ruhig vornehmen Schimmer bietet die Perle zu dem dringlicheren Lichtsprühen der Edelsteine einen eigenartigen Gegensatz. Dem Wissenden öhnt die geheimnisvolle Entstehung der Edelsteine und Perlen das Interesse an diesen in Indien. Im Innersten der Erde unter dem mächtigen Drucke der sich pressenden Massen, angamer Abkühlung aus gewaltiger Glut ist der Edelstein geworden. Unter absonderlichen Verhältnissen bildet sich noch heute auf dem Grunde des Meeres oder des stillen Weihers im Innern der Muschelleibe die Perle. Beiden Geheimnissen solchen Werdens ist man immer näher gekommen. Im Laboratorium schaffen heute die Chemiker die künstlichen Edelsteine, die in Härte, Glanz, Feuer den natürlichen nicht nachstehen. Und auch wie die Perlen sich bilden und auf künstlichem Wege hervorgerufen werden können, ist jetzt bekannt.

In welchen Tieren können Perlen erstehen? Nur im Leibe von Weichtieren, besonders Muscheln, die die Innenfläche ihrer Schalen von einer glänzenden Perlmuttertschicht überzogen haben. Obenan steht da die Seeperlmuschel des Indischen und Stillen Ozeans, welche in Tiefen von 25—40 Metern ganze Bänke bildet, von denen sie die Taucher heraufholen. Aber auch unsere Flußperlmuschel, wie sie in klaren, raschfließenden, kalkarmen Bächen noch immer vorkommt, bildet in ihrem Mantel schöne Perlen. Und Perlen hat man auch in anderen Weichtieren, der Malermuschel und Leichmuschel, der Auster, in Miesmuscheln, in Tintenfischen vorgefunden. Bei frühlichem Austerfischmaße kamen dem Gelehrten Albertus Magnus die Perlen zwischen die Zähne.

Wenn es in den Tischgesprächen des Athenäos heißt, daß Androsthenes die Entwicklung der Perle in der Muschel mit der der Finne im Schweine verglichen habe, so ist er da unbewußt die Wahrheit viel näher gekommen, als so mancher der viel späteren Forscher. Reaumur, der vielseitige Pfadfinder auf verschiedenen Gebieten, war es, der nachwies, daß die Struktur der Perle mit dem Baue der Muschelschale übereinstimme. Viel später hat dann F. de Philippi entdeckt, daß die Entstehung der Perlen durch in den Muschelleib eindringende Schmarotzer verursacht werde. Genauer hat H. L. Jameson die näheren Beziehungen, welche zwischen Nematodenwürmern, Wasservögeln und Perlmuscheln bestehen, aufgedeckt. Durch die Forschungen von Hornell und Shipley wurde uns speziell die Lebensgeschichte des Bandwurmes *Parahynchus unionifactor* bekannt, der die Perlenbildung in den Perlenmuscheln der Ceylonperle veranlaßt. Der parasitische Wurm schwimmt als winzige Larve frei im Meere herum, wird dann durch die Meeresströmung mit der Planktonnahrung in die geöffnete Perlmuschel gebracht, wandert in die Gewebe der Muschel ein, verkapselt sich hier als Finne, um dann, wenn die Wirtin von einem Raubfische verzehrt wird, in diesem sich zum fertigen Bandwurme zu entwickeln. Über diesen Erzeuger der Ceylonperlen haben wir dann von zwei berufenen Naturforschern, L. Southwell, dem wissenschaftlichen Mitarbeiter, und J. C. Kertham, dem Überwacher der Muschelzucht und Perlfischerei der Ceylon Company, noch weitere Kenntnisse erhalten. Für ihn kommen nur zwei Wirtstiere, ein Raubfisch, Hai oder Rochen, und die Perlmuschel in Betracht. Bei der im Inneren der Perlmuschel auftretenden Finne entsteht dann auf ungeschlechtlichem Wege eine neue, kleine Finne, so daß sich auch bei unbedeutender direkter Wirkung die Zahl der Finnen im Inneren der Muschel erheblich vergrößern kann.

So wären denn das, was wir Perlen nennen, nichts anderes als zu Kugeln umgewandelte Muschelschalen und würde diese Umwandlung bei den Seeperlmuscheln durch Parasiten hervorgerufen. Wie aber kommt es in unserer Flußperlmuschel zur Perlenbildung? Dardankem wir u. a. N. Rubbel eingehende Untersuchungen. Die Struktur der Muschelschale besteht aus vier Schichten unterscheiden, eine äußere organische Substanz, dann die aus prismen-

und kegelförmigen Kalkgebilden zusammengesetzte Prismenschicht, darauf die aus einer äußeren und inneren Lage bestehende Perlmuttertschicht, endlich die sogenannte helle Schicht. Man kann aus jeder dieser vier Schichten freie Perlen. Auch die Perle selbst, die ein Schliff durch eine große Perle erkennen läßt, zeigt sich aus mehreren Schichten zusammengesetzt. Man kann je nach der Lage dieser freien Perlen unterscheiden: Ligamentperlen in der Mantelfalte, die sich in das Muschelschloß hineinzieht, dann kleine, kugelige, oft herrlich glänzende Perlen vor dem Vorderrand der Mantelplatte, weiters kleine, glashelle Perlen ohne Perlmutterglanz aus dem Bereich der Mantellinie, dann Perlen vom Mantelrand, wo sich die größten Perlen befinden weiß bis dunkelbraun oder schwarz, ganz winzig bis erbsengroß, kuglig, halbkuglig oder eiförmig; außerdem Perlen vom Rande des hinteren Schließmuskels und Muskelperlen, meist von rauher Oberfläche und unregelmäßiger Form. Als besondere Art sind noch die Schalenperlen zu nennen, die sich im Mantel der Muschel bilden, dann an die Schale verlagern und mit dieser verschmelzen.

Im Gegensatz zu der Perlenbildung bei den Seeperlmuscheln bilden sich also die Mantelperlen der Flußperlmuschel ganz unabhängig von dem Vorhandensein eines Schmaroziertier. Der Kern einer solchen Perle besteht immer aus einem gelben bis gelbbraunen Stoffe, dem an die äußerste der genannten vier Schichten gemahnt. Die Bildung der Perle erfolgt mit Hilfe eines sogenannten Perlsackes, welcher alle Schalenschichten abzuscheiden und an der Oberfläche der Perle abzulagern vermag.

In ganz jüngster Zeit ist es F. Alverdes gelungen, das Werden der Perle und die Zeugung freier Perlen im Inneren des Muschelmantels durch künstliches Eingreifen zu erforschen, wobei er für seine Versuche außer der Flußperlmuschel die bekannte Leichmuschel und Malermuschel unserer Weiher als Versuchstiere verwendete. Es ist ein Irrtum, der sich selbst noch in neueren Büchern findet, die Entstehung der Perlen in den Raum zwischen Schale und Mantel zu verlegen. Jede Perle entsteht im Mantel und steckt wenigstens anfangs in einem Perlsacke, der durch eine einfache Schicht derselben Zellen gebildet wird, wie sie die Manteloberfläche bedecken. Wir verstehen daher, daß auch die Zellen des Perlsackes genau so wie die der Manteloberfläche Schalensubstanz abzusondern, also die Perlengebilde zu erzeugen vermögen. Auch die schon erwähnten Schalenperlen, welche dadurch entstehen, daß weitwachsende Perlen den Mantel sprengen, mit der Innenfläche der Schale in direkte Berührung treten, der Perlsack sich mit der Manteloberfläche zu einer einheitlichen Zellschicht vereiniget und die Perle durch einen Überzug mit Schalensubstanz an die Schale festgeheftet wird, sind echte Perlen. Mit solchen Schalenperlen sind nicht die Schalentumoren zu verwechseln, welche dadurch entstehen, daß ein Parasit, ein Steinchen, ein Pflanzenrest oder sonst ein Fremdkörper zwischen Schale und Mantel gerät und nun ebenfalls von Schalensubstanz überzogen wird. Das ist ja schon seit Jahrhunderten den Chinesen und Japanern bekannt, welche in großen Leichmuscheln perlartige Gebilde künstlich hervorrufen, indem sie die in Körben gesammelten Muscheln mit Perlmutterlöffeln behutsam öffnen, zwischen Schale und Mantel kleine Pillen oder aus Perlmutter, aus Metall hergestellte Bildchen einschoben, die Muscheln dann in entsprechenden Umständen voneinander in Kanäle oder Leiche versenken und nach einigen Monaten oder auch erst nach Jahren wieder heraufholen, um die mittlerweile mit Perlmuttersubstanz überkleideten, freilich nicht perltrunden, aber immerhin wertvollen, perlgänzenden Einschübe wieder herauszunehmen.

Bei seinen Untersuchungen ist Alverdes von solchen Perlen ausgegangen, welche in dem Zentrum keinen „Perlkern“ zeigten, bei denen es also nicht durch einen ins Innere des Mantels gelangten Fremdkörper zur Anregung der Perlbildung gekommen sein konnte, sondern die Anwesenheit der die Schalensubstanz absondernden Zellen allein genügte, die Bildung der Perle zu veranlassen. Dadurch kam er auf den Einfall, Zellen von der Manteloberfläche abzulösen und mit einer feinen Injektionspritze in das Mantelinnere zu verpflanzen. Oft schon nach drei Tagen begann sich im Mantelinnern ein Perlsack zu bilden, der dann sofort begann Perlensubstanz abzuscheiden.

Es ist also im Prinzip die Frage nach der künstlichen Erzeugung freier Perlen gelöst. Die Anwesenheit von Parasiten oder anderen Fremdkörpern ist zur Perlbildung nicht nötig. Man muß nur die Muscheln von innen mit einer Substanz abzuscheiden vermögen, vorhanden sein. In der Natur geschieht dies durch die Eiablage oder Einwanderung eines Scharbockens oder noch gröbere Verletzungen herbeigeführte Überführung dieser Zellen in das Innere des Muscheltieres. Die eingedrungenen Parasiten oder eingeschleppte Fremdkörper kommen im Verlaufe der Perlenwerdung in das Innere der Perle zu liegen und werden nun zum „Perlkern“.

Ob sich aber künstliche Erzeugung von Perlen überhaupt lohnen kann, das ist eine andere Frage. Wir haben ja auch die Frage der künstlichen Erzeugung von Diamanten theoretisch gelöst. Aber wir vermögen vorläufig nur ganz kleine Diamante von geringem Werte künstlich herzustellen. Alverdes, dessen bezügliche Arbeiten bei Ausbruch des Krieges durch Einberufung unterbrochen wurden, hat etwa 50 kleine und kleinste Perlen erhalten, von denen die größte ein halbes Jahr alt war und 1 mm im Durchmesser besaß. Wie bei der Perlfischerei auf Hutter, ja Tausende Perlen erst eine wertvolle kommt, wird auch bei solcher künstlicher Erzeugung von Perlen das prozentuale Verhältnis zwischen Perlen guter und schlechter Beschaffenheit ein besseres sein. Es wird wohl viel aussichtsvoller sein, der durch unvernünftigen Raubbau und andere Ursachen niedergegangenen Perlfischerei wieder aufzuhelfen, wie dies seitens der Engländer im Orient ganz planmäßig geschieht. Und auch die Zucht der Perlmuschel unserer Küstengewässer könnte stellenweise wieder zu Ehren kommen. In der Weißen Elster im sächsischen Ostlande werden noch immer schöne Perlen gefunden; hier und im bayrischen Wald war die Perlerzeugung einst häufig. 1814—1857 wurden in Bayern 158880 Perlen gefunden. Die böhmische Perlenfischerei aus der Moldau hat Fr. Löw auf 8000 bis 12000 Gulden jährlich geschätzt. Vom Mai bis zum September üben in Schottland die Fischer die Perlenfischerei aus und werden da jährlich Perlen im Werte von etwa 60000 Mark gefunden. In erster Linie verlangt die Flußperlmuschel klares Wasser und Ruhe, mußte also ihr Wohngewässer vor Verunreinigung durch Abfallwässer geschützt werden.

All diese Perlenfragen sind durch Mitteilungen, wie sie eben jetzt durch die Tagespresse kommen, besonders aktuell geworden. Zwei japanische Biologen haben im Londoner Savoy-Hotel mehrere Hundert Perlen verschiedenster Feinheit zur Schau gestellt, die auf dem Wege der künstlichen Züchtung erhalten worden sind. Seit etwa zwei Jahrzehnten kommen die „gezüchteten“ japanische Perlen immer zahlreicher in den europäischen Handel. Bisher handelte es sich da um die oben erwähnten Schalenkonkretionen, also nicht um freie, kuglige Perlen, sondern um Perlblasen halbkugliger Form, deren Hohlraum japanische Kunst so vollkommen mit Perlmuttersubstanz auszufüllen versteht, daß keine Spur einer Naht zu sehen oder fühlen ist. Solche Perlen haben an der Oberfläche vollkommen den herrlichen Schimmer natürlicher Perlen, auf der Unterseite aber nur den matten Schimmer der Perlmutter. Die Kunst des Juweliers weiß nun solche Perlen in Ringen, Boutons, Hemdknöpfen, Armbändern, Taschennadeln so zu fassen, daß sie völlig als echte Perlen gelten. Vielleicht aber ist es jetzt japanischer Beharrlichkeit gelungen, ganz runde, freie Perlen heranzuzüchten. Unter den vielen japanischen Perlfischereien ist die in der Bai von Aizu an der pazifischen Küste Zentraljapans die wichtigste. Hier hat Mikimoto auf Anregung des Zoologen Mitsukuri eine Farm für Perlenzüchtung angelegt, auf welcher für die Muscheln sehr günstige Lebensbedingungen vorhanden sind und die Muscheln gegen die verschiedenen Gefahren gut geschützt werden. Man hebt etwa dreijährige Muscheln aus der Tiefe herauf, öffnet sie vorsichtig, versenkt Perlmuttergelenken in ihr Inneres, versenkt die Muscheln wieder ins Meer, um sie nach vier Jahren wieder heraufzuholen und, ehe man sie öffnet, vor dem Röntgenschild auf Perlen zu untersuchen. Aber diese gezüchteten Perlen kommen in Hinblick auf den erforderlichen Aufwand an Zeit, Mühe und Kapital auch sehr kostspielig zu stehen, ist also die Befürchtung eines Preisrückganges im Perlenhandel vorläufig unbegründet. Erst wenn solche Züchtung von Perlen im

großen Maßstabe und leichter, billiger zur Durchführung kommen könnte, wäre ein solcher Preissturz wohl unausbleiblich, denn die Perle hat nicht, wie Gold, Diamant, Platin an praktische Verwendung, sondern reinen Seltenheitswert.

Dr. Friedrich Knauer



Kulturfragen der Wirtschaft

Wir stehen an einem entscheidenden Wendepunkt. Es handelt sich nicht nur um unsere staatliche und wirtschaftliche Ordnung im engeren Sinne, sondern mehr noch um die Frage, ob unsere Wirtschaft uns zu neuer, namentlich innerer, geistiger Kultur verhelfen oder, wie bisher, mehr Hemmnis als Förderung der Kultur bedeuten soll.

Kultur ist Leben. Die Richtigkeit dieses Satzes läßt sich nicht beweisen, sondern nur fühlen. Den Wert des Lebens muß jeder mit sich selbst ausmachen. Dabei kommt es nicht auf die Quantität des Lebens, nicht auf Zahl und Dauer an, sondern ebenso auf Qualität auf Reichtum und Tiefe des Erlebens. Aber nicht das hochgesteigerte Einzelleben kann das Ziel der Volkskultur sein, sondern nur das höchste Erzeugnis aus Quantität und Qualität. Denn unsere Kultur muß soziale Kultur sein, d. h. die Masse oder das Ganze durchdringen. Auch der Wert der Masse läßt sich nicht wissenschaftlich beweisen. Ob Schiller mehr wert ist als die allgemeine Volksschule, das einzelne Genie mehr als die Hebung von Millionen, ist eine Sache sittlicher Weltanschauung. Sicher ist eines so unentbehrlich wie das andere. Und wenn der Fortschritt der Menschheit stets von einzelnen ausgeht, so erfüllt dieser einzelne seinen Zweck doch nur dadurch voll, daß seine Leistung den anderen zugute kommt. Vor allem ist die soziale Kultur die unserer Zeit gemäße, die einzige, in der wir Eigenes, Bedeutendstes leisten können.

Unter diesem Gesichtspunkte hat die Wirtschaftsverfassung des letzten Jahrhunderts eine Großtat zu verzeichnen; sie hat Lebensmöglichkeit für Hunderte von Millionen geschaffen. Auf deutschem Boden saßen zu Goethes Zeiten kaum 20 Millionen Menschen; als der Weltkrieg ausbrach, waren es fast 70 Millionen.

Aber die Anerkennung der lebenspendenden Kulturmacht des Kapitalismus darf uns nicht blind machen gegen die furchtbaren Schäden, die er im Gefolge hatte. Denn die Bereicherung der vermehrten Leben war nicht sein Zweck, und darum leistete er nicht, was er hätte leisten können, wenn er sich in den Dienst sozialer Kultur gestellt hätte. Beide sind nicht der Kultur dienstbar geworden, sondern nur dem Erwerbsinteresse. Er sprengte die Bande mittelalterlicher Zunftverfassung, unter der die gute Versorgung der Bürger oberster Zweck der Wirtschaft war, machte die Bahn frei für Entfaltung der Technik, des Verkehrs, der Volkswirtschaft; damit ergaben sich unbegrenzte Arbeitsmöglichkeiten und ebenso unbegrenzte Gewinnmöglichkeiten. Man hatte Verwendung für jede Stunde menschlicher Arbeitstätigkeit; man konnte Gewinn ziehen aus der Beschäftigung seiner Mitmenschen, und man kam schnell dazu, alles Wirtschaftliche nur unter den Gesichtspunkt des Erwerbs zu stellen.

Zweck aller wirtschaftlichen Arbeit wurde Geldverdienen. Den meisten Fabrikanten erst recht den Händlern, war es ziemlich gleichgültig, mit welcher „Ware“ sie ihr Geld verdienten. Selbst Brotkorn war in erster Linie Erwerbsmittel; darum erschraf man, wenn Ernternte zu reichlich ausfiel, und erwog ernsthaft, ob nicht ein Teil vernichtet werden sollte, damit der Rest besseren Preis erzielte.

Folge dieser Auffassung war, daß die Technik ihren Zweck verfehlte. Sie sollte das Leben der Menschen erleichtern, indem sie Naturkräfte in ihren Dienst stellte. Statt dessen hat sie die Arbeitslast ständig vermehrt. Um den Erzeugern neue Gelegenheit zu gewinnreicher Beschäftigung

ing ihrer Maschinen und Mitmenschen zu geben, hat sie den Verbrauchern immer neue „Bequemlichkeiten“ eingeredet. Unter ihrem Einfluß haben die meisten Menschen Kultur mit Zivilisation verwechselt. Unser Innenleben ersticht unter der Fülle materieller Güter.

Nicht die Arbeiterschaft leidet unter dieser Veränderung am meisten. Verhältnismäßig am stärksten betroffen sind die Schichten des Bürgertums, der Gebildeten und Besitzenden. Was den Arbeiter vor allem bedrückt, ist eine andere Folge der Technik und des Gewinnstrebens: die Arbeitssteigerung. Man hat oft sich beklagt über das Drängen der Arbeiter nach Verkürzung der Arbeitszeit, hat auf Handwerker, Bauern und Hausfrauen hingewiesen, die keinen Achtundachtentag haben und doch mit Eifer arbeiten. Der Grund des Unterschiedes ist einfach: diese arbeiten mit Freude, weil sie Anteil nehmen an ihrer Tätigkeit, deren Sinn und Zweck sie kennen. Aber wer Tag für Tag an seiner Maschine steht und irgendeine der kleinen Teilwertleistungen moderner Fabrikation leistet, der kann an solcher Arbeit keine Freude haben, weil er keinen Sinn darin sieht. Dem Arbeiter ist gleichgültig, was er tut; er schuftet um Lohn für einen Fremden, weiter weiß er nichts. Und Kernfrage unserer wirtschaftlichen Zukunft ist, ob es gelingt, durch neue Arbeitsverfassung, durch gesellschaftliche Achtung jeder ehrlichen Tätigkeit, wieder neue Arbeitslust und Schaffensfreude in den Massen zu erwecken.

Allgemein ist das Menschentum durch das Wirtschaftsleben verengt zum Fachmenschen geworden. Wir gehen auf in unserem „Berufe“ und übersehen, daß der sogenannte Beruf in neunzig von hundert Fällen nur eine Erwerbsgelegenheit ist, ohne Rücksicht darauf, wozu wir nach Anlage und Neigung „berufen“ sind.

Nichts ist so kennzeichnend für den heutigen Zustand der meisten Menschen, wie ihre Sehnsucht nach Urlaub: damit sie einmal wieder „Menschen“ sein können. Eine Fülle von Kulturwerten, von geistigen Genüssen, die doch die wertvollsten sind, liegt um uns. Aber wir haben keine Zeit und keine Stimmung, sie zu genießen. Immer neue Bilder, Musik- und Bühnenerfolge, Bücher kommen auf den „Markt“. Das Verhältnis von Kultur und Wirtschaft läßt sich nicht schärfer kennzeichnen als durch diesen uns geläufigen Ausdruck. Und durch den anderen, daß die Verbreitung von geistigen Werten ein Handel mit Büchern ist. Nirgends besteht eine wertige Übererzeugung wie auf geistigem Schaffensgebiete. Die Hälfte der geleisteten Arbeit ist zwecklos. Denn den sozialen Wert erhält das Kunstwerk doch erst durch die Menschen, die an ihm bereichert werden an innerem Erleben. Dazu kommt, daß geistige Werte unbegrenzt nach Zeit und Raum verbraucht werden können. Noch haben wir die Schätze alter Vergangenheit nicht weitem ausgeschöpft.

Jetzt ist Deutschland so verarmt und verschuldet, daß es sich Überproduktion geistiger Werte nicht mehr leisten kann. Es wird durch Not und Gewerkschaftsarbeit eine Verminderung der Produktion von Schriftstellern, Künstlern usw. eintreten. Aber Gefahr besteht, daß die Auslese ganz falsch geschieht, weil für den wirtschaftlichen Erfolg geistiger Arbeit nicht Kulturwert, sondern Geschäftswert maßgebend ist.

Weil nicht Versorgung, sondern Erwerb das Ziel wirtschaftlicher Tätigkeit ist, haben wir vergessen, daß Staat und Gesellschaft nur auf Gemeinschaftsgefühl beruhen können. Das Herrschende einst im Wirtschaftsleben, herrscht auch heute noch in manchen, namentlich ländlichen Gegenden. Aber im ganzen wird die Wirtschaft vom Kampfe beherrscht, nicht vom Wettstreite, sondern von der Konkurrenz. Und im Mitmenschen sieht man nicht das Subjekt zur Versorgung, sondern das Objekt zur Ausbeutung. Als Käufer oder als Arbeitnehmer sucht jeder seinen Volksgenossen sich nutzbar zu machen und strebt nach Herrschaft, die ihm die Ausbeutung ermöglicht. Das Recht ist diesem Streben soweit nachgegeben, daß es alles, auch die unentbehrlichsten Lebensgrundlagen, in das Privateigentum, damit in die Herrschaft einzelner gegeben hat. Vor allem den deutschen Boden, ohne den niemand sein und leben kann. Wer ein Stück Boden besitzt, darauf zu wohnen, zu arbeiten, davon zu essen, der muß die Erlaubnis von den Eigentümern erkaufen. Und wer kein Tauschmittel, vor allem kein Geld besitzt, hat

keine Daseinsberechtigung, wenn er sich nicht selbst in den Dienst der Besitzer stellt. Er muß seine Arbeitskraft, d. h. seine Lebenszeit hingeben für das Recht, auf „fremdem“ Boden (seiner Heimat!) leben, von ihren Früchten sich nähren zu dürfen. Dieser Zwang führte zur Herrschaft der Besitzenden über die Besitzlosen; führte zum Raubbau an Arbeitskraft und Gesundheit der Millionen, dem wir mit Sozialpolitik zu wehren suchten; führte zum Elend der Heimarbeit; führte zur Arbeiterbewegung in Partei und Gewerkschaft; führte schließlich mit zu dem Zusammenbruche von 1918 und zu den krampfhaften Versuchen neuer sozialer Ordnung.

Der Krieg war ein großer Lehrmeister. Er hat unseren Staatslenkern die Weisheit gebrach daß Zweck aller Erzeugung der Verbrauch ist. Aber die neue Erkenntnis von Versorgungswirtschaft ist nicht folgerichtig durchgeführt worden. Deswegen trat keine allgemeine Zahlpflicht neben die allgemeine Wehrpflicht; deswegen gab die Regierung selbst den Anstoß dazu daß der Krieg eine gute Geschäftskonjunktur wurde.

Was in diesem Kriege bankrott gemacht hat, ist nicht der Kapitalismus als Wirtschaftsform sondern der Geist des Kapitalismus, die schnöde Erwerbsgier, die durchaus nicht notwendig mit der Wirtschaftsordnung verbunden war.

Deswegen ist das erste, was wir für Neuordnung gebrauchen, neue Gesinnung: Gemeinsinn an Stelle des herrschenden Egoismus; Pflichtbewußtsein und Verantwortungsgesühl an Stelle des Strebens nach Ungebundenheit, der Sucht, sich jeder Verpflichtung zu entziehen. Erst mit neuen Menschen läßt sich neue Wirtschaftsordnung aufbauen, die zwei Gedanken verwirklichen muß: Versorgung der Millionen als oberstes Ziel aller Wirtschaftsarbeit; gerechten Ausgleich in der Verteilung des gesamten Arbeitsergebnisses.

Erst auf solchen Grundlagen kann eine geistige Kultur erwachsen, die den Wirtschaftsverhältnissen entspricht. Die Aufgabe ist furchtbar erschwert durch den verlorenen Weltkrieg. Aber sie ist auch um so dringender. Denn je ärmer wir an äußeren Gütern geworden sind, je schwerer wir arbeiten müssen, um die Lasten des Friedens zu tragen, desto mehr müssen wir auf inneren Reichtum bedacht sein. Den können wir behalten, der ist unverlierbar und unzerstörbar.

Zwei Änderungen gegen früher müssen eintreten. Unsere künftige Kultur muß billig sein. Um Lebensmöglichkeit für 60 Millionen zu schaffen, müssen wir unsere Arbeitskraft auf das zum Leben Notwendige werfen, auf entbehrlichen äußeren Tand verzichten. Das schadet gar nichts, wird uns sogar nützen, weil es uns Gelegenheit und Muße gibt zu inneren, geistigen Genüssen, die trotz ihrer Wohlfeilheit wertvoller und nachhaltiger sind als materielle. Und auch dieses Geistige werden wir in billiger Weise schaffen, ohne großen Aufwand von materiellen Dingen. Wir werden auf Ausstattung verzichten, um gediegenen Inhalt zu haben, werden im Theater zu einfachen Mitteln zurückkehren, werden dem Buche, vielleicht auch der Vorlesung höhere Bedeutung als früher geben, werden durch Freude an der schönen Heimat die Auslandsreisen ersetzen.

Das zweite ist die Forderung nach rationaler Wirtschaft, die auf das gesamte Kulturleben übertragen werden muß. Wie in der Gütererzeugung der ökonomische Imperativ schon lange fordert, daß mit geringstem Aufwand möglichst hoher Erfolg erzielt wird, so muß auch im Geistesleben rational gewirtschaftet werden. In einem Vortrage „Was heißt Volkswirtschaft?“ (Verlag von Eugen Diederichs, Jena 1920) habe ich vor Jahresfrist darzulegen versucht, daß der Begriff der Volkswirtschaft dreifacher Ausweitung bedarf: auf den Verbrauch aller Güter; auf alle geistigen Dinge, von der Verwaltung bis zu Kunst und Wissenschaft; und auf den Menschen selbst, der nicht nur Subjekt, sondern auch das allerwichtigste Objekt der Wirtschaft ist. Die bisherige Warenökonomie bedarf einer Ergänzung durch Menschenökonomie und Kulturökonomie, um wirkliche Volkswirtschaft zu werden.

Dr. Heinz Potthoff



Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einwendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Der Kampf um die Schule

Eine Erwiderung zu den Ausführungen Prof. Dr. Reins
(Heft 2; November 1921)

Die Ausführungen des verdienten, lange Zeit führenden deutschen Pädagogen bedürfen der Ergänzung bzw. Berichtigung, gerade weil wir wünschen, daß in den Schulfragen Pädagogen, nicht Parteien wieder mehr zu sagen hätten. Leider ist das im neuen Staat nicht der Fall, obwohl er durch Landes- und Reichsschulkonferenzen diesen Eindruck zu erwecken suchte. Wir verstehen den Protest des wissenschaftlichen Pädagogen gegen eine Bevormundung der politischen Parteien. Allein wir müssen die Wirklichkeit nehmen wie sie ist; auch den Pädagogen bleibt keine andere Wahl; und nur dann werden sie sich Gehör verschaffen.

Professor Rein ist mit seinem Schulideal, der Erziehungsschule, die die Jugend zu sittlich-religiösen Persönlichkeiten erziehen soll, völlig im Recht. Auch mit der Folgerung, daß deshalb Kern und Mittelpunkt der Jugenderziehung Religion, Volksgeschichte, Deutsch bilden müssen. Im Recht ist er eben deswegen auch mit der Zurückweisung der „Gemeinschaftsschule“ mit konfessionell getrenntem Religionsunterricht. Diese Schule, augenblicklich das Ideal der deutschen Lehrerschaft in ihrer überwiegenden Mehrheit, kann „pädagogisch niemals als Ideal angesehen werden“ — wir freuen uns, das wieder einmal aus berufenem Mund zu hören.

Allein das Schulideal Reins: die staatliche Schule auf religiöser, genauer christlich-deutscher Grundlage, läßt sich unter den heutigen staatlichen Verhältnissen nicht mehr durchführen. Es war möglich im alten Staat; der neue ist grundsätzlich und tatsächlich anders. Der alte Staat hatte Staatshoheit und Macht über den Parteien; die heutige Staatshoheit ist Parteihohheit und Parteiherrschaft. Der alte Staat war Kulturstaat; der heutige will es freilich auch noch sein; kann es aber ehrlicherweise nicht mehr sein. Welche Kultur will er vertreten? Die protestantische? katholische? sozialistische, kommunistische? Der alte Staat hatte weltliche und geistliche Interessen; der neue Staat ist ein rein weltliches Gebilde; für ihn ist Religion allen Ernstes Privatfache. Das wird von Rein bestritten. Er liest aus Art. 184 des RV. zu viel heraus. Mit vollem Bewußtsein ist hier nur von sittlicher, nicht von sittlich-religiöser Bildung die Rede. So sehr wir mit Rein davon überzeugt sind, daß sittliche Bildung nur auf religiöser Grundlage möglich ist, so wenig wird das allgemein zugestanden. Nicht bloß Eltern, sondern auch Lehrer wolten davon nichts wissen; sie betonen mit denkbar größtem Eifer, daß sie die Religion in keiner Form in der Schule haben wollen. Es ist sicher eine Täuschung Reins, wenn er meint: „Der kirchenfreie christliche Religionsunterricht werde auch von Kindern aus Familien, die auf materialistischem oder monistischem Boden stehen, besucht werden; er habe nur das

eine Bestreben, die religiösen Anlagen der Kindesnatur zu entwickeln und zu pflegen.“ Wir glauben, daß auch solcher Unterricht als „Zwang“ empfunden würde. Die Religion überhaupt, besonders die christliche, nicht etwa bloß die christliche Metaphysik, wird von gewissen Kreisen des Volks perhorresziert. Jeder Religionsunterricht ist nach einem in diesen Kreisen gebräuchlichen Ausdruck „Verdummungsunterricht“. Auch die Schule nach Prof. Reins Ideal würde als Zwangsschule empfunden. Der neue Staat, der allen Religionsgemeinschaften und Weltanschauungen neutral gegenübersteht, darf sie nicht als die Schule einführen. Und er kann das nicht.

Oder welcher Art soll nun die Religion in diesen Schulen sein? Rein spricht von der „christlich-deutschen“, also von der der christlichen Kirchen. Denn der Staat selber hat keine Religion und keine Behörde für die Pflege dieser Religion. Unsere Kultministerien sind allen Religionsfragen gegenüber inkompetent. Wenn sie, beispielsweise der gegenwärtige Minister in Thüringen, den Religionsunterricht in den staatlichen Schulen dirigieren wollten, könnte die Sache ja recht werden! Das Schulideal Reins gehört der Vergangenheit an, als wir noch keine Parteiregierungen, als wir noch einen Kulturstaat, noch einen christlichen Staat hatten.

Im neuen Staat hat die Gestaltung des Schulwesens nur zwei Möglichkeiten vor sich:

Entweder man fordert die staatliche Gemeinschaftsschule mit bloß äußerlich angehängtem Religionsunterricht. Dann ist die Schule lediglich Lernschule, ohne einheitlichen, das ganze Schulwesen beherrschenden und belebenden geistigen Mittelpunkt, ohne innere Gemeinschaft zwischen Lehrern und Schülern und Schülern untereinander. Das ist die Schule, die pädagogisch niemals als Ideal angesehen werden kann. Oder aber, wenn die Schule Erziehungsschule sein soll, in deren Mittelpunkt die Religion steht, muß man die sog. Bekenntnisschule fordern, d. h. die Schule, die nicht bloß im Religionsunterricht, sondern im gesamten Unterrichts- und Schulbetrieb unter dem Einfluß einer einheitlichen religiösen Welt- und Lebensanschauung steht. Eine solche hat der Staat nicht; er verzichtet mit Bewußtsein darauf und überläßt sie den Religionsgemeinschaften. Ihren Charakter müssen demgemäß die Schulen an sich tragen. Damit brauchen sie nicht Kirchenschulen zu werden; noch weniger bedürfen sie geistlicher Schulaufsicht. Das können die Lehrer selbst besorgen; aber sie sollen derselben Religionsgemeinschaft angehören, wie die Schulen, damit die ganze Schule von einem Geist durchwaltet und beherrscht werde.

Wir hoffen, Herr Prof. Rein wird von seinem Schulideal aus unter den heutigen staatlichen Verhältnissen die einzig mögliche Konsequenz ziehen und mit seiner ganzen Autorität eintreten — nicht für die Kirchenschule; um sie handelt es sich wenigstens auf evangelischem Boden nicht —, aber für die Schule mit einheitlichem religiösem Geist, also auf evangelischem Boden für die evangelische Schule.

Prof. Dr. Faut (Stuttgart)

* * *

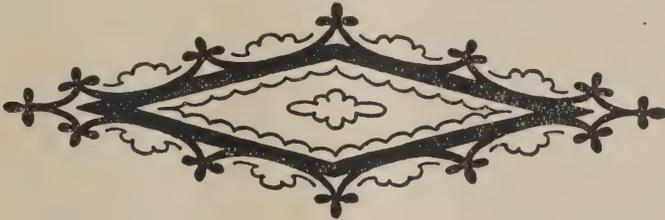
Entgegnung

Den vorstehenden Ausführungen des Herrn Prof. Faut bin ich dankbar, weil sie mir Gelegenheit geben, noch einmal auf die grundlegenden Gedanken meines Artikels zurückzukommen und sie kurz zu beleuchten.

Die Hauptabweichung zwischen uns besteht in der Auffassung des Staates. „Der alte Staat,“ schreibt Herr Prof. Faut, „war Kulturstaat; der heutige will es freilich auch noch sein, kann es aber ehrlicher Weise nicht mehr sein. . . Der neue Staat ist ein rein weltliches Gebilde, für ihn ist Religion allen Ernstes Privatsache.“ Das habe ich bestritten und bestreite es noch. Der neue Staat hat sich zwar der Form nach geändert, hat aber damit den Begriff und die Aufgaben des Kulturstaates nicht aufgegeben. Im Art. 149 der RV. behält er sich ausdrücklich die Oberaufsicht über den Religionsunterricht vor. Im Art. 184 der RV. wird

der Staat auf sittliche Grundlage gestellt. Wer sie aber anerkennt, der bekennt sich auch, ohne es auszusprechen, zu religiöser Fundamentierung. Denn Sittlichkeit ohne religiöse Grundlage ist ein Unding, es sei denn, daß man den Eudämonismus oder Energismus schon für sittliche Größen hält. In der sozialistischen Zeitschrift „Die Glocke“ habe ich es auszuführen versucht, daß es falsch ist, den Staat für ein weltliches Gebilde zu halten und daraus die weltliche Schule abzuleiten, eine Folgerung, die nicht scharf genug abgewiesen werden kann. Die große Gedankenarbeit, die wir Deutsche geleistet haben, um über den Begriff des Rechtsstaates in die Sphäre des Kulturstaates uns zu erheben, wird durch den Wechsel der Staatsform nicht aufgehoben, sondern vielmehr in ein helleres Licht gerückt. Die Bestimmung über den Charakter der Schule fällt nicht den politischen Parteien, und nicht den aus ihnen hervorgegangenen Staatsmännern zu, sondern allein den Erziehungsberechtigten, wie es in Art. 146, 2 heißt. Damit ist dem Prinzip der Gewissensfreiheit die Bahn frei gemacht worden, wie es von mir in meiner Pädagogik (Langensalza, Beyer & Mann. 2 Bde., 2. Aufl.) seit langem gefordert worden ist. Wir geben damit allerdings die Einheitschule nach ihrer Innenseite auf und erhalten eine Mehrheit von Erziehungsschulen von verschiedenem Charakter in bezug auf Welt- und Lebensanschauung. In ihrem Wettbewerb mag sich dann herausstellen, welche Art die größere Kraft zur Stählung unserer Jugend zu entfalten vermag. Die Erziehungsschule mit einem Religionsunterricht auf christlich-deutscher Grundlage, der im Leben und in der Lehre Jesu nach evangelischen Zeugnissen gipfelt, scheut den Wettbewerb nicht und hofft hier in Thüringen immer weitere Kreise für sich zu gewinnen, zumal die freie Volksschule Thüringens ihrer Entwicklung mit freudiger Teilnahme folgt.

W. Rein



Literatur, Bildende Kunst, Musik

Deutsch als dritte Nationalsprache Belgiens

Macterlinck schrieb einmal unvorsichtigerweise: „Il n'y a pas d'âme belge“ (Es gibt keine belgische Seele). Diesmal hat er recht. Klio gibt ihm recht: Belgien begeistert sich an etwas, was es geschichtlich nicht besitzt: L'âme belge.

Die Ahnenreihe der Wallonen geht auf die Kelten zurück. Sie waren die Urbewohner in den romantischen Tälern des Landes, bis das Germanenheer mit dem Rechte der siegenden Macht sie daraus verdrängte.

Das geschah im 5. Jahrhundert. Zwischen den Völkern und ihrem Sprachgebiet erhebt sich der Ardennenwald.

Nach dem spanischen Erbfolgekrieg fiel das teilweise schon an Frankreich abgebröckelte Belgien an das Haus Habsburg. Bis zur großen Revolution. Aus dem Schoße Frankreichs entfiel es dann nach den Freiheitskriegen an Holland. Unter der holländischen Herrschaft standen den über drei Millionen Belgiern, Wallonen, Flamen zwei Millionen wesentlich germanischer Holländer gegenüber.

Aus der Julirevolution 1830 ging alsdann das Staatsgebilde Belgien hervor.

Das sind die wichtigsten Meilensteine auf dem langen Wege seiner geschichtlichen Entwicklung.

Besagte Julirevolution wurde programmäßig wie ein Festival folgendermaßen angekündigt:

„Montag, 23. August: Rumsfeuerwerk, Dienstag, 24. August: Illumination, Mittwoch, 25. August: Revolution.“

L'âme belge, n'est-ce pas?

Ist die Seele nicht Sprache des Blutes? Jedenfalls ist der belgische Staatskörper von starker Blutmischung durchsetzt. Fünf Teile wallonischer Bevölkerung stehen sechs Teile flämischer gegenüber. Kampfbereit. Während der deutschen Besetzung reckte sich das junge Flamentum hilfeschend nach der mächtigen deutschen Hand empor, auf daß ihm nach dem siechen Zusammenbruch des durch die belgische Regierung unterdrückten Nationalgefühls endlich und endgültig volles Recht werde.

Haben wir aber vergessen, daß an der deutsch-belgischen Grenze in der Provinz Lüttich sich ein Landstrich von 11 Dörfern mit insgesamt 20 000 Einwohnern und im Belgisch-Luxemburgischen von 25 Dörfern mit etwa 50 000 Einwohnern hinzieht, die wir als Deutsch-Belgier anzusprechen haben? 70 000 Blutzengen des Deutschtums in Belgien!

Zugunsten dieser Deutsch-Belgier setzte in der Vorkriegszeit die sattfam bekannte Sprachbewegung ein, die von dem geistvollen Pol de Mont in folgenden Worten unterstützt wurde: „Die flämische Bewegung ist allein aus dem Grunde berechtigt, weil die vier Millionen Flamen in Belgien nun einmal da sind, und so ist auch die deutsche Bewegung aus dem Grunde berechtigt, weil es in Belgien 70 000 gesetzlich als Vollbürger anerkannte Deutsche gibt. Auf die größere oder geringere Zahl kommt es hierbei gar nicht an. Die Deutschen verlangen ihr Recht, und wird ihnen das nicht gewährt, so geschieht ihnen eben Unrecht, das dadurch nicht aus der Welt geschafft wird, daß sie sich Wallonen und Flamen gegenüber in der großen Minderheit befinden.“

Diese damalige Sprachenbewegung, die von den schwerfälligen Deutschbelgiern wenig und von der reichsdeutschen Presse gar nicht unterstützt wurde, berief sich auf ein verbrieftes Recht in der belgischen Verfassung. Auf die verfassungsrechtliche Gleichberechtigung der Deutschen als dritte belgische Nationalsprache.

Diese verfassungsmäßige Gewährleistung ging hervor aus dem Revolutionsjahr durch Erlasse vom 16. und 27. November sowie durch Gesetz vom 19. September 1831. Die Gleichberechtigung der deutschen Sprache mit der flämischen wurde anerkannt und eine deutsche Übersetzung aller Regierungsakte angeordnet.

1839 erfolgte dann die Abtretung des Großherzogtums Luxemburg an die Niederlande, mit ihr ein nicht unbedeutender Bruchteil Deutschbelgier. Seitdem fühlt sich die belgische Regierung nicht mehr bemüht, die Übersetzung der Regierungsakte ins Deutsche beizubehalten. Schwang sich aber auch nicht dazu auf, das Gesetz vom September 1839 aufzuheben. Sie nahm diese ganze deutsche Sprachsache eben als Lappalie, als welche sie sie gefühlsmäßig immer eingeschätzt hatte.

Tatsache ist und bleibt aber, daß dies Gesetz in Belgien bis auf den heutigen Tag in unzweideutiger Rechtskraft weiterbesteht. Doch wurde dies Sprachrecht der Deutschbelgier aus dem öffentlichen und amtlichen Leben verbannt. Nur ein paar Notstunden wurden in der Volksschule zugelassen. In der Kammer Sitzung vom 28. Dezember 1898 tat der damalige Justizminister die deutschbelgischen Ansprüche mit dem Satze ab: „Pour moi, ce n'est pas une langue.“

Wie sieht nun die Sprache aus, die überhaupt keine ist? Sie ist das, was Adolf Bartels reines Germanentum nennt: Niederdeutsch. Deutsch in fränkischer Mundart. Der Unterricht in der Volksschule wurde, wie gesagt, in deutscher und französischer Sprache erteilt. Doch brauchten die Lehrpersonen keinen Befähigungsnachweis für deutsche Sprachkenntnisse zu erbringen. Wie denn die Verwelschung des Flämischen nach und nach in Belgien vor sich geht, so auch die des Deutschbelgischen. Der Flame sagt nicht mehr: „Ik ga wandelen“, sondern verwelscht: „Ik ga promeneeren.“ Ebenso durchsezt sich das Niederdeutsche mit verstümmeltem Französisch.

Heute, wo der Haß hinter schwarz-gelb-roten Grenzpfählen loht, vergegenwärtige man sich, wie viel rein deutsches Blut im belgischen Staatskörper steckt. Zu den 70 000 Deutschbelgiern stoßen die viereinhalb Millionen Flamen urdeutschen Stammes, die in ihrer jungen Bewegung für eine „national gesäuberte Kultur“ eintreten.

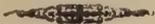
Hinzuzurechnen sind die — besonders in der Vorkriegszeit — nach Belgien ausgewanderten Deutschen. Schon in Friedenszeiten flammte es in der belgischen Presse auf von Schlagworten: „Die Überflutung Belgiens durch das Deutschtum“. — „Die Eroberung Antwerpens durch 50 000 Deutsche.“ In den Mobilmachungstagen spitzten sich diese Warnungssignale zu Posaunenstößen der Deutschenheke zu: „Überall setzen sich diese Deutschen in unsern Geschäften fest, reißen den Handel an sich, überschwemmen uns mit ihrem Schund . . .“

Ritterlicher dachte in diesem Falle König Leopold, der verschiedentlich offen aussprach, daß gerade die Deutschen Belgien großmachen halfen. Dieser gewiß nicht sentimentale König verhalf nur klipp und klar der geschichtlichen Wahrheit zum Wort.

Waren es nicht die deutschen Fugger, die über Brügge und Antwerpen eine nie dagewesene Glanzzeit hervorriefen? Auf dem Steinhauerwall in Antwerpen erhob sich der Palast Fuggers, das Andenken an Anton Fugger krönend, der 1560 dort starb, der Stadt mehrere hundert Millionen Grundbesitz hinterließ, darunter einige zwanzig Grafschaften, Rittergüter usw. Dazu 120 Millionen bares Geld. Und erinnern möge man sich an das Wort, das Konsul de Bary anlässlich des Besuches deutscher Bürgermeister und Handelskammerpräsidenten in Antwerpen sprach: „Es gab stets Deutsche in Antwerpen, und wenn es manchem gelungen ist, in der Metropole zu angesehener Stellung zu gelangen, so vergessen wir nicht, daß es der Stadt stets zum Besten gereichte.“

Vergeßt es nicht! Es gibt etwas, das den wildesten Haß überdauert: das ist das Blut.

Nanny Lambrecht



Das Problem der Arbeiterdichter



Bei der Wertung echter Kunst gibt es keine sozialen Schranken. Es gilt noch heute, was Heinrich Hart 1885 schrieb: „Keine anderen Schranken gelten als die des Talentes gegen die Mittelmäßigkeit, der dichterischen Persönlichkeit gegen den Dilettantismus.“

Wenn trotzdem die Zahl der unerkannt verblühenden Talente gerade aus den unteren Schichten beträchtlich ist, so kommt das daher, daß Talent allein den Dichter noch nicht ausmacht und manches schöne Können untergeht in der Unzulänglichkeit der Welt- und Kunstanschauung.

Ein erschütternder Schrei nach Bildung und Schulwissen klingt aus den Bekenntnissen aller Arbeiterdichter. So schrieb dem Verfasser einst der selbst aus den Arbeiterkreisen hervorgegangene Berliner Redakteur E. Preczang: „Der Nichtakademiker geht in Hinsicht auf die natürlichen Anforderungen der Kunst mehr oder weniger im Dunkeln. Die Helle theoretischer Kenntnisse, die Vergleichsmöglichkeiten des literarisch Gebildeten, dem das Wesen der künstlerischen Betätigung in zahlreichen Beispielen erklärend eingeprägt wurde, fehlen ihm. Er sucht und — folgt in Ermangelung anderer Führer nur seinen Empfindungen, die ihm keinen sicheren Maßstab geben können. Es gibt ja in der Großstadt auch für den Autodidakten mancherlei Belehrungsmöglichkeiten (freie Hochschulen, Arbeiterbildungsschulen, Bibliotheken usw.). Ich bin nicht daran vorbeigegangen. Vielleicht sind auch einige Körnlein dieser Wissenssaat in mir zu Frucht und Reife gediehen. Aber vieles ist auf dem schlecht vorbereiteten Acker taub untergegangen, weil ihm die methodische Bearbeitung und die Möglichkeit richtiger Einordnung fehlten. Das meiste ist wohl in der physischen Ermüdung und in der stets vorhanden gewesenen Sorge um das nackte Leben ertrunken. Der werktätig Schaffende hat häufig nicht so sehr mit der Sache als mit sich selber zu kämpfen, d. h. mit den natürlichen Forderungen seiner Natur, die nach abspannender Erwerbsarbeit ihre Rechte geltend macht. Mancher setzt es durch und zwingt sein Hirn zur Aufmerksamkeit. Aber er soll's auch verarbeiten. Wann? Man kann am Tage sein Brot verdienen und in der Nacht Bücher lesen, lernen oder Verse schreiben. Man kann mit Hilfe von Tee und starkem Kaffee die ruhefordernden Nerven zu neuer Anstrengung peitschen. Man kann den Schlaf für überflüssig erklären und eine Zeitlang wirklich mit kurz bemessenen Ruhepausen auskommen — aber einer solchen Periode gesteigerten Schaffens folgt unweigerlich die Reaktion auf dem Fuße.“

In diesen Betrachtungen liegt viel bittere Wahrheit. Freilich gilt sie nicht nur für den aus den unteren Schichten Stammenden. Sie gilt in dem gleichen Maße auch für den bürgerlichen Autodidakten, ja für ihn wohl noch besonders, weil seine Tagesarbeit gewöhnlich schon den Geist bis zu den äußersten Grenzen angespannt hat, während der Arbeiter vielfach körperlich ermüdet, aber geistig frisch an die außerberufliche Arbeit herantritt, weil der Handwerker häufig einige Jahre Wanderschaft hinter sich hat, die ihm zu einem Quell strotzender Lebenskraft werden konnte. Andererseits ist aber der Schritt des bürgerlichen Nichtakademikers nicht halb so weit gespannt wie der, den der proletarische Nichtakademiker zu tun hat, denn das Bürgertum steht allgemein schon auf einem höheren Bildungsdurchschnitt.

Glücklicherweise hat die Arbeiterbewegung der letzten Jahrzehnte frühzeitig den Bildungshunger ihrer Kreise, die Bedeutung, die auch für sie vertiestes und umfassendes Wissen besitzt, erkannt und hat ihm durch Gewerkschaftsvorträge, durch Arbeiterbildungsvereine, durch Volkstheater und Bibliotheken gerecht zu werden versucht. Es darf nicht vertuscht werden, daß in allen diesen Einrichtungen viel, vielleicht absichtliche Einseitigkeit herrschte, dennoch ist selbst diese einseitige Schulung dem ungelentken und unbeeinflussten Selbststudium vorzuziehen. Auf welche Gebiete nämlich der Arbeiter gewöhnlich verfällt, zeigen am trefflichsten die Erhebungen Dr. Lebensteins, Forschungen auf dem Gebiete der Arbeiterpsychologie. Nach ihm besteht die Lektüre des proletarischen Einzelgängers im wesentlichsten in okkultistischen und

philosophischen Schriften, zu den günstigeren Fällen zählt schon das Studium des bekannten Buches von Dr. Bilz. Ganz charakteristisch für das grüblerische heiße Streben nach Erkenntnis ist der Umstand, daß 37 Metallarbeiter, 16 Textilarbeiter und 2 Bergleute als ihre Lektüre die wichtigsten bezeichnen; und es ist ein recht schlagender Beweis für die gefährliche Systemlosigkeit, daß daneben gleich die „Nacktheit“ und die „Schöne Matuschka“ genannt werden.

Neben der fehlenden Schulbildung ist es die Lebensanschauung, die vielen Arbeiterdichtern zur gefährlichen Klippe wird.

Wenn wir die Lebensgeschichte der einzelnen Arbeiterdichter verfolgen, finden wir fast bei jedem dasselbe erschütternde Bild: Schmale Bissen, Hunger, harte Worte, Prügel, frühzeitige Sorgen ums tägliche Brot, frühzeitig schwere körperliche Arbeit, zahlreiche Gewissensbisse, Groschenrechnen daheim, wie oft auch widerliche häusliche Ausflitte — das sind die Erinnerungen an ihre Jugend. Die Schule wird vernachlässigt. Der Junge soll verdienen helfen, und häusliche Schulaufgaben sind unnötige Zeitvergeudung.

Vom Kampfe des Lebens schon zermürbt in Kindheitstagen, wird der heranreifende Mann durch die Tätigkeit in der Fabrik vergiftet im Zusammensein mit den älteren Kollegen, deren Seelen der Klassenhaß schon unausrottbare Wurzeln geschlagen hat. Oder der junge Geselle geht auf die Wanderschaft und blickt mit erschauernden Augen in die dunkelsten Tiefen des menschlichen Seins, fühlt den Stachel brennen in seiner Brust, weil ihm die von lichtscheuen Elementen der Landstraße betrogene Gesellschaft mit Mißtrauen und Verachtung entgegentritt. „Da erzählten,“ so berichtet Preczang von seiner Wanderschaft, „menschliche Ruinen der Lebensgeschichte, die der Verachtung des honetten Bürger- und Bauertums die eigene Verachtung hohnlachend ins Gesicht warfen und sich für die Schuld der Gesellschaft dadurch entschuldigten, daß sie auf alle Moralsatzungen spien und der Kultur in jeder Form den Krieg erklärten. Das gilt nicht für die Masse, den Durchschnitt, aber es waren charakteristische Tiefpunkte des Milieus.“

Und was birgt ihr Mannesleben?

Unterernährung, Schlafmangel, Nachtarbeit, freudlose, automatische und doch schwerste körperliche Tätigkeit, nicht enden wollender Kindersegen, häusliche Zerwürfnisse, Not, Sorge, ökonomischer Druck, Mißmut über die Abhängigkeit vom Brotherrn — tiefster, lebenverneinender Pessimismus.

Und doch ist es ein grundlegender Fehler, daß man im Bürgertum immer die Lösung des proletarischen Problems in wirtschaftlichen Änderungen sucht. Für den Durchschnitt mag eine Teillösung des Problems sein, für das in den Tiefen ringende Talent bedeutet die Abnahme von Sorge und Not, die Beteiligung am Gewinne noch keine Befreiung von dem atemklemmenden Drucke. Auch unsere bürgerlichen Großen haben gehungert und gestoren, haben in Fluch bitterster, nackter Armut getragen, und auch das Talent aus den unteren Schichten würde den Druck der wirtschaftlichen Not überwinden. Was es so oft zerbricht, ist der seelische Druck, der auf dem ganzen Proletariat ruht, der auf der verfeinerten Seele zehnfach schwerer liegt denn auf dem abgestumpften Arbeitsgenossen.

Es ist das nicht hoch genug zu schätzende Verdienst des Berliner Arztes Dr. Levenstein, den Schleier von dem chaotischen Ringen, das sich in der Tiefe abspielt, gerissen zu haben. Diese Forschungen machen manche Feindseligkeit verstehen, die uns von diesen Schichten entgegengebracht wurde.

Nicht Hunger und Armut allein sind es, die mit Zentnerlast auf der Brust des Arbeitmannes lasten, schwerer bedrückt ihn die Vergewaltigung der geistigen Persönlichkeit durch den Mechanisierungsprozeß der modernen Maschinenarbeit. Die größere Indienststellung der Naturkräfte, die nahezu raffiniert gewordene Benutzung technischer Hilfsmittel, die Arbeitsorganisation der Großindustrie haben nicht nur die körperliche, sondern hauptsächlich die geistige Betätigung des Menschen immer mehr ausgeschaltet und damit in demselben Maße die Arbeits-

freudigkeit herabgedrückt, als die systematische Arbeitsteilung an Umfang gewann. Die Menschen schaffen jahrein, jahraus nur an Teilen, ja die einzelnen Betriebe fertigen selbst nur Teilprodukte, so daß der Arbeiter nicht einmal auf dem Fabrikhofe das fertige Werk sieht, dessen Teile aus seinen Händen hervorgegangen sind. So wird in der Seele des Einzelnen das Zielbewußte der Arbeit ertötet; und damit auch die alle Mühen vergessende Freude am Geschaffenen.

Man muß es aus ihrem eigenen Munde hören, um sie ganz zu verstehen, wie sie die Eintönigkeit ihrer Beschäftigung niederdrückt.

Sie sinnieren bei der Arbeit, grübeln, spinnen an Problemen, deren Lösung zu finden ihnen die einfachsten Schulkenntnisse fehlen. Fühlen das selbst, murren, nähren überschwengliche Hoffnungen, gehen unerfüllbaren Träumen nach; und immer wieder kehrt der Kreis ihrer Gedanken zu dem zurück, was ihnen versagt bleibt: Besitz, Reichtum, Unabhängigkeit.

Es darf nicht verkannt werden, daß einem Bruchteil von ihnen, bescheidenen, freundlichen Naturen, gerade die Eintönigkeit ihrer Beschäftigung zur Freude wird. Bei ihnen löst die andere geistig tötende Monotonie erst ihre geistigen Kräfte aus und entführt sie dem Alltagselend. Der gleichmäßige Gang des saufenden Webstuhles und der ratternden Spindeln wirkt auf sie wie Musik. Wir kennen unzählige Gedichte, die unter dem gleichmäßigen Klingeln der Maschinen entstanden sind. Immerhin dürften das nur Ausnahmerscheinungen sein, denn das wirkliche Talent nährt in sich ewig und unauslöschlich den stürmenden Freiheitsdrang.

Woran sich die Mehrzahl von ihnen in Verzagttheit und Verzweiflung klammert, ist der Sozialismus. Er wird den gärenden Talenten zur seelischen Erschütterung, die ihre dichterische Schöpferkraft auslöst, zum Borne, aus dem sie Vergessenen tranken ihrer wirtschaftlichen Not, aus dem sie Mut und Initiative zogen. Als Levenstein 1910 in Berlin seine Ausstellung dilettantischer Arbeiterkunst zusammentrug, mußte er feststellen, daß sich künstlerische Betätigung fast ausnahmslos in den Kreisen der sozialdemokratisch organisierten Arbeiterschaft fand. So muß man den Sozialismus tatsächlich als Kulturfaktor, als eine in ihren Kreisen aufbauende Bewegung werten.

* * *

Noch immer ist die Zahl derjenigen gering, die wahrhaft verstehen, wie sich das Leben in diesen unverbildeten Seelen widerspiegelt, wie es in ihnen nach Ausdruck und Erlösung ringt. Denn nur die wenigsten vermögen sich — eine Hauptforderung, wollen wir die Arbeiterdichtung recht würdigen — damit abzufinden, daß auch in den Werken durchaus sympathischer Arbeiterdichter Tendenz den Grundton mehr oder weniger bildet, zuweilen Haß aufglimmt und Kampf angesagt wird. Im Arbeiterdichter, der meist mit ganzem Herzen dem Sozialismus ergeben, der vielfach seiner ganzen Lebenslage nach persönlich von allen Nöten eines Arbeiterdaseins bedrängt ist, wird mehr oder weniger immer Kritik und Kampflust, eigenes Leid und Zukunftsglaube mit dem starken Orange nach schöpferischer Wirksamkeit zu einem Strom zusammenfließen; hauptsächlich in ihrem Anfangsstadium werden ihnen nur hin und wieder rein lyrische Gedichte und Stimmungsbilder gelingen. Nur aus diesem Grunde läßt sich in der Kunst der Begriff des Arbeiterdichters aufrecht erhalten. Wir können und wollen gewiß keine Klasseneinteilung in der Kunst gelten lassen, aber wir kommen um diese Einteilung nicht herum, wollen wir die Voraussetzungen nicht aus dem Auge verlieren, die ihren Schöpfungen zugrunde liegen.

Die Zahl echter Dichter im Arbeitsgewande ist groß. Alljährlich wird eine Fülle von Gedichten gedruckt, die Leute aus dem Volke — Eisenbahner und untere Postbeamte, Bergleute, Kellner, Gärtner, Weber, Feuerwehrlente, Schlosser, Tischler, Schuhmacher und Friseur — zu Papier brachten. Von 1153 in seine Forschungen einbezogenen Textilarbeitern erhielt Levenstein 817 Gedichte; und es blutet einem das Herz, wenn man sich überlegt, was diese Leute wohl hätten schaffen können, wenn eine abgeschlossene Schulbildung ihren Ge-

Leistungskreis erweitert hätte, wenn sich ihre besten Kräfte, deren Proben sich oft namhafte Größen nicht zu schämen brauchten, nicht in einem nervenzerrüttenden schweren Beruf verbrauchen müßten. Es sind sensitive Naturen, die durch die Manieren der Altersgenossen, durch die Inaktivität ihres Lebens, die Nichtigkeit ihrer Bedürfnisse abgestoßen werden und sich bald zurückziehen. Aber ihr durch die Einsamkeit gesteigertes Innenleben ringt nach Ausdruck.

Da schreiben die einen hastend, unbeholfen nach, was sie gelesen, was ihnen der Parteihaß in den Versammlungssälen und Fabrikhöfen entgegenschrie, was aus der eigenen Not heraus Widerhall fand in ihrer Seele und Wurzel schlug — ungezügelt, leidenschaftlich, voll Haß. Da dichtet einer sogar dadaistisch, unbeholfen, aber nicht unbegabt, nur daß man das reife Talent spürt und mit einem leisen Bedauern erkennt, daß er ungeschult so nicht weiterkommen wird. Da zeigen andere eine erstaunliche Fähigkeit, Anregungen in sich zu verarbeiten und glücklich mit persönlichen Empfindungen zu verknüpfen. Hier und da stürmen einzelne ganz primitiv vor, völlig unbeeinflusst, sichtlich ohne jede Anregung, ohne Vorbilder, lediglich im Drange ihrer natürlichen Veranlagung folgend — kindlich, groß. Einzelne gehen ruhig und zielsicher ihres Weges, und man hat das freudige Gefühl, daß sie sich über kurz oder lang zu vollen, künstlerisch ausgereiften Leistungen durchringen werden — das alles in kurzen Mittagspausen, den Essenstrug neben sich, auf einem Stein in dem dumpfen Fabrikhof sitzend, in dämmernden Abendstunden, umgeben von einer lärmenden Kinderchar, oder an fleißig genutzten Sonntagen zu Papier gebracht.

Wer sich mit warmer Liebe auch in ihr noch ungeläutes, unbeholfenes Schaffen vermischt, der hört den sehnächtigen, glühenden Schrei nach Licht und Luft.

* * *

Es ist nicht die Absicht dieser Studie, etwa für einen oder den anderen Arbeiterdichter Stimmung machen zu wollen. Der Arbeiterdichter darf, will er sich selbst und seiner Kunst treu bleiben, von uns weiter keine Förderung verlangen als die wir dem Talent überhaupt schulden. Dagegen wäre es unrecht, ein Talent nicht zu fördern, weil es von unten kommt. Niemals darf uns die Furcht vor ihrer Konkurrenz leiten, denn die Gefahr ist dann immer groß, daß dadurch Talente verkommen und unweigerlich in die Kampfschar wider die bürgerliche Gesellschaft übergehen. Schon sozialpolitische Klugheit erheischt, jeder Begabung die Möglichkeit voller Entfaltung, die Stelle der höchsten Wirksamkeit zuzuweisen, denn wir dürfen nicht erkennen, daß gerade das Wissen und Können dieser Talente berufen ist, die Brücke zwischen den beiden Klassen zu schlagen. Ihre Stimme dringt leichter in die unteren Schichten als die des bürgerlichen Dichters, der, wendet er sich an die arbeitenden Kreise, immer auf Mißtrauen und Voreingenommenheit stößt; und das Echo, das die Werke der Arbeiterdichter finden, wird in so nachhaltiger und zwingender sein, je mehr sie sich täglich neu aufstehenden und quälend empfundenen Fragen zuwenden; jede echte Dichterstimme aber muß veredelnd und läuternd auf die breite Masse wirken.

Eine besondere Förderung der proletarischen Talente ist im übrigen schon deshalb nicht erforderlich, weil das bürgerliche Talent nur in den weitaus seltensten Fällen einen Vorsprung vor dem Arbeiterdichter hat, die fast immer in der sozialdemokratischen Presse ein Unterkommen finden, ganz abgesehen davon, daß auch das Bürgertum viel eher Interesse zeigt, wenn es sich um Talente handelt, die aus den unteren Schichten kommen. Und was für das große Publikum gilt, gilt in erhöhtem Maße für die Verleger. Es ist leicht nachzuweisen, daß das proletarische Talent recht oft bei Verlegern ankommt, an deren Pforten gleichwertige bürgerliche Talente immer wieder vergeblich klopfen.

Wohl aber birgt das Arbeiterdichtertum ein Martyrium. Sie empfinden härter als die große Masse die ihrem Stande, ihrem Können und Wissen gezogenen Grenzen; ihre empfindliche Seele leidet unter der Roheit der eigenen Klassengenossen; sie werden als Eigenröddler und Außenseiter von der Welt, aus der sie gekommen sind, höhnisch bespöttelt und be-

lächelt. So tragen sie eine unsichtbare Dornenkrone auf dem Haupte; und nur das Aufgehen in dem eigenen dichterischen Schaffensdrang erschleicht ihnen eine neue Welt, in der sie die Dornen der Krone und die blutigen Male, die sie gerissen, nicht fühlen. . .

Wir finden viel Anfeindung, viel Kampfansage in der Arbeiterdichtung, aber auch eine reiche Fülle von künstlerischem Verständnis und Schönheitssinn, von heißer Sehnsucht und ehrlichem Schaffensdrang. Das macht uns das Herz höher schlagen und weckt eine ehrliche Freude am deutschen Gemüt und am deutschen Geiste, dem auch Arbeitsstaub und ständige Fabrikluft, dem auch Not und Elend nicht den Sinn für die Schönheit der Natur und die tiefsten Rätsel unseres Lebens, nicht die Freude am Fluge in die stolzen Höhen des Idealen und der Kunst nehmen können.

Felix Leo Göckerik



Die metaphysische Erneuerung in der Philosophie der Gegenwart

as geistige Leben unserer Zeit, wie es im philosophischen Denken seinen Niederschlag findet, scheint mir an einem Punkt angelangt zu sein, der ein gewaltiges Ringen zwischen überlebten Denkformen und neuen, schöpferischen Geisteskräften zum Ausdruck bringt. Wir stehen seit fast anderthalb Jahrhunderten im Zeichen Kants; unsere Kultur trägt, wenn auch nicht überall und allen deutlich sichtbar, kantische Gesichtszüge. Das philosophische Denken des gesamten 19. und angehenden 20. Jahrhunderts ist an Kant orientiert, selbst die Richtungen, die seine Bekämpfung auf ihre Fahne geschrieben haben. Lawinenartig hat sich das Werk des Königsbergers in den zahllosen neukantischen Denkrichtungen über unser geistiges Leben ergossen; wir haben innerhalb der Kantischen Philosophie eine solche Verfeinerung des Denkens, solch unendlich viele Verästelungen und Verzweigungen, solche Begriffsübergipfelungen und, man möchte fast sagen, geistige Akrobatenkunststücke erlebt, daß es den Eindruck macht, als ob weitere Steigerungen auf dem Boden dieser Denkweise in öder Unfruchtbarkeit erstarren möchten. Wir wollen damit dem Lebenswerk Kants keineswegs die ungeheure Bedeutung absprechen, die ihm auch heute noch zukommt. Wir meinen damit nur, daß es allmählich an der Zeit ist, über den toten Punkt hinauszukommen, an dem der Kantianismus angelangt ist, und daß ein frischer, lebendiger Wind von einer anderen Richtung her dem stagnierenden Denken unserer Zeit wieder neues Leben zuführen möchte.

Dem, der mit aufmerksamem Ohr nicht nur den von der Mode getragenen, sich oft allzu laut anpreisenden, sondern auch den unter der Oberfläche pulsierenden, aber deswegen nicht weniger bedeutsamen Denkrichtungen der Gegenwart lauscht, klingen die Klänge, die neues Leben künden, schon zu starken Akkorden zusammen. In äußerst verdienstvoller Weise ist zum erstenmal der Versuch einer systematischen Darstellung dieser neuen schöpferischen Geisteskräfte in einem vor Jahresfrist erschienenen Buch von Dr. Peter Wust gemacht worden: „Die Auf-erstehung der Metaphysik“ (Leipzig 1920, Felix Meiner). Es gehört zweifelsohne zu den bedeutsamsten Erscheinungen der philosophischen Literatur der letzten Jahre, nicht nur, weil es einen äußerst tiefen und feinsinnigen Überblick über die wichtigeren und lebenskräftigeren Richtungen der zeitgenössischen Philosophie gibt, sondern weil es, hierin symptomatisch für die Zeit, zu einem eigenen Weltbild hindrängt, das hier vorerst allerdings nur andeutungsweise entworfen wird.

Es ist von vornherein zu betonen, was vielleicht nicht immer mit voller Schärfe zur Formulierung gelangt ist, daß Wust nicht die altherwürdige Gestalt des Königsberger Philosophen selbst, der gegen altgewordene Metaphysik und aufklärerischen Verstandesdünkel in so schwerem

ampf gestanden hat, treffen will; sein Angriff richtet sich vielmehr gegen den Kantianismus des 19. Jahrhunderts, der seiner Zeit vor allem die rationalistische und phänomenalistische, metaphysikfeindliche Seite zugekehrt hatte. Die Kantcholastik war es, die „wie ein Engel mit einem Schwert an der Eingangspforte zur Metaphysik gestanden“, die dem jedem Menschen innewohnenden metaphysischen Trieb von vornherein die Flügel beschnitten hat. Und neben dieser erdrückenden Autorität Kants war es eine vom Historismus angekränkelte Geisteskultur, die allzuschwere Bepackung des historischen Schulfachs, die vor lauter Wissen um die Vergangenheit kein neues, schöpferisches Leben aufkommen ließ, sondern in Relativismus versandete.

Wir stehen also heute an einem Scheidewege. Wir erleben von neuem die Alternative, die das gesamte Geistesleben des Abendlandes durchzieht und die sich durch die Schlagworte ausdrücken läßt: Formale und substantiale Philosophie, Philosophie als Wissenschaft und Philosophie als Weltanschauung, stolze Hybris des Denkens und glaubensvolle Hingabe an das Sein der Dinge, Kantianismus und Platonismus, Erkenntnistheorie und Metaphysik. Die Zeit ist gekommen, daß wir uns der letzteren zuwenden; und wir müssen dies tun, sonst geraten wir immer mehr in unfruchtbare Begriffsspielerei, in krankhaft gesteigerte Selbstschau des Geistes. Den stolzen Übermut des Denkens, der alles Sein in sich hineinbezieht und die Welt in Besitz sein auflöst, müssen wir überwinden; wir müssen in demütiger, gläubiger Hingabe an die Welt da draußen, an den großen Sinn der Natur, der Geschichte, des Gesamtseins unsere Goethesche Geisteshaltung der Ehrfurcht zurückgewinnen; mit einem Gefühl des Ergriffenins und Beschenktwerdens von höheren Mächten wollen wir uns wieder der bunten, mannigfaltigen Welt des Seins zuwenden. Reißen wir die Scheidewand zwischen Subjekt und Objekt, zwischen Geist und Welt endlich nieder, verlegen wir das Unerkennbare des Daseins nicht in ein absolutes Jenseits, das von allem Gegebenen brückenlos geschieden ist, sondern wagen wir wieder eine kühne Entdeckungsfahrt auf den Ozean des unermesslichen Seins der Dinge an sich, deren Erkenntnis uns keineswegs durch die kopernikanische Tat Kants ein für allemal verbaut ist. Überwinden wir den Kantianismus durch einen neuen Platonismus!

Den Hauptbestandteil des Bussfchen Buches bildet, wie schon gesagt, die Darstellung der bekanntesten Systeme des gegenwärtigen Philosophierens, auf die vom Problem der Aufstehung der Metaphysik aus neue eigenartige Schlaglichter fallen. Allorts sind für den aufmerksamsten Beobachter die Klänge deutlich vernehmbar, die eine neue Metaphysik einläuten, selbst da, wo wir sie am wenigsten vermuten, in den verschiedenen Richtungen des Neukantianismus. So handelt der Verfasser in einem besonders gelungenen Abschnitt vom „Wiedererwachen der schöpferischen Kräfte des Geistes in der formalen Philosophie“. Er zeigt, wie sich die Sehnsucht nach Metaphysik selbst in einer so eng an Kant angehloffenen Philosophenschule wie der Marburger eines Cohen und Natorp regt; dort beträgt sie zwar nur ein Minimum, indem diese Denker die Gedankenwelt Kants einer einseitigen Logisierung unterworfen haben; bei ihm kämpft die geheime Liebe für die Metaphysik und Welt- und Lebensproblematik mit dem logischen, metaphysischeu Monismus seiner Lehrer. Die südwestdeutsche Schule eines Windelband und Rickert hat alsdann einen weiteren bedeutsamen Schritt auf dem Wege zur Metaphysik getan, indem sie die starre Einheit der logischen Universalmethode der Marburger gesprengt und in ihrer scharfen Herausarbeitung der logischen Grundlagen der Natur- und Kulturwissenschaften einen methodologischen Dualismus eingeführt hat. Dies bedeutet eine Differenzierung im Bereiche des Logischen selbst nach dem Gesetze der Besonderung alles Seins. Die Erkenntnistheorie Rickerts, die im Sollensbegriff gipfelt, ist ferner ein Verlassen des antiken Standpunktes von der Spontaneität des den Gegenstand erzeugenden Denkens und unterscheidet sich von der alten Abbildtheorie insofern nicht mehr allzuweit, als es sich um eine verkürzende Umformung der unübersehbaren Mannigfaltigkeit der Wirklichkeit durch das Denken handelt. Rickerts Schüler Lasak ist auf diesem Wege noch weiter gegangen

und hat sich in seiner Unterscheidung einer urbildlichen und abbildlichen Sphäre schon deutlich dem echten Platonismus angenähert. Auch die Befonderung im Reich des Logischen hat er weiter getrieben als sein Lehrer. Die phänomenologische Philosophie Husserls endlich bedeutet eine noch größere Abkehr von Kant; soweit sie sich historisch zurückverfolgen läßt, geht sie an Kant und dem nachkantischen Idealismus vorbei und knüpft an Aristoteles und die Scholastik an. Die wird am Begriff der Wesenschau, d. i. dem intuitiven Erfassen der Gestalten des reinen Bewußtseins, deutlich. Die Intuition, die im Kritizismus keine Rolle spielen konnte, wird als wissenschaftliche Forschungsmethode in die formale Philosophie übernommen, und so bedeutet Husserls Phänomenologie eine erste Synthese zwischen Lebensmetaphysik und Transzendentalismus.

In einem weiteren Kapitel behandelt Wust „den Sturm und Drang der Philosophie der neuen geistigen Strömung der Lebensmetaphysik“. An Nietzsche, Bergson und Dilthey wird gezeigt, wie sich das Denken dem vollen Strom des Lebens in die Arme geworfen hat und substantial geworden ist. Vor allem der französische Philosoph Bergson hat eine eigene auf naturwissenschaftlichen Grundlagen aufgebaute ontologische Metaphysik entwickelt, und Dilthey ist der feine Metaphysiker des geschichtlichen Lebens, der Kritiker der historischen Vernunft, der am tiefsten das Leben der geschichtlichen Welt behandelt und mit feinsten Einfühlung zur Darstellung gebracht hat. Nur war es diesen Männern nicht vergönnt, das rasch fließende Leben in feste Form einzufangen. Sie haben zwar den Durchbruch zur Realität vollzogen, doch haben sie die Bedeutung des Formprinzips unterschätzt, und so zerfließt ihre ehrfürchtigen Hingabe und Bewunderung das mannigfach differenzierte Sein unter den Händen. Erst Ernst Troeltsch und Georg Simmel haben einer neuen Synthese zwischen den divergierenden Richtungen der modernen Philosophie die Bahn bereitet, die Form mit dem Inhalt befruchtet und den Inhalt in die Form gebannt. Sie haben die Brücke geschlagen zwischen der formalen Philosophie und der Metaphysik des Lebens. Ihr Denken ist Weltanschauungslehre. Ernst Troeltsch, der eine fast beängstigende Überladenheit mit historischem Wissen und kühnster konstruktiver Kraft des Schauens der geschichtlichen Zusammenhänge verbindet, hat die Geschichtslogik Rickerts zu einer Metaphysik der Geschichte umgebildet und eine Kategorienlehre des geschichtlichen Denkens entwickelt. In vieler Beziehung mit Dilthey verwandt, richtet sich sein Hauptinteresse im Gegensatz zu den rein logischen Untersuchungen der Freiburger Schule auf den historischen Gegenstand; aber er setzt dem Irrationalen, dem Individuellen der historischen Phänomene die rationale Grenze und findet die Synthese zwischen Leben und Form. Sie hat auch das in letzte Tiefen metaphysischer Zusammenhänge hinabsteigende Denken Simmels gesucht, vor allem in der fruchtbaren letzten Periode seines Schaffens. Von einer Philosophie der Kultur hat er sich immer mehr in der Richtung einer Metaphysik des Lebens bewegt; aber auch er sucht das Absolute, das dem Leben die Form Gebende. Er findet in einer seiner tiefstinnigsten Aufsätze jene wundervolle Formel von der Transzendenz des Lebens, die diesem aber nicht als ein Fremdes gegenübersteht, sondern seinem wahren Wesen immanent ist. Das Leben überflutet logische Absolutheiten und Wahrheiten, und in tieferen Schichten metaphysischer Zusammenhänge werden selbst logische Widersprüche zu sinnvollen Gebilden.

In der wundervollen plastischen Bildersprache, die fast jedem schöpferischen Metaphysiker eigen ist, hat Wust diese Zusammenhänge in der Philosophie der Gegenwart geschaut und gedeutet. Es war für das klare Heraustreten seiner Gedanken sicher förderlich, daß er sich verfaß hat, das Wiedererwachen der Metaphysik auch bei weniger bekannten Denkern oder gar etwaauf anderen Kulturgebieten aufzuweisen. Es wäre im übrigen ein Leichtes, Wusts Ausführungen zu ergänzen; wir brauchen nur, um einige wenige Namen zu nennen, etwa an den Grafen Hermann Kesslerling, Rudolf Eucken, Johannes Volkelt, Eduard Spranger, Georg Mehlis, Karl Jöel, Hans Driesch, Hugo Münsterberg usw. zu erinnern, oder wir könnten die Sehnsucht nach Metaphysik in all den vom Hauptstrom philosophischen Denkens abseits liegenden Richtungen erkennen, die Max Dessoir unter dem Begriff „Vom Jenseits der Seele“ zusammen-

gt; oder wir könnten den immer stärker werdenden metaphysischen Trieb auf künstlerischem und religiösem Gebiet verfolgen. Es genügt, daß Wust zum erstenmal im Zusammenhang auf diese neuen Regungen im Denken unserer Zeit hingewiesen hat; es ist sein hohes Verdienst, daß er die bedeutungsvollsten, lebenskräftigsten Stimmen gesammelt und zur Symphonie hat zusammenklingen lassen.

In all dem Chaos der ungeheuren Weltkatastrophe, in dem wir mitteninne stehen, sieht man neue ordnende und schaffende Kräfte am Werke. Für ihn bedeutet unsere Zeit trotz ihrer hilflosen Außenseite das fruchtbare keimende Saatfeld einer neuen Epoche. Insofern ist Wusts Buch ein vortreffliches Gegengewicht gegen die Spenglersche Untergangsstimmung, die wie eine ansteigende Massenpsychose weite Kreise unseres Volkes erfaßt hat. Wust ist der Anti-Spengler unserer Zeit, und es liegt an uns, auf dessen Stimme wir hören wollen. Wir können dem „Untergang des Abendlandes“ vor allem dann entgehen, wenn wir wieder an die „Auferstehung der Metaphysik“ glauben.

Ganz andere Ziele als das prächtige Buch Wusts verfolgt eine mit fast gleichlautendem Titel etwas später erschienene Schrift von Dietrich H. Kerler: „Die auferstandene Metaphysik“ (Ulm 1921, Verlag von Heinrich Kerler). Eine Abrechnung, heißt es im Untertitel, und zwar eine atheïstische Auseinandersetzung mit dem neubelebten philosophischen Gottesglauben, wie eine frühere Ankündigung dieses Buches deutlicher und bestimmter lautete. Mit welchem philosophischem Rüstzeug tritt Kerler an seine Aufgabe heran. Wir haben es hier im Gegensatz zu dem schwärmerisch veranlagten Wust mit einem Denker von ganz ungewöhnlicher Schärfe in der logischen Durchdringung der Probleme zu tun, der durch die strenge Schule der Gedankenwelt Husserls und Meinongs hindurchgegangen ist. Kerler besitzt eine geradezu unermessliche Fähigkeit zur Entdeckung unreiner und verschwommener Denkbestandteile in den Systemen zeitgenössischer Philosophen und beleuchtet dieselben ebenso rückwärtslos wie scharfsinnig. In dieser Weise setzt er sich mit allen irgendwie metaphysisch gerichteten Denkern der Gegenwart auseinander, so mit Driesch, Laster, Reyslering, Bergson und Steiner, um nur die bekanntesten zu nennen. Ebenso wie bei Wust werden im Zusammenhang mit den kritischen Auseinandersetzungen Grundgedanken einer eigenen neuen Philosophie des Seins und des Sittlichen angedeutet, die der Verfasser ebenfalls später zu entwickeln beabsichtigt. Ob man diese tut oder nicht, man wird nicht umhin können, neben der vorzüglichen kritischen Begabung dem Verfasser auch schöpferische Gedankenkraft zuzusprechen. Der Hauptwert liegt allerdings in den kritischen Abschnitten, die jedem, der an sauberes und klares logisches Denken gewohnt ist, eine vielfache Anregung zum Nach- und Weiterdenken geben werden, wenn auch die Kritik oft aufsehr von außen her, d. h. vom eigenen Standpunkt des Verfassers aus geübt wird und so natürlichem der kritisierten Systeme nicht in vollem Maße gerecht zu werden vermag.

Die Vorzüge des Kerlerschen Buches, logische Klarheit und Schärfe der Beweisführung, gehen in diesem Zusammenhang ebenfalls zu nennenden Werke gänzlich ab, Lazarus Lippas „Aufstieg von Kant zu Goethe“ (E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1921). Es handelt sich hier um eine im üblen Sinne des Wortes popularphilosophische Darstellung einer Weltanschauungslehre. In der Überwindung des rein wissenschaftlichen Standpunktes als unzureichend für die Begründung eines Weltbildes stimmt Lippa mit Wust überein, und für beide sind Kant und Goethe Repräsentanten, jener für den Typ des strengen Wissenschaftlers, dieser für den des allseitig gebildeten und gerichteten Menschen, aus dessen umfassendem Streben sich eine Weltanschauung zu gewinnen ist. So fordert auch Lippa, allerdings in ganz einseitiger Anerkennung des wissenschaftlichen Menschen, den Aufstieg von Kant zu Goethe, die Überwindung des Intellektualismus und die Ausbreitung einer bei Lippa theïstisch fundierten Metaphysik des Seins. Es lohnt sich nicht, näher auf die Gedanken des Verfassers einzugehen. Als ein völlig unphilosophischer Kopf dringt er nirgends in die Probleme ein; mit naiver Selbstverständlichkeit schiebt er dieselben vielmehr zur Seite oder huscht darüber hinweg.

In Ludwig Fischers interessanter und aufschlußreicher Studie über „Das Vollwirkliche und das Als-Ob“ (E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1921), die sich gegenüber der volltümlich-seichten Art Lippas in streng sachlichem, wissenschaftlich objektivem Fahrwasser bewenden, münden die Grundthesen der immer weitere Kreise in ihren Bereich einbeziehenden Fiktionentheorie Vaihingers in die eigenen, in einem früheren Werk entwickelten Gedankengänge („Wirklichkeit, Wahrheit, Wissen“, 1919). Das dort entworfene, auf Grund der Erfahrung an dem allgemeinsten Begriff der Urtheit gewonnene Weltbild wird hier von seiner Rehrseite betrachtet. Der Urtheit, in der alle Besonderheiten aufgehoben sind, wird in der vorliegenden Schrift die Vollwirklichkeit entgegengesetzt, dem Einheitspol der Unendlichkeitspol. In der Mitte zwischen diesen beiden Polen liegt die Wirklichkeit, die wir alle aus der praktischen Welt und Erfahrung kennen und die uns durch unsere Sinne vermittelt wird. Es ist die Welt des wissenschaftlich und philosophisch unvoreingenommenen Standpunktes des naiven Menschen. Daß wir bei dieser höchst unvollkommenen Welt des Scheins und der Täuschungen nicht stehen bleiben können, das zeigt schon die einfachste wissenschaftliche Besinnung. Mit außerordentlichem pädagogischem Geschick, an Hand vieler treffender Beispiele zeigt Fischer, wie unser Denken an allen Enden und nach allen Richtungen stets über das unmittelbar Gegebene hinausgetrieben wird wie es sich im Verlauf der wissenschaftlichen und vor allem der naturwissenschaftlichen Forschung immer neue, vollkommeneren Wirklichkeiten erbaut, aber nie ein Letztes, Absolutes erreicht. So stellt Fischer ans Ende der Reihe der bedingten Wirklichkeitsbilder der Wissenschaften den Begriff des Vollwirklichen, des in unendlicher Ferne liegenden, nie erreichbaren Ideals der menschlichen Erkenntnistätigkeit. Zwischen der unmittelbaren Wirklichkeitsfläche und dem Vollwirklichen liegt eine ganze Stufenfolge von Zwischenreihen bedingter Wirklichkeiten, Projektionen der Vollwirklichkeit, die eine immer größere Annäherung an das Reich des Vollwirklichen bedeuten. Von einer metaphysischen Hypostasierung eines aller Erscheinungswelt zugrunde liegenden Reiches des wahren, absoluten Seins darf man bei Fischer allerdings nicht reden. Denn das Vollwirkliche wird nicht als real seiend, ontologisch erfaßt, es ist nichts Gegebenes, sondern stets aufgegeben, es liegt als nie erreichbares, ewig zu erstrebendes Ideal allem Seienden zugrunde. Es ist also ein Produkt des Denkens. Diese Gedankengänge verlaßend daher keineswegs den Boden der Kantischen Lehre vom Ding an sich, dem das Vollwirkliche in manchen Punkten nahesteht.

Nicht ganz ungezwungen scheint es mir deshalb zu sein, wenn dieses Letzte, Absolutes unserem Denken der Welt die Richtung und das Streben Gebende in das Gebiet der Fiktion verweisen wird. Das Vollwirkliche ist nach Fischer eine Fiktion, und zwar die Urfiktion der Menschheit; hier knüpft der Verfasser an die Lehre Vaihingers an und gewinnt zweifellos viele fruchtbare Gesichtspunkte der Erklärung. Aber er erniedrigt sein Prinzip in seiner Würde, er relativiert die Absolutheit seiner Lehre, und er darf sich nicht wundern, wenn man, wie bei Vaihinger, auch auf seine eigenen Untersuchungen die Fiktionentheorie noch einmal anwendet und die Frage stellt: ob seine Lehre irgendwie den Anspruch auf absolute Geltung erhebt oder ob sie gemäß der eigenen These nicht ebenfalls eine Fiktion, ein Als-Ob ist?

Trotz dieser kritischen Einwände liegt uns hier das reife Ergebnis einer mit den Problemen der Philosophie ernsthaft ringenden Persönlichkeit vor. Die ruhige Sachlichkeit der Erörterungen, die klare, von Fremdwörtern fast ganz freie Sprache, die von vielen glücklich gewählten Beispielen angenehm unterbrochene Darstellung und viele andere Vorzüge sichern dem Verfasser der sich erst neuerdings wieder der Philosophie zugewandt hat, eine beachtenswerte Stellung unter den philosophischen Schriftstellern der Gegenwart.

Dr. Rudolf Mehl



Musikalische „Wege nach Weimar“

Zu unserer Notenbeilage

 er diesmalige Ausschnitt aus der reizvollen und schier überreichen Geschichte des deutschen Liedes, den wir mit einigen kleinen Röstlichkeiten belegen, stellt uns den gewaltigen Wandel der Auffassung vor Augen, der im achtzehnten Jahrhundert zu einer neuen Humanität geführt hat. Waren auch seit Sebastian Bachs Tode die Dichter führend und die Musiker eher die Geführten, so haben sie doch das ungemeine Verdienst gehabt, zur Verbreitung neuen, edlen Dichtergeistes auf Flügeln des Gesanges Bedeutsamstes leisten zu können. Ja, gerade ihre durchaus „freihändige“ Auswahl der zu vertonenden Gedichte hat im Wesentlichen dazu beigetragen, dem leisen Zynismus und der selbstgefälligen Platttheit eines allzu aufgeklärten Rokoko den Garaus zu machen zugunsten einer neuen, echt deutschen Klassik, die uns das kurze, doch unendlich inhaltschwere Wort „Weimar“ verdeutlicht.

An erster Stelle sei eine Probe aus Grafes Hallischer Odenammlung gegeben, die als eine der ersten der italienischen Opernarien innerhalb deutscher Hausmusik den Boden zu entziehen begonnen hat. Der Tonsetzer Karl Heinrich Grann, Friedrichs des Großen Hofkapellmeister, hat in ihrem dritten Teil (1741) sich vollauf des großen Namens würdig gezeigt, den ihm später seine Vertonung von Ramlers „Tod Jesu“, von König Friedrichs Operndichtung „Montezuma“ und von Klopstocks berühmtem Lied „Auferstehn, ja auferstehn“ schaffen sollte. An Sellerts jugendlichem Gedicht beweist er sich als edler Melodist, freilich im wesentlichen noch mit Floskeln der neapolitanischen Opernsprache; immerhin spricht aus der Gesamthaltung der Melodie bereits unverkennbar deutsche Innigkeit des Gemüts.

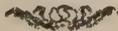
Johann Peter Abraham Schulz aus Lüneburg ist geradezu zum Reformator der Berliner Liederschule (Krause, Marpurg, Kirnberger) dadurch geworden, daß er mit dem von ihr richtig erkannten Ideal volkstümlicher Formentnappheit die denkbar höchsten dichterischen Ansprüche verband — Klopstock, Bürger, Claudius hat er sangbar gemacht, und trotz einer nicht allzu großen tonkünstlerischen Begabung kleine Meisterstücke der Melodie zustande gebracht, weil ihn eines mit den Weimarnern verband: die lauterste, reinste Persönlichkeit. Ganz neu ist die Frische und Gesundheit, mit der er hier Bürgers anmutig-kraftiges Gedicht vertont hat.

Johann Adam Hiller, der spätere Leipziger Thomas-Kantor, ist 1766 eine gemeindeutsche Berühmtheit geworden durch die für das eben eröffnete, noch heut benutzte Alte Theater in Leipzig geschaffenen Singspiele, in denen er an Stelle der Rokoko-Aminie und Chloë deutsche Hammen und Bärchen mit schlichtesten Liedern auf die trauliche Szene stellte. Seine und des Librettisten Chr. Felix Weiße auf Jung Goethe ausgeübten Stileinflüsse sind äußerst wichtig gewesen. Hier stellt er den Mathias Claudiuschen Invaliden mit rührender Schlichtheit vor uns hin — spüren wir nicht Chodowieckis und Franz Krügers Bescheidenheit an unser Herz greifen, fällt nicht auf uns der kornblumenblaue Kinderblick des „alten“ Kaisers? Ich fühle bei diesem Stücklein immer: Pareß.

An vierter Stelle zeuge ein Lied von Friedrich Ludwig Seidel für die einst unseren Klassikern teure Sammlung Friß Reichardts „Lieder geselliger Freunde“ vom Jahre 1796. Seidel ist 1765 in Treuenbrieken geboren und 1831 in Charlottenburg gestorben, er war Kapellmeister am Berliner Hoftheater und auch in Weimar wohlbekannt. Seine geschmeidige Singweise in Hölty's Mailied kann in ihrer auch ohne Klavier vollgültigen Selbstständigkeit und gefälligen Rundung recht als Vertreterin des Liebdegriffs gelten, wie er einem Goethe allzeit vorgeschwebt hat.

Den Klaviersatz habe ich in allen vier Stücken etwas voller gesetzt, denn die alten Drucke geben, obwohl das Generalbasszeitalter eben vorüber war, im wesentlichen doch nur andeutende Skizzen.

Dr. Hans Joachim Moser





Thürmers Tagebuch



Hochverrat mit und ohne Erfolg · Organisiertes Verbrechertum · Stinnes und Rathenau

Friedrich Christoph Dahlmann hat in der Frankfurter Nationalversammlung des Jahres 1848 den bedeutsamen Ausdruck getan: „Es muß im Staat ein Recht der rettenden Tat geben.“ In diesem Sinn und ganz zweifellos aus innerster Überzeugung haben sich die Männer als „Retter“ gefühlt, über die in regentrüber Weihnachtswoche das Reichsgericht in Leipzig seinen Spruch zu fällen hatte. Und zu diesem einen sittlichen Rechtfertigungsgrund, den die kleine Verschwörerschar glaubte für sich in Anspruch nehmen zu dürfen, gesellte sich ein anderer: Das Beispiel des neunten November. Mit dem „Recht vom neunten November“ hat Traugott von Jagow legitimiert, was da in den kritischen Märztagen des Jahres 1920 sich zugetragen hat. Beide Male vollzog sich das gleiche, der gewalttätige Versuch nämlich, einen neuen Tatsachenboden zu schaffen. Mit dem einen Unterschiede lediglich, daß der gewalttätige Stoß gegen den Staat im November von links, im März dagegen von rechts her erfolgte. Das Übereinstimmende der Erscheinungen wird in den „Düsseldorfer Nachrichten“ also verdeutlicht: „Wenn in einer mittelamerikanischen Republik ein General mit einigen hundert Bewaffneten eine Revolution macht und den Präsidenten stürzt, wird er dessen Nachfolger, bildet eine neue Regierung und läßt sich von dem Parlament als Staatsoberhaupt feierlich bestätigen, nachdem er einen ebenso feierlichen Eid auf die Verfassung abgelegt. Mißglückt aber der Versuch und mißlingt die in diesem Falle sehr zweckmäßige Flucht, so wird der General samt den Rädelsführern meist kurzerhand erschossen. Einen ähnlichen schlimmen Verlauf würde die Revolution am 9. November 1918 in Berlin für ihre Urheber genommen haben, wenn Generaloberst von Linsingen und die Regierung des Prinzen Max nicht vollkommen versagt und ihre Pflichten gröblich vernachlässigt hätten. Der Hochverratsparagraf des Reichsstrafgesetzbuches wäre dann — verschärft durch die Kriegsgesetze — auf die Führer des Umsturzversuches angewandt worden. Da der Hochverrat jedoch von Erfolg begleitet war, blieb er straflos, und aus dem Recht der Revolution bildete sich das Recht der Republik.“

Das Recht? Man stockt und fühlt, wie hier an die tiefsten Staats- und strafrechtlichen Probleme gerührt wird. Die Verteidigung hat demgegenüber die Anschauung geltend gemacht, daß die Reichsverfassung vom 1. August 1919 deswegen

icht als rechtsgültiges Staatsgrundgesetz anzusehen sei, weil sie von einer Nationalversammlung beschlossen war, deren Legitimation auf einer von unlegitimierten Gewalthabern oktroyierten Wahlverordnung beruht. „Welche Gewalt ist im Leben der Völker legitim?“ fragt die Deutsche Allg. Stg. „Wann wandelt sich staatsrechtlich Unrecht in Recht? Horaz sagt in seinen Satiren: ‚Est modus in rebus, sunt certi denique fines‘; einmal muß unter eine Periode des Streits, der Unruhe, der Gewalt ein Abschlußstrich gemacht werden; dann wird selbst das durch Gewalt, so durch Unrecht Erlangte zum Recht, und wer den früheren Zustand herstellen will, ist seinerseits der Störer des Rechtsfriedens. Dieser Augenblick ist gegeben, bald die neuen Verhältnisse sich gefestigt haben, sobald die unrechtmäßig erlangte Position sich so konsolidiert hat, daß der neue Machthaber auf sich das Wort anwenden kann: ‚Sei im Besitze und du wohnst im Recht!‘ Staatsrechtlich gesprochen: der erfolgreich durchgeführte Hochverrat wird zu einem eine neue Rechtsgrundlage schaffenden Staatsstreich. Wenn man die Macht der Tatsachen bestreitet, die unter Umständen das Recht im Staatsleben wie in privatrechtlichen Beziehungen überwindet, so könnte man die gesamte Weltgeschichte rückwärts wieder auflösen, und niemand wüßte mehr, was rechtens ist. Damit haben ja die Franzosen seinerzeit verübt, als sie die Wiedererlangung Elsaß-Lothringens als Reannexion, als Beilegung gewaltsamer Fortnahme französischen Landes charakterisierten, während sie in viel höherem Maße berechtigt waren, die Losreißung des Elsaß durch die Unionkammer Ludwigs XIV. als Gewalttatt zu kennzeichnen.“

Wie man die Dinge betrachten möge, eins steht fest: Für die Leute vom November 1918, die mit ihrem Putsch mehr Glück hatten als Herr Rapp und die einen, liegt wahrhaftig kein Anlaß vor, sich moralisch zu gebärden. Oder hat etwa die Republik in den damals zwei Jahren ihres Bestehens sich geheiligteres Anrecht auf Herz und Sinn des deutschen Volkes erworben als Monarchie und Hohenzollern in langen Jahrhunderten?

* * *

Der Erfolg schafft das Recht. Deutschland hat drei Sorten von Revolutionen kennen: Die Kleinbürger-Revolution der Novemberlinge, den Prominentenputsch derer vom alten Regime und schließlich den Aufruhr moskowitzischen Gepräges, der in Mitteldeutschland seine höchste Welle schlug. „Geistige Hohlheit, politische Verworrenheit, absolute Gedankenlosigkeit“ — dieses unbeeidbar treffende Kriterium, das der „Vorwärts“ auf das Rapp-Unternehmen ansetzt, paßt wie nach Maß bestellt auch für die andern beiden Bewegungen. Am besten einmal ganz nüchtern die Bilanz zu ziehen: Der Deutsche sollte das Revolutionieren lassen. Es liegt ihm nicht. Ganz und gar nicht. Der Deutsche hat als Revolutionär doch immer eine leis ans Romische streifende Figur gemacht. Die Romanen verstehen das besser. Als Frankreich sich seine Große Revolution leistete, verfolgte die Welt in einer mit Grauen gemischten Teilnahme und Bewunderung die Vorgänge auf der französischen politischen Bühne; auf den Zank und die Prügelei im Hause Deutschland, die in dem Augenblick ausbrachen, als es nur darauf ankam, das alte Leben zu verteidigen, quittierte das Ausland mit Kopfschütteln und Hohnlächeln.

Es läge nichts näher, als daß man sich im versteckten Herzenskammerchen eingestände: Wir sind allzumal Sünder — und daß man sich aus diesem Gefühl heraus zu einer Amnestie für die politischen Vergehen der letzten Jahre entschlosse. Man könnte (Schwamm drüber!) die Jagows, die Toller freigeben. Aber wie? Was fragt die proletarische Masse nach dem ihr doch fremden Intellektuellen Toller? Die „Männer der Tat“, die Hölz und Konsorten, die will sie frei haben. Tagtäglich rauscht die „Rote Fahne“: „Proletarier! Schlast ihr? Eure mutigsten Vorkämpfer schmachten im Kerker. Heraus mit ihnen aus den Zuchthäusern!“

Darüber haben uns die Dokumente über den mitteldeutschen Aufstand in dankenswerter Weise aufgeklärt: Was sich heute in Deutschland unter dem Stichwort Kommunismus zusammenfindet, ist überhaupt kein politisches Gebilde im eigentlichen Sinne mehr, sondern schlechthin organisiertes Verbrechertum.

Wie auf den „dritten“ Stand der „vierte“ folgte und die politische Macht an sich riß, so folgt jetzt auf den vierten der fünfte und ist nahe daran, ihn aus seiner beherrschenden Stellung zu verdrängen. „Dieser fünfte Stand“ — so kennzeichnet ihn der „Tag“ — „ist das, was sein Vorgänger verächtlich Lumpenproletariat nannte, was der alte Cicero als die sentina, die ‚Grundsuppe‘ der Großstadt bezeichnete. Die Kriminalität ist in den letzten Jahren so gestiegen, daß aus den Bestraften allein ganze Heere aufzustellen sind. Sie haben sich ja auch in der Tat organisiert, Zuchthäusler und solche, die es werden wollen oder wenigstens Grund zu der Vermutung haben, daß sie es werden, wagen es, Nichtertum und bürgerliche Gesellschaft in öffentlichen Kundgebungen von nicht mehr zu überbietender Schamlosigkeit zu brüskieren. Dazu kommen als Hilfstruppen die Unzahl jener Leute, deren Moral immer nur labil war und in diesen aufgeregten Zeiten ins Wanken gekommen ist. Dazu kommen, soweit sie nicht schon in die genannte Kategorie gehören, die Erwerbslosen, die natürlich am ehesten mit geneigt sind, aus ihrem Elend einen gewaltsamen Ausgang zu suchen. Doch sind derer, d. h. solcher, die an sich ehrliche, aber verzweifelte Menschen sind, wenige. Gewissenlose Führer gibt es genug, und ein politisches, nach dem Geiste des organisierten Verbrechertums zugeschnittenes Glaubensbekenntnis bietet sich von selbst da. Es ist der Kommunismus, so wie diese Banden ihn auffassen. Diese Leute, die nie etwas gelernt, nie ein ordentliches Buch gelesen, die ihre ‚Bildung‘ aus der Roten Fahne, aus den blutrünstigen Reden von Hekern, aus den stumpfsinnigen Gesprächen mit ihresgleichen, auf den Kummelplätzen und in den Vorstadtkinos geholt haben, sie verurteilen das Privateigentum, soweit es sich bei anderen findet, und begehren nicht heftiger, als selbst welches zu besitzen und — zu vergeuden. So sind die Plünderungszüge leicht hervorzurufen, das politische Interesse der Führer und die dumpfen Raubtierinstinkte des Verbrechertums begegnen einander, und dieses redet sich zum Teil noch dabei ein oder tut wenigstens so, als handle es im Dienste sozialer Gerechtigkeit.“

„Humanität“ ist augenblicklich in unserer Strafrechtspflege Trumpf. Es kann also leicht sein, daß eines schönen Tages sich die Tore öffnen werden denen, die auf Hölzens Spuren wandelten.

* * *

Wir sind human — bis zur Selbstvernichtung. Oder verbirgt sich hinter dieser schön klingenden Vokabel nicht am Ende ein tüchtiger Schuß ziviler Feigheit? Nur keine Konflikte mit der Straße. Die konservative „Tradition“ schlägt sich an die Brust:

„Seien wir ehrlich: nicht nur die bodenlose Unfähigkeit der Novemberlinge und ihrer Nachfolger trägt an der Entwicklung die Schuld, sondern auch das gänzliche Versagen des Bürgertums, namentlich in seinen zur Führung berufenen Schichten. Was haben wir in dieser Hinsicht nicht alles erlebt, sowohl während des Krieges, als vor allem auch während der ‚glorreichen‘ Revolution! Im oberen Beamtentum, selbst in der Generalität, von den zünftigen Politikern der Parlamente gar nicht zu reden: welche Versager, sobald es sich um die Übernahme von Verantwortlichkeiten, um den Willen zur Führung und zum Handeln drehte! Niemals wären wir, trotz dem 9. November, dahin gekommen, wo wir heute stehen, wenn in den zur Führung des Volkes berufenen Kreisen und Schichten der Wille lebendig gewesen wäre, diese Pflicht mitsamt den daraus resultierenden Verantwortlichkeiten ernstlich zu übernehmen.“

Immer wieder fühlt man sich versucht, in solchem Zusammenhange auf das irische Beispiel zu verweisen. Nicht als ob die Mittel, mit denen Irland jahrhundertlang um seine Freiheit gekämpft hat, für unsere sehr viel anders gearteten Verhältnisse als vorbildlich in Betracht kämen. Vorbildlich aber kann uns der zähe irische Wille sein, der sich durch keinerlei Fehlschläge von seinem Ziel, die Ketten schimpflicher Knechtschaft zu zer Sprengen, hat abbringen lassen. Im deutschen Volkscharakter fehlt dieser Zug, und die große Frage ist ja, ob ein so schwerwiegender Defekt durch die politische Erziehung überhaupt ausgeglichen werden kann. Nicht ohne Grund wandelt der Deutsche als schläfriger Michel mit der Zipfelmütze durch die Weltkarikatur. Man könnte schier verzweifeln, wenn man sieht, wie wenig praktischer Anschauungsunterricht da fruchtet. Wer sich davon überzeugen will, braucht nur unsere sozialistische Presse über den (übrigens zur Stunde noch nicht vollzogenen) englisch-irischen Frieden zu lesen. Man ist gerührt von — der Großmut Englands, das den Iren „hochherzig“ eine gewisse Selbstverwaltung geben will, obwohl es sie hätte vernichten können. Fabelhaft, was? „Daß England“, heißt es in der „Münchener Ztg.“, „bei der Vernichtung aber doch zu sehr an moralischem Kredit in der Welt verloren, daß es seine gerade jetzt weltpolitisch so wichtigen Beziehungen zu dem von den Iren stark und mutig beeinflussten Amerika aufs Spiel gesetzt hätte, daß es in den verflochtenen Jahrzehnten keine Gewalt gescheut hat, um Irland zu beugen, daß es die irische Bevölkerung in hundert Jahren von acht Millionen auf viereinhalb Millionen vermindert hat, und daß es dieses Volk von Idealisten, von nationalen Helden und Märtyrern doch nicht hat umbringen können, davon steht in dieser Presse kein Wort. Der Grund für diese Schweigsamkeit ist allerdings durchschlagend und für jeden Auguren einleuchtend: Es geht doch nicht an, daß man das große Geheimnis des irischen Triumphes enthüllt, den unbefiegbaren, heldenhaften, opferfreudigen irischen Nationalismus. (Man könnte auch Vaterlandsliebe sagen. Aber hier soll Nationalismus gesagt werden, um der künstlichen Verächtlichmachung dieses Wortes zu trozen.) Ohne die Unter

ordnung aller anderen politischen, wirtschaftlichen und persönlichen Angelegenheiten der ganzen Insel unter diesen einen nationalen Gedanken wäre Irland längst gestorben. Wenn Irland nach den sozialdemokratischen Rezepten des Internationalismus Politik gemacht hätte, so gäbe es kein Irland mehr.“

* * *

Aber wen die Götter verderben wollen, den schlagen sie mit Blindheit. Das Rezept, nach dem Herr Wirth seine Politik zusammenbraut, entstammt ja zum größten Teil dem sozialdemokratischen Laboratorium. Frankreich mag sich noch so imperialistisch gebärden, die illusionären Vorstellungen von der westlichen Demokratie und ihrer Weltmission sind unausrottbar. Man braucht den Stinneskult, dem Herr Stadler und sein Kreis huldigt, nicht mitzumachen, daß aber die Stinnes-Aktion in London politisch den einzig richtigen Weg ging, steht außer Frage, und manches, was über einen großen Weltwirtschaftsplan Lloyd Georges in die Öffentlichkeit sickerte, läßt Stinnes'sche Einflüsse unschwer erkennen. Durch das Eingreifen des „großen“ Rathenau, des gefährlichsten politischen Charlatans unserer Tage, ist diese Entwicklung durchkreuzt worden. Die Weihrauchwolken, mit denen eine gewisse Presse jeden Schritt des Mannes umhüllt, verwischen die Konturen, erwecken im breiten Publikum nebelhafte Eindrücke von Erfolgen. Treffend wird das unheilvolle Treiben Rathenaus im „Gewissen“ charakterisiert. Es wird zunächst gezeigt, wie der geschäftige Reichskanzler, dem jede persönliche Initiative abgeht, kurze Zeit nachdem er Herrn Stinnes heuchlerisch umarmt hatte, ganz unter den Einfluß Rathenaus und Georg Bernhards geriet. Bernhard flüsterte ihm zu, es sei Aufgabe des deutschen Reichskanzlers, die Zügel in der Hand zu behalten. Stinnes sei nur eine Privatperson. Sogar eine gefährliche. Er apostrophierte den Reichskanzler: Selbst sei der Mann! Und forderte von ihm ‚Taten‘. Ohne Stinnes! Gegen Stinnes! Rathenau setzte dem Reichskanzler von der anderen Seite zu. Der bisherige politische Kurs habe zu dem glänzenden Abkommen von Wiesbaden geführt. Dadurch sei im Verhältnis zu Frankreich eine ‚Entspannung‘ eingetreten. Eben wolle er, Rathenau, das Werk von Wiesbaden durch ähnliche Abkommen mit England, Italien usw. vollenden. Da fahre dieser Stinnes dazwischen und schaffe eine neue Spannung mit Frankreich. Das müsse vermieden werden.

„So ging denn Rathenau im Auftrage des Reichskanzlers, aber ungebeten, nach London. Und demonstrierte. Für sich gegen Stinnes. Vor allem für Frankreich gegen die Kombination Lloyd George-Stinnes. Schon bei seinem ersten Besuch drängte er sich Loucheur auf. Und stärkte damit dessen Position im persönlichen Ringen mit Lloyd George. Bei seinem zweiten Besuch machte er es noch dreister. Er drängte sich Briand auf, indem er sich in dasselbe Hotel begab. Aber es genügte offenbar Briand, daß Loucheur mit Rathenau verhandelte. Rathenau hatte nicht das geringste Gefühl dafür, daß die aufdringliche Art, mit der er sich tagelang in London als ‚deutsche Macht‘ aufspielte, das denkbar ungeeignetste Mittel war, um in der gegebenen politischen Situation für Deutschland irgend etwas zu erreichen. War er doch für die Engländer der Mann, der das Wiesbadener Abkommen verantwortete, als das Werk der unmittelbaren

Verständigung zwischen Frankreich und Deutschland (unter Nichtachtung Englands!). Wenn er sich noch machtpolitisch zu seinem Werk bekannt hätte! Statt dessen biederte er sich händlerisch-verständlerisch den Engländern an, leugnete die politischen Tendenzen des Wiesbadener Abkommens, beteuerte seine guten Absichten, antichambrierte dort, wo er gar nichts zu suchen hatte, und forderte durch sein Getue Englands Verachtung geradezu heraus.

Hinter Rathenau stellt sich der deutsche Reichskanzler und damit der deutsche Staat. Mit einer lächerlichen Nervosität wird versucht, den ‚schlechten Eindruck‘, den die Bankrotterklärung in Frankreich hervorgerufen hat, durch überstürzte Aktionen wettzumachen. Post und Eisenbahn wurden Frankreichs wegen schnell in die Tariffschraube gespannt. Man mußte doch den ‚guten Willen‘ zeigen! Der Reichskanzler versuchte in seiner Haltlosigkeit die Kreditaktion der Industrie im letzten Moment zu erzwingen. Zuckte zurück. Stieß wieder vor. Er mußte doch ‚etwas tun‘. Das Parteiparlament versagte erst recht — —“

Und die Folgen? Lloyd George bleibt als einziger Ausweg übrig, gegen das unzuverlässige Deutschland und auf dessen Kosten, soweit Englands Interesse es erlaubt, eine realpolitische Tagesverständigung mit Frankreich zu suchen.

Die sogenannte „englische Orientierung“ braucht für uns kein Dogma zu sein. Zweifellos aber ist sie für jetzt das Gegebene. Nun schwimmen wir glücklich mit vollen Segeln im frankophilen Kurs dahin.



Auf der Waarte

Im Kampf gegen die deutsche chemische Industrie

Die belgische Zeitschrift „Demain“ bringt in ihrer Nummer 35 unter der Überschrift „Poisons“ einen Artikel des Ehrenpräsidenten der „Belgischen Medizinischen Gesellschaft in England“, Dr. Clément Philippe, dessen ungeheure Anschuldigungen an Hand seines Beweismaterials im folgenden einer kritischen Prüfung unterzogen werden sollen.

Die Ausführungen über die angeblichen systematischen Arzneimittelfälschungen der deutschen pharmazeutisch-chemischen Industrie in bezug auf die Auslandslieferungen gipfeln in der Behauptung, daß „die Deutschen jetzt damit begonnen haben, systematisch und wissenschaftlich durch gefälschte Medikamente nicht nur die verhassten Alliierten, sondern auch die deutschfreundlichsten Neutralen zu vergiften“. Philippe fährt fort: „Die deutschen Fabriken schicken uns arzneiliche Spezialartikel, die wegen Fehlens wirksamer Bestandteile oder durch gefälschten Ersatz der zu teuren Bestandteile tödlich wirken.“

Als „unwiderleglichen Beweis für die Richtigkeit der Beschuldigungen gegen die deutsche Schurkerei, die ihren Landsleuten die unverfälschten pharmazeutischen Produkte vorbehält, für die Ausfuhr aber die gefälschten oder minderwertigen Medikamente zurückstellt und dadurch über den Wert der verkauften Ware Täuschungen hervorruft“, wie sich Philippe weiterhin auszudrücken beliebt, führt er ein Autoreferat von S. Fühner über dessen Vortrag im „Verein für wissenschaftliche Heilkunde“ in Königsberg über „Arzneimittelfälschungen“ an, ferner die spanische medizinische Zeitschrift „El Esculapio“ und

schließlich einen Erlaß des Bayerischen Ministeriums des Innern.

Dem Gegenbeweis an Hand der Originalliteratur seien die Begründungen Philippe vorausgeschickt. Der belgische Verfasser sagt aus, daß man den Alliierten und Neutralen „doppeltkohlenstoffsaures Natron“ für Salizylsäure, Bittersalz für Pyramidon und Chinintabletten ohne Chinin verkauft habe. An Stelle von Aspirin sei Borfäure abgegeben worden, und das Mercksche Kokain habe zwölf verschiedene Fälschungen durchgemacht; die Originalpackungen des letzteren seien mit Talk, Bittersalz und Schlämmtreide gefüllt gewesen. Verdorbene Novokaintabletten und verälschtes Atropin greift Philippe noch heraus und verzichtet nach weiterer Nennung von Salvarsan und Neosalvarsan (das Feldspat und Salze der Chromsäure enthalten soll) auf weiteres Belegmaterial!

Nun unsere Gegenrechnung; die angeblichen Beweisstücke, die der belgische Autor ins Feld führt, reichen völlig aus zur Entlarvung seiner haltlosen Behauptungen gegen die schwer aber ehrlich um ihre Existenz ringende deutsche Industrie.

Über die Beschaffenheit des Salizylsäure des Pyramidons und Chinins, mit dem Philippe seinen Verleumdungsfeldzug eröffnet, entnehmen wir dem zitierten Fühnerschen Referat (Deutsche Medizinische Wochenschrift, Leipzig 1920, S. 675), wie folgt: Nicht ohne Schadenfreude lasen wir in den ersten Kriegsjahren, daß unseren Truppen auf dem Balkan Arzneivorräte italienischer Herkunft in die Hände fielen, in denen angebliches Natriumsalizylat aus doppeltkohlenstoffsaurem Natron, Pyramidon aus Bittersalz bestand und von Chinintabletten, die kein Chinin enthielten, während russische Arzneimittel

als japanischer Herkunft) beispielsweise ipirin durch Borfäure ersetzt waren.“

Aber Kokainverfälschungen besagt die von Philippe benützte Quelle, daß fast ausschließlich Kokain der Firma Merck (Darmstadt) gefälscht wird, und zwar zum Teil in der Weise, daß Originalflaschen der Firma ihres echten Inhaltes beraubt, mit wertlosem Pulver gefüllt und wieder sorgfältig verschlossen werden. Einer die „Verschiebung“ nach Rußland benannte Fälschung von Kokain „Merck“ (ist weiter in dem zitierten Referat zu lesen) wurde Königsberg von Neubauer festgestellt; es handelte sich um mehrere Kilogramm eines Pulvers, in Flaschen mit nachgeahmtem Etikett und Siegel der Firma Merck, das aus einer Mischung von Bittersalz und Soda bestand und kein Kokain enthielt. Fühner fährt nun fort: Nach einer Mitteilung des Berliner Vertreters der Firma Merck waren dieser bis Februar 1920 elf verschiedene Arten der Fälschung des Kokain „Merck“ bekannt geworden; aber eine zwölfte kann ich hier berichten, ich geht sich weiterhin Fühner. — So also sieht es Beweismaterial Philippes aus! . . .

Zu der Mitteilung von Th. Cohn über Fälle von Kollaps bei Anwendung von Novokain ist zu bemerken, daß es sich um die im Handel befindlichen Novokain-Suprareninabletten zur Leitungsanästhesie handelt, die infolge leichter Zerfälligkeit des Suprareninanteils (Luftfeuchtigkeit bei ungeeigneter Aufbewahrung u. dgl.) eine chemische Veränderung erlitten hatten.

Auch bezüglich der Atropin-fälschung wird Philippes Beweisführung kaum mehr Glück haben! Nachdem Fühner bei seiner Prüfung in Tierversuch die halbe Wirkung eines normalen Atropin-salzes festgestellt hatte, ergab die chemische Analyse E. Rupperts das Vorhandensein einer Beimengung von Tropin. Fühner sagt hierüber: „Inwieweit es sich hier um eine absichtliche Fälschung oder um Lieferung eines unreinen Rohproduktes handelt, ist ohne weiteres nicht zu entscheiden; ich (Fühner) bin geneigt, das letztere anzunehmen.“ Hierzu sei ergänzend bemerkt, daß es bekannt ist, daß eine Zerfällung des Atropins, unter Zerspaltung in Tropin und Tropasäure, unter

gewissen Bedingungen chemisch-physikalischer Natur vor sich gehen kann.)

Ehe nun zur Salvarsan-Besprechung geschritten wird, sei die Tatsache festgestellt, daß sich Philippe in Fühner einen recht „schlechten Handlanger“ verschrieben hat! Die von Philippe zitierte Zeitschrift „El Esculapio“ zu beschaffen, war leider nicht möglich; diesen Beweis muß ich ihm allerdings schuldig bleiben; solche Verantwortung zu übernehmen, dürfte aber nach dem Vorausgehenden und der nachfolgenden amtlichen Bekanntmachung nicht allzu gewagt sein.

Mit dem Nachweis der Salvarsan-Verfälschungen macht es sich Philippe sehr leicht, indem er sich auf einen Erlaß des Bayerischen Ministeriums des Innern beruft (Münchener Mediz. Wochenschr. 1920, S. 1004). Dieser aber lautet: „Es mehren sich die Fälle, in denen Salvarsanpräparate im Schleichhandel vertrieben werden. Rücksichtslose Verfolgung dieses Handels ist erforderlich; dabei sind vorgefundene Salvarsanvorräte zu beschlagnahmen. Zu berücksichtigen ist, daß es sich beim Schleichhandel mit Salvarsanpräparaten vielfach um Fälschungen handelt, die in einer der echten täuschend ähnlichen Verpackung vertrieben werden.“ Wie der Erlaß weiter ausführt, leiden aber auch häufig bei dem Transport im Schleichhandel die Glas-Ampullen, in denen die echten Salvarsanpräparate luftdicht verschlossen sind; die Ampullen bekommen Sprünge und die durch diese eindringende Luft führt solche Zerfällungen der echten Salvarsanpräparate herbei, daß deren Anwendung bei Patienten schwere Vergiftungserscheinungen, ja den Tod zur Folge haben kann! „Im Hinblick auf diese ernste Gefahr werden sämtliche beschlagnahmten Waren an der Herstellungsstätte des Salvarsans (Höchster Farbwerke) einer Prüfung unterworfen und nur im Falle einwandfrei befundener Beschaffenheit dem Verbrauch zugeleitet.“ Soweit der amtliche Wortlaut! Und hiermit vergleiche man die „unwiderleglichen Beweise“ Philippes! . . .

Es ist dem Ankläger anscheinend nicht bekannt, daß es außer in Belgien auch in Deutschland Schleichhandel und Schieber

gibt; diese letzteren (meist fremdländischen) Schädlinge am deutschen Volkskörper wollte Führer und der Ministerialerlaß treffen! Ob dies Herrn Philippe entgangen ist?

Dr. F. H. Braunwarth.

„Stunden mit Rabindranath Thakkur“

hat Paul Natorp erlebt und gibt nun von diesem Erlebnis in besondrer Schrift eine lesenswerte Darstellung (Jena, Eugen Diederichs, 25 S., geh. 5 M.). Der Name Natorp verpflichtet. Er steht in erster Reihe der Jugendbewegung. Doch auch ihm erwidern wir, was wir im „Türmer“ bereits angedeutet haben: es geht nicht an, Dinge verschiedener Ebenen gegeneinander auszuspielen, nämlich einen einzelnen hochentwickelten indischen Meister der Stille gegenüber dem gleichsam offiziell zusammengerufenen, lauten, massebildenden Deutschland. Hat der Inder das stille und starke Deutschland nun wirklich und wesentlich kennen gelernt? Nein, selbst wenn er mit äußeren Augen die oder jene äußere Person, losgelöst aus ihrem Kreise, geschaut hätte. Oder gibt es dies stille Deutschland nicht? Doch, es gibt diese Menschen der gesammelten Kraft: aber sie wirken sich in stillem Tun und Dulden des Privatlebens aus. Verleumdet mir dieses Deutschland der Edlen und Einfamen nicht!

Natorp spricht fast zärtlich von dem edlen Inder. Es ist ihm „schier unfasslich“, daß man diesen Gast herumzeigte und anstaunte „wie ein prachtvolles exotisches Tier“; daß man eine „dumme Sensation“, ja fast schon einen „Straßenandal“ aus ihm „hat machen können“ . . . Uns ist dies ganz und gar nicht unfasslich. Dieselbe Presse — und das entsprechende Publikum —, die jeden Anlaß benützt, auch stille Menschen und feine Vorgänge zur Sensation zu verzerrern, zu entfeuern, zu entwerten, hat sich auch dieses kostbaren Materials bemächtigt. Das liegt in ihrer Aufgeregtheit; sie leben davon. Wenn morgen das Mysterium von Golgatha oder die Geburt von Bethlehem zu erwarten wäre: jene Menschengattung würde mit Sensations-Telegrammen

nur so arbeiten und den vornehmen Rhythmus großer Ereignisse in ein Hekttempo mit sprechend niedrigem Zeitungsstil herab wandeln.

Mich wundert nur etwas andres: daß wohl die Veranstalter (vom interessierten Vleger seh' ich ab) als auch der indische Selber dies nicht vorauswußten. Wenn ein König unter die Menge mischt, um sich nach Natorps Ausdruck, eine „lebendige Anschauung zu verschaffen von der inneren Auffassung der Völker“, so wandert er verkleidet still und unerkannt. Hier aber hat man sich vornherein in den Mitteln vergriffen. Manchmal will mir das harte Wort auf der Zunge: ein Weiser, der in dieser Form Deutschlands „inneres“ Wesen kennen zu lernen versucht — ist nicht weise, sondern naiv.

Natorp predigt uns unvoreingenommen Menschlichkeit, die er bisher nur „bei den besten der Quäker“ (also wieder im Ausland) gefunden habe, unterschätzt also die vielen starken Deutschen aus dem Ludwig-Richt und Hans-Thoma-Lande, die er nicht kennt — und stellt damit seiner eigenen Schaulust und seines Volkes Seelentiefern keineswegs ein günstig Zeugnis aus. Auch ist es wohl unnötig herausfordernd, des Inders Schule — die Natorp nie gesehen! — als „Leistung gar ohne Vergleich in unserer Zeit“ zu loben und ähnliche Gemeinde-Gruppen bei uns als eine Folge von „Rattensängerwirkung“ herabzusetzen. Ich bin kein besondrer Freund von Gruppenbildungen wie Steiner, Müller oder Reyerling; aber es sucht sich doch auch da ein Drang nach edler Gemeinschaftsbildung auszuwirken. Und dann das Ausspielen der „Jugend“, die uns das bessere Deutschland herzubringen werde — ach Freunde! Flücht doch nicht wieder in eine neue Utopie, in die allheilende sogenannte „Jugend“! Der Selber als solcher hat immer junge Leuchtkraft er hat sie, ob er im alten Meister oder in jungen Schüler leuchte! Natorp deutet es selber an, von Rabindranath Thakkurs Schauspiel „Frühlingstanz“ sprechend (S. 10). Hier und heute leuchte der Gral, sofort, ohne Seufzen nach „guter alter Zeit“, aber au

ohne seufzende Ausschau nach erlösender Jugend! Im Reich Gottes der Weisheit und der Liebe gibt es nicht jung noch alt, sondern da scheidet nur des Herzens Leuchtkraft. Doch ich breche ab und möchte dieses wirklich hõne, warmherzige Schriftchen nicht schlecht machen. Viel noch wäre zu sagen. Freilich: Wie schwer ist es, daß ein Theologe oder ein Intellektueller ins Reich Gottes eingehe! L.

*

Bô Yin Râ

Deckname für einen deutschen Weisen, der durch eine Anzahl Bücher über Grundfragen des Lebens viele Suchende aufhorchen läßt. Er spricht gleichsam offenbarend, nicht beeifend; er spricht überaus einfach, klar, edel, wobei die Sprache mitunter in leisen Rhythmus übergeht. Man hat das Gefühl, daß jeder Satz genau durchdacht und beseelt ist. Und diese sachliche, sichere Ruhe teilt sich auch dem Leser mit. „Das Buch vom lebendigen Gott“, „Das Buch vom Jenseits“, von der „Königlichen Kunst“, vom „Menschen“, vom „Glück“, besonders auch das „Buch der Gespräche“ sind eine sechs Hauptbüchlein (Verlag der Weißen Bücher, München), wozu sich sieben eine Betrachtungsreihe „Mehr Licht!“ gesellte. Man mag zunächst stuken über die Einkleidung oder Umrahmung dieser Gedanken: daß sich nämlich Bô Yin Râ als Abgesandter oder Bruder einer Weißen Loge vorstellt, zugleich aber die eine Verbindung dieser „Mahatmas“ mit der Theosophie in Frage stellt. Wir achten auch anstrengend die tiefen Beziehungen, die seit Jahrhunderten, ja Jahrtausenden zwischen Orient bzw. Indien und Abendland bestehen, und aber in bezug auf modernste Westöstlichkeit gleichfalls behutsam. Im deutschen Geistesboden liegt Edelgut genug. Das hebt übrigens auch dieser neue Kunder immer wieder hervor: nur in der tiefsten Stille unsres Innersten sind die Stimmen der Meister vernehmbar. Da tritt er an die Seite der germanischen Mystik, des echten deutschen Idealismus und unsrer eigenen Betrachtungsweise, so daß ihm auch Hans Thoma ein beifälliges Wort zurief.

Wir sind Bundesgenossen in der Ablehnung des überverwickelten Intellektualismus, im

Der Tüster XXIV, 4

Bestreben nach Einfachheit und Unmittelbarkeit. Es ist das Wesen echter Weisheit, daß man sie nur klar und rein auszusprechen braucht, und sie überzeugt durch sich selbst jedes empfängliche Gemüt. Genau so ist es mit der Liebe, mit dem guten Blick, mit dem warmen Wort oder der hilfreichen Tat. Sie bedürfen keiner Beweise, denn sie wirken als magische Kraft durch sich selbst.

So geht eine Wirkung aus diesen Büchern auf uns über, deren Verfasser übrigens von Beruf Maler ist.

In letzterer Eigenschaft veröffentlicht er sieben Kunstbetrachtungen („Das Reich der Kunst“; München, Verlag der Weißen Bücher), die sich wieder durch die ihm eigene Klarheit und Ruhe auszeichnen und in einer liebevollen Ehrung Raffaels gipfeln. „Kunst ist letzten Endes: die Manifestation einer Weltanschauung“, heißt es da. „Was auch ein wirklicher Künstler zu geben haben vermag, und sollte es, dem Motiv nach, noch so nahe dem grauen Alltag stehen, wird immer eine Botschaft aus dem Reich der Seele sein, bestände sie auch nur darin, daß er zeigt, wie auch das Häßlichste noch einen Gottesfunken in sich trägt, der nur im Kunstwerk zu erlösen ist.“ Es entscheiden über den wesentlichen Wert eines Kunstwerkes also „nicht die Technik, nicht die Art der Naturauffassung, nicht die gedankliche Idee, nicht die Wahl des Gegenstandes und seiner dinglichen Schönheit oder Häßlichkeit“; das sind nur Teilwerte; entscheidend ist über eines Werkes Kunsthöhe „einzig und allein das innere organische Leben“, das aus dem Künstler in die Form- und Farbenwerte einströmt, sofern er selber mit dem ewigen schöpferischen Geist verbunden ist.

Dahin drängt nun alles: Zunächst einmal unsere Lebensanschauung läutern und vom Materialismus lösen — und dann daraus künstlerisch gestalten! L.

*

Die Mitschuldigen

Man liest jetzt manchen furchtbaren Prozeß in unsren mit Häßlichem überfüllten Tageszeitungen; doch zu dem Abscheulichsten gehört der Fall Ulmann in München:

20

ein bäuerliches Ehepaar, verroht bis in die Knochen, prügelt und foltert das blutjunge, dürftig ernährte Dienstmädchen Ragerbauer zu Tode! Die Schilderungen der Ärzte von dem vereiterten, zerschundenen Körper der Armen sind grauerregend. Man fragt sich, wie Menschen so an einem Menschen handeln können; fragt sich aber auch: Wie hat die Umwelt das dulden können?! Wo sind die Mitschuldigen?

Und das ist ein ernstes Kapitel. Der lässige Mitmensch sieht zwar das Grauenhafte, zuckt aber die Achseln und — wandert vorüber. „Was geht's mich an? Soll ich meines Bruders Hüter sein?!“ Und da setzt mit Recht eine Betrachtung der „Münch. Neuezt. Nachr.“ ein:

„Viele dieser Fälle wären nicht möglich gewesen, wenn nicht die Umgebung geschwiegen hätte aus Mangel an jeder Zivilkurage, der in Deutschland leider so häufig ist. Erschreckend deutlich zeigt uns dies der Fall Almann, der sich wie ein düsteres Kapitel aus dem Neuen Pitaval liest. Rechtlich saßen die beiden Angeklagten auf der Bank. Moralisch noch verschiedene andere Leute. Es wurde festgestellt, daß sich der Vater wie die Stiefmutter um das gequälte Mädchen kaum kümmerten. Das Mädchen ist seinen Peinigen entlaufen. Es wurde zurückgeholt; warum hat sich nach diesem offenkundigen Beweis, daß hier etwas nicht in Ordnung war, für das Mädchen niemand gerührt? Keinem Menschen ist es aufgefallen, daß Katharina Ragerbauer keinen Ausgang erhielt. Daß sie in einem förmlichen Hühnerstall schlafen mußte, hat doch alle Welt gewußt: warum ist niemand gegen eine solche menschenunwürdige Unterkunft aufgetreten? Eine ganze Reihe von Zeuginnen haben schwere Mißhandlungen bemerkt. Sie haben beobachtet, daß das Mädchen im Bett angebunden war, daß es Striemen am Körper hatte. Es hat lange gedauert, bis sich eine der Zeuginnen, anerkennenswerterweise, um das Kind annahm! Man hat ja versucht, den Dingen nachzugehen, aber mit der nötigen Energie ist es doch nicht geschehen. Die Almann hat gegenüber Zeugen brutale Äußerungen über das mißhandelte Kind getan. Es mußte sich doch alles sagen, daß man einer

derartigen Person das Dienstmädchen nicht weiter anvertrauen dürfte. Auch die kleiner Schwester des mißhandelten Kindes wurde gequält. Sie hat der Gendarmerie Mitteilung gemacht. Almann wurde zur Rede gestellt. Was ist weiter geschehen? Es nahmen sich eines Tages hilfsbereite Leute der Ragerbauer an und verschafften ihr einen anderen Dienstplatz. Noch am gleichen Tage wurde die Ragerbauer von den Almanns zurückgeholt; und es wußte doch jeder Mensch, aus welchen Gründen man ihr einen anderen Platz verschafft hatte. Der Pfarrer hatte sowohl an den Katholischen Jugendfürsorgeverband wie auch an das Vormundschaftsgericht wiederholt geschrieben, die Ragerbauer müsse von dem Dienstplatz weg, sonst gebe es ein Unglück. Die Aussage des Vaters vor dem Vormundschaftsgericht, daß es dem Mädchen gut gehe, genügte, daß es in Unterföhring gelassen wurde. Warum hat das Vormundschaftsgericht das Mädchen unter den entsprechenden Sicherheiten nicht selbst vernommen? Zwei Zeugen haben gesehen, daß die Ragerbauer neben der radfahrenden Almann bis zur völligen Erschöpfung herlaufen mußte! Sie haben Almann deswegen zur Rede gestellt. Dieser wurde grob, und damit war es wiederum zu Ende.

Und zu Aussagen eines Zeugen hat die Mutter des zu Tode gequälten Kindes gelacht. Wer will bestreiten, daß außer den Angeklagten noch jemand auf der Anklagebank saß? Ganze 42 Kilo hat das verhungerte Kind zum Schlusse gewogen. Warum hat ihm niemand etwas zu essen gegeben? Sind die Eltern, die dieses Kind zu Tode martern ließen, nicht zu fassen?

Aus diesem traurigsten aller Kriminalfälle der letzten Jahre ist allerlei zu lernen. Jeder habe den Mut, gegen Rohheit, gegen Quälerei an Tier und Mensch aufzutreten, auch wenn er etwa als Gutgekleideter den ganzen Straßenpöbel gegen sich hat, und der Rohling, gegen den er auftritt, ein ungewaschenes Maul. Jeder hat die Pflicht, vor jedes Kind sich schützend zu stellen, dem es nicht gut geht. Kann man denn überhaupt noch ruhig schlafen, wenn zu dem Gedanken, daß Kinder nicht

nügend ernährt und gekleidet werden können, noch die furchtbare Sorge kommt, es ist unseren Tagen in einem Vororte Münchens unter immertun zivilisierten Menschen möglich, daß so ein armes Ding zu Tode getert wird?!“...

*

Eberhard König und Gerhart Hauptmann

Wir lesen in der „Deutschen Zeitung“ folgende bemerkenswerte Gegenüberstellung:

Als sich im vergangenen Jahre einer der Unterzeichner des Aufrufes zur Sammlung einer Ehrenspende zum fünfzigsten Geburtstage des schlesischen Dichters Eberhard König an den schlesischen Landeshauptmann mit der Bitte um Unterstützung wandte, erhielt er einen höflich ablehnenden Bescheid mit der Begründung, bei der traurigen finanziellen Lage der Provinz ständen leider die Mittel für solche kulturelle Zwecke nicht zur Verfügung. Inzwischen müssen sich aber die finanziellen Verhältnisse der Provinz erheblich verbessert haben (!), denn jetzt bewilligt derselbe Provinzialausschuß für die Gerhart Hauptmannspiele 1922, die man zu Ehren des sechzigsten Geburtstages des Dichters der Weber“ veranstaltet, die Summe von 100 000 Mark, und auch der Reichspräsident hat 100 000 Mark aus dem ihm zur Verfügung stehenden kulturellen Fonds zugesagt. Man hat den Eindruck, daß man hier zweierlei Maß halten läßt: daß man für den Dichter der Weber“ reichliche Mittel übrig hat, während man dem Dichter eines „Wielant“, „Dieterich von Bern“ und „Stein“ keinen Pfennig zubringen mag. Wir können es dem Urteil der Sachwelt überlassen, welcher von beiden schlesischen Dramatikern wertvollere Steine zum Aufbau unseres zerrütteten Vaterlandes beitragen hat.

Dr. Tr.

*

Hofbericht?

Bestern abend ist K. in Berlin angekommen. Er befindet sich auf der Reise nach St., wo er... Der Zug, mit dem K. in Berlin

ankam, der ... Expresszug, hatte eine fast dreistündige Verspätung. Am Bahnhof hatten sich Vertreter der ... Botschaft eingefunden, die K. im Namen der Botschaft begrüßten. K. reist in Begleitung seiner Frau und ihres dreizehnjährigen Sohnes aus erster Ehe. Ferner begleitet ihn ... Die Abgesandten der Botschaft begleiteten K. und seine Familie nach dem Hotel Adlon, wo für ihn Zimmer reserviert waren. Am Abend war K. mit seiner Gattin und seiner Begleitung Gast der Gattin des ... Botschafters, bei der ein Diner im kleinen Kreise stattfand. Heute vormittag wird K. weiterreisen. Er benutzt den Schnellzug, um über ... nach St. zu fahren.“

Es ist nicht etwa der Hofbericht alter Zeiten, der hier seine Wiederauferstehung feiert, es handelt sich um kein gekröntes Haupt, sondern um den französischen Dichter Anatole France, dem der Nobelpreis zuerkannt worden ist und dessen Ankunft in Berlin eine weitverbreitete demokratische Tageszeitung auf diese Art dem deutschen Volke kundtut!

*

Ein bekehrter Elsäßer

Unlänglich des „Türmer“-Verbots in Elsaß-Lothringen erhalten wir von dort, aus altelsässischen Geschäftskreisen (persönlich uns völlig unbekannt), folgendes Bekenntnis:

„Wie ich höre, ist Ihre Zeitschrift ‚Der Türmer‘ hier verboten worden. Das nennen die Franzosen Liberté! Wir nennen es hier aber ganz anders. Am liebsten möchten sie uns unter eine Glasglocke stellen, damit wir ja nicht mit unsern Stammesgenossen in Berührung kämen. Damit erreichen sie aber das gerade Gegenteil. Ich behaupte fest, daß meine Heimat, unser liebes Elsaß, noch nie so deutsch war als seit der Annexion durch unsere Bedrücker, welche sich zudem noch als unsere Befreier aufspielen. Der reine Hohn!

„Die Franzosen sind und bleiben für uns ein Fremdvolk. Das hat allmählich hier jeder eingesehen, selbst solche, die anfangs begeistert waren und die Franzosen als Befreier empfangen, wozu auch ich leider gehörte.“ [Das Wort „leider“ ist vom Briefschreiber unter-

strichen. D. L.] „Ich sehe es auch als eine regelrechte Strafe Gottes an, die über uns gekommen ist, weil wir so ungerecht sein konnten gegen Menschen, die's gut mit uns meinten und zu denen wir unserer Abstammung nach viel eher gehörten als zu unsern heutigen Usurpatoren. Aber nur Geduld! Es gibt noch eine Gerechtigkeit, und ich gebe die Hoffnung nicht auf, meine Heimat von der so verhassten Fremdherrschaft befreit zu sehen“ . . .

Deutlich! Nicht wahr?

Der Brieffschreiber fügt hinzu: „Ich versichere Sie, wenn wir heute eine Abstimmung haben könnten, so wären wir morgen wieder deutsch — und zu unserm großen Glück; denn unter dem jetzigen régime sterben wir ab, das ist todsicher. Das Elsaß geht zugrunde unter der französischen Mißwirtschaft; sie verstehen uns nicht — und wir sie nicht. Unter deutscher Herrschaft waren wir in voller Blüte — unter französischer Lotterwirtschaft sind wir dem Tode geweiht.“

Schluß des Briefes: „Es lebe Deutschland!“

*

Aus Westpolen

Man schreibt uns aus dem neuen, früher deutschen Polengebiet:

„Als Leser Ihrer Zeitschrift finde ich zwar öfter Nachrichten über andre besetzte Gebiete, selten aber etwas über unser unglückliches Land.“ [Daß eine in Stuttgart erscheinende Zeitschrift mehr den Westen und Süden berücksichtigt, mag sich von selbst verstehen; doch halten wir auch nach andren Seiten die Augen offen. D. L.] „Sie können aus der mitgesandten Zeitung ersehen, wie bei uns verbrieft Rechte gehandhabt werden, wie planmäßig das Deutschtum bedrängt und hinausgeekelt wird. Es ist auch hier derselbe Sprachkampf gegen das Deutsche wie im Elsaß. Das Ministerium des Teilgebiets hat eine Verordnung für kommunale Gemeinde- und Landtagswahlen herausgegeben; hierin heißt es, daß Wähler nur der ist, der der polnischen Sprache in Wort und Schrift mächtig ist! Diese Verordnung bedeutet eine Beschränkung des passiven Wahlrechts für Hunderttausende von Staatsbürgern. Im

Art. 7 des Minoritätenchutzvertrages heißt es: „Alle polnischen Staatsangehörigen sind gleich vor dem Gesetz und genießen die gleichen bürgerlichen und polnischen Rechte ohne Unterschied der Rasse, der Sprache und der Religion.“ Zu den politischen Rechten gehören unzweifelhaft das aktive und passive Wahlrecht. Diese Verordnung bietet also wieder einmal allen chauvinistischen Elementen Gelegenheit, Persönlichkeiten von der Betätigung in öffentlichen Ämtern auszuschließen, die energisch für die Forderungen der deutschen Minderheit eintreten. Viele werden einfach wegen mangelhafter Beherrschung der polnischen Sprache ausgeschlossen. In Graudenz soll sich bereits eine Prüfungskommission gebildet haben, die die Kandidaten auf die Kenntnis der Sprache prüfen soll!

Ein andres Kapitel wäre die Verwilderung der Sitten. Tagtäglich Einbrüche und Diebstähle, allgemeine Unsicherheit — und daneben eine Beamtenchaft, die nur dazu da scheint, auf Kosten der Allgemeinheit sich zu bereichern. Nur selten hört man, daß Strolche gefaßt werden. Als es beides noch besser war, stand das Schieken in Blüte, wobei aber die Soldaten darinnen beteiligt waren. Jetzt ist bei uns das meiste sehr teuer. Seitdem der Getreidehandel freigegeben ist, gehen die Preise wahnsinnig in die Höhe. Im April kostete der Zentner Roggen 300 Mark, am 1. Oktober 4000, jetzt kostet er schon über 5000 — der Zentner Weizen gar 10 000! Natürlich werden wieder Streiks einsetzen, und im Frühjahr werden wir Mangel haben, da außer dem Roggen alles schlecht geraten ist. Der Zentner Kohlen kostet 1200 Mark und Rots über 2000. Die Holzvorräte ringsum sind verbraucht. Wir gehen mit furchtbarer Schnelligkeit russischen Zuständen entgegen“ . . .

*

Nebenbörse . . .

Ein zeitgemäßes Stimmungsbildchen aus Berlin finden wir im „Hann. Courier“: „Seit längerer Zeit war es den Behörden bekannt, daß sich in der Gegend der Grenadierstraße der Hauptherd für Devisenhandel und Valutaspekulation befindet, der sich

er Steuerpflicht entzieht. Die Besucher dieser Nebenbörse', meist Ausländer aus dem Osten, feiern am Sonnabend und haben ihren Hauptbörsentag am Sonntag. Deshalb nahm die Polizei am gestrigen Sonntag eine Razzia vor. In der Pension von Süd-Appel wurden nicht weniger als 21 Personen, die als flüchtige Ausländer ausgewiesen waren, festgestellt. Es wurde verhältnismäßig wenig Geld bei den einzelnen Personen gefunden, dagegen befanden sich in den Ecken der Zimmer sowie hinter und unter den Möbeln im Kohlenkasten und in einem Eisschrank Bündel von deutschen und ausländischen Geldscheinen, die im ganzen den Betrag von über drei Millionen Mark überschritten. Die Anwesenden bekamten sich nicht zu diesem Gelde, so daß es als 'herrenloses Gut' beschlagnahmt wurde. 30 Personen wurden vorläufig in Haft gehalten."

Gleichzeitig schreibt die „Kreuzzeitung“: „Der Zuzug bolschewistischer Elemente nach Deutschland, besonders nach Berlin, ist in den letzten Wochen ganz auffallend gestiegen. Wer durch die westlichen Vororte Berlins wandert, ist erstaunt, wie vielen Russisch sprechenden Leuten er begegnet. Es bestehen bereits russische Restaurants, in denen jene Elemente aus und ein gehen. An Geld scheint es den Bolschewisten immer noch nicht zu fehlen. Jedenfalls scheint der Rubel in der radikalen deutschen Arbeiterschaft nach wie vor seine Zugkraft zu betätigen“ . . .

Dazu vergleiche man die skandalösen Berner Plünderungen und die Lärmszenen in den Parlamenten! Das wühlt von innen und — von Osten . . .

*

Die „Reigen“-Schande

Es gibt Dinge, die man aus angeborenem Schamgefühl sofort und selbstverständlich ablehnt, Dinge, über die es eine Erörterung gar nicht geben kann. Infolgedessen ist für uns eine „Debatte“ oder „Diskussion“ über den Schnitzlerschen „Reigen“ völlig ausgeschlossen. Ein Mensch, der einmaligen Geschlechtsverkehr mit Dialogen umrankt und „dezent“ aufführen läßt, ist für jedes vornehme Empfinden ab-

getan. Hat uns der Krieg noch immer nicht genug niedergeknüppelt? Mit elementarer Wucht müßte die deutsche Öffentlichkeit fähig sein, solche Steigerung der allgemeinen Schamlosigkeit abzuwehren. Kommt es freilich erst zu Skandalen, zu Prozessen, zu Gutachten, zur Freisprechung — so ist die Sache bereits verloren. Ein Vorkämpfer der Anständigen wie Professor Brunner spielt in solcher Situation unter allen Umständen eine ungünstige Figur: denn jetzt geht's um Worte, Worte, Worte — und im behenden, schänden Wortenmachen find ihm die Unbedenklichen über.

Wir bedauern, daß sich auch Männer wie die Professoren Köster und Witkowsky in dieser unreinlichen Sache zur Verfügung stellten und das hundertmal gespielte Kassenstück als „Kunstwerk“ verteidigten. Deutschland ist zu elend, zu verwildert, zu zerrissen, um sich solche „Kunstwerke“ leisten zu dürfen. Die ganze Welt wartet auf uns, meist in Haß und Verachtung, wartet, was wir nun zu sagen und zu leisten wissen — und das nachrevolutionäre Deutschland tanzt solche „Reigen“!

*

Würdelosigkeit

Die Beobachtung des Berliner Theater-treibens gemahnt uns an ein hartes Wort, das Richard Wagner nach der Zeit des großen Krieges in seiner Schrift „Über die Bestimmung der Oper“ ausspricht: „Wenn wir dasjenige bezeichnen wollen, was auf deutschem Boden als das des Ruhmes der großen Siege unserer Tage Unwürdigste sich bezeigt und fortgesetzt bewährt, so müssen wir auf dieses Theater weisen, dessen Tendenz sich laut und kühn als den Verräter deutscher Ehre bekennet.“ Dieses Wort möchten wir mit einer Übersicht belegen, die Berlin jetzt geradeswegs zu einer Pariser Theater-filiale stempelt. Der Berliner Theaterspielplan weist folgende Stücke auf: Deutsches Theater: „Kean“ nach Alexandre Dumas; Kammer-spiele des Deutschen Theaters: „Der Hühnerhof“ von Tristan Bernard; Theater in der Königgräzer Straße: „Die Fahrt ins Blaue“ von Gaston de Caillavet, Robert de Flers und

Etienne Rey; Kleines Theater: „Mademoiselle Josette ma femme“ von Paul Savault und Robert Charvey; Residenztheater: „Der König in Paris“ (Le roi) von Gaston de Caillavet, Robert de Flers und Emanuel Arène; Kleines Schauspielhaus: „Riki“ von André Picart; Intimes Theater: „Die Spelunte“ von Charles Méré und: „Lauf doch nicht immer nackt herum“ von Georges Feydeau.

Und so etwas ist möglich in der Hauptstadt d des Deutschen Reiches! Ausverkaufte Häuser lassen sich diese Schmutzigkeiten vorführen in Tagen, da weite Kreise der deutschen Volksgemeinschaft unter der Frongeißel eines erbarmungslosen und raubgierigen Feindes zu verbluten drohen! Dr. Paul Bülow

*

„Ehret eure deutschen Meister!“

Za, wir ehrten früher deutsche Meister und brachten Gedenktafeln an den Häusern an, wo sie geboren waren oder gelebt hatten. Auch Berlin ehrte das Andenken Eichendorffs, indem die Stadt das Haus Budapester Straße Ecke Bellevuestraße, wo Eichendorff einige Jahre gewohnt hatte, mit einer Bronze- tafel zierte. Jetzt hat diese Tafel soeben eine seltsame Nachbarschaft bekommen: über der Tafel steht in großen Buchstaben die Inschrift „Lektorstube“, und unter ihr, die Tafel zum Teil verdeckend, weist ein dicker gelber Pfeil auf den Eingang. Natürlich, Lektorstuben sind wichtiger als ein deutscher Dichter von Anno dazumal!

Und in Tübingen soll der „Turm“, der 36 Jahre lang (1807—1843) die Schußstätte des Dichters vom „Hyperion“ und „Empedokles“ war, in ein Kaffeehaus verwandelt werden, nachdem dieses Dichterasyl erst kürzlich der Gefahr entran, als Waschanstalt zu dienen. Zur Verhinderung dieses Frevels will ein Arbeitsauschuß nach bestem Vermögen zu der Aufbringung der Rauffumme von 65 000 Mark beitragen. Eile und Eifer für diese Sammlung ist geboten! Zahlungen erbeten unter „Hölderlinturm“ an Oberamts Sparkasse Tübingen, Postsparkonto Stuttgart 2457.

Dr. P. B.

*

Die deutsche Sprache in französischer Beleuchtung

Für Goethe haben die Franzosen nur ein geringes, für Shakespeare gar kein Verständnis. Und doch wäre die Weltliteratur lüdenhaft ohne Goethe und Shakespeare, nicht aber ohne Racine und Molière. Gleichwohl halten die Franzosen ihre Sprache, von der einer ihrer großen Geister gesagt hat, daß sie da ist, um die Gedanken zu verbergen, für die reichste und bildsamste.

Diese französischen Selbstverständlichkeiten erhärtete — in einem Vortrag über die französische Sprache und den Krieg — der Verfasser heiterer Schwänke und deutschfeindlicher Kriegsberichte, Marquis Robert de Flers, dessen Stücke von un-deutschen Theaterdirektoren vor dem Kriege bevorzugt wurden und seit kurzem wieder auf unsrem Spielplan erscheinen — zum Behagen der Kriegsgewinnler und ihrer Gefolgschaft. In seinem Vortrag behauptete dieser Pariser, daß die Deutschen „in trunkenem Stolz den abscheulichen Plan“ hatten, die Welt unter ihre Herrschaft zu bringen und die deutsche Sprache zur Sprache der Diplomatie, des Handels und sogar der Literatur zu machen. Während des Krieges hätten sich deutsche Professoren und Philologen versammelt, um die deutsche Sprache zu vereinfachen und zu verbessern, was aber nicht gelungen sei. (Von solcher Versammlung weiß man in Deutschland nichts.) Der Marquis de Flers liebt wie alle Franzosen das deutsche Geld, verachtet aber die Deutschen, bestreitet der deutschen Sprache den Platz in der Weltliteratur, weiß offenbar nichts von dem Einfluß Goethes und deutscher Klassiker auf die französische Literatur des 19. Jahrhunderts und macht sich über uns lustig. Nur in einem Punkt will der Herr Marquis eine Ausnahme zulassen: um die Aufführung seiner Schwänke in Deutschland und seine Einnahmen daraus zu erhöhen, befürwortet er die Schaffung einer internationalen Kunstgemeinschaft, zu der auch Deutschland als zahlender Abnehmer zugelassen werden soll! Nun, es fehlte nur noch, daß auf französische Anregung in einem Zusatz zu den Versailler Friedensbedingungen die

deutschen Theater verpflichtet würden, mindestens die Hälfte ihres Spielplans mit Pariser Schwänken und dergleichen auszufüllen. Verpflichtet? Ein Blick auf den Berliner Spielplan zeigt, wie dieser Unfug auch hnedies wieder blüht. P. D.

Fremdenlegionäre

Wie es scheint, hat man in England Soldaten für die spanische Fremdenlegion zu werben gesucht. Und die Werber rüffen Erfolg gehabt haben, denn die englische Regierung — glücklich in ihrer Beweglichkeit zum Besten ihrer Untertanen — hat die Werbung verboten. Der „Manchester Guardian“ knüpft daran einige nachdenkliche Bemerkungen, die gleichen, die auch uns Deutschen einfallen, wenn wir die zahlreichen Berichte über erfolgreiche Einreihungen deutscher Landsleute in die französische Fremdenlegion lesen: Wie kommt ein junger Mensch auf den Gedanken, sich für diese Truppe anwerben zu lassen? Das Blatt ist der Ansicht, daß diese jungen Leute keine Ahnung vom Klima Marokkos haben, daß sie dazu noch die ausgezeichnete Verpflegung, Ausrüstung, Krankenfürsorge, kurz die ganz erstklassige Behandlung erwarten, die England seinem Heere erteilt hat. Statt dessen, meint das Blatt sehr richtig, erwartet sie eine Hölle von „Bucht hausleben in einer wohlgeheizten Hölle“. Alles dieses könnte auch der deutsche Legionskandidat zu Herzen nehmen, denn Algier ist nicht weit genug von Marokko entfernt für auch nur die geringste Aenderung in den klimatischen sowie in den übrigen Verhältnissen.

Ein Punkt fällt noch außerdem der Zeitung auf. „Wenn Mitte August“, sagt sie, „Tausende von kräftigen Leuten, die den Krieg zu gut kennen gelernt haben, sich um die Gelegenheit reißen, schlechtbezahlte Soldatenarbeit für ein fremdes Land in einem unglücklichen Feldzug unter afrikanischer Sonne zu leisten: wie wird es dann um die Mitte des Winters herum in London aussehen, falls kein Wunder geschieht, um Arbeit herbeizuzugewinnen?“

Auch diese nachdenkliche Bemerkung verdient Beachtung in mehr Ländern als England. L. M. S.

Der alte Dessauer als Nothelfer

In der Zeitschrift „Die Räder“, die für den weiteren Ausbau der so wichtigen technischen Nothilfe kräftig wirkt, finden wir ein fast vergessenes Geschichtchen vom Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau, dem „alten Dessauer“. Männer von solch zupackender Kraft, im Gegensatz zum Geschwätz, brauchten wir heute.

Einst, als in Berlin ein Großfeuer wütete, das nach stundenlanger Arbeit der Feuerwehren noch nicht gelöscht war, erschien der alte Dessauer auf der Brandstelle, warf kurz entschlossen einige hindernde Uniformstücke zur Seite und beteiligte sich mit Wort und Tat an der Löscharbeit.

Als die Berliner sahen, daß der vollstümliche Dessauer mit an der Spritze stand, aus Leibeskräften pumpte und müßige, umherstehende Gaffer an die Arbeit schickte, verdoppelten sie ihre Kraft; und alsbald war die größte Feuersgefahr abgewendet. Da ging stolzen Hauptes, Blicke befriedigter Neugierde auf die Brandstelle werfend, der Berliner Kollegienrat Färber vorbei. Vor dem im Schweiß seines Angesichts pumpenden Fürsten blieb der Herr Kollegienrat stehen.

„Hört Er auch mit zur Bürgerfeuerwehr?“ fragte verwundert Färber, der den alten Dessauer nicht erkannte.

„Rede Er hier kein Blech! Sondern tu Er lieber ein gescheiteres Werk, als Maulaffen feilhalten: helfe Er mit pumpen!“ rief grimmig der Fürst.

„Was fällt Ihm ein, Er naseweiser, anzüglicher Patron! Ich soll mitpumpen? Ich? Weiß Er vielleicht nicht, wer ich bin? Wenn Er's noch nicht an diesem Orden sieht, so mag Er's hören: ich bin der Kollegienrat . . . der Herr Kollegienrat Färber! — Er dreimal naseweiser Mensch Er!“

Da ließ der alte Dessauer wutentbrannt den Pumpenschwengel fahren, ergriff einen Löscheimer mit nicht gerade klar aussehendem

Wasser und goß es dem gepuderten und gewachsenen Kollegienrat mit den Worten über den Kopf:

„Nun, damit Er es sogleich erfährt, wer Ihn getauft hat: es war Fürst Leopold von Dessau, der sich nicht geschämt hat, hier die Not mit lindern zu helfen!“

*

Die „Jugendlichen“

In dem freigewerkschaftlichen, sozialistischen „Korrespondenten für Deutschlands Buchdrucker“ ruft ein Gehilfe seine Kollegen zur Selbstbesinnung auf gegen den zerstörenden Geist der Unordnung und Widersetzlichkeit, der sich zum Schaden der gesamten Arbeiterschaft bemerkbar mache.

„Als ich vor 33 Jahren in die Lehre trat, da war es anders als heute. Der Junge, der Schriftsetzer lernen wollte, mußte einen bestimmten Bildungsgrad nachweisen, er mußte gute Schulzeugnisse besitzen und zum mindesten die erste Klasse einer Bürger- oder Volksschule erreicht haben. Die jungen Burschen besleißigten sich eines anständigen Betragens gegenüber den Gehilfen, sie waren freundlich und jederzeit gefällig. Stets war der Unterschied zwischen Lehrling und Gehilfen erkennbar. Die Gehilfen hielten selbst darauf, daß die Jungen nicht aus der Art schlügen. Aus diesen Jungen wurden dann später anständige Menschen und tüchtige Gehilfen — —.“ Und heute: „Vor einigen Wochen wurde ich zur Aushilfe in einen großen Berliner Zeitungsbetrieb eingestellt. Ich bin weit in der Welt herumgekommen, habe da und dort gearbeitet, was ich aber hier täglich sehe, das sah ich noch nie. Während die Gehilfen ihrer Arbeit stillschweigend nachgehen, treten die Laufburschen überlaut und dreist auf. Bei Gesprächen stecken sie ihre Nase mit hinein, erlauben sich Dreistigkeit. Jungen von 14 bis 16 Jahren sind Herren der Situation! Ältere Kollegen, die schon lange bei der Firma tätig sind, klagten mir entrüstet ihr Leid über diese Zustände. Als ich einen Kollegen auf das freche Betragen eines Laufburschen hinwies,

sagte mir der erstere: „Wenn Sie dem Jungen eine runterhauen, kommt Ihnen der Betriebsrat auf den Hals.““

Kann man sich wundern über solche Zustände in einer Zeit, wo man die Sechs- und Achtjährigen zu politischen Strazenumzügen anhält und die Halbwüchsigen, denen davor der Ramm gewaltig schwillt, als Stoßtruppe zu politischen Zwecken mißbraucht? Es gibt viele Arbeiter, die ebenso denken wie jene Gehilfe. Der sieht auch, weswegen es so gekommen ist und hat den Mut, es seiner Kollegen ins Gesicht zu sagen: „Nicht die Jungen, ob Lehrling oder Laufbursche, nicht die Hilfsarbeiter haben daran schuld, sondern ihr allein seid die Schuldigen! Geget unbeliebte Metteure, Faktoren, Abteilungs- vorsteher, Geschäftsleitungen habt ihr gewettert. Von denen wolltet ihr euch nicht alles gefallen lassen. Heute duckt ihr euch vor den Jungen und vor den Hilfsarbeitern. Ihr seid weit genug gekommen. Wenn es so weiter geht, dann kommt ihr dahin, daß euch die Jungen auf der Nase herumtanzen und ihr die Hilfsarbeiter bedient.“

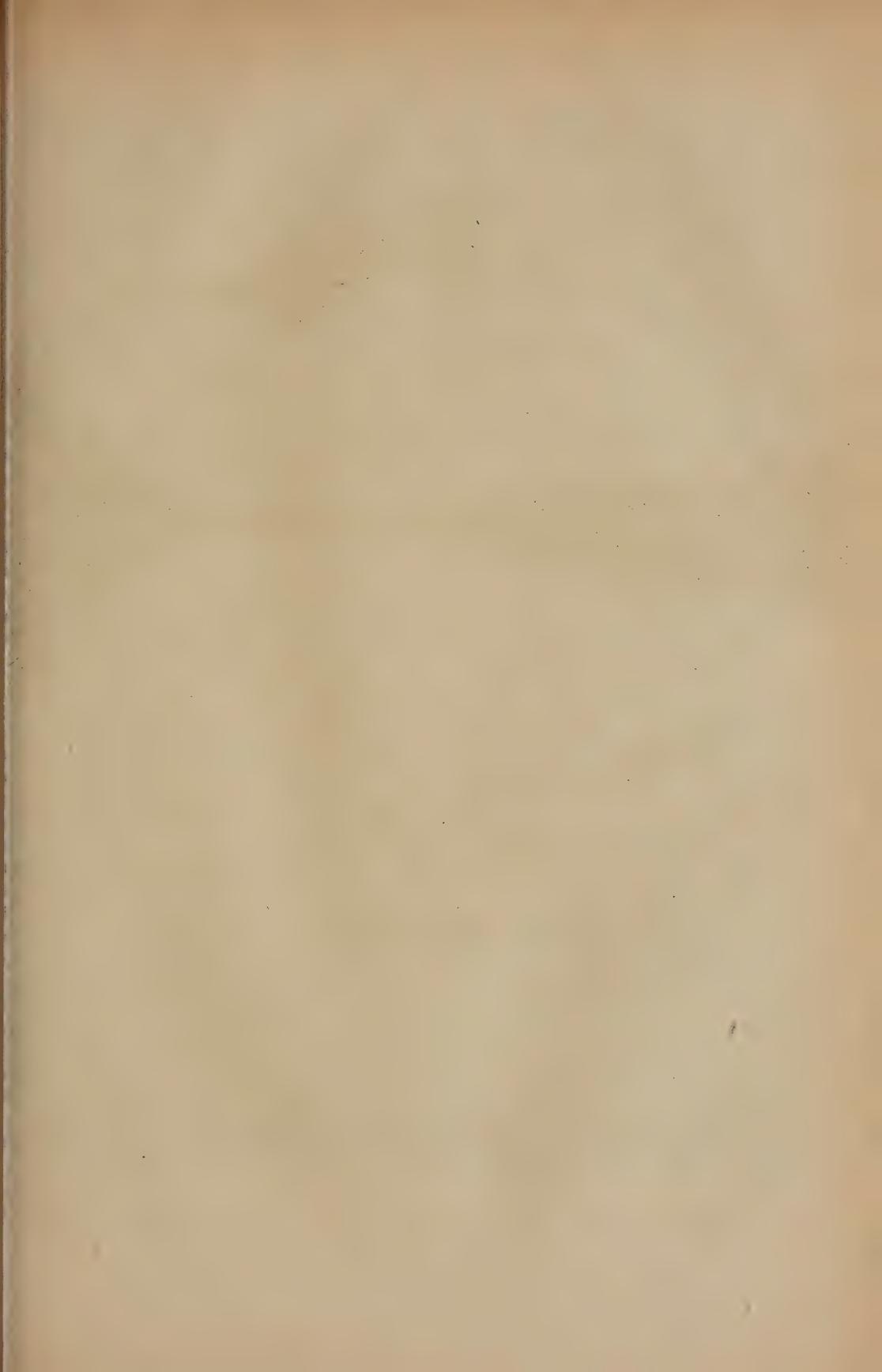
*

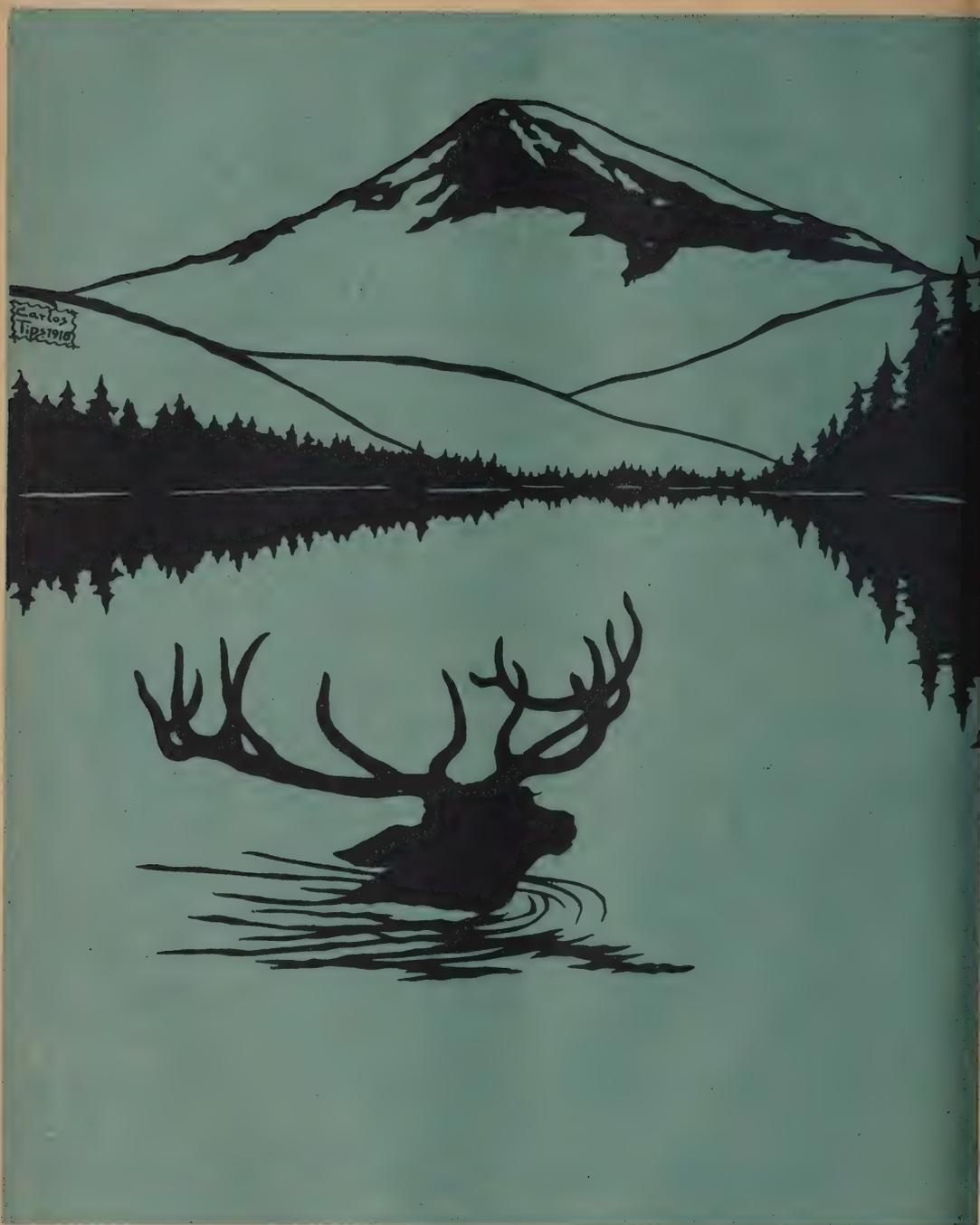
„Um die Schule . . .“

Die „Internationale Zeitung für Arbeiterkinder“ verzeichnet zur Nacheiferung folgende Szenen aus dem Kampf des Proletariats um die Schule: „Der Gesanglehrer tritt in die Klasse. Wir wollen heute ein neues Lied lernen, und zwar: Rauschet, ihr Eichen, brauset, ihr Lieder. Arno Hausmann (13 Jahre alt) erklärt: Herr Lehrer, ich singe ein so patriotisches Lied nicht mit. — Grün schnabel, wo steht hier was Patriotisches?! — Arno setzt sich und faulenz.“

Szenenwechsel. Wieder Gesangstunde Otto Haase (11 Jahre alt) soll singen: Wenn Gott will rechte Günst erweisen. Er weigert sich; schließlich gehorcht er widerwillig. Aber seine Eltern stellen den Lehrer zur Rede und verbitten sich energisch solche Lieder.“

So wird Heldentum herangezichtet: Maul- und Parteiheldentum!





Schwimmender Hirsch

Carlos Lips

Bellage zum Türmer



Der Förster

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Rienhard

24. Jahrg.

Februar 1922

Heft 5

Bayreuth und Weimar

Eine Innenwanderung neudeutschen Menschentums

Von Dr. Paul Bülow

Bayreuth will wieder seine Pforten öffnen. Trotz aller Not! Wir freuen uns dessen und denken an Ahlands Ausspruch: „Der Wert des Vaterländischen steigt, wenn das Vaterland Unbill erfährt, und das In-sich-gehen hat sich wirksam auch zur Tat erwiesen!“ Wir, die wir dies empfinden und zur Tat reifen lassen wollen, besinnen uns auf die Edel-nächte, die uns unverlierbar im furchtbaren Erleben der Gegenwart geblieben sind. Die von den Edelstätten Weimar und Bayreuth ausströmende Kraft wird sich bei uns in neuschöpferischen Eigenbesitz verwandeln, der zunächst unser Sein in bestimmte Bahnen und Ziele lenkt, dann aber auch unsere Umwelt beeinflussen wird.

Das Wort Wagners in seiner Weiherede zur Grundsteinlegung des Bayreuther Festspielhauses: „Dies ist das Wesen des deutschen Geistes, daß er von innen baut: der ewige Gott lebt in ihm wahrhaftig, ehe er sich auch den Tempel einer Ehre baut“ — soll uns voranleuchten auf unserer Wanderung, die wir jetzt als stillstarke Pilger, erlöst vom Unfrieden und Mißmut der Zeit, nach den beiden bedeutungsvollsten Edelstätten deutschen Geisteslebens antreten wollen.

Nach einem bemerkenswerten Ausspruch Wagners ist in Deutschland wahrhaftig nur der „Winkel“, nicht aber die große Hauptstadt produktiv gewesen. So findet er selbst das Heim der Meisterruhe in der lieblichen Einsamkeit von Bayreuth,

„fern von dem Qualm und dem Industrieeruche unserer städtischen Zivilisation“, nachdem er Jahre vorher auch den deutschen Winkel „Weimar“ als Festspielort ins Auge gefaßt hatte.

So krönt der Name „Bayreuth“ Wagners Lebenswerk. In der denkwürdigen Stunde der Grundsteinlegung des Festspielhauses am 22. Mai 1872 rief der Meister den anwesenden Freunden diesen Spruch entgegen:

„Hier schließ' ich ein Geheimnis ein,
Da ruh' es viele hundert Jahr':
So lange es verwahrt der Stein,
Macht es der Welt sich offenbar.“

Dieses Bayreuther „Geheimnis“ ist von symbolischer Bedeutsamkeit. Auf dieses gilt es sich zu besinnen zu einer Zeit, da eine mutige Schar von Männern aus dem engeren Bayreuther Kreise trotz der wirren und hemmenden Verhältnisse in unsern Landen es gewagt hat, mit einem Aufruf zur Erwerbung der Patronatschaft für die Wiedererweckung des Bayreuther Festspiels an die Öffentlichkeit zu treten, um dort auf dem Hügel von Bayreuth das deutsche Volk im Jahre 1923 zu weihervoller Versammlung zusammenzurufen.

Das Festspielhaus ist die Verkörperung seelenvoller deutscher Weltanschauung und einer weithin durchdringenden künstlerischen und sittlichen Kraft. Es ist ein Bollwerk gegen die übermächtig anstürmenden Dämonen der modernen Zivilisation, die jener in titanischer Willenskraft sich fest behauptenden Stätte deutschen Meistertums selbst heute noch oft so arg verkennend oder bewußt feindselig gegenübersteht. Paul Bekker hat dafür vor einiger Zeit in einem Artikel der „Frankfurter Zeitung“ ein beschämendes Beispiel geliefert. Wir verzichteten, diesem schänden Angriff auf ein Heiligtum deutscher Kunst eine Entgegnung zu liefern. Von je hat Bayreuth im Kampf gegen Feindschaft und Mißgunst gestanden. Aber gerade aus einem tollen Weltwirrwesen erhob Wagner dieses Werk in die edlere Sphäre reiner, selbstloser Kunst und weltüberwindenden Opfernuts, wenn er bekennt: „Es war gerade das Innwerden der beispiellosen Verwirrung und Verwahrlosung seines öffentlichen Kunstwesens, welches meinen Blick von neuem für das ihm tief zugrunde liegende Geheimnis schärfte.“ Dieses „Geheimnis“ der Sendung Bayreuths ist von der modernen Welt verschüttet worden. Wir werden es aus viel Schutt und Trümmern wieder auszugraben haben.

Bayreuth ist Symbol für den Geist des deutschen Idealismus, den wir Gralsgeist heißen. Bayreuth ist Wahlspruch für den heiligen Gralskampf um höchste Güter unseres Volkes. Gralsgeist und Gralskampf im Verein gegen die seelenstumpfe Trägheit und Verelendung bei uns: dies bedeutet das im Sonnenglanz des Festspiels erstrahlende Bayreuth. Es war das deutsche Olympia; seine Segenkräfte haben mitgewirkt an der Erziehung des Volkes, das die Tage des August 1914 an sich erlebte. Der Kern von Bayreuths Sendung betrifft eben jenes vom Schöpfer selber dorthin versenkte „Geheimnis“ seines reinen künstlerischen und ethischen Wesens.

Den ethischen Gedanken des geistigen Bayreuth haben wir in der Gegenwart vor allem zu weithin ausstrahlender Wirkung zu bringen. Denn der Regene-

ionsgedanke war es doch, der Richard Wagner beseele, der „unser Heil einzig einem Erwachen des Menschen zu seiner einfach-heiligen Würde suchte“. Die alte, alten geschäftlich-spekulativen Sonderinteressen aus dem Wege gehende, unverleugnende, gemeinsame, wahrhaft allbeglückende Hingabe an die Verwirklichung des großen Zieles der „Wiedergeburt“: sie bedeutet recht eigentlich die Lebensaufgabe des „geistigen Bayreuth“. Darüber vergleiche man Chamberlains „Lebenswege meines Denkens“ (München, Bruckmann), die wohl die bisher gründigste Würdigung Bayreuths — gerade nach seiner kulturellen und ethischen Bedeutung hin — enthalten. Zu dem Wenigen an deutschem Edelgut, was uns noch verblieben, gehört auch das Werk von Bayreuth: „Retten wir es, erhalten wir es lebendig und rein wie ein Heiligtum, daß es uns leuchte und stärke in trüben Zeiten Lauf, wie einst die siechen, kampfmüden Ritter von Monsalvat des Grales andertätiger Segen.“

Doch es liegt Bayreuth in so hehrer Bedeutung nicht einsam in deutschen Gauen. Den lieblichen Hügel von Bayreuth grüßt die Schwesterstätte im Herzen Deutschlands. Bayreuth und Weimar stehen in innerlich verwandter Gemeinschaft. In der letzten Zeit der Zeiten Wende als geistige Gipfelpunkte deutschen Kulturlebens zusammen. In beiden ist „der Dienst der deutschen Seele in hoher Tempelburg deutscher Kunst“ heilige Herzenssache. Beide erstreben das gleiche Ziel: die zentrale Bedeutung der Kunst „als eine von innen her den Organismus durchdringende Lebensmacht“ in den Mittelpunkt des Kulturlebens zu stellen.

Der Goethepark von Weimar, der schattentiefe Garten von Wahnfried — Edelgärten, da zweier deutscher Meister Wädhnen Frieden fand, stille Orte der Sammlung und Ehrfurcht. Werden Neudeutschlands Menschen dorthin die Gralsfahrt antreten und an geweihtem Ort dem geheimnisvollen Ruf aus den Gefilden hoher Zeiten lauschen? Wird hier neue Seelenkraft ausströmen?

Weimar — ein festlicher Klang umtönt dieses Wort. Landschaftliche Anmut und heimliche Erinnerung des reizvollen Städtchens an der Ilm umfassen den Besucher mit immer neuem Zauber — wie es traulich liegt zwischen Parkbäumen und sanft ansteigenden Feldhügeln, von den Sonnenuntergängen des thüringischen Landes angeglüht. Der in allen Jahreszeiten so stimmungsvolle Goethepark raunt an alter Zeiten geiststrahlender Schöne: „Hier wirkten zwischen bedeutenden Männern und Frauen unsere größten dichterischen Denker der Neuzeit: Goethe, Schiller, Herder. Von hier aus hat sich eine vornehme Geistesgemeinde gesammelt, der der Name Weimar ein Symbol geworden für feinere Kunst und Kultur.“ Und wenn wir auf der freien Höhe über der stillen alten deutschen Dichterstadt stehen, bekennen wir mit dem Dichter: „Diese milde, anmutige Ruhe wirkt wie heilige Genesung auf das Herz, das aus Erregungen hieherkommt und im Ausblick auf den Meistern dieses heiligen Hains das innere Gleichgewicht sucht — Weimar die Seele der deutschen Welt!“ Der Name Weimar wird der Sammelbegriff für die wenigen Geister, die dem Deutschtum endlich wieder einen seelisch bedeutenden Halt verleihen möchten. Dieser kommt bei ihnen nicht anders zustande als durch „ein Verzichten auf Behaglichkeiten der Welt um einer großen Idee willen — und dies Tun und diese Kraft nennen wir Idealismus.“

Wir haben viel Zivilisation und Technik, aber wenig Kultur. Denn im Mittelpunkt wahrer Kultur steht als ihr edelstes Erzeugnis die Persönlichkeit. Es gilt für Weimar und für Bayreuth. Es ist von innen heraus ein Herrwerden über den Dunst und die Niederungen der Materie: „Das ist das Köstlichste, was wir Deutschen, die Landsleute Kants und Goethes, immer wieder der Welt verkünden können.“ Deutsche Lebensmeisterschaft hat den Namen „Weimar“ zum Symbole erhoben: „Wenn Winkelmann, auf die Edelbilder der griechischen Kunst schauend, ‚edle Einfalt und stille Größe‘ suchte; wenn Schiller, Armut und Würde vereinigend, den Begriff der ‚schönen Seele‘ vertiefte; wenn Wagner vom ‚starken und schönen Menschen‘ sprach: — so suchen sie alle ein Idealbild des Menschentums, in dem tatsächlich in ihnen selber nach Ausdruck rang. Nur dann verwandelt sich fernsuchende Romantik in reifen und nahen Klassizismus, wenn wir mit Goethe sagen und tun: ‚Die goldene Zeit ist wohl vorbei, allein die Guten bringen sie zurück. (Ich benutze in alledem Prägungen Lienhardts.)“

Die Sehnsucht nach einem kraftgebenden deutschen Olympia empfindet das Gemüt der besten Deutschen — ganz im Sinne der Worte Hans von Wolzogen:

„Rehrst du bei deinen Meistern ein,
Sei's, um dir Kraft zu holen,
Wahrhaftig wieder deutsch zu sein
Vom Scheitel bis zur Sohle.“

So bekennt Ernst von Wildenbruch: „Nicht das äußere Gewand nur, ein Tiefes, ein innerlicher Beweggrund ist es, der mich immer wieder nach Weimar zieht. Die Erfahrung, daß man daselbst etwas lernen kann.“ Hier an der kunstgeweihtesten Stätte, wo das klare Weltauge des Größten von Weimar in strahlender Helle über der Stadt leuchtet, wo der Feueratem Schillers die empfängliche Seele umwehen möchten wir den seelischen Gesundbrunnen für unser Volk suchen. „Mehr Liebe ruft ein neudeutscher Dichter seinem Volke entgegen und findet mit diesem nur Widerhall. Ist es doch der Hunger nach Seele, die Sehnsucht nach den Meistern der Weisheit, nach den Engeln der Güte, was in dem uns gegenwärtig umflutenden Zeitgeist ungestillt bleiben muß.“

Welche hingebungsvolle Arbeit aber wird nötig sein, ein in Rassenhaß verhärtetes, durch fremdländische Wahnideen beraushtes, wirtschaftlich darbenendes und verarmtes Volk zu diesen geistigen Gipfelpunkten zu führen! Und doch können nur unsere Volksgenossen keinen edleren Weg zur Gesundung und zum Aufbau aller verlorenen Werte weisen als solche Verinnerlichung. Das eben ist das Endziel und das höhere Bewußtsein eines idealen Menschentums im Dienste Weimars, wie Lienhard in seinen „Jugendjahren“ bekennt: „Das Weimar oder die Gralsburg, die ich meine, sind nicht hier oder dort. Der Gral erglüht zuletzt in uns selber. Und wesentlich ist auch ein anderer Ausspruch dieses Dichters: „Das landschaftliche und das historische Weimar sind mit all ihrer Schönheit doch nur Sammlungspunkt und Beispiel. Es ist mir nicht um den Ort und nicht um das Wort zu tun. Das eigentlich Wertvolle und Lebendige ist Weimars Wirkung. Das Wort Weimar erhält erst Leben und Sinn, wenn es in jedem von uns ähnliche Kräfte erweckt wie sie dort lebendig gewesen.“

Ein Neu-Bayreuth und Neu-Weimar — beide aus der Not der Zeit heraus neu erleben — wünschen wir also dem schweren, dumpfen Zeitalter, in dem wir leben. Es erstere haben sich die verschiedenen Wagner-Verbände unter Führung der Zentralunion des A. N. W. W. zum Panier erkoren. Und wer das Werk des jetzigen Herausgebers dieser Zeitschrift kennt, der weiß, was wir unter „Neu-Weimar“ verstehen. Nicht wenige sind es, die sich zu diesem Edelziel mit ihm vereint wissen. Die Eindeutschung und Verinnerlichung der Höhenkultur Weimars unserm Volke zu gewinnen, hat Lienhard sich als Lebensaufgabe gestellt. Dies geschieht nicht in der Art einer epigonischen Nachahmung, sondern in einem durchaus neuschöpferischen, aus dem Herzschlag der Gegenwart heraus geborenen dichterischen Streben und Schaffen. So hallt uns entgegen aus seinem „Thüringer Tagebuch“ (1903) dieser Mahnruf entgegen: „Habt Mut und übt euch an den Großen von Weimar, die mehr waren als Dichter, weil sie zugleich Seher und Weise waren: habt den größeren Mut und setzt euch das Ziel, ein neues Weimar zu errichten, in das nicht nur das Idyll des Thüringer Waldes lieblich herüberauscht, an das vielmehr des Ozeans Brandung donnert und anschlägt und euch erzieht zu heroischer Lebensauffassung!“

Man verwechsle also dieses Weimar nicht mit irgendeinem Idyll! Wir wollen unsere besten Kräfte nicht in Rückschau auf einen traumverlorenen, weichlichen Idealismus vergeuden, sondern wollen uns getragen wissen von freudiger, herzwingender Wirklichkeitsstimmung. Wir wollen handeln nach der echt deutschen Lehre, wie sie aus dem kerngesunden, geläuterten Mannestum Wilhelm Meisters strömt: „Blick' auf zu den Sternen, hab' acht auf die Gassen!“ So seien Bayreuth und Neu-Bayreuth zwar die idealen Ausgangspunkte: aber Neu-Weimars Seele, Erstarkung, Einheit sei unser Ziel.

Anläßlich der vorletzten Tagung der Goethe-Gesellschaft stellte Lienhard das Kulturprogramm einer „Deutschen Akademie“ in Weimar auf. Der Verwirklichung dieses Planes soll unsere Arbeit gelten. Über ganz Deutschland würden sich Segensströme neuer Innerlichkeit und Ehrfurcht ergießen, wenn sich ein Neu-Weimar bauen ließe, wie es der Dichter erhofft. Hören wir darüber seine eigenen Worte: „Zweimal Weimar in den letzten Jahrhunderten geistig geblüht. Die erste Blütezeit, gekennzeichnet durch Karl August, war ein Ausleuchten der Dichtung. Das nachfolgende Zeitalter, gekennzeichnet durch Karl Alexander, war berühmt durch seine Künste. Beide Künste waren hier und dort umrahmt von einer nicht unedlen Poesie. Und durch den Wiederaufbau der Wartburg wurde innerhalb des letzteren Zeitalters eine Perle gewonnen, deren Wert und Wirkung auf das deutsche Geistesleben einem Schöpferwerk gleichkommt. Die Künste haben geblüht. Aber die Religion? Ist in entsprechendem Maße von Weimar aus eine religiöse Geisteskraft weckend und wirkend in die deutschen Gaue ausgestrahlt? Wenn nur einmal unserm Weimar eine dritte Blütezeit beschieden sein sollte: geht sie leicht vom religiös beschwingten Herzen aus? Wird Deutschland in seiner jetzigen Not vielleicht aus unsrer deutschen Mitte heraus gestärkt und neubelebt werden? Wenn sich hier eine Flamme entfachte, eine neue Lebens- und Liebesbewegung, ein Gelübde vieler deutscher Menschen, nicht mehr dem zersplitternden politischen Parteihatz, sondern der großzügig einigenden Liebe zu leben!“ . . .

Licht, Liebe, Leben — diese drei Grundkräfte deutscher Seele, wie sie in Herder im Zeitalter des deutsch-klassischen Idealismus vertreten werden, nun wie in künstlerischen Formen ausströmen zu lassen: das ist es, was Lienhard von Weimar für die Zukunft erhofft. Wir stimmen ihm bei, wenn er in der heutigen Verwildernis viel stärker das Sittlich-Religiöse ermutigt wissen will. In solchem Sinne würde sich Neu-Weimar in schöner Gemeinsamkeit mit Neu-Bayreuths Ziel zusammenfinden; und beider Arbeit würde gipfeln in dem Worte Wagners: „Unser Bestreben suchen wir einzig in einem Erwachen des Menschen zu seiner einfach-heiligen Würde!“

Kann man dem Menschen unserer Tage Besseres wünschen als solches Erwachen?

Und noch eins! Wird auch ein Hauch vom Lebensodem Weimars und Bayreuths in unserer Schulerziehung Eingang finden? Wird ein wärmerer und freier Schulunterricht schon früh die Jugend mit diesen Trägern wahrer Bildung und Gesittung vertraut machen? Hören wir nicht täglich und stündlich den qualvollen Aufschrei, spüren wir nicht das notvolle Sehnen bei den Besten unseres Volkes angesichts der erschütternden und tiefschmerzlichen Tatsache, daß Deutschlar Schichten und Stände zerrissen sind vom Haß? Spürt man nicht, welche Sehnsucht in dem Wort „Jugendbewegung“ mitschwingt?

Wahrlich, es ist auch uns, auch unsrem Bayreuth, dem wir neues Ausblühen wünschen, nicht um Ort und Wort zu tun, sondern um die Wirkung. Drum gilt nun mutigen und treuen Zusammenschluß aller gleichgestimmten Edlen, die der Wiedergesundung ihres Volkes mitzuarbeiten willens sind. Halten wir uns dafür an Schumanns beherzigenswerte Mahnung: „Es waltet in jeder Zeit ein geheimes Bündnis verwandter Geister. Schließt, die ihr zusammengehört, den Kreis fester, daß die Wahrheit der Kunst immer klarer leuchte, überall Freundschaft und Segen verbreitend!“



Herzwunder Von Albert Sergel

Wie ward er still, der wilde, stolze Knab',
da sich ihr Herz ihm ganz zu eigen gab.

Er hob es sacht und tat's in zieren Schrein
und schmückt' ihn zart mit Blum' und edlem Stein,

kniet fromm davor: ein Scheinen geht daraus
und füllt mit Kirchenglanz sein armes Haus.



Landrichter Rraf

Erzählung von Anna Schieber

(Fortsetzung)

Der Erzähler sammelte sich und fuhr fort:

„Es dauerte vielleicht eine Minute, vielleicht auch weniger oder mehr, daß wir uns gegenüberstanden. Er, die Kaze oder Schlange oder der Räuber, wie ich ihn nun immer in mir hieß (und wie ich ihn meinem Gefühl nach schon seit Ewigkeiten geheißt hatte), brauchte sich ja nicht um die hilflose Angst und Wut und um das Zerschmetterteisein eines sechzehnjährigen Bubens zu kümmern, und er tat es auch nicht, obgleich ich sicher weiß, daß er an mir erschrak. Er war der Älteste der Familie, und er konnte das Haus verkaufen; es stand nichts Gefekliches dagegen. Er mußte den Geschwistern eine gewisse Summe, einen väterlichen Vermögensanteil, den sie darauf stehen hatten, auszahlen, und das konnte er leicht, da er einen Liebhaber als Käufer gefunden hatte, dem an dem schönen alten und vornehmen Bau gelegen war, und der ihn mehr als gut bezahlte. Wir wußten nicht, wer es sei, und es war auch einerlei, wenigstens im ersten Augenblick. Meine Mutter und meine Schwestern waren froh und glücklich und machten Pläne betreffs einer neuen Wohnung; sie brauchten sich nicht sehr einzuschränken, denn der Onkel hatte ihnen freiwillig noch einen Brocken von seinem Gewinn abgegeben. Sie konnten neue Möbel und Vorhänge und Teppiche anschaffen und eine hübsche, helle Etage oder auch eine kleine Villa mieten, wenn sie nicht etwa in eine ganz andere Stadt ziehen wollten, was ihnen auch offen stand.

Sie waren schon mitten im eifrigen Gespräch, als ich mich blaß und zitternd zur Türe hereinschob. Vor mir war ein Blick niedergefahren; das Fundament, auf dem ich stand, hatte sich in seinen Grundfesten bewegt; es war mir, als habe ein Teufel mit leisem, spöttischem Hohnlachen seine langen, gelben Finger aus einem plötzlich entstandenen Erdriß herausgestreckt und nach meiner Heimat gegriffen, um sie im Spiel einem andern zuzuwerfen, dem sie doch nie das sein konnte, was mir.

Den Meinen aber hätte gar nichts Lieberes begegnen können als dieser Wechsel; ich fühlte mich ihnen fremd und fern wie noch nie und setzte mich stumm auf einen Stuhl neben der Türe, was sie nicht gleich beachteten. Sie fuhren wie drei große Kinder, die sie auch in manchem Betracht waren, fort, sich wie mit einem neuen Spielzeug mit dem Ausmalen der neuen Verhältnisse zu beschäftigen, und redeten freudig davon, daß es eigentlich gar keinen Umzug vorzubereiten gelte, da das Haus ‚wie es gehe und stehe‘, mit all den schweren alten Möbeln, mit Geräten und Bildern, mit allem verkauft sei.

Als ich das hörte, muß mir ein dumpfer Schreckenslaut entfahren sein, denn meine jüngste Schwester kam aus der breiten Erkernische, in der sie alle drei beisammen waren, heraus und rief: ‚Ach, der Peter!‘

Und sie kamen zu mir und wollten mich trösten und aufheitern, und meine Mutter sagte: ‚Ach, großer Bub, du mußt das nicht so schwer nehmen. Für dich

ist es auch gut, ja besonders gut, daß du aus dem alten Bau herauskommst und in die Welt hinaus, die ganz andere Dinge zu vergeben hat, als dieser Winkel.' Sie strich mir mit der Hand über das Haar und sagte liebevolle, ernsthafte und neckische Dinge durcheinander, wie man ein Kind zu beruhigen versucht. Aber nach einer Weile, als ich mit ausbrechenden Tränen fragte: 'Wie kann hier jemand anderes drin sein?' verdunkelte sich ihr Blick, und sie sagte mit zitternden Lippen: 'Ach, hätt' ich mich doch nie mit euch Kracken eingelassen!', denn ich erinnerte sie an meinen Vater, der nirgends anders als in der alten Heimat hatte sterben wollen, und ihr leichtbewegliches Herz zog sich in einer Mischung von Wehmut und Ärger zusammen; denn sie liebte uns ja doch, wie wir waren. Aber meinen Schwestern kam ihr klagender Ausruf so komisch vor, da sie mich ja doch selber geboren hatte, daß sie zuerst leise und dann immer lauter anfangen zu lachen und die Mutter damit ansteckten, die ihre nassen Augen trocknete und ergeben ins Lachen hinein sagte: 'In Gottes Namen, man muß eben sein wie man ist; es hat keinen Wert, sich anders zu wünschen.'

Ich aber ging leise aus der Tür und trat in den Saal, durch dessen Fenster das Licht der Laterne fiel, die im Hofe brannte. In der ungewissen dämmerigen Beleuchtung sahen die Bilder der Vorfahren wie drohend auf mich herunter, der ich sie in fremden Händen lassen und in die Welt hinausgehen wollte.

'Haben wir dich nicht bewacht, als du ein kleines Kind warest?' sagten sie zu mir. 'Haben wir dir nicht Lieder gesungen und Geschichten erzählt, eh' es ein anderer Mensch getan hat? Und sind nicht unsere Kinderfüße, wie einst die deinen durch das Haus getrippelt? Sind nicht unsere Särge hier in diesem Raum gestanden? Haben wir nicht unsere Namen und Herzen in die Familienbuche geschnitten? Sind wir nicht wie du mit dem alten Stamm verwurzelt und verwachsen? Willst du es dulden, daß man uns um Geld verkauft?'

In meinem Denken mischten sich wieder einmal die lebenden Personen, die sie einst gewesen waren, mit den Bildern, wie mir das ja schon als ganz kleines Kind geschehen war. Und in der Trauer, die ich über den bevorstehenden Abschied vom Krackenhaus empfand, wuchs ein immer stärker werdender Befehl auf, den mein Inneres mir gab, nämlich die Bilder nicht in fremde Hände kommen zu lassen.

Aber ich hatte ja keine Möglichkeit, sie mitzunehmen. Ich hatte keinen Platz für sie, und außerdem waren sie, wie ich erfuhr, für eine beträchtliche Summe an den neuen Besitzer verkauft, dessen Reichtum und Stammbaum beide von ganz jungem Datum waren, und der mit einem Teil seines Geldes sich selber und andern den Schein einer alten Kulturzugehörigkeit hatte erwerben wollen. Meine Schwestern lachten darüber, besonders als die Familie einmal ins Haus kam, nachdem zuvor ein Diener in ihrem Auftrag höflich um die Erlaubnis dazu angefragt hatte. Ich sah die Leute nicht, da ich um diese Zeit im Gymnasium war, aber ich hörte aus den Schilderungen meiner Schwestern, es sei ein dunkelhaariges, etwas fettes Ehepaar gewesen, das einander ganz auffallend gleichgesehen habe, mit gelblicher Haut und brennenden dunklen Augen, und das in einer fremdartigen Redeweise sich des Deutschen bedient habe. Meine älteste Schwester, die ein ausgesprochenes schauspielerisches Talent besaß, konnte sich nicht genug darin tun, die Ausprüche und Bewegungen der Leute nachzuahmen, und deutete mit dem Stiel einer imagi-

ren Vornette nach dem Bilde eines in jungen Jahren verstorbenen Kraken
t feurigen Augen und dunklen Locken, indem sie, mit der Zunge anstoßend, zu
nand, der nicht da war, sagte: ‚Ist das nicht mein Bruder Gideon, wie er lebt
d lebt?‘ so daß ich in die allgemeine Heiterkeit, die dabei entstand, einen Augen-
k einstimmen mußte. Freilich schämte ich mich nachher um so bitterlicher, daß
r solchen Leuten unsere Ahnen auslieferten.

Der Wechsel vollzog sich ziemlich schnell, wenigstens insoweit, daß wir vorläufig
e hübsche, völlig eingerichtete Wohnung auf der neuen, modernen Stadtseite,
: zurzeit unbewohnt stand, beziehen konnten, während dagegen die Gideonsleute,
e meine Schwestern sie sofort getauft hatten, in unser Väterhaus einzogen. Sie
achten auch gleich ein Heer von Handwerksleuten mit, die den schönen alten Fach-
erkerbau von Grund auf wieder herstellen sollten, doch ohne irgend etwas daran zu
ändern oder ihn in seiner geschlossenen Einheit von außen und innen zu stören.
Freilich, die größte Störung waren sie selbst, doch das empfanden sie nicht.
ie dagegen war es, seit ich sie dort drinnen wußte, wo sie sich in unsere alten
hustühle setzen, mit ihren kurzen, fetten Fingern den Flügel aufschlugen und
s unseren Fenstern über die Stadt hinuntersehen konnten, unerträglich zumute.
war mir, als ob die Väter in den Nächten, wenn alles schlief, aus ihren Bildern
gen und nach denen suchten, die hierher gehörten, als ob das Stammpaar auf
: Wand in der Vorhalle sich ohnmächtig schüttelte, um die Wurzeln loszuwerden,
: aus seinem Leibe wuchsen, damit es davongehen könne, aber umsonst. Und
nn ich von weitem durch den Dunst und Rauch der Stadt das geliebte Haus
, dessen Fenster in der Sonne aufglänzten und dessen Giebel mir wie ein ehr-
würdiges Haupt zuwinkte, das ein schweres Schicksal zu tragen hat, so riß etwas
mir, und eine dunkle Stimme, die nicht nur Heimweh war, sprach Worte, die,
öfter ich sie hörte, um so deutlicher wurden.

Meine Mutter war in dieser Zeit besonders liebevoll und zärtlich gegen mich,
sie zwar meine Not nicht recht verstand, aber sie doch sah und fühlte. ‚Warum
st du denn immer wieder dort hinaus?‘ fragte sie mit liebevoller Stimme;
würde dir doch leichter werden, wenn du gerade aus vor dich hin sähest auf
nen neuen Weg, wie wir es auch tun. Sei es um eine kurze Zeit, so ziehen wir
i dieser Stadt ganz weg, und du hast offene Meere und Bahnen vor dir. Wer
d immer zurücksehen wollen auf etwas, das doch vergangen ist?‘

Das sagte sie, weil ich immer wieder, unwiderstehlich angezogen, den alten Weg
schlug und an dem Krakenhaus vorbei zu dem alten Turm hinauffstieg, der ja
st mitverkauft war, da er nicht zu unserem Grundstück gehörte, was mir jetzt
große Wohlthat erschien, nachdem ich es früher nie hatte gelten lassen wollen.
n der Plattform des Turmes aus konnte ich auf die Terrasse und in den Hof
Krakenhauses sehen; das schuf mir schneidende Schmerzen, ich tat es aber
dem mit selbstquälerischer Aufmerksamkeit. Da sah ich nun, wie die Handwerker
den Fensteröffnungen und auf dem Dach hantierten, wie ein Gärtner mit seinen
hilfen mein dichtverwachsenes Rindheitsreich durchforstete, Buschwerk herausriß,
äben auffüllte, Wege ebnete und das kleine runde Tempelchen, das ich immer
mir gehörig betrachtet hatte, in den grausam nüchternen Tag stellte, wo es
: nicht mehr hinpaßte.

„Man sollte es anzünden, damit es nicht so nackt dastehen muß“, dachte ich und fühlte eine jähe Glut in mir emporlodern, als ich mir bewußt wurde, daß ich dieselben Worte schon oft hatte dunkel rufen hören, und zwar in bezug auf das Haus, ohne daß ich hätte sagen können, wer sie mir zugerant hätte. Es war ein so heftiger Schreck, den ich da empfand, daß ich, ohne mich noch einen Augenblick umzusehen, den Turm verließ und den ganzen Weg den Berg hinunter bis zu der Stadt im vollen Lauf zurücklegte. Aber der erwachte Gedanke hielt mit mir Schritt und ließ sich durch nichts mehr verjagen. Ich schüttelte mich wie vor einem zudringlich und lästigen Insekt, das einem unaufhörlich in die Ohren summt in immer gleichem Ton. Denn es war ja ein Unsinn; man konnte und durfte es nicht tun; es war ungeheuerlich, es auch nur zu denken. Aber es ließ nicht nach.

„Es ist auch ungeheuerlich, daß unsere Heimat um schmutziges Geld verschachelt ist“, redete es in mir. „Bettler und Heimatlose sind wir geworden und müssen irgendwo unterkriechen, in irgend einem Fach eines Steinbaukastens. Nie mehr können wir irgendwo Wurzel schlagen; wir müssen leben wie abgeschnittene Blumen in einem Glase Wasser.“

Aber das ist nicht alles; sondern das schlimmste ist, daß die Heimat noch da während wir keinen Anteil mehr an ihr haben. Daß Fremde mit ganz anderem Blut und Wesen darin sich einmisten wie Würmer in einem toten Körper, und tun, als ob sie ihn mit sich beleben könnten.

Der Stammbaum in der Vorhalle und die Bilder im Saal sind noch da und müssen es dulden, daß diese widerwärtigen Schmarotzer sich bei ihnen heimlich machen wie Misteltriebe auf faulen Bäumen.

Wenn meine Gedanken hundertmal durch die verlassen und von Fremden bewohnten Räume gegangen waren, dann war es mir immer wieder aufs neue als ob es zwar erträglich sei, die Heimat zu verlieren, wenn es sein müsse, nicht aber, sie in andern Händen zu wissen, die weder Blut noch Seele, weder Hochkommen noch liebevolle Arbeit mit ihr verband, nichts als das Geld, das mir eine geringe, unsaubere und im Grunde belanglose Gegenwertung erschien, und das in keinem Verhältnis zu den eigentlichen Lebenswerten stand, die im Krackhaufe steckten.

In meiner Klasse im Gymnasium war nun auch der Sohn der Gideonsleuten namens Jokus, eingetreten. Er kam von einem auswärtigen Gymnasium her und trat auf wie einer, der von vornherein sicher ist, daß er die erste Geige zu spielen hat, da seines Vaters Geldbeutel groß und voll an seinem Himmel hing wie ein Vollmond. Er redete viel von dem neuen Erwerb seines Vaters, mit dem er gewaltig prunkte, obgleich er danebenher nicht lassen konnte, immer wieder davon anzufangen, daß der alte Kasten verrottet genug sei und Unsummen koste, bis im richtigen Stand sei, indessen komme es nicht darauf an, da sein alter Herr sich nun einmal in den Kopf gesetzt habe, darin zu wohnen, was ihm, dem Jokus ja gleich sein könne; er baue sich später doch etwas anderes.

Ich hätte ihn erschlagen können, und ich lauerte ihm auch einmal auf, um ihn mit einem Stock durchzuprügeln; aber es ekelte mir vor ihm, und ich warf den Stock wieder weg und ließ ihn laufen; es half doch alles nichts.

Meine Kameraden sagten ihm dann, er solle doch sein dummes Prahlen lassen

ich sei ein Krack, und das Haus, das er in einem Atem schmähete und rühmte, sei meine Heimat gewesen. Sie sahen wohl, daß ich litt, und hatten Teilnahme für mich. Und der Jokus, der ebenso stark beim Sprechen anstieß wie seine Mutter, kam erschrocken zu mir und entschuldigte sich. Das war fast noch übler als das vorige. Er suchte nun meine Freundschaft und lud mich ein, doch in das Krackenhäus, wie es auch weiterhin hieß, und in den Garten zu kommen, so oft ich Lust habe; es werde ihm eine Ehre sein, wenn ich ihn besuche.

Aber eher wäre ich in einen offenen Höllenrachen oder in einen gähnenden Abgrund gesprungen, so unaufhörlich mich auch mein Herz dahin zurückzog, wo alle meine Wurzeln ihren Lebenssaft gesogen hatten. Ich sah dem Jokus kalt und feindselig in die Augen, so daß er die seinigen verlegen und erschrocken niederschlug und mich für eine Zeitlang in Ruhe ließ. Eines Tages sagte er in der Schule, daß er nun etwa eine Woche nicht kommen werde, da er mit seinen Eltern eine Reise zu einem großen Familienfest mache, das verschiedene Tage dauere. Er malte denen, die es hören wollten, die Pracht und Herrlichkeit, die ihn erwartete, aus, wie er es nicht anders konnte: täppisch und prozig.

Ich hörte kaum danach hin. Aber als er einen Tag lang ausgeblieben und also sicher abgereist war, konnte ich doch der Versuchung nicht widerstehen, wieder einmal auf den alten Turm zu steigen, wobei ich unterwegs zögernd, und begierig die Heimatluft schnuppernd, eine kleine Weile an unserem Hofeingang verweilte. Es war ja niemand von den Schäften um den Weg. Ich hätte leicht über die Terrasse in den Saal kommen können, dessen Glastüren offen standen und in dem ich die Wächter meiner Kindheit wußte, die sicher schon lange traurig und ohne zu begreifen wo ich bleibe, nach mir aussehen. Es kam eine Ruhe über mich, als ob für eine kleine Weile alles zurückgekehrt sei, was einmal schön war; und mir fiel ein, wie ich mir seinerzeit in einem fortlaufenden Spiel ausgedacht hatte, daß ich später einmal ganz allein im Krackenhäus wohnen wolle und alles selber pflegen, den Garten und die Tauben und alles; und daß ich dann, weil es mir doch auf die Dauer zu einsam schien, die kleine Magelone mit dabei sein ließ, die doch meine Frau werden sollte.

Aber es war nur einen Augenblick so. Denn das konnte nun nie kommen, es war alles aus, und es kroch ein Gefühl von abgründiger Einsamkeit über mich. Ich war noch so jung, und das ganze Leben lag noch vor mir; aber ich hatte schon eine Vergangenheit, die war beladen mit allem Lieben und Schönsten, und lag unausdenklich fern. Ich stieg auf den Turm. Es war ein Wind aufgetommen, in dessen Wehen die Holsharfe ihr Lied sang; sonst war alles still ringsum. Es kam mich an mit ihr zu singen, aber es war kein Lied mit gereimten Versen und einer geordneten Melodie, sondern es brach mir aus der Brust in einem wilden freien Rhythmus und ungefähr in Worten wie:

He, holla, wachet auf! Kommet zu mir, Väter und Mütter und alle Söhne von uns! Wolken und Wind und verzehrendes Feuer, tanzet und brauset, daß alles nicht mehr da sei; flieget und stürmet über die Welt hinweg!

Das alles sang und schrie ich in den Wind hinein, daß Worte und Töne davonwirbelten wie Vögel, die der Sturm verbläst und die irgendwo niederfallen, ohne zu wissen wo. Es wurde mir leicht und frei dabei, und plötzlich sah ich an einem

offenen Fenster des Krakenhauses eine weiße Mädchengestalt stehen, die aufmerksam horchend nach dem Turm herauf sah. Ich konnte deutlich ihre feinen, schmalen Schultern sehen und den dunkelhaarigen Kopf mit dem hellen Gesicht, an dem links und rechts lange schwarze Zöpfe niederhingen, und ich verstummte in Schreck und Staunen, denn ich dachte nicht anders, als daß das Mädchen meinen Beschwörungsgefang, der er unwillkürlich geworden war, gehört und verstanden habe, und außerdem wußte ich auch nicht, wer sie sei, denn der Jokus hatte immer damit geprahlt, daß er der einzige Sprößling seiner Eltern sei, dem einmal alles gehöre.

Als ich von dem Turme niederstieg, stand das Mädchen unter dem Hoftor und sah neugierig-furchtsam zu mir herüber, denn mein wilder Gesang war ihr allerdings aufgefallen. Sie mochte ungefähr vierzehnjährig sein und sah in nichts als etwa in den Farben den Gideonsleuten gleich, da auch ihre Haut einen ganz leichten gelblichen Schimmer hatte, nur viel zarter und feiner.

Ich wollte stracks an ihr vorübergehen, aber es kam eine alte Frau, offenbar eine Dienerin, aus dem Hause und sagte: „Aber Maggi, du sollst doch nicht im Wind da außen stehen!“ Ich glaubte, als ich den Namen hörte, in einem Märchen oder in einem Traum zu sein, in dem die seltsamsten Dinge plötzlich wahr werden, ohne daß man fragt, wie sie zugehen. Denn gerade so hatte seinerzeit immer die alte Kindsmagd in Bad Orb zu Magelone gesagt. Ich sah und hörte sie wieder, und es war mir, als müsse das Mädchen nun heftig und eigenwillig sagen: „Ach, immer soll ich alles nicht!“ Denn das gehörte als Antwort darauf; das hatte dann Magelone immer erwidert, und mir war, als müsse sie es sein. Aber sie sagte sanft und mit einer merkwürdig leisen Stimme: „Ich komme gleich, Agathe; es ist nur, ich wäre so gerne einmal auf den alten Turm gestiegen, höre nur, wie die Vols-harfe wieder singt.“

Das war nicht dasselbe Mädchen, dem ich einst in Gedanken die blühende Magnolie geschenkt hatte und mit dem ich gern vom gleichen Stern her gewesen wäre; wie sollte es auf einmal hierher kommen? Und doch rührte mich etwas an ihr vertraut und altbekannt an. Ich faßte mir ein Herz und sagte: „Das ist keine große Sache, da hinaufzusteigen, in fünf Minuten laufen es junge Füße.“

Aber sie sah mich nur traurig an mit ihren großen, ernsthaften Augen, und die Alte sagte: „Unsere Maggi kann das nicht, ihr Herz erlaubt's nicht; es ist krank. Sehr krank“, sekte sie noch einmal hinzu und schüttelte den Kopf. Auch sie hatte wie die Gideonsleute eine andere Aussprache des Deutschen als wir und ein fremd-artiges Gesicht. Sie ging dem Mädchen voraus dem Hause zu und winkte noch einmal zum Mitkommen. Maggi aber, die ich im stillen Magelone nannte, fragte mich, ehe sie ihr folgte, was das für ein Lied gewesen sei, das ich dort oben gesungen habe, und ich sagte: „Ach, ein altes Schicksalslied“, und sie sah mich verwundert an, denn sie wußte nichts mit diesem Wort anzufangen. Ich aber dachte: Wie gut, daß sie nicht weiß, was ich eigentlich gesungen habe, sie müßte mich ja fürchten und hassen.

Als sie ins Haus zurückging mit sonderbar vorsichtigen Schritten, war es mir, als ob es doch Magelone sei. Ich nahm mir vor, sie einmal zu fragen, ob sie sich an Bad Orb erinnere und an unsere Kinderspiele; und wenn das der Fall war, so mußte ich sie im Krakenhaus wohnen lassen. Ich mußte die Väter und Mütter

um Verzeihung bitten, wenn ich nicht tat, was sie eigentlich von mir wollten. Vielleicht konnten sie sich mit ihr anfreunden. Sie war unsäglich zart und fein; ihr schmaler roter Mund war das einzige Durchblutete in ihrem blassen Gesicht. Ich konnte es aushalten, sie in den vertrauten Räumen zu wissen; mehr noch, ich fühlte mich irgendwie damit verbunden durch ihr Dabeisein. Schließlich kam ich so weit, sie gar nicht zu fragen. Denn wenn sie es nicht war, so mußte ich es dennoch tun. Was tun? Daran wollte ich jetzt nicht denken. Ich konnte mir zum erstenmal wieder vorstellen, daß ich irgendwo, in einer andern Stadt etwa, wohne und das Haus hier zurücklasse. Es war, als ob nun die Vorfahren jemanden hätten, der irgendwie zu ihnen gehöre und zugleich zu mir. Jedenfalls konnte man die Entscheidung noch eine Weile aufschieben. Aber Jokus? Und die Gideonsleute? meldete sich die andere Stimme, der ich erregt antwortete, daß ich doch die kranke Magelone nicht ihrer Zuflucht berauben könne. Es war freilich übel, daß ich um ihretwillen den andern zugestehen mußte, im Haus zu bleiben. Aber es war vorläufig nicht zu ändern. Magelone mußte auch unter ihnen sein, zu denen sie so gar nicht paßte. Es gab so manches, das nicht war, wie es sein sollte, das sah ich auf einmal ein.

Ich sah sie einige Male, ohne mit ihr zu sprechen. Einmal, als ich wieder auf den Turm gestiegen war, stand sie auf der Terrasse und fütterte die Tauben. Die beiden Gideonsleute waren zuerst da, er in Hemdsärmeln, sie in einem prachtvollen seidenen Kleid, das starrend um sie her stand. Sie stießen lockende und gurrende Laute aus und reckten die Hände aus mit einladender Gebärde; die vielen Ringe an ihren Fingern blickten. Aber keine der Tauben kam ihnen ganz nahe; sie pikten die Körner auf, die sie ihnen hinwarfen, doch keine tat ihnen die Ehre an, sich auf ihre Hand oder Schulter zu setzen, was mich tief befriedigte. Als aber Magelone aus der offenen Saaltür herauskam und das Körbchen mit dem Futter ergriff, um auch ein paar Händevoll auszustreuen, da flog ein silbergraues, schönes Tier zuerst aufflatternd auf das Körbchen und dann auf ihre ausgebreitete Hand, und ich fühlte, das müsse so sein. Es war mir wie eine Botschaft von der Seele des Hauses, die mit Magelone in einem geheimen Einverständnis war.

Es war nicht nötig, daß ich mit ihr zusammentraf oder daß wir miteinander redeten; im Gegenteil, es war besser so. Ich wußte alles dennoch; durch Reden wurde es nur verdorben, denn dann war es vielleicht gar nicht Magelone, und dann konnte ihr niemand helfen und mir auch nicht. Einmal sah ich sie außerhalb des Gartens. Sie war ein kleines Stück weit bergaufwärts gegen den Turm hin gegangen; sie wollte wohl versuchen, ob sie es nicht dennoch fertig brächte, hinaufzukommen. Aber nun stand sie mit dem Rücken an die Stükmauer gelehnt, die die Bergwand von der Straße trennte, und ihre schmale Brust hob und senkte sich schnell, so daß die schwarzen Zöpfe auf dem weißen Kleide tanzten. Ihr Atem ging stoßweise aus und ein, und das Gesicht war jammervoll entfärbt, auch der Mund. Sie hielt sich links und rechts mit den Armen an der Mauer, und ich sah, daß langsam große Tränen aus ihren dunklen Augen flossen. Mich hatte sie noch nicht erblickt, und sie sollte mich auch nicht sehen, ich schämte mich fast, daß ich ihre hilflose Ankraft belauscht hatte. Ich hielt mich still zurück, bis sie wieder Atem gesammelt und den Rückweg eingeschlagen hatte. Es wurde mir heiß von Mitleid

und Zärtlichkeit, und als sich das Thor meines alten Vaterhauses hinter ihr schloß, war es mir, als ob nun alle die Alten sich lind und liebend um das blasse Mädchen annehmen müßten, das ganz allein und verlassen sei.

Sie war es freilich nicht, wenn man annahm, daß sie den Sideonsleuten gehörte und auch noch die alte Agathe hatte; aber sie hatte doch ausgesehen, als ob sie ganz einsam in sich selber mit einem harten Schicksal ringe. Das war auch der Fall, denn sie mußte alles schulische Jugend- und Lebensverlangen in sich niederhalten, indes der Fokus um sie herum prahlte mit allen Reichtümern und Möglichkeiten; und sie mußte spüren, wie nach und nach das Öl in ihrer Lampe ausging.

Es dauerte auch nicht lange, so begann der eigentliche Kampf, zu dem sie kaum noch Kräfte mitbrachte. Ich hatte sie eine Zeitlang nicht gesehen, denn ich war nun seltener zu dem alten Turm hinaufgestiegen. Mein Gemüt hatte sich ein wenig beruhigt; es war mir, als sei die liebe Heimat einstweilen gut aufgehoben und unverloren, so lange Magelone darin wohnte. Ich war mehr zu Hause unter den Meinigen und sah, daß sie sich darüber freuten. Ich musizierte mit meiner Mutter und zog mich nicht immer zurück, wenn Gäste kamen. Eines Tages waren ein paar Damen bei uns, frühere Nachbarinnen vom Krackenhaus her, Mutter und Tochter. Sie wußten eine Reihe von Geschwehnissen zu erzählen, die sie, da ihr Garten an das Krackenhaus anstieß, dort beobachtet hatten. Eine löste immer die andere ab im Erzählen oder ergänzte sie. Meine Mutter hörte sie höflich gelassen an, obgleich diese Dinge sie eigentlich gar nicht interessierten; es war ja fast Klatsch, was sie vorbrachten. Meine Schwestern machten sich in einer Fensternische mit drollig spitzbüßischen Gebärden darüber lustig, froh, daß sie das in meiner Gegenwart tun konnten, ohne daß ich die Laune verlor. Da ließ mich plötzlich ein Name aufhorchen. Sie sprachen ihn langgedehnt aus. Maggi sagten sie, die Tochter des neuen Besitzers, ‚nein, die Pflgetochter‘, verbesserte die Mutter, sei schwerkrank, todkrank, könne man sagen. Sie wußten es ganz bestimmt, und zwar von der alten Kindsmaid des Mädchens, es sei galoppierende Schwindfucht, und da sei gar nichts zu machen. Gar nichts, setzten sie noch einmal abschließend hinzu, und gingen dann bald, denn das war ihre letzte Neuigkeit gewesen, nachdem sie noch unter der Tür als etwas, das sie vergessen hatten, berichteten, das Mädchen wäre ohnehin nicht alt geworden, auch ohne diese letzte Erkrankung, sie sei von Geburt an herzkrank gewesen.

Ich stand still und aufgerührt am Fenster und sah auf die Straße hinaus. Niemand wußte, wie mir ums Herz war, denn ich hatte Magelones Erscheinung nie mit einer Silbe erwähnt. Man ließ mich in Ruhe, und nach einer Weile entfernte ich mich und ging, unwiderstehlich angezogen, durch die Stadt nach jener Seite hin, wo Magelone lag und um ihr Leben kämpfte. Oder vielmehr, sie kämpfte nicht, sondern sie floh vor einem Reiter, der hinter ihr drein galoppierte auf schnaubendem Pferde, dessen Mähne wild im Winde flatterte. Sie ging mit keuchender Lunge und stolpernden Schritten den Berg hinauf, aber hinter ihr dröhnten die Hufschläge des Verfolgers, ganz nahe. Wenn er sie erreicht hatte, dann war es aus mit ihr.

Sie wußte nichts von mir, denn wir hatten nie mehr miteinander geredet seit jener einen kurzen Begegnung; sie wußte nicht, daß ich ihr allein das Recht gegeben

tte, in dem Hause zu wohnen, und daß ich allein um ihretwillen mit einer gewissen Ruhe an die Alten denken konnte, die dort zurückgeblieben waren. Ich glaubte jetzt irgendeine Botschaft senden zu müssen, aber ich wußte keinen Menschen, der dafür in Betracht kam; Jokus einmal schon gar nicht, aber auch nicht die alte Magelone. Eigentlich gab es für dies alles keine Worte. Ich stieg auf den alten Turm und sah auf das Fenster, in dessen Öffnung ich sie zum erstenmal gesehen hatte. Die Vorhänge waren verhangen, aber ein Flügel war geöffnet, und ich dachte daran, ihr etwas zuzurufen, das nur sie allein verstand. Doch blieb ich still, es schloß mir etwas den Blick ab, und nach einer Weile ging plötzlich der Vorhang in die Höhe und das Fenster öffnete sich weit auf. Eine Frau mit einer weißen Flügelhaube sah heraus mit ernstem Gesicht; sie wandte sich wieder ab und ließ das Fenster offen, und ich glaubte zu wissen, daß Magelone gestorben sei. Da ging ich still und mit zitternden Knien den Berg hinunter, mit Schicksal beladen, das sich auf mich senkte und mir den Namen nahm.“

Der Landrichter hörte auf zu reden. Er saß eine Weile ganz still und wie in Gedanken versunken da; es war, als habe er vergessen, daß er Zuhörer habe. Seine Frau sagte: So habe ich ihn noch kaum je gesehen; er ist unabsehbar weit von mir fort, er ist drin oder eigentlich aus sich ausgezogen. Der General hatte dafür keine Auffassung. Er sah verwundert auf und räusperte sich ein wenig. „Na und? War denn nun wirklich tot?“ sagte er, nur um etwas zu sagen.

Sein Freund nickte nur, es geschah wie mechanisch. Er sagte nach einer stummen Pause: „Ich wußte wohl, daß es sich schwer erzählen läßt. Ich habe es seitdem oft versucht bei andern. Es gibt nicht recht Worte für Schicksalsdinge, die man erlebt. Man kann sie nicht sagen, sie sind einem selber ganz klar, aber man kann sie nicht den andern sagen.“

(Schluß folgt)



Die Möve

Von Gunda von Freytag-Loringhoven

Schwere, graue Tropfen schlagen mir ins Gesicht,
Ich wandre in Sturm und Regen — und achte es nicht . . .

Ab und zu ein Leuchten vom fernen weißen Turm,
Eine arme kleine Möve kämpft gegen den Sturm.

Das ist meine Seele, Liebster! Dringt nicht ihr Schrei an dein Ohr?
Ich bin die einsame Möve, die ihre Richtung verlor.



Hausbuch

Heimgedanken von Friedrich Rienhard

(Fortsetzung)

Die bisher mitgeteilten Proben waren dem ersten Teil entnommen, der vom verlorenen Elsaß ausgeht und auf Rückschau und Einsamkeit stimmt ist. Mit dem folgenden Blatt beginnt der zweite Teil.

Aufschwung



turm hat eingesetzt, Sturm braust Wehmut und Rückschau hinweg. Der Herbststurm dieses Jahres 1921 ist von unerhörter Kraft. Die Wände biegen sich unter der dröhnenden Wucht. Der Goethepark ein einziger Donnerton, eine einzige tosende Brandung.

Oh, daß ein geistiger Sturm solcher Art durch deutsche Herzen brausen möcht! Wahrlich, wir würden jauchzen vor Glück.

Es ist etwas Befreiendes um den Sturm. Er reißt aus der Enge empor, macht die Brust weit, die Gedanken kühn und groß. Man möchte mit ihm reite singen, auf den jagenden Wolken jauchzen — fessellos! . . .

Horch, der Sturm singt!

Heil allen, die das Leid zu lesen wissen: denn sie haben die Zeichensprache der Gottheit erkannt!

Heil ihnen, denn sie wissen auch das Glück zu lesen und werden Erlesen. weiterfagen den düstren Seelen, denen das Buch ewigen Lebens noch verschlossen ist.

Denn sie schauten und schufen nur, um zu schenken: sie sammeln die Sonnenstrahlen des Guten, Schönen, Großen, um sie aus ihrer Seele Brennpunkt weite aufzuschwingen in die Menschheit.

Solches Schenken macht den Beschenkenden reich wie den Beschenkten: sie erglühn beide im gleichen Glück.

Heil dem, der schenken darf! Heil dem Beschenkten! Sie sind Brüder im Geiste: sie sind verschwisterte Seelen: nicht das gleiche Blut rollt in ihren Adern, doch die gleiche göttliche Lichtflut . . .

So singt der Sturm.

„Große Gedanken und ein reines Herz, das ist's, was wir uns von Gott erbitten sollten.“ Goethe sagt es. Doch damit wir große Gedanken beherbergen können, muß unser Herz blank sein. Sturm ist Reinfegung, Sturm ist Abstoßung. Weh dem Weichling, der nicht mehr aufbrausen kann! Wehe, wenn du mit laulicher Liebe lösen wolltest, was nur der Wucht des Windes weicht!

Wohl sprach ich oft von Frömmigkeit und Liebe als von wünschenswertesten Kräften: doch sei die Liebe nicht süßlich! Frömmigkeit ist keine Duckmäuserei. Was meinen schöpferische Liebe, die zugleich Weisheit und Willenskraft bedeute. Dumme Liebe, die nur Trieb, kraftlose Liebe, die nur Gutmütigkeit ist, gehört ins tierische Reich, nicht in das freie Reich des Geistes. Denn Geist ist Kraft und Weisheit.

Wohl kann Liebe wunderbar zart sein, weiblich-reine Hingabe, wie sich ein Lumenkelch für Tau und Licht offen hält; sie kann aber auch, in gesunder Leibhaftigkeit, brausen und abstoßen, wenn sich Dumpfes ballt. Eins nur kennt sie: Gift. Eben um kein Gift aufkommen zu lassen, muß sie zu Zeiten, durch ihre männliche Hälfte, kräftig gereinigte Luft schaffen.

Ein rechter Vollmensch ist stark und zart zugleich. Männlicher Willen und weibliches Gefühl, geführt von klarem Geiste, sind in ihm zur Einheit ausgeglichen. Wie wird in der Erziehung gesündigt durch falsche, feige Affenliebe! Wie gereizt und jekt die Nerven in der Enge der Wohnungs- oder Besoldungsnot! Wäre nicht ununterbrochene Selbsterziehung an der Arbeit: das Beste, besonders der Außenwelt, ginge in dieser kleinlichen Reizbarkeit unter. Aufgepaßt, Deutscher! ist deine Gefahr, dich in verbitterndem Kleinkampf zu entkräften!

Und wieviel dumpf-gehässiges Eheleben vergiftet das moderne Nervensystem! Man sollte Mut und Macht genug aufbringen, mit magischem Stoß und Schlag einanderzureißen, was nicht zusammengehört, weil der Bund nur Gift gebiert. Eilich kann auch Dulden heldenhaft sein, doch nur, sofern dabei Edelstes nicht rüttelt wird.

Das Wort, daß man seine Feinde „lieben“ soll, hat schon manche Bedenken verdrückt. Lieben kann man freilich das Großzügige, die Kraft, die Leidenschaft auch Feinde. Man kann segnen, wo der Feind flucht, segnen, damit sich seine Kraft und Begabung auf Gutes und Gerechtes umstelle. Man kann auch die fördernden Wirkungen einer üblen Erfahrung segnen. Feinde jedoch, die verkörperte Kleinlichkeit, Bosheit, Tücke sind — weg damit! Abgeschüttelt! Abgewaschen den Unrat! Herr im Himmel, hätten wir an entscheidender Stelle Deutschlands einen Mann gehabt, der in entscheidender Stunde ein wuchtiges „Nein“ durch ganz Europa donnern hätte! Ein „Nein“, das auch dem bittersten Feinde durch Mark und Bein schnitt! Hätte derselbe Mann das ganze deutsche Volk hineingerissen in diese schreckliche Nein-Kraft! Solcher Mut zu tragischer Größe wäre wahrlich erlösender gewesen für unser Lebensschicksal als dieses dumpfe Hinsumpfen, Hinsiechen, Hinsinken, aus dem wir uns jetzt langsam wieder emporzutasten suchen! Freilich setzt der Mut Genialität voraus . . .

Ein Hufeisen bringt Glück, sagt alte Volkskunde. Fand man eins, so heftete man den Fund an Tor oder Scheune. Guter Geist zog damit ein. Wieso? Ein Roß vor diesen Hufbeschlag; das Roß war Wodan heilig. Der Huf ist des Pferdes oberste Kraft; er deutet auf sturmschnelle Bewegung. So ist das Hufeisen ein Sinnbild schöpferischer Lebensbewegung überhaupt.

Schauen, schaffen, schenken, nur nicht rosten! Das galt unsren Ahnen als oberste Lebensweisheit.

Der köstliche Tonbildner Karl Löwe hat im Schmied von Helgoland diesen Tonbildner wichtig herausgearbeitet. „Heraus, Schmied, beschlage mein Roß!“ ruft es dort Mitternacht. Und er kommt und beschlägt — und das Roß wächst und wächst und hebt sich schnaubend in die Luft, dehnt sich über Wasser und Land — und der Feind jagt dahin, riesenhaft, von Raben umflogen — „Schmied, du hast Wodans Roß beschlagen!“

Denn Wodan oder Odin ist Sturmgott, schöpferischer Odem, wirbelnde Lebensbewegung. Und wie ihm das rasche, sehnige Roß heilig ist, so auch das Rad, das sich dreht: nicht nur das kleine Wagenrad im Haushalt, sondern das Sonnenrad versinnbildlicht im Hakenkreuz.

In der Unendlichkeit solcher Lebensbewegung selber unsterblich mitwirken dürfen, schaffend mit dem Schaffenden, eingereiht in die mächtige Kette der Meisten, das ist Seligkeit.

Gral, Hakenkreuz, Rosenkreuz

Da tritt uns eine Frage in den Weg: „Du nanntest soeben das Hakenkreuz. Wie verträgt es sich mit deinem Rosenkreuz?“

Darauf die Antwort: Kein Freier wird sich in Symbolik verstricken oder Dogmatik verbeißen. Dies sind nur Hilfsmittel. Jene sucht durch Anschaulichkeit, diese durch Begrifflichkeit Ewiges faßbar zu machen. Auf das Ewige kommt es an.

Gral, Hakenkreuz, Rosenkreuz — alle drei sind Sinnbilder ewigen Lebens. Denn auch das Hakenkreuz meint die geistige, nicht nur die sinnliche Sonne. Die geistige Sonne muß in uns selber schwingen; der Gral muß in uns selber glühen; in uns selber müssen Rosen aus dem Holz des Leides leuchten — wie in uns selber die Krippe von Bethlehem von stillem Licht umglänzt ist. Überall Symbolik für Ewiges.

Zarathustra mag mit dem Hammer philosophieren, Parsifal mag mit dem Speer heilen — beide wollen ewiges Leben. Wenn man behauptet, der letztere sei „an Kreuz zusammengebrochen“ wie vor einem außer ihm stehenden Fetisch, so ist das ein irrtümlicher Blick. Kreuz oder Kreuzung ist schon in jedes Menschen Bau und Schicksal. Wir sind selber Kreuz, mit wagerechten Armen im Sturm der Erde kämpfend oder zum Licht emporbetend. Aus dem steilen Strahl der eindringenden Senkrechte und aus der wagerechten Duldungskraft des Erleidens, aus Mann und Weib, aus positiven und negativen Wechselwirkungen entzündet sich Leben im Schicksal. Kreuz und Kreuzung geht durch das ganze kosmische Geschehen. Wir müssen hindurch, wir alle, die wir eingebannt sind in die Hemmungen der Materie. Das Mysterium von Golgatha hat kosmische Größe. Nur aus Kreuzung und Kreuzigung erblüht Auferstehung. Kein „Werde“ ohne das unerbittlich vorangegangene „Stirb!“ . . .

Doch da nähern wir uns schon den Gestaden, zu denen dieses Buch geleitet hätte, aus dem persönlichen Erlebnis emporführend ins Allgemein-Menschliche. Wir müssen weiter ausholen.

(Fortsetzung folgt)



Nationalbewußtsein und Gerechtigkeit

Von Prof. Dr. Benno Imendörffer

Sanz alte Leute in Osterreich erinnern sich noch der Zeiten, da es dem DurchschnittsTschechen selbstverständlich war, daß er erst durch Aneignung der deutschen Sprache den Anspruch auf Bildung erwerben könne, und wo man es stillschweigend hinnahm, daß sich alles höhere Kultwesen des Deutschen als Unterrichtssprache bediente. Der Wandel ist dann mit erstaunlicher Raschheit vor sich gegangen. Heute hat man in der Tschechoslowakei längst den Spieß umgedreht, und an die Stelle einer in ihrem Verfahren milden und in ihren Absichten naiven und harmlosen Germanisierung ist die Tschechisierung getreten. Heute ist nun nicht die Absicht dieser Zeilen, diesen merkwürdigen und für uns Deutschehängnisvollen Entwicklungsgang geschichtlich zu verfolgen. Er wurde nur erwähnt als ein besonders greifbares Beispiel dafür, wie rasch ein Volk vergißt, was es anderen Völkern auf dem Felde des Kulturfortschrittes verdankt und wie leicht es alles Empfinden für Gerechtigkeit und Billigkeit zu verabschieden vermag. Italiener, Südslawen, Polen, Madjaren könnten mit demselben Rechte angezogen werden. Worauf es ankommt, ist, zu zeigen, daß bei den meisten Völkern Nationalbewußtsein etwas absolut Subjektives ist und daß dieses rein subjektive Empfinden nur dadurch erträglicher wird, daß es zumeist mit einer ebenso absoluten Naivetät verbunden ist.

Der Deutsche kann sich freilich davon im Kreise seiner Stammesgenossen nicht überzeugen, denn unser deutsches Nationalbewußtsein unterscheidet sich von dem fast aller anderen Völker — aller wenigstens, die ich kennen zu lernen Gelegenheit hatte — darin, daß es jener Naivetät, die in der durch keinerlei sittliche Ermahnung behinderten Betätigung seiner selbst zum Ausdruck kommt, vollständig entbehrt. Während dem Italiener jener sacro egoismo, der ihn zum Abfall von seinen Bundesgenossen trieb, da sich dieser Abfall als vorteilhaft erwies, keinerlei Gewissensbeschwerden verursachte, grübelt der Deutsche noch heute darüber, ob nicht doch die letzte Schuld an dem, was ihm nun von feindlicher Seite verlegt wird, in ihm selbst gelegen sei. Man muß in Ländern gelebt haben, wo der nationale Kampf zwischen Deutschen einer- und fremdsprachigen Völkern andererseits seit Jahrzehnten in das Leben jedes einzelnen sozusagen jeden Tag eingegriffen hat, um ganz zu verstehen, was dies bedeutet. Ich habe es in Ungarn erlebt, wo uns jungen Gymnasiasten bei jedem Anlasse mit allem Nachdrucke eingeschärft wurde, welsch schweres Verbrechen die kaiserliche Regierung am madjarischen Volke begangen habe, als sie durch Jahrzehnte deutsche Beamte und madjarische Lehrer in Ungarn verwendete und eine — in Wahrheit doch nur sehr oberflächliche und sanfte — Germanisierung durchgeführt habe. Aber dieselben Madjaren übten und übten heute noch eine mit allen Mitteln des schärfsten Zwanges betriebene Madjarisierungstätigkeit aus, ohne sich im geringsten eines Unrechtes

dabei bewußt zu sein. In völliger Harmlosigkeit wird der Grundsatz, daß der Zweck die Mittel heilige, in Anwendung gebracht. Ein anderes Beispiel bietet die Italiener, die jahrhundertlang im Kampfe standen um die Einigung ihres Volkes, sich aber keinen Augenblick besannen, einen trennenden Grenzstrich mitte durch deutsches Land zu ziehen, als ihr Interesse es zu fordern schien. Vom polnischen Volke soll gar nicht erst die Rede sein, das, nachdem es alle Grade der Fremdherrschaft durchgekostet hat, nun in unerhörter Brutalität anderen Völker sein hartes Joch auferlegen will. Doch genug der Beispiele. Geschähe dies alle nun im vollen Bewußtsein, anderen Unrecht zu tun, im Bewußtsein, planmäßig die primitivsten Menschenrechte mit Füßen treten zu wollen, es wäre für die sittliche Empfinden unerträglich und müßte dazu führen, im Nationalbewußtsein an sich Barbarei und sittliche Entartung zu erblicken. Aber, wird man einwenden die hier genannten Völker sind, mit Ausnahme vielleicht der Italiener, nicht zu den Kulturvölkern der Erde zu zählen, und das, was uns hier abstößt, ist doch wohl nur ein Zeichen kultureller Rückständigkeit. Es genügt aber, darauf hinzuweisen, daß Franzosen, Engländer, Amerikaner und Dänen in ihrem Vorgehen gegen ihnen unterworfenen Fremdvölker kein anderes Verhalten an den Tag legen. Ihnen allen gemeinsam ist es auch, daß sie gegen Einwände, die allenfalls ganz ausnahmsweise aus ihrer eigenen Mitte gegen die rücksichtslose Verknechtung der Fremdstämmigen erhoben werden, als Gesamtheit unzugänglich bleiben.

Wer erinnerte sich dagegen nicht der gewaltigen Kämpfe, die die verschiedene Polendebatten seinerzeit im deutschen Reichstage und im preußischen Landtag heraufbeschworen haben? Wie haben damals Männer fast aller Parteien gegen jede Maßregel, die die von Bismarck geleitete preußische Regierung in weiser Voraussicht und aus tiefster völkerpsychologischer Erkenntnis gegen das keineswegs jemals ernsthaft bedrückte, aber stets widerhaarige Polentum in Anwendung bringen wollte, im Namen der Humanität, der Gerechtigkeit und eines „richtig verstandenen“ deutschen Nationalbewußtseins flammenden Protest eingelegt! Sachlichkeit und in nationalen Fragen, unbedingte Objektivität, die keine Unterschiede in der Behandlung aller Staatsbürger kennt, gleichviel ob sie sich staatsreu gebärden oder nicht, war stets der oberste Leitgedanke für die meisten deutschen Politiker. Heute können wir die Ergebnisse dieser Politik mit Händen greifen und haben Gelegenheit, zu vergleichen, was wir und was die anderen erreicht haben. Wer aber wollte heute behaupten, daß sich unser höherer sittlicher Standpunkt in der Nationalitätenfrage bewährt habe, daß nationaler Dünkel und nationaler Unduldsamkeit zu Fall gekommen seien? Schon höre ich die Stimmen jener vielen allzu vielen, die mir laut entgegenrufen, unser Fall sei ja eben die Wirkung unsere nationalen Überhebung und Unduldsamkeit, und das, was wir auf der Gegenseite heute sähen und was sich dort auf unsere Kosten auswirke, sei ja nur die Reaktion gegen unser früheres Vorgehen. Wer aber, wie ich, durch Jahrzehnte in gemischt sprachigen Landen, unter Madjaren, dann unter Tschechen, gelebt hat, der weiß wie grundfalsch diese Auffassung ist. In Ungarn wagten es schon vor Jahrzehnten die Deutschen nicht, auch nur die allerbescheidensten Forderungen nach nationaler Selbständigkeit zu erheben. Schon im madjarischen Kinderergarten wurden die

nen Kinder künstlich dem eigenen Volkstume entfremdet und mit madjarischem eiste erfüllt. In Böhmen, Mähren und Schlesien wurden seit Jahrzehnten die chechen auf Kosten der Deutschen amtlich bevorzugt und gehätschelt, in Südtirol sgleichen die Italiener, und über die deutsche Versöhnungspolitik im Elsaß gegenüber den Französlingen brauche ich kein Wort zu verlieren. Hat dies alles, ige ich, irgend etwas mit Unterdrückung Fremdstämmiger durch Deutsche zu tun? it es vermocht, die Abneigung all der fremden Völker auch nur abzuschwächen, schweige denn zu beseitigen? Hat es diejenigen von ihnen, die heute die Herren zähliger unglücklicher Deutsche sind, nun, da sie selbst doch keinerlei nationale eschränkung mehr leiden, veranlaßt, den Deutschen wenigstens mit Billigkeit, um schon nicht mit peinlicher Gerechtigkeit entgegenzukommen? Im deutschen eichstage und im preußischen Landtage saßen allezeit die aus völlig unbeeinflusster ahl hervorgegangenen Vertreter der Dänen, Polen und der elsässischen Protestler; österreichischen Reichsrate durften die Vertreter des rücksichtslosesten tschechischen, slawischen und welschen Nationalismus jederzeit die weiteste Redefreiheit ge- eßen, und ihre Zeitungen schrieben so unflätig über alles Deutsche, wie sie nur llten. Wie sieht es dagegen heute in den neuen Staaten aus, wo Deutsche ie Minderheit bilden? In Jugoslawien durften die Deutschen nicht einmal an n Wahlen zur verfassunggebenden Nationalversammlung teilnehmen, und doch d sie eine Million Köpfe stark und bilden einen weit größeren Hundertsatz der samtbbevölkerung, als voreinst alle Nichtdeutschen im Deutschen Reiche. Und rd jemals ein deutscher Volksvertreter — deutsch im Sinne deutscher Gesinnung — r Französischen Parlamente zu Worte kommen können?

Zieht man aus dieser kurzen Betrachtung die Folgerungen, die sie aufdrängt, sehen wir, daß Nationalbewußtsein und Gerechtigkeit miteinander nichts zu tun ben, insoferne als die wenigsten Völker geneigt sind, aus der Tatsache, daß sie bst Nationalbewußtsein besitzen und daß sie dieses als etwas Selbstverständliches, atürliches und letzten Endes sittlich Wertvolles betrachten, die Erkenntnis zu öpfen, daß sie daher auch das Nationalbewußtsein der anderen Völker zu achten tten. Dies geschieht gemeinhin nur dann und nur dort, wo es sich um ein fremdes kl handelt, das räumlich von dem eigenen völlig getrennt ist und keine un- ttelbaren Berührungspunkte mit diesem besitzt. Wo aber fremdes National- fühl mit dem eigenen in Berührung tritt, ergibt sich stets sofort Reibung, denn ird wird automatisch als unbequem, als Belästigung und Hemmung der eigenen eiheit empfunden. Man sucht es daher wo und wie man kann, auszumerzen, i sichersten durch Entnationalisierung fremder Volksteile. Darum bleibt ja auch s Schöne und Gute, das die verschiedenen Friedensschlüsse, die dem Weltringen i Ende gemacht haben, bezüglich des Schutzes der nationalen Minderheiten vor- reiben, lediglich Papier, und das Selbstbestimmungsrecht der Völker kommt nur rt zur Geltung, wo ein Volk die Macht dazu hat, anderen Völkern ihr Geschick rzuschreiben. Dies alles ist wie ein Naturgesetz und gilt daher nahezu ausnahms- s. Wie ein Naturgesetz! Dennoch aber ist es keines, denn sonst müßte es ja ht nur nahezu, sondern buchstäblich und ausnahmslos gelten. Eine einzige er- ütternde Ausnahme aber läßt uns erkennen, daß es sich nur um eine, allerdings

weithin geltende, Regel handelt: das deutsche Volk. Ja, wir müssen es uns gestehen, jenes naive Nationalbewußtsein, das, jenseits von gut und böse, mit sicheren Instinkte nur den Vorteil des eigenen Volkes sucht und stets findet: uns, uns allein ist es nicht gegeben. Unsere deutsche Art des Abwägens und Erwägens auch dort, wo nur die frische, rasche, ich möchte sagen die besinnungslos instinktive Tat zum Ziele führen kann, hat unser Nationalgefühl aller Schlagkraft beraubt. So ist es meine felsenfeste Überzeugung: Hätte das Deutsche Reich hätte Preußen, das dazu mehr als ein Jahrhundert Zeit gehabt hat, seine Polen so behandelt, wie die Deutschen in den letzten vierzig Jahren in Ungarn behandelt worden sind und jetzt in Polen behandelt werden, es hätte auf Grund des Selbstbestimmungsrechtes der Völker keinen Fußbreit ehemals polnischen Gebietes abzutreten gehabt. Man wird einwenden, daß eben die Madjarisierungspolitik in Ungarn völlig Bankrott gemacht habe und die Hauptschuld daran trage, daß die nichtmadjarischen Völker mit fliegenden Fahnen zu den Nachbarstaaten übergingen. Dies ist richtig, aber der Vergleich mit dem Deutschen Reiche und mit Preußen ist falsch. Denn während in Ungarn eine madjarische Minderheit, deren Kleinheit erst der Zusammenbruch aller Welt offenbar gemacht hat, eine Mehrheit verschiedener Völker, der dazu die Minderheit kulturell keineswegs überlegen war, entnationalisieren wollte, stand in Preußen-Deutschland einer winzigen, kulturell minderwertigen polnischen Minderheit eine ungeheuere und kulturell weit überlegene deutsche Mehrheit gegenüber. Hier waren also alle Bürgschaften für sicheren Erfolg gegeben, nur hätten sie ausgenützt werden müssen. Dazu kommt, daß die Eindeutschung der polnischen Bevölkerung Preußens diese sittlich und kulturell gehoben hätte, wovon in Ungarn keine Rede sein konnte, wenn alle Nichtmadjaren madjarisiert worden wären. Zu Beginn der Neunzigerjahre des vorigen Jahrhunderts hat der sehr verdiente damalige Juristenpräsident an der Theresianischen Akademie in Wien, Dr. Rattowsky, ein gebürtiger Tscheche, der aber durch Erziehung und Schicksal ganz zum Deutschen geworden war, in einem Büchlein den Gedanken verfochten, daß alle nichtdeutschen Völker Österreichs sich mit Freuden dem Deutschtume zuwenden sollten, weil sie damit einen mächtigen Schritt aufwärts tun könnten und mit einem Schlage an einer Kultur von höchstem Werte Anteil erhielten. Der gutgemeinte Vorschlag ist begreiflicherweise unbeachtet geblieben, ja Rattowsky fand die schärfste Abweisung bei seinen eigenen Stammesbrüdern. Auch hier siegte — selbstverständlich — der nationale Subjektivismus. Dennoch aber ist Rattowskys Gedanke nicht zu verwerfen. Man darf nur nicht verlangen, daß ihn die Völker anerkennen sollen, die ihm zuliebe ihre Eigenart aufgeben müßten. Wohl aber kann sich ein Volk wie das deutsche mit Recht sagen, daß es andere Völker, denen es an Kultur weit überlegen ist, eindeutschend dürfe, ohne damit sittlichen Fehl zu begehen, ja daß es damit sogar deren Wohltäter werden könnte, wengleich diese es nicht erkennen. Bekanntlich haben wir, richtiger unsere Ahnen, auch durch Jahrhunderte so gehandelt, und die Früchte kommen uns heute noch zugute. Und wahrlich, es ist auch keine Überhebung, wenn wir andererseits sagen, daß jedes Entnationalisieren deutscher Menschen gleichbedeutend ist mit einem Herabsteigen.

Die Unfähigkeit des Deutschen, sich politisch den jeweiligen Verhältnissen anzupassen, gepaart mit der Sucht, dies überstürzt zu tun, führt eben immer wieder zu Mißerfolgen und muß notwendig dazu führen. Während wir fremdes Beispiel meist ohne Not nachahmen und darüber der eigenen Art vergessen, haben wir das eine den anderen Völkern nicht abgesehen, das stets tatbereite, rückwärtslose Nationalbewußtsein. Während das kleinste und zurückgebliebenste Volk heute in Orgien der Selbstbeweihräucherung schwelgt, haben wir nicht einmal den Mut, wenn wir schon des naiven nationalen Instinktes entbehren, in bewußter und planmäßiger Weise unser Nationalgefühl zu organisieren und zu betätigen. So sind wir ins Hintertreffen gekommen und werden unfehlbar auf der schiefen Ebene immer weiter abwärts gleiten, je später wir zur Einsicht kommen, daß der erhitzte Nationalismus immer noch besser ist als ewig zögerndes Abwägen und die Gerechtigkeit gegen andere Völker, von der schon Klopstock gesagt hat:

Nie war gegen das Ausland
Ein anderes Land gerecht wie du!
Sei nicht allzugerecht! Sie denken nicht edel genug,
Zu sehn, wie schön dein Fehler ist.



Meine Heimat

Von Werner Matthey

Ich bin ein Gast auf Erden —
Sie kann mir niemals Heimat werden —
Meine Heimat ist weit:

Meine Heimat ist bei den Winden,
Die niemals Ruhe finden,
Bei Sehnsucht und Leid . . .

Meine Heimat ist nicht in den Tagen
Mit ihren bangen schweren Fragen —
Meine Heimat ist über der Zeit . . .

Meine Heimat ist wie der Wolken Ziehen
Die lauschen stillen Melodien
Der Ewigkeit.



Kunstschau

Graf Keyserlings Botschaft für die Frauen

Nach seinem „Reisetagebuch eines Philosophen“

Also lautet — zusammengefaßt — Graf Keyserlings Botschaft für die Frauen: „Frauen, besinnt euch auf euch selbst! Euer Leben gleicht dem der Pflanze; wie in dieser, so tritt auch in euch die Modalität des Lebens zutage, die von vornherein am Ziele ist. Nach ihr sehnt sich des Mannes rastlose Seele; darum haben wir Männer, so lang wir zu bestimmen hatten, das Vegetative bei euch akzentuiert. Des aktiven, energisch tätigen Weibes bedürfen wir nicht. Ihr verkörpert das erhaltende, ausgestaltende Prinzip, ihr verkörpert den Grund. Je mehr ihr danach strebt, euch der männlichen Lebenslinie zu nähern, je selbständiger ihr werdet, um so mehr verliert ihr an Ausgeprägtheit. Eurer Natur fällt es noch schwerer als der des Mannes, die Vollendung in und durch euch selbst zu finden. Bekenn euch daher stolz zu dem Typus, dem ihr angehört und sucht in diesem eure Vollendung. Selten werdet ihr eure Individualität zu starker Verwirklichung führen mit Hilfe des meist nur un deutlich ersahnten und selten mit genügender Konsequenz verfolgten Ideals. Wieviel niedriger stehen die meisten von euch modernen Frauen, als die einer noch nicht fernen Vergangenheit. Den höchsten Typus des heutigen Europa verkörpert die hochgeborene Französin. Sie allein wird noch so erzogen, daß sie darstellen soll, bis daß sie ist. Im Orient ist es die Japanerin die eines der vollendetsten, eines der wenigen ganz vollkommenen Produkte dieser Schöpfung verkörpert. Die Atmosphäre japanischer Weiblichkeit ist mir dermaßen sympathisch, daß ich ihrer Nachteile kaum gewahr geworden bin. Wißt ihr, worin jener unendliche Reiz liegt, den die ‚Grande dame‘ sowohl als auch die Geisha auf den Mann ausübt? In der hingebenden Liebesfähigkeit, die sich in anmutiger, durchaus kultivierter Form mitteilt. In Japan scheint sogar den niedrigsten Dirnen Gemeinheit fremd. Anmut ist ihnen Selbstzweck. Das Weib schiebt nichts Entehrendes darin, sich für Geld einem fremden Manne hinzugeben und der Mann nichts Beschämendes darin, Freudenhäuser zu besuchen; daher herrscht in ihnen eine Atmosphäre harmloser Heiterkeit, wie bei uns etwa bei Kindern unter dem Weihnachtsbaum (!). Da die Mädchen sich nicht ehrlos vorkommen, die den Beruf wahlloser Nächstenliebe (für Geld! D. V.) ausüben, so haßt ihnen selbst nichts Unreines an; der Gast nimmt einen Abganz ihrer Reinheit aus dem Bordelle mit nach Haus. In Japan steht nichts dem entgegen, daß eine Dirne rein an Seele bleibe. Der Kurtisanenstand wird dort geachtet wie jeder andere. Mehr denn ein Bordell scheint sich in Japan die ideale Aufgabe gestellt zu haben, das Höchste zu pflegen, was an Stil und Bildung überhaupt existiert. Unter den Bewohnerinnen eines japanischen Freudenhauses herrscht die exquisiteste Etikette. Nirgends sind die Damen feiner erzogen, tragen sie geschmackvollere Gewänder, reden sie eine gewähltere Sprache. Wieviel niedriger steht dagegen ihr europäische Frauen! Nichts gibt es an euch, vom durchbrochenen Strumpf bis zur Reinheit und Anschuld, die ihr zur Schau tragt, das nicht aufs raffinierteste darauf berechnet wäre das Begehren des Mannes zu reizen. Jedes Kleidungsstück mehr, das ihr anlegt, wirkt als eine Aufforderung mehr, es euch abzuwingen. Die feinstgebildeten Damen unter euch sind

aggressiver im Verkehr mit Männern, als eine Dirne des Ostens es jemals wagen würde. Ihr seid die Ursache davon, daß unsere ganze heutige Kultur sich immer mehr auf das Erotische hin zuspitzt. Diese Tatsache ist nicht etwa die Folge einer freieren Auffassung in Sachen der Liebe, sondern bedeutet nur das normale stürmische Vorstadium zur sachlich-freien Auffassung der Zukunft. Ohne Zweifel wird der Ehestand weniger und weniger als *conditio sine qua non* zum Kinderhaben gelten. Weniger und weniger wird die Tatsache der Virginität über Ansehn und Ehr' des Mädchens entscheiden; immer freier wird das Weib, gleich dem Mann, seinem persönlichen Gesetze folgen können. (Vgl. dazu frühere Äußerungen! S. V.) Die alten sozialen Gestaltungen werden deshalb nicht aussterben, sie werden fortbestehen wie nur je zuvor, sogar quantitativ kaum eine Einbuße erleiden.“

Soweit Keyserling.

Unsere Erwiderung lautet folgendermaßen:

Graf Keyserling! Sie wagen es, ein sehr scharfes Urteil über die europäische Frau zu fällen, obwohl Sie einen wesentlichen Bestandteil der europäischen Frauenwelt von vornherein außer Acht lassen; ob absichtlich oder aus gefühlsmäßiger Abneigung, das bleibe dahingestellt. Jedenfalls ist es ein grober Irrtum, wenn Sie die „Dame“ der eleganten Welt und deren Nachbeterinnen aus dem einfachen Bürgerstande als die Vertreterin der europäischen Frau betrachten. Aus der Feststellung dieses grundsätzlichen Irrtums ergibt sich nun ohne weiteres die Anzulänglichkeit der daraus gewonnenen allgemeinen Kennzeichnung der modernen europäischen Frau, wie sie Ihnen erscheint. Wir wollen aber trotzdem Ihre weiteren Mitteilungen und Betrachtungen hierüber untersuchen, um daraus Schlüsse zu ziehen auf Ihren Bewertungsmaßstab für das Wesen und die Bedeutung der Frau überhaupt. Zunächst möchten wir Sie fragen, Graf Keyserling, aus welchen Gründen Ihnen die moderne europäische Frau oder einstegebildete Dame, wie Sie sie auch nennen, mißfällt. Sie lehnen ihr herausfordernd erotisches Wesen ab. Aber warum? Aus ethischen Gründen doch wohl nicht, sonst könnten Sie nicht das Dirnenhafte der Hetäre des Ostens und der Grande dame des Westens anerkennen. Es bleiben also nur ästhetische Gründe übrig. Ist es nicht so, daß Sie das Wesen der Hetäre lieben, sobald es sich mit Anmut und Demut äußert? Wie könnten Sie die Schönheit und Reinheit des japanischen Freudenhauses preisen und gleichzeitig das Prostitutionswesen in Europa tadeln, wenn Sie nicht einen ästhetischen Wertmaßstab anlegten? Ja, wie wenig Ihnen in dieser Frage in absolutes ethisches Ideal bedeutet, geht noch deutlicher daraus hervor, daß Sie für den objektiven Abelsand der Prostitution, der ja doch niemals abzustellen sein wird“, eine positive, neue Sinnggebung fordern. Sie gehen also von der Meinung aus, daß die Form den Sinn der Inhalt schaffe, statt umgekehrt. Sie meinen, wenn die Form ästhetisch befriedigend sei, wenn der Stil gepflegt sei, so werde auch der „neue, bessere Tatbestand sich von selbst erzeugen“. Glauben Sie dies wirklich, Graf Keyserling? Glauben Sie nicht vielmehr, daß letzten Endes doch immer der Sinn oder Inhalt, kurz das geistige Moment die Form oder den Tatbestand schafft? Welche Kraft, wenn nicht eben die geistige, könnte denn der Form die Fähigkeit verleihen, vergeistigend und veredelnd zu wirken? Graf Keyserling! Ihr Reisetagebuch ist von Anfang bis zu Ende getragen von der überlegenen Kraft des Geistigen. Sie erkennen diese Kraft auch an, wenn Sie von der Sehnsucht nach Selbstvervollkommnung sprechen, aber Sie erheben diese Sehnsucht nicht zum Postulat für jedes Menschenleben schlechthin. Ja, noch gefährlicher: Sie verkennen den Drang nach Höherentwicklung und nennen das Streben nach Selbstverwirklichung und Überwindung des Allzumenschlichen töricht, naturwidrig oder zum mindesten überflüssig. Wie anders wollen Sie Ihre Lobpreisung der vegetativen Lebensform für das weibliche Geschlecht rechtfertigen? Wir vermuten, Graf Keyserling, daß es wiederum in ästhetischer Trieb ist, der Sie zu solch irrträumlicher Anschauung der Entwicklung der Frauennatur verführte. Die ästhetische unerfreulichen Übergangserscheinungen, wie sie mit jeder Fortentwicklung verbunden sind, lösten in Ihnen ein Gefühl des Unbehagens aus, und dieses Gefühl

bestimmte Ihre Meinung hinsichtlich solcher Entwicklungen. Denn daß die Entwicklung an sich naturwidrig sei, können Sie doch unmöglich glauben. Woher sollte sie die Kraft nehmen, sich durchzusetzen, wenn nicht aus sich selbst, d. h. aus ihrem natürlichen Drang heraus? Wenn daher die Frau sich danach sehnt, die vegetative Form ihres Daseins zu sprengen, so ist dieses Sehnen bereits Beweis und Rechtfertigung: Beweis für die Naturnotwendigkeit der Weiterentwicklung, und Rechtfertigung für das Streben nach Entfaltung. Sollte es nun der Frau tatsächlich schwerer fallen als dem Manne, die Vollendung durch sich selbst zu finden, so muß sie noch mehr ermutigt werden, sich „strebend zu bemühen“, nicht aber entmutigt mit dem Hinweis auf die Unerreichbarkeit ihres Ziels. Denn: Ganz abgesehen von dem rein ideellen Wert solchen Strebens, offenbart sich seine positive Wirkung in der ganzen Gestaltung dessen, der sich ihm hingibt. Damit möchten wir auch den Widerspruch aufheben, der für Sie, Graf Rejferling, zwischen Entwicklung und ästhetischer Befriedigung zu liegen scheint, obwohl von unserem Standpunkt aus ein solcher Widerspruch immer als unwesentlich betrachtet würde, falls er tatsächlich vorhanden wäre. Zweifellos ist jedenfalls, daß eine unharmonische, halfertige Gestaltung weit häufiger die Folge gehemmten oder irgeleiteten Entwicklungsdranges ist, als das Ergebnis gesund verlaufender, heißlebendiger Entwicklung. Wir wollen daher lieber nicht „darstellen, bis daß wir sind“, und damit weder andere noch uns selbst mit schönem Schein betrügen. Unser Ziel ist weder die Japanerin noch die hochgeborene Französin, sondern nicht mehr und nicht weniger als der in sich und im Kosmos ruhende und wirkende reife Vollmensch. Anmut kann uns nur Selbstzweck sein in jenem höchsten Sinne edelsten Menschentums, das auch das Liebesleben in seinem starken und gesunden Sinne in sich begreift; ästhetisch verwässerte Erotik dagegen lehnen wir als zersetzend ab. Daß wir jene Hingabe, die mit Geld zu erwerben ist, nicht Liebe nennen können, versteht sich von selbst. Das Dirnenwesen bleibt für uns etwas Niedriges und Erniedrigendes, gleichviel ob es sich in schöner oder häßlicher Form darbietet. Wir glauben an ein absolut Ethisches und sehen den Sinn unseres Lebens in dessen höchstmöglicher Verwirklichung. Wir halten nur jene Gestaltungen für daseinsberechtigt, die uns unserem Ziele näher bringen. Kurz: Uns ist entscheidend nicht das Ästhetische für die Bildung unserer Weltanschauung und für die Erkenntnis unserer Lebensaufgabe; uns ist wesentlich entscheidend das Ethische, und wir glauben, daß sich daraus alle übrigen Werte von selbst ergeben. —

Dies sei unsere Antwort auf die Botschaft des Grafen Rejferling.

Dr. Amanda Eisinger



Die Volkshochschule

Zwölf Leitsätze

1. Erst das Ziel und dann der Weg. Was will die Volkshochschule?

Aus der Not der Zeit geboren, will sie keine bloße Unterrichtsanstalt sein, keine Vermittlerin von Kenntnissen und Fertigkeiten, die nützlich zum Fortkommen sind, sondern sie will etwas weit Höheres. Sie will eine Freistätte der Seele schaffen, wo der Streit der Konfessionen und der politischen Parteien verstummt, wo der Unterschied der Berufsstände zurücktritt und der Mensch dem Menschen begegnet. Dies geschieht, wenn das Leben der Volkshochschule von echter Bruderliebe getragen ist, da es keine stärkere Vereiningungskraft gibt als die Liebe, die dem Gemeinsein Dauer verleiht.

Die Volkshochschule soll sich in den Dienst der Erneuerung und Wiederaufrichtung unseres Volkes stellen. Neben der wirtschaftlichen Umformung will sie den Ausbau des geistigen

Lebens und eine warme Teilnahme aller Glieder an dem großen gemeinsamen Besitz unserer geistigen Güter fördern und damit echte Bildung herbeiführen.

Es gilt trotz der Not des Tages Herz und Kopf offen halten für die unvergänglichen Schöpfungen unseres Volkes in Wissenschaft und Kunst, um an ihnen die eigene Welt- und Lebensauffassung zu festigen und zu vertiefen. Damit geht Hand in Hand Erziehung zu geistiger Selbsttätigkeit und Selbständigkeit, zu tiefer Innerlichkeit und Wahrhaftigkeit, zu echter Freude an den Dingen dieser Welt.

2. Volksgemeinschaft soll durch die Volkshochschule geschaffen werden. Als Volkshochschule arbeitet sie im Geiste freier Wissenschaft ohne parteipolitische Stellungnahme. Als Volkshochschule wendet sie sich an alle Kreise und sucht ihre Helfer in allen Schichten. Wie sie keine Berechtigungen verleiht, so fordert sie auch kein Schulzeugnis. Jeder, der das 18. Lebensjahr hinter sich hat und lernen und mitarbeiten will, ist ihr willkommen.

3. Die Volkshochschule kann in folgenden vier Formen eingerichtet werden:

a) Die städtische Volkshochschule in den größeren, mittleren und kleineren Städten. Sie bietet

aa) Vortragsreihen und bb) Arbeitsgemeinschaften.

Erstere sollen nicht nur in der alten Form des Vortrags vor sich gehen, sondern können auch durch Frage und Antwort im Wechselgespräch zur Hebung der Selbsttätigkeit belebt werden. Die Arbeitsgemeinschaften sind kleinere Gruppen, bis zu 30 Personen umfassend, die in gemeinsamer Lektüre und Besprechung mannigfache Übungen unter persönlicher Anleitung vornehmen. Sie bilden den Schwerpunkt in der Arbeit der Volkshochschule.

b) Die ländliche Volkshochschule für Stadt- und Landbewohner. Sie hat die Gestalt des Schulheims als Lebens- und Arbeitsgemeinschaft. Es ist die wirksamste Form, welche die tiefgehendste Beeinflussung der Glieder unter der rechten Führung ermöglicht. Vorbild sind die dänischen Volkshochschulen.

c) Wo sich Schulheime nicht erreichen lassen, bleibt die Möglichkeit von Halbtagschulen auf dem Lande, wie sie der württembergische Pfarrer Stürner in Weissach geschaffen hat. Innerhalb einer Dörfergruppe wird ein Mittelpunkt gewählt, an dem ein Halbtagsunterricht stattfindet. Wo diese bodenständige Einrichtung sich nicht durchsetzen läßt, kann durch Wanderturse ein Ersatz geschaffen werden.

d) Die ländliche Volkshochschule für Industriearbeiter. Hier sollen städtische Arbeiter einige Monate auf dem Lande neben körperlicher Erholung ihre geistige Weiterbildung finden. Arbeiten in Garten und Feld wechseln mit Besprechungen und anziehender geistiger Beschäftigung ab. Die Erholungsheime werden somit eine Art von Volkshochschule.

4. Um das Gemeinschaftsleben in der Volkshochschule zu wecken und zu entfalten, genügen weder die Vortragsreihen noch die Arbeitsgemeinschaften noch die Diskussionsabende der Hörer, die sie untereinander veranstalten, sondern zur Pflege der Gemütsbildung müssen besondere Veranstaltungen getroffen werden. Dazu gehören die geselligen Abende, in denen Poesie und Musik in mancherlei Formen die Herzen aneinander binden; ferner die Hochschulwochen, welche Teilnehmer aus verschiedenen Städten und Dörfern an einem historisch und landschaftlich bedeutsamen Orte zusammenführen. So fanden sich die Thüringer z. B. in einer Wartburgwoche oberhalb Eisenachs, in einer Lauschawoche im Thüringerwald, in einer Weimarwoche im Tieffurter Park zu köstlichen, erinnerungsreichen Tagen zusammen, bei denen vor allem die künstlerischen Eindrücke tief in die Seele eindrangen, sie über die Nöte des Alltags weit hinaushoben und gegenseitig zusammenschlossen zu einem starken menschlichen Gemeinschaftsgefühl.

5. Die einzelnen Volkshochschulen mögen sich aus praktischen Bedürfnissen zu einem Verband zusammenschließen, wie dies z. B. in Thüringen geschehen ist, ohne ihre Selbständigkeit aufzugeben. Diesem Verband dienen Wanderbuchhandlungen, Wandert-

bühnen, musikalische Wandertrupps, Bilderfassmlungen, die von der Zentrale aus besorgt werden.

6. Die Volkshochschule verlangt keine staatliche Regelung. Sie verwaltet sich selbst, wählt aus ihrer Mitte den Ausschuß und besorgt alles Nötige von sich aus. Die örtlichen Kräfte sollen sich überall selbst entwickeln und zu voller Geltung bringen. Staat und Gemeindegmügen dieser Arbeit finanziell zu Hilfe kommen, schon deshalb, weil die Volkshochschule, rein wirtschaftlich angesehen, eine Kraftquelle des Volkes ist, die jede seiner Leistungen steigert.

7. Das Programm für die Vortragsreihen muß sich nach den zur Verfügung stehenden Lehrern und nach den örtlichen Bedürfnissen richten. Die Aufstellung des Programms ist eine Aufgabe des Ausschusses im Verein mit dem Hörerrat. Die Programmreihen der Thüringer Volkshochschulen können dafür ein Beispiel liefern. (Vgl. die Blätter, welche die Volkshochschule Thüringen herausgibt. [Bureau der Volkshochschule Thüringen, Jena, Karl-Heiß-Platz 3.] Ferner die Sammlung von Heften im „Pädagog. Magazin“ über die Volkshochschule, herausgegeben von W. Rein. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne [Beyer & Mann]. Bisher sind 32 Hefte erschienen.)

8. Die Volkshochschule, arbeite sie auf dem Lande oder in der Stadt, soll eine Heimatschule sein. Tief im Volkstum verankert, soll sie in die Geschichte, in die Art und das Wesen unseres Volkes einführen und die Liebe zu Volk und Vaterland, zu Muttersprache, heimischer Kunst und Literatur stärken. Nur der kann wahrhaft der Menschheit dienen, der zuvor sein Volk begriffen und sich ihm gewidmet hat.

9. An den Volkshochschullehrer werden dem hohen Ziele entsprechend auch hohe Anforderungen gestellt. Wissenschaftlich gebildet, muß er eine starke Persönlichkeit sein voll inneren Lebens, getragen von warmer Liebe zu seinem Land und Volk. Nur von solchen Persönlichkeiten können Ströme starker Anziehungskraft ausgehen, die über Partei und Konfession hinaus die Seelen gewinnen für eine Erneuerung unseres Volkes von innen her und dabei den Teilnehmer fest an sein Deutschtum binden.

10. Die Volkshochschule leitet somit einen Kreuzzug des deutschen Geistes ein zur Eroberung der deutschen Seelen, wo sie sich finden, um sie tief einzutauchen in die vier großen Lebensgebiete des Wahren, Schönen, Guten und Heiligen. Wem die Not unseres Volkes zu Herzen geht, wer an die tausend Wunden denkt, aus denen es blutet, soll mithelfen an der Gesundung und Erstarkung unseres Volkslebens und sich als Mitarbeiter in den Dienst der Volkshochschule stellen. Die Not ist der große Lehrmeister der Menschen. Unter ihrem Druck entfalten sich die Seelen. Laßt uns die Entfaltung in die rechten Bahnen lenken!

11. Laßt uns auch nicht irre machen durch die Zweifler und Kritiker, die an jeder neuen Bewegung sofort ihren nörgelnden Scharfsinn erproben wollen. Wenn sie einen Satz aus den „Wanderjahren“ herausgreifen: „Narrenpossen sind eure allgemeine Bildung und alle Anstalten dazu“ und ihn auf die Volkshochschule anwenden, so beweisen sie damit nur, daß sie den Sinn der Volkshochschule nicht ergriffen haben.

12. Aller Anfang ist schwer. Jede neue Arbeit muß sich durch mancherlei Hindernisse hindurchwinden. Auch die Volkshochschularbeit muß ihre Erfahrungen machen, frohe und trübe. Manche Volkshochschule ist wieder eingegangen, weil sie den Mut verlor, weil sie noch nicht begriffen hatte, daß es nicht auf die Masse der Teilnehmer ankommt, sondern auf die Sammlung von Auserlesenen, die suchende Menschen sind, um ihrem und dem Leben ihres Volkes einen tieferen Sinn und einen wertvollen Inhalt zu verleihen.

Prof. Dr. W. Rein (Jena)



Ein Weltbagant

Era zieht ein junger Schweizer in die nordamerikanische Ferne, geladen mit Problemen der Gegenwart; Werner Zimmermann heißt er und ist Lebensreformer, Vegetarier, Anhänger der Wirtschaftslehren von Silvio Gesell. Er hält seine „Erlebnisse und Gedanken“ in einem Buche fest, das auch 23 Lichtbilder nach Aufnahmen des Verfassers bringt (138 Seiten, Steiger-Verlag, Erfurt), und kehrt dann nach Europa zurück, um mit aufbauen zu helfen. Das Buch ist literarisch zwar nicht geschlossen genug, nicht einheitlich durchgearbeitet; aber der suchende junge Mensch dahinter fesselt. Er ist ein Geistesverwandter des andren oberdeutschen Weltbummlers Kurt Faber (Bücher im Verlag Robert Lutz, Stuttgart); doch ihm ist es nicht, wie anscheinend jenem Ruhelosen, um das Vagantentum an sich zu tun, sondern um Klärung. Er philosophiert; er bleibt rein dem Weib und Alkohol gegenüber; er bleibt seiner besonderen Natur überhaupt trotzig treu — wie sich auch in dem folgenden sehr ernststen Abschnitt zeigt, wo er fern in Amerika einen verbummelnden Landsmann trifft und — leider vergeblich — auf ihn einzuwirken sucht — — —

Fritz

Er war auch ein Schweizer, und ich stieß auf ihn in der Weizenernte im westlichen Kansas. An einem Sonntagvormittag nahm ich die Arbeit an einer Dreschmaschine an. Der junge Meister nahm mich gleich im Auto mit auf die Farm hinaus. In seidenem Hemd und tabellos gebügelten Hosen war er gleich von der feinen Kameradschaftlichkeit, die man zwischen Herr und Knecht wohl nur in Amerika findet. Er fragte mich, woher ich komme und wie es mir im Lande gefalle, während er die große Remmaschine durch die staubige Landstraße flühen ließ.

Die Farm lag zwei Meilen vom Städtchen. Bald fuhren wir in die Yard ein. Der Meister hielt vor einer Holzbaracke und rief hinein:

„Say, Fritz, here is an other Swaizer!“

Ihrer vier saßen auf einer Matratze und spielten „poker“. Jeder hatte Banknoten und Geldhäufchen vor sich. Nun hob ein breitschultriger Bursche den Kopf:

„Salü! Wo zum Herrgottsdonner chunsch jeh du här! Stell dys Züg asen ab, mir sy sofort ertig!“

Das war unverfälschte Bernersprache. Bald wandte er sich mir zu. Er hatte sich die beste Matratze gesichert und trat mir bereitwillig eine Hälfte davon ab.

Am Nachmittag nahm er den alten „Ford“ und fuhr mich ins Städtchen. Er hielt vor dem ersten „drugstore“ (eigentlich Apotheke, doch mehr Wirtschaft) und entschuldigte sich:

„Schau, zu saufen gibt es hier halt nichts. Das ist ein verfluchtes Land für meinen Magen! Ich bin nur hier, um Geld zu machen. Nächstes Jahr gehe ich nach Frankreich oder Südamerika, wo es noch billigen Wein gibt. Komm, hier haben sie noch Bier. Es ist zwar verflucht schlecht, nur gefärbtes Wasser, keine Kraft mehr drin. — Was, du sauffst überhaupt nichts? Frisstest ice-cream?“

Bald brachte das Mädchen zwei Schalen Eisrahm mit Erdbeersaft. Mein Kamerad saßte das winzige Silberlöffelchen mit seinen klobigen Fingern und begann mit grimmiger Miene zu schlucken.

„Hätte mir in der Schweiz jemand gesagt, ich würde je solches Zeug fressen, ich hätte ihn um Grind getroffen. Jetzt muß ich's doch tun, da es nichts anderes gibt. Da siehst, wie weit man herunterkommt in diesem Lande! Ich habe einfach keine Kraft und keine Freude mehr, seit es trocken ist. [Alkoholverbot! D. L.] Ich habe schon die längste Zeit nicht mehr gerauft. Was war ich früher für ein Kerl!“ —

Von da an hielten wir zusammen. Wir zogen mit der Dreschmaschine hinaus auf die Felder und schliefen bei den Strohköcken. Fritz kaufte zwei Wolldecken. Nach getanem Tagewerk legten

wir uns nebeneinander nieder, plauderten zusammen und staunten in die Sterne, bis wir einschliefen und goldner Morgenschein unsere Lider wieder hob.

Wir gewannen uns mehr und mehr lieb. Die Arbeit war sehr schwer, da wir meist Stöcke zu dreschen hatten. Im westlichen Kansas mäht man den schön stehenden Weizen nur oben ab und führt dieses schwere Stroh an zwanzig Meter lange, sechs Meter hohe und breite Haufen. Je zwei liegen gleichlaufend nebeneinander. Die Maschine fährt an die Spitze und streckt den Ladekänel zwischen hinein. Nun heißt es das Stroh hineingabeln. Auf jeder Seite sind drei „pitcher“, und keiner darf mit seinem Drittel zurückbleiben. In anderthalb Stunden jagt man zwei Stöcke durch, worauf man sofort aufproht und zu den nächsten fährt. Die Nikotinsklaven ergattern knapp Zeit, eine Zigarette zu rollen und in hastigen Zügen herunterzuziehen. Dann rattert die Maschine schon wieder.

Wir hatten fürchterliches Wetter. Während eines Monats sahen wir kein Wölklein am Himmel. Die Hitze lag brütend auf uns. Erhob sich ein Lüftchen, so war es glühend, daß wir uns nach Windstille sehnten. Wir arbeiteten elf bis zwölf Stunden, waren bezahlt nach der Körnermenge, die wir ausschieden, und machten im Tag neben dem Essen über acht Dollars. Jede Woche gaben drei, vier langjährige Arbeiter auf.

Nach einer Woche meinte Fritz eines Abends:

„Du bist doch der zähste Hagel, den ich je angetroffen habe. Das hätte ich nie geglaubt, daß einer ohne Fleisch so schwere Arbeit leisten könnte. Und zu Morgen frisst überhaupt nichts als einige Aprilosenschneize. Warum nimmst kein Fleisch? Das gibt doch Kraft!“

„Das Gegenteil ist wahr! Du weißt, ich komme von Stubenarbeit her. Würde ich Fleisch oder überhaupt zu viel essen, ich wäre längst zusammengebrochen. Ich will dir erklären, warum: Durch die Arbeit braucht sich unser Körper ab. Um die abgenutzten Muskeln und Gewebe wieder aufzubauen, haben wir Eiweiß nötig. Dazu genügt aber, wenn ein Zehntel der Nährstoffe aus Eiweiß besteht. Dieses Zehntel erhalten wir bei jeder Art Pflanzennahrung, sogar in bloßen Kartoffeln. In Fleisch, Eiern, Käse besteht dagegen mehr als die Hälfte des Nährwertes in Eiweiß. Dieser unsinnige Überschuß muß nun auch im Körper verbrannt werden, wie Fett und Stärke. Dabei entstehen Gifte, wie die Harnsäure. Diese muß der Körper wieder ausscheiden, damit er nicht zusammenbricht. In Fluten Wasser sucht er sie durch Nieren und Haut wegzuschwemmen. Verstehst du jetzt, warum ihr Fleischesser stets so viel mehr Durst habt und schwitzt als ich? Warum man am stärksten ist, wenn man dem Körper nur gerade die Nahrung gut gekaut gibt, die er unbedingt nötig hat, statt daß er seine Kraft brauchen muß, um den Nahrungsüberschuß und die Gifte fortzuschaffen?“

„Du magst recht haben. Doch ohne Fleisch und tüchtiges Frühstück könnte ich einfach nicht arbeiten. Ich bin halt so gewöhnt.“

Ich arbeitete immer ohne Hut und ohne Hemd. Nach den ersten Tagen verstummten die wohlgemeinten Warnungen sowohl als die spöttische Schadenfreude. Ich tat meine Arbeit mit der zähen Verbissenheit, mit der ich früher meinen Weg auf einen Eisgipfel hakte, unermüdlich, heiter, ohne Brummen. Je schwerer die Arbeit, desto besser die körperliche Ausbildung. Ich faßte sie immer als Sport auf. Ich war prächtig kupferrot. Wer mich nicht kannte, fragte oft, ob ich ein Vollblutindianer sei. Wie lachten doch meine Kameraden, als ich ihnen erzählte, in der Schweiz hätten mich die Wirte und Alkoholsklaven „Sirupindianer“ getauft!

In einem Sonntagvormittag ging ich mit Fritz über Feld. Die Gegend fesselte mich ungemein. Hier konnte ich mich zum erstenmal ins alte Indianerleben hineinphantasieren. In weiten, flachen Wellen zog das Land nach Süd und Nord, die Höhen in leuchtendem Weizengold, die Tiefen in mattem Steppengrau. Die kleinen Seitenmulden waren früher der Zufluchtsort der Büffel und Indianer, wenn des Winters Stürme tobten.

Fritz war in düsterer Stimmung, wie immer, wenn er nichts zu tun hatte. Ich versuchte, ihn aufzuheitern.

„Die Stille hier tut mir so wohl. Sieh, wie über jenen Höhen die Hitze flimmert, wie alles so friedlich ist, so ganz sonntäglich!“

Er schwieg, stierte vor sich hin.

„Was fehlt dir? Kannst dich denn gar nicht freuen?“

Nun fluchte er fürchterlich:

„Das ist doch kein Leben hier! Nichts zu saufen und keine Weiber! Und das ist doch das einzige, was man hat auf der Welt. So halte ich's nicht mehr aus! Nächste Woche gehe ich nach Kansas City.“

„Die große Leere gähnt wieder in dir. Versuche sie doch einmal auszufüllen, nicht immer nur zu betäuben!“

„Es ist zu spät. Ich kann mich nicht mehr ändern.“

„Dummes Zeug! Du stehst in voller Manneskraft. Du bist fein ausgestattet, hast gute Kleider, eine goldene Uhr und vierhundert Dollars. Da läßt sich vieles machen.“

„Ja, und hätte ich dich zwei Monate früher getroffen, so wäre ich noch um zweihundert Dollars reicher. Ich ging nach Cheyenne und half es trocken saufen. Dort gingen sie drauf.“

„Die hast du in weniger als einem Monat wieder. Dann rentest du eine Farm, damit du irgendwo daheim bist und an etwas Freude hast. Ich komme und helfe dir. Willst?“

„Da sollte ich ein gutes Frauelei haben.“

„Hast mir nicht vom Lisi geredet? Warum nicht nochmals gehen und es fragen?“

„Nein, ich kann nicht mehr. Vier Jahre wartete es auf mich. Es wollte den Beweis, daß ich ein Mann sei und sechshundert Dollars sparen könne. Dreimal hatte ich das Geld, dreimal wollte ich gehen und dreimal blieb ich in der Stadt hängen. Jetzt ist es Krankenschwester.“

„Diesen Schritt tat es aus Verzweiflung. Ich will zu ihm gehen und für dich reden. Soll ich?“

„Das nützt nichts. Auch will ich überhaupt nicht heiraten. Die Weiber sind alle falsch und reulos. Jede kannst verführen, jede. Ich habe es tausendmal ausprobiert. Und käme ich meiner Frau dahinter, ich würde sie erwürgen!“

„Da siehst du wieder, wie du bist. Du führst ein solches Lumpenleben. Hast du daher ein Recht, eine Frau zu verurteilen, die durch die Lieblosigkeit ihres Mannes einem andern in die Arme getrieben wird? Wagst du es, ein Mädchen zu verachten, das von euch Schuften in schwachem Augenblick verführt wurde? Vergiß auch nicht, daß du wahre Frauen gar nicht kennst. Die Mädchen sind im Durchschnitt viel edler als die Männer. Doch müssen sie sich anlehnen an einen Mann. Das ist Frauematur. Was können sie nun dafür, wenn viele zu dem werden, was das Scheusal von Mann von ihnen verlangt!“

„Ich weiß schon, daß ich ein ganz Verworfenener bin.“

„Nein! Das bist du gar nicht! Du hast nie etwas gestohlen, meinst es gut mit allen Menschen, nur mit dir selber nicht. Ein so riesenstarker Bursche wie du kann sich doch sicher zusammennehmen und sich aus dem Sumpf herausreißen!“

„Du hast gut reden! Weißt, was für eine Vergangenheit ich nachzuschleppen habe? Daß meine Großmutter mir schon als kleinem Knaben Schnaps gab? Daß mir nie jemand ein gutes Wort schenkte? Daß ich weiß, daß mein ganzes Leben verpuscht ist und ich nur im Sausen das Elend vergessen kann? Du kannst schon sagen!“

„Was hinter dir liegt, ist vorbei. Laß es liegen! Jeder Mensch hat einen guten Kern. Du brauchst nur für dein Inneres Partei zu ergreifen, dann fallen die schlimmen Anhängsel von selber ab. Ich weiß wohl, daß du viel schwerer hast als andere. Doch dafür bist du auch stärker und kannst dich des Sieges um so mehr freuen. Schau', nach jeder Betäubung kommt ein Erwachen, und dieses ist jedesmal schlimmer. Sogar die Arbeit bedeutet nur Betäubung für dich. Was willst du im Alter tun, wenn du nichts sparst?“

„So, meinst, ich werde alt? Ich mache mich vorher kaputt!“ — —

An einem der heißesten Nachmittage, als die Arbeit zur verhassten Qual wurde, wollte uns die Meistersfrau eine Freude machen und uns durch ein gutes „,3'Nieri“ aufmuntern.

Sie schickte Kaffee, lange, feine Würste und Brot zu uns heraus. Mit lautem Halloh stürzten sich meine Kameraden darauf, legten sich grinsend in den Schatten des Lokomobils. Ich setzte mich ruhig auf dem Strohsack nieder und schaute ihnen lächelnd zu. Sie winkten mir:

„Komm doch auch! Schau', welch feine Wurst!“

Ich schüttelte dankend den Kopf und rief ihnen zu:

„Ihr werdet büßen müssen und nach einer halben Stunde an mich denken!“

Sie lachten ungläubig und schlangen weiter. Wenn es doch nichts kostete! — Es ist ein Unsinn, einem übermüdeten, überhitzten Körper Nahrung zuzuführen, seine Arbeitskraft noch mehr zu überlasten. Doppelt unsinnig ist es aber, ihm Gifte, wie Kaffee und Tierleichenbrei einzugeben! Es verging denn auch keine halbe Stunde, so lagen drei der Burtschen keuchend neben den Stöcken und gaben die Arbeit auf. Sie verschafften uns einen frühen Feierabend.

Nach einer Woche hielt Fritz es nicht mehr aus, und ich fuhr mit ihm nach Kansas City. In fiebernder Ungeduld glänzten seine Augen. Als wir aus der großen Bahnhofshalle traten, meinte er:

„Was glaubst, wohin gehen wir zuerst? — In die deutsche Kirche. — Selts, das hättest auch nicht geglaubt, daß ich so fromm wäre!“

Verwundert folgte ich ihm. Richtig, da hielten wir vor einem Gotteshaus, einem roten Backsteinbau mit hohen, bemalten Kirchenfenstern. Fritz stieg die Treppe hinauf und öffnete die schwere Eichentüre. Wir traten in einen Vorraum. Da saß ein Mann mittleren Alters, mit Schnurrbart und verschlagenem Gesicht, auf einem Stuhl. Er fragte Fritz brummig, in deutscher Sprache:

„Was willst du hier?“

„Nun, hinab! Ich bin Schweizer und hier gut bekannt. Ist noch immer der Seppel, bartender' (Schenk'wirt)“

Der Mann musterte uns mißtrauisch. Dann gab er uns den Weg frei. Wir stiegen eine schmale Treppe hinab und gelangten in einen raucherfüllten Saal. Hier tranken Männer und Frauen Bier und spielten Karten: ein deutscher Klub!

In der „bar“ wurde Fritz mit Augenzwinkern begrüßt:

„Wo kommst her? Hast brav Geld gemacht in der ‚harvest‘ (Ernte)“

Geschmeichelt begann Fritz zu erzählen, obschon kaum jemand zuhörte. Dazu schüttete er ein Bier ums andere hinunter. Widerwillig trank ich eine Limonade und las einige Zeitungen. Vergebens versuchte ich immer wieder, ihn zum Fortkommen zu bewegen. Schließlich sagte ich, ich wolle gehen, um Zimmer zu besorgen, die Stadt anzusehen, und werde neun Uhr abends wieder kommen, um ihn abzuholen. Ich halte einfach diese Stinkluft nicht mehr aus.

Als ich zur festgesetzten Stunde wieder eintrat, spielte Fritz um Geld. Seine Augen waren glasig. Hier und da stand er auf und schritt wuchtig und aufrecht in ein verstecktes Gemach, das Allerheiligste, wo Schnaps ausgeschenkt wurde.

Dreimal forderte ich ihn auf, zu kommen. Seine Partner lächelten spöttisch und wollten mir Bier zahlen. Um elf Uhr erklärte Fritz zu mir:

„So, jetzt spielt noch Klavier! Da drüben ist ein gutes. Dann gehen wir.“

Zu den andern meinte er stolz:

„Der kann nämlich spielen! Er ist auch ein Schweizer! War Lehrer draußen! Ist der smarteste Kerl, den ich je getroffen! Säuft nichts und frißt kein Fleisch und tut doch alle schwere Arbeit!“

Nun bestürmten mich auch die andern. Eller Bierdunst schlug mir ins Gesicht. Wie sie mich anwiderten, diese gemästeten Philister mit ihren schnodderigen Redensarten! Fritz' wegen willfahrte ich ihrem Wunsche.

Rosend glitt ich über die Tasten. Eins ums andere meiner Lieblingsmotive ließ ich wieder erstehen aus langem Winterschlaf. Meine Brust wogte reich und voll. Ich wußte nicht mehr, wo ich war. Eine rauhe Stimme forderte:

„Spiel' die Nacht am Rhein!“

In trotziger Kraft füllten die mannhaften Klänge den Saal. Bierheifere Stimmen fielen. Die ganze Schar stand auf. Vergessen waren Bier und Schnaps und Kartenspiel. Aus der Versenkung stieg die Heimat auf, so lieb, so vertraut wie ein glückseliger Traum — Mutter Vater — der Dorfbach — das Feierabendbläuten —

„Lieb Vaterland, magst ruhig sein“ —

Und es lag doch in Schande und Elend! Und sie hatten es verraten, verleugnet, des Mams, des Schwelgerlebens wegen!

Heimat! — Das Lied war verklungen. Und noch immer standen die Männer. Einige Augen nimmerten feucht. Ich wagte kaum zu atmen. Die weihevolle Stille war ein Gebet.

„Spiel' einen Tanz!“

Ihr Armen, gib'ts nur noch Betäubung für euch! Ich gehorchte. Dann lenkte ich über zu Hart und Haydn. Deren edle Fröhlichkeit tat ihnen gut.

Sie boten mir die besten Zigarren, den feinsten Schnaps an. Ich schüttelte den Kopf und rief sie traurig an. Sie senkten den Blick.

Einer mittleren Alters, mit leidenden Augen, in abgetragener Kleidung trat zu mir:

„Begleite mich!“

Mit weicher, geschulter Tenorstimme sang er drei, vier Lieder. Tiefe Empfindung zitterte an. Sang er wohl einst vor auserwähltem Kreise?

Morgens halb ein Uhr folgte mir Fritz endlich.

Am nächsten Nachmittag weigerte ich mich, wieder in die „Kirche“ zu gehen. Fritz war erschlagen. Ich sah, wie die Leere ihm bis in den Hals hinaufstieg. Er brummte:

„Was soll man denn mit dir anfangen! Du hast ja an nichts Freude! Wollen wir zwei zusammen aufstreifen? Ich weiß wo!“

Nein. Ich frage dem nichts nach. Ich spare meine Kräfte, um einst feine, gesunde Kinder die Welt zu stellen. Ich kann in ein ‚picture-show‘ (Cinema) gehen.“

„Gut!“

Fritz stürzte davon, floh vor mir wie in Verzweiflung. Wie sollte ich ihm helfen!

Fritzs Adresse wollte er mir nicht geben. Wie hätte ich auch einem edlen Mädchen zumuten können, sein Leben für einen versoffenen Schwächling zu opfern, ohne sichere Aussicht auf eine lichtere Zukunft!

Eines Tages führte mich Fritz zu einem alten Schweizermütterchen, dem er Brot und Eier, Mehl und Butter brachte. Den Dank lehnte er rauh ab.

Dann führte er mich zu einer Familie aufs Land, zu lieben Leuten, die Fritz jederzeit ein Wort boten. Doch auf meine Hoffnungsäußerung, er könne sich am Ende doch noch bessern, schüttelten sie leise den Kopf. Sie kannten ihn zu lange . . .



Kriegsführung und Politik

Inter diesem Titel hat General Ludendorff seinen „Kriegserinnerungen“ und „Dokumenten“ ein drittes Werk (Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1921, geb. 60 M.) folgen lassen, das an Bedeutung die erstgenannten zweifellos noch übertrifft.

Nach Ludendorffs eigenen Worten soll dieses Werk „zur Klärung beitragen und uns die richtige Bildung gewinnen helfen, die die anderen Völker in ihren breiten Schichten besitzen. Wenn dies nicht geschehen ist, wird viele vaterländische Arbeit sich als vergeblich herausstellen, wenn die das Beste für das deutsche Volk erstrebenden Führer keinen Widerhall bei den Massen finden, auf die sie um so mehr angewiesen sind, je weniger tatsächliche Macht sie selbst

in Händen haben“. Wir stehen am Ende eines Abschnittes deutscher Geschichte und am Anfa eines neuen. „Dafür ist ein klarer Blick über die jüngste Vergangenheit von Nutzen, nicht zu habern, sondern um für die Zukunft zu lernen.“ Diesen Zweck erfüllt das Buch in herrragendem Maße.

Seitdem ist eine Hochflut von Kriegsliteratur und Presseerörterungen erschienen, u Ludendorff von seinen Anhängern in den Himmel erhoben, von seinen Gegnern mit Schmutz worfen worden ist. Die Stellungnahme war vielfach vom Parteistandpunkt beeinflusst. Aber a sachliche Kritik haben Kriegführung und Maßnahmen Ludendorffs in reichem Maße erfah. Es ist von hohem Reiz, den General sich mit seinen Gegnern auseinandersetzen zu sehen. geschieht in vornehmer und sachlicher Weise. Schonungsloser Drang nach historischer Wahr durchzieht das ganze Werk. Kein gegen Ludendorff vorgebrachter Einwand bleibt unberücksicht. Die Darstellung ist klar und überzeugend. Die bisher vielfach noch nicht genügend erkannt Gründe und inneren Zusammenhänge werden aufgeheilt, manches neue interessante Mate beigebracht, viele Einwände widerlegt, aber auch das eigene Tun und Lassen kritischer Prüfi unterworfen, begangene Fehler und Unterlassungen ungeschminkt zugegeben. Glühende Va landsliebe und das heiße Streben, die Wahrheit zu ergründen, durchziehen das Buch. A gleichwohl die Behandlung des gewaltigen Stoffes den subjektiven Standpunkt nicht verleugn ist selbstverständlich. Der Wert des Werkes wird dadurch nicht beeinträchtigt.

Der unlösliche Zusammenhang zwischen Politik und Kriegführung und die F stellung des wahren Wesens des Krieges, das bis zum bitteren Ende bei uns vom V und von den Staatsmännern verkannt worden ist, sind die beiden Leitgedanken, die das W durchziehen. Daneben nehmen die Abhandlungen, in denen der General die gegen seine Kri führung erhobenen Vorwürfe zu entkräften sucht, naturgemäß einen breiten Raum ein. A die Kriegführung der ersten und zweiten Obersten Heeresleitung, deren Kritik Ludend bisher vermieden hatte, wird einer kurzen Würdigung unterzogen. Diese Abschnitte sind den Militär natürlich von besonderem Interesse, aber auch für den Laien verständlich r fesselnd geschrieben. Bei der Fülle des Stoffes kann der überreiche Inhalt der 342 Sei hier nur angedeutet werden.

Vortrefflich sind die Gedanken, die Ludendorff im engen Anschluß an den klassischen S meister Clausewitz, dessen Lehren unserem Generalstab als Grundlage gebient haben, ü Politik und Kriegführung entwickelt. Die noch heute gültigen Lehren Clausewitz' erfah hiedurch eine den heutigen modernen Zeitverhältnissen angepasste wertvolle Erweiteru Kriegführung und Politik, wobei die Kriegführung bewußt vorangestellt wird, gehören untrennbar zusammen, daß sie schließlich eins sind. Dieselbe Frage hat übrigens bereits Ludendorff der österreichische General Alfred Krauß in seinem Werk „Die Ursachen unse Niederlage“ (Verlag Lehmann, München) behandelt. Dieses in jeder Hinsicht ausgezeichnete Werk, das jenes Problem mehr vom österreichischen Standpunkte aus betrachtet, kann wertvolle Ergänzung zu Ludendorff warm empfohlen werden. Wenn Clausewitz den Kri „die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln“ nannte, so dachte er hiebei, den damalig Zeitverhältnissen entsprechend, nur an die äußere Politik, deren Vorrang vor der Kriegführu anzuerkennen ist. Daneben gibt es aber auch noch eine innere Politik und eine Wirtschaft politik. Diese beiden müssen sich bei dem heutigen Charakter des Krieges, der ein Daseinstan der Völker geworden ist, jedoch unbedingt der Kriegführung unterordnen. Der Satz Clausew muß daher heute lauten: „Der Krieg ist die äußere Politik mit anderen Mitteln“, und m ergänzt werden durch den Satz: „Im übrigen hat die Gesamtpolitik dem Krieg dienen.“ An dieser mangelnden Übereinstimmung zwischen Politik und Kriegführung s wir letzten Endes im Weltkrieg gescheitert. Das von Ludendorff hiefür beigebrachte wuchtig unwiderlegliche Beweismaterial wirkt geradezu erschütternd. Die Politik hat während i Krieges die Kriegführung nicht nur nicht unterstützt, sondern in zahlreichen Fällen behind

und sogar erschwert. Ludendorff wirft daher die Frage auf, ob bei der heute ja wohl allgemein bekannten und anerkannten trostlosen Unfähigkeit der damaligen leitenden politischen Staatsmänner die O.H.L. nicht im Interesse des Staatswohles die Diktatur hätte ergreifen sollen, und bejaht diese Frage. 1916 wäre dies nach Übernahme der O.H.L. durch Hindenburg noch am leichtesten möglich gewesen. Doch damals war von der O.H.L. die Unfähigkeit des Reichskanzlers noch nicht in vollem Umfange erkannt worden. 1918 aber hatten sich, gefördert von der politischen Reichsleitung, die Verhältnisse im Innern bereits so unerfreulich entwickelt, daß es ohne schwere Erschütterungen und Reibungen wohl kaum mehr möglich gewesen wäre. „Trotzdem“, schreibt Ludendorff, „hätte die O.H.L. mit Zustimmung der Krone an Stelle der unfähigen Regierungsgewalt die Diktatur ergreifen müssen, auch wenn ich daran zerschellt wäre.“ Staat und Monarchie wären dann vielleicht noch zu retten gewesen.

Die Versäumnisse der politischen Leitung des Reichs reichen weit in die Zeit vor dem Kriege zurück. Unsere Wehrkraft ist nicht genügend ausgenutzt worden, obwohl der Generalstab dies mehrfach beantragt hatte. Es ist beschämend, daß wir uns von einem Feinde (General Buat, die deutsche Armee im Weltkriege, Wieland-Verlag, München 1921) dies vorrechnen und schamlos vorhalten lassen müssen. Hiernach hätten wir mit 900 000 Mann mehr in den Krieg eingetreten können. Wir hätten dann die Marneschlacht und damit voraussichtlich auch den Krieg gewonnen. Auf die Mängel und Sünden der äußeren Politik vor dem Kriege sei nicht weiter eingegangen. Sie sind zur Genüge bekannt. Noch nicht bekannt war dagegen die Feststellung Ludendorffs, daß der Reichskanzler um den Plan des Durchmarsches durch Belgien gewünscht hat. Gleichwohl ist für die unendlich wichtige diplomatische Vorbereitung und spätere Beendigung dieses schwerwiegenden Schrittes nichts geschehen. Ebensovienig ist die wirtschaftliche Vorbereitung vorbereitet worden, obwohl dies bereits 1906 vom Generalstab angeregt war. Die Gleichgültigkeit der deutschen Politik gegen die innere Entwicklung Österreichs war gleichfalls ein schwerer Fehler, der sich im Kriege bitter gerächt hat.

Wie dann während des Krieges von der dazu berufenen Reichsregierung nichts geschah, um den Volksgeist zu heben und den Siegeswillen im Volke zu stärken, ist noch in frischer Erinnerung. Daß dieser Krieg ein Kampf ums Dasein der Völker war, in dem es nur Sieg oder Niederlage, aber keine „Verständigung“ geben konnte, ist sowohl von der Reichsleitung wie im Volke verkannt worden. Nach der Marneschlacht war es geboten, das Volk über den Ernst der Lage aufzuklären. Die Kraftäußerung des Heeres ist vom Volksgeist in der Heimat abgelehnt. Denn aus der Heimat schöpft das Heer nicht nur Ersatz, Verpflegung, Munition, Kohlen, etc. usw., sondern auch die geistige Kraft, die es zur Überwindung des Feindes braucht. Der Siegeswille im Volke, den unsere Gegner in richtiger Erkenntnis des wahren Wesens dieses Krieges so meisterhaft zu stärken wußten, war daher von entscheidender Bedeutung. Seine Förderung war Sache der inneren Politik. Hierin ist aber so gut wie nichts geschehen. Ludendorffs Schuld ist in dieser Hinsicht eine fortgesetzte schwere Anklage, die durch das beigebrachte überlegene Beweismaterial leider nur allzu berechtigt erscheint. Unter stillschweigender wohlwollender Duldung der Reichsregierung ist durch defaitistische und linksgerichtete Kreise nebst der zersetzenden Presse, ferner durch die ungehemmte feindliche Propaganda, endlich durch die Landesverräterische Wählerarbeit der U.S.P. der Volksgeist planmäßig derart vergiftet worden, daß dem auch schließlich das Heer erlegen ist. Insofern behält das Wort vom „Vollstoß in den Rücken des Heeres“ nach wie vor Geltung. Mit tiefem Schmerz muß Ludendorff den Rückgang der Güte des Heeres feststellen, das 1918 kein absolut zuverlässiges Instrument mehr in der Hand des Feldherrn gewesen ist.

Bei Beurteilung der Führungsmaßnahmen muß dies in Rechnung gestellt werden. Nach dem erst Bauer (Der große Krieg in Feld und Heimat, Tübingen 1921, Ostander'sche Buchhandlung) betrug die Zahl der Drückeberger und Fahnenflüchtigen im August 1918 bereits etwa eine Million! 200 000 Mann mehr aber hätten genügt, uns den Endsieg zu verbürgen. Luden-

dorff beklagt es denn auch mit Recht, daß sogar die militärische Rechtsprechung ganz unter dem Einfluß des unklaren Denkens der Heimat stand, die fortwährend auf Straferlaß drang und die Militärstrafgesetze milderte. Sie konnte sich nicht zu schweren Strafen, geschweige denn zur Verhängung der Todesstrafe entschließen. Zum Vergleich seien hier die nach einem Bericht der Humanité vom 22. 9. 21 durch Kriegs- und Militärgerichte in Frankreich verhängten Strafen angeführt. Es erfolgten während des Krieges in Frankreich allein 67 387 Verurteilungen zu über 300 000 Jahren Gefängnis, darunter 1627 Todesurteile.

Die ständige Betonung unserer Friedensbereitschaft verurteilt Ludendorff. Sie ist uns vom Feinde mit Recht als Schwäche ausgelegt worden und hat seinen Willen zum Sieg gestärkt, unserer Kriegsführung daher indirekt geschadet. Man kann Ludendorff den Vorwurf nicht ersparen, daß die O. H. L. sowohl das Friedensangebot vom 12. 12. 16 als auch die Friedensresolution vom 19. 7. 17 mit allen zu Gebote stehenden Mitteln hätte verhindern sollen.

Die Frage der Selbständigkeitserklärung Polens rückt in neue Beleuchtung. Der Gedanke stammt von der Politik. „Es ist eine geschichtliche Unwahrheit, wenn die dritte O. H. L. mit dem Gedanken der Selbständigkeitserklärung Polens belastet wird.“ Die Reichsleitung ist von der O. H. L. von der Ausnutzung irgendwelcher Friedensmöglichkeiten mit Rußland nicht abgehalten worden. Die O. H. L. ist auch später niemals ein Hindernis für die Anbahnung oder Ausnutzung von Friedensmöglichkeiten gewesen. Der Beweis hierfür wird unwiderleglich erbracht und insbesondere dem kürzlich Geredeten von den annexionsistischen Kriegszielen der O. H. L. ein Ende gemacht. Der Reichskanzler dagegen hat es vielfach nicht für der Mühe wert gehalten, die O. H. L. von allen unternommenen Friedensschritten zu unterrichten. Auch hierin äußert sich wieder ein bedauerlicher Mangel an Übereinstimmung der beiden auf engstes Zusammenwirken angewiesenen Stellen. Unter Hertling war es in dieser Beziehung noch schlimmer geworden als unter Bethmann. Die vielfach verschlungenen und dunklen Pfade der zahlreichen Friedensfühler sind noch nicht völlig aufgeklärt. Ludendorff bringt hierüber zahlreiches neues Material.

Die Verbringung Lenins nach Schweden ist nicht durch die O. H. L., sondern auf Veranlassung der Sozialdemokraten durch die Reichsregierung erfolgt. Die O. H. L. hat sich dem nicht widersetzt, da ihr vom Standpunkt der Kriegsführung aus schließlich jedes Mittel recht sein konnte, durch das Rußland bezwungen und der Feind im Osten erledigt wurde. Dagegen kann man der O. H. L. vorwerfen, daß sie aus unangebrachter Rücksicht auf innerpolitische Widerstände es unterlassen hat, im Frühjahr 1918 den Stoß ins innere Rußland fortzusetzen und der Bolschewistenherrschaft in Petersburg und Moskau ein Ende zu bereiten. Es wäre dies damals mit geringen Kräften möglich gewesen. Unendliches Anheil wäre dadurch für Rußland und Deutschland erspart worden. Ludendorff selbst gibt zu, daß diese Unterlassung ein Fehler war. Die bolschewistenfreundliche Politik unseres auswärtigen Amtes erfährt hiebei eine eigenartige Beleuchtung.

Die berühmte Denkschrift des Grafen Czernin wird als Bluff und Einschüchterungsversuch gegenüber der O. H. L. charakterisiert.

Einen breiten Raum des Buches nehmen naturgemäß die militärischen Betrachtungen ein. Mit Rücksicht auf den verfügbaren Raum muß ich mir leider versagen, näher darauf einzugehen, manches ist anfechtbar. Überrascht ist man, daß die Verwässerung des genialen Schlieffenschen Operationsplanes, die von Sachverständigen allseitig und mit vollem Recht verurteilt wird, bei Ludendorff Gnade findet. Erklärlich wird dies dadurch, daß Ludendorff selbst hieran nicht ganz unbeteiligt gewesen sein dürfte. Die Akten über die Marneschlacht können nunmehr als geschlossen gelten. Die Marneschlacht ist durch Verschulden der obersten Führung verloren worden.

Das Urteil Ludendorffs über die Strategie Falkenhayns ist, bei aller Zurückhaltung im Ton, doch durchaus ablehnend. Dem kann man rückhaltlos zustimmen. Mit besonderem Bedauern wird man über die versäumten Gelegenheiten lesen, 1914 und 1915 im Osten einen wirklich

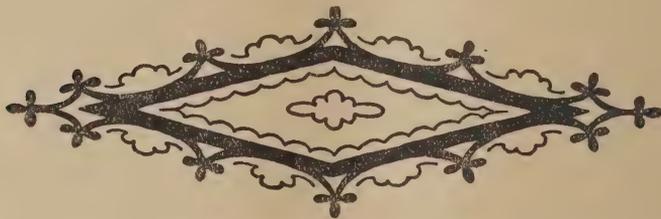
entscheidenden Erfolg zu erreichen. Bei dem Widerstreit Falkenhayn-Ludendorff stehe ich unbedingt auf Ludendorffs Seite. Ludendorff faßt gleich dem großen Moltke die Strategie als „System der Aushilfen“ auf und ist im Gegensatz zur „Ermattungs- oder Bemübnungsstrategie“ Vertreter der „Vernichtungsstrategie“. Letzteres war unbedingt richtig, besonders unter den Verhältnissen des Weltkrieges, wo die Zeit gegen uns war. Ludendorff vertritt daher auch die Meinung, daß dem Angriff auf Serbien die Auseinandersetzung mit Rumänien und dieser wieder ein Angriff auf Rußland folgen mußte, um fortzusetzen, was 1915 begonnen war und im Osten reinen Tisch zu machen, bevor man sich dem Westen zuwandte. Dem kann man nur beistimmen. Der Angriff gegen Italien 1917 konnte aus Mangel an Kräften zu keiner großen entscheidenden Kriegshandlung gestaltet werden.

Daß der letzte große Angriff, der die Kriegsentscheidung bringen sollte, im Westen angefaßt wurde, war richtig. Darüber ist sich die militärische Kritik nunmehr so ziemlich einig. Vielfach wird Ludendorff vorgeworfen, daß er die Kräfte zu sehr verzettelt und nicht alle verfügbaren Kräfte zur Entscheidung herangebracht habe. Ludendorff vermag diesen Vorwurf wirksam zu entkräften. Dagegen halte ich nach wie vor sowohl die gewählte Angriffsrichtung als auch insbesondere die Durchführung der großen Märzoffensive 1918 für verfehlt. (Vgl. meinen Aufsatz im „Türmer“ 1921, Heft 12, S. 390.) Die Begründung dieser Meinung würde einen eigenen Aufsatz erfordern. Wer sich hiefür interessiert, findet Näheres in der auf unanfechtbare, amtliche Dokumente gestützten ausgezeichneten kleinen Schrift „Die Märzoffensive 1918 an der Westfront“ von Major und Archivrat Otto Fehr (Verlag R. F. Köhler, Leipzig 1921, 48 S. Preis 10 M.). Das Dunkel, das bisher auf dieser für den Ausgang des Krieges entscheidend gewordenen Kriegshandlung gelegen war, wird hiedurch nunmehr gelichtet. Ludendorff hat in diesen für das Schicksal des deutschen Volkes entscheidenden Tagen als Feldherr nicht das geleistet, was man nach seinen früheren Leistungen von ihm zu erwarten berechtigt war. Man wird daher bezweifeln dürfen, ob die Geschichte Ludendorff künftig in einem Atem mit den größten Feldherrn aller Zeiten nennen wird. Ich stimme in allem den ebenso geistvollen wie gründlichen Ausführungen des Majors Fehr rückhaltlos zu. Es liegt eine eigene Tragik darin, daß während des Krieges nicht nur die politische Führung, sondern gerade in den beiden entscheidenden Höhe- und Wendepunkten — Marne Schlacht und Märzoffensive 1918 — auch die militärische oberste Führung versagt hat. Wenn Ludendorff trotz dieses Mißerfolges seinen starken Glauben an den Sieg nicht verloren und mit zäher Energie noch weiter um den Sieg gerungen hat, so kann ihm daraus kein Vorwurf gemacht werden. Es wäre im Gegenteil nur wünschenswert gewesen, wenn er diesen starken Siegeswillen auf das ganze Volk hätte übertragen können. Manches wäre dann anders und nicht so schlimm gekommen. Doch das Volk war über den Vernichtungswillen unserer Feinde nicht aufgeklärt, kein Staatsmann hatte einen Geist gestählt und zum äußersten Widerstand aufgerüttelt. So mußte denn kommen, was kam. Die Revolution tat noch ein übriges.

Wer aber etwa auf Grund obiger Ausführungen höhnisch ausrufen wollte: „Seht, Ludendorff und die oberste militärische Führung allein sind an unserem Zusammenbruch, an unserem Unglück schuld“, der irrt. Denn die Hauptschuld trifft das Volk. Trotz unzweifelhafter Mängel der Führung hätte im März 1918 immer noch der Endsieg errungen werden können, wenn nicht auch die Armee, vergiftet vom Geiste der Heimat und angegriffen von den Vorboten der Revolution, teilweise versagt hätte. Sie hat trotz bewundernswürdiger Einzeltaten, die dafür in um so hellerem Lichte erstrahlen, nicht mehr in vollem Umfange das geleistet, was die Führung billigerweise von ihr verlangen konnte und durfte. Dies feststellen zu müssen, ist Ludendorff wohl am schwersten gefallen. Wenn heute noch mit Recht das hohe Lied des Heeres, das Unvergleichliches geleistet hat, gesungen wird, so bezieht sich dies in erster Linie auf die Frontkämpfer 1914, 1915 und 1916. Von 1917 ab begann die Infektion der Heimat auch auf das Heer übergreifen, und 1918 war es nicht mehr in allen Teilen über jedes Lob erhaben.

Wenn Ludendorff im März 1918 den Endsieg errungen hätte, so würden seine Fehler lautlos in der Versenkung verschwinden und würde er den größten Feldherrn aller Zeiten an die Seite gestellt werden. Weil er aber nicht mit dem Lorbeer des Siegers heimgekehrt ist, glaubt man ihn schmähen zu dürfen. Auch Hannibal, Friedrich der Große, Napoleon und der ältere Moltke haben Fehler gemacht. Ihrer Größe tut dies keinen Eintrag. Wenn ich mich trotz guten Willens nicht zu der Überzeugung durchringen kann, in Ludendorff einen Strategen ersten Ranges zu erblicken, so müssen wir doch billigerweise in ihm einen Mann verehren, der sein Bestes zum Wohle des Vaterlandes eingesetzt, der bei Lüttich hohen persönlichen Mut und Tapferkeit an den Tag gelegt, der mit schier übermenschlicher Arbeitskraft vier schwere Kriegsjahre hindurch vielfach Bewunderungswürdiges geleistet hat und dessen militärische Leistungen größtenteils uneingeschränkte Anerkennung verdienen. Sein Hauptfehler war, daß er sein Volk zu hoch eingeschätzt hat. Sein Buch bezweckt, das Volk zu lehren, was ihm nottut. Denn nur wenn es zu dieser Einsicht kommt, ist ein Wiederaufstieg möglich.

Franz Frhr. v. Berchem



Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen
sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Wahn und Wissenschaft

(Zu Joh. Schlafs Artikel „Der Wahrheit die Ehre“, Dezemberheft)

Wenn zu mir als Herausgeber von Monatschriften ein Forscher käme, der sich in seiner wissenschaftlichen Ehre angegriffen fühlt, ohne sich in der Presse darüber aussprechen zu können, so würde ich ihm als Fachgenossen nach Kräften beistehen. Aus einem ähnlichen Motiv heraus erkläre ich mir auch die Stellungnahme des Herausgebers des „Türmer“ dem Einsender der Mitteilung „Der Wahrheit die Ehre!“ gegenüber. . . Dieser Einsender hat sich schon früher einmal in der anscheinend eingegangenen Zeitschrift „Janus“ über eine Kritik von mir mit Ausdrücken Luft gemacht, die eben nur Blätter wie das „Janus“ tauglich zu bieten wagen. Aus diesem Grunde hätte ich es beinahe unterlassen, mich auf diese neuen Seiten hier zu reagieren. Der „Türmer“ ist jedoch nicht der „Janus“ und diese Leser hier werden vielleicht eine Aufklärung erwarten.

Zum Tatsächlichen ist festzustellen, daß das Wesentliche des Vortrages „Die Erde, nicht die Sonne“ der geozentrische Gedanke war. Das Sonnenfleckenphänomen, dessen Tatsächlichkeit hinsichtlich der statistischen Verteilung der Flecke in der Fachpresse behandelt wurde, mit der Beweisbarkeit der Idee, daß unsere Erde den Mittelpunkt des Planetensystems bildet, der Sonne bilde, gar nichts zu tun. Insofern hatte also der Vortrag seinen wesentlichen Zweck — die geozentrische Propaganda — durchaus verfehlt.

Die „Zugeständnisse“, die der Einsender konstruiert, bezweifeln in keiner Weise die Richtigkeit des kopernikanischen Systems. Es würde sich empfehlen, vor den astronomisch kritischen Lesern hier der Wahrheit die Ehre zu geben.

Das „Mißverständnis Epsteins“ besteht auch nur in der Konstruktion des Einsenders, der ein Sonnenforscher meines Wissens nie hat überzeugen können.

Die „ungeheure kritische Wichtigkeit“ hat der ganze Gegenstand nur vom Einsender aus. Die Sonnenforscher hätten, wenn hier etwas zu holen gewesen wäre, sich der Sache bestimmt bemächtigt. Daher erzählt der Einsender seinen Freunden tief betrübt, daß er wissenschaftlich nicht durchdringen könne. Von diesen Freunden rührt auch die Bestätigung meiner Auffassung vom Ursprung seiner Theorie her. Ich habe das System als „monoman“ gekennzeichnet, weil es das tatsächlich ist. .

Der Leser, der das Ganze überschaut, der den pfundweise zusammengekommenen Papierlast des letzten Jahrzehnts über dieses Thema durchstudierte, wird sich sagen, daß diese beiden Veröffentlichungen im „Türmer“ die Druckerschwärze nicht wert waren, wenn man an die wissenschaftliche Bedeutung der Frage denkt.

Nur der Dichter Johannes Schlaf mochte wohl die Veröffentlichung rechtfertigen. Mit seinen Leistungen auf diesem Gebiet habe ich mich als Astronom jedoch nicht zu befassen.

H. H. Krixinger

Antwort: Der Geist als Mittelpunkt des Weltalls

Dr. Križinger wendet sich einleitend an den Herausgeber; dieser antwortet ihm hiemit. Uns vor der verächtliche Ton, in dem Dr. K. über Schlags Berliner Vortrag berichtete, schon aufgefallen ehe sich der Dichter an den „Türmer“ wandte. Um jenes verächtlichen Tones willen haben wir Joh. Schlaf das Wort zur Gegenwehr erteilt. Man mag die Lieblingstheorie dieses Laien bedauern ablehnen, gänzlich ablehnen: aber man tue es würdig und kränke nicht den stillen Sechzigjährigen.

Zur Sache selbst! Bekanntlich hängt Schlags geozentrische Theorie aufs innigste mit der Sonnenflecken-Phänomen zusammen. In seiner Hauptschrift („Die Erde — nicht die Sonne“ Das geozentrische Weltbild; München, Dreiländerverlag) bildet grade dies den Ausgangspunkt. Schlaf meint, die statistische Feststellung besage, daß so gut wie alle großen Flecke auf der Rückseite der Sonne entstehen, die auf erdzugewandter Seite entstehenden Flecke aber auf der Osthälfte; das schließe die geozentrische Tatsache unmittelbar ein und sei kopernikanisch (ein jähriger Umlauf um die Sonne) nicht zu deuten; auch Epsteins Beobachtungstabellen bestätigten diese Tatsache. Ob es sich nun, wie Schlaf meint, hier um wirklich objektive Vorkommnisse handelt oder nur um optische Vortäuschung: das hätte der Kritiker Križinger mit ein paar klaren Worten sachlich feststellen und die ganze Erörterung in ein hohes Licht heben sollen. Es wäre damit der Sache gedient gewesen.

Doch nun gestatte man, daß ich diesen Streit von ganz anderer Seite beleuchte! Es lebt im Elsaß ein junger Mathematiker, zugleich Philosoph, Dr. Ernst Barthel, jetzt Privatdozent in Bonn, der gleichfalls und unabhängig von Schlaf ein geozentrisches Weltbild versteht. Er hantierte philosophisch-mathematisch mit der Hyperbel und nannte die Erde eine „Totalebene“ (Hauptschrift: „Die Erde als Totalebene“, Hyperbolische Raumtheorie mit einer Voruntersuchung über die Regelschnitte; Leipzig 1914, Otto Hillmanns Verlag). Ich machte ihn mit Schlags astronomischen Ausflügen bekannt; die beiden kamen in Briefwechsel, ohne daß jedoch ihre kosmogonischen Lehren, meines Wissens, zusammenfloßen, wiewohl auch Schlaf einer geschlossenen Kosmos annimmt. Durch Barthel aber blickte mir die bedeutsame Verwechslung auf, der beide erlagen. An einer Stelle seiner eben genannten äußerst eigenartigen Schrift — wie soll man sich ausdrücken? wir wollen einmal sagen: verplauderte sich Dr. B. und nannte sein System noozentrisch (von *νοός*, Geist). Er empfand also den Geist als Mittelpunkt des Alls. „Die Vernunftharmonie, der Logos, der durch den eindringenden Geist (*νοός*) zu erwerben ist, gilt uns als das einzige ideale Zentrum der ganzen denkbaren Welt. Unsere Ansicht nennt man daher am besten noozentrisch“ (Die Erde als Totalebene, S. 81).

Mit diesem prachtvoll erhellenden Satz sind wir aus der Astronomie herausgesprungen mitten in echte Philosophie hinein. Der schauende, denkende, ordnende Geist als Mittelpunkt des Alls! Gibt es eine selbstverständlichere Wirklichkeit? Die alten Griechen haben wahrlich nicht aus beschränktem Dünkel, sondern aus genialer Weisheit sich selber, d. h. ihren Geist und ihr Kulturschaffen, insbesondere die heiligste Stelle desselben, Delphi, als „*δμυραλος τῆς γῆς*“, als Nabel oder Mittelpunkt der Erde empfunden. Und Barthel hatte guten Instinkt, als er sein Buch „dem griechischen Geist“ widmete.

Dies aber ist eine rein geistige Einsicht, insbesondere ein philosophisches und religiöses Erlebnis. Wo der Mensch sein geistiges Auge zur Gottheit aufschlägt — ja, da ist Zentrum der Welt. Das hat mit Astronomie und ihren sinnlichen Berechnungen oder Vermutungen gar nichts zu tun. Das ptolemäische System hatte durch Jahrtausende Geltung; dabei waren jene Chaldäer, Babylonier, Ägypter wahrlich geniale Mathematiker: doch ihr System war vermutlich in seinem Kern geistzentrisch und nur von da aus geozentrisch, sofern eben unser Geist von dieser Erde aus ins All schaut.

Das sind nur Andeutungen, aber sie scheinen mir gewichtig genug.

Aber die Sonnenflecke wird uns demnächst ein angesehener Fachmann unterhalten.

F. Lienhard



Literatur, Bildende Kunst, Musik

Joseph Bédier und die deutsche Wissenschaft

Unter der Überschrift „M. Bédier et l'érudition“ bringt „Echo de Paris“ vom 5. Oktober 1921 Äußerungen des bekannten französischen Gelehrten, die nicht unwidersprochen bleiben dürfen. Herr Bédier, namhafter Romanist, Keltist und Germanist, trat im Jahre 1900 mit seinem „Roman de Tristan et Iseult“ hervor. Er hatte sich die hohe Aufgabe gesetzt, aus den vorhandenen mittelalterlichen Fragmenten durch vergleichende Herausarbeitung der poetisch und kulturell wesentlichen Züge einen zusammenfassenden Tristanroman zu schaffen. Gaston Paris schrieb die Vorrede zu dem inhaltlich und sprachlich schönen Werke, das auch in Deutschland berechtigte Aufmerksamkeit erregte.

Heute sagt Herr B. einem Redakteur des „Excelsior“ folgendes: „Stets war es das Bestreben der deutschen Interpretation, alle unsere frühen Dichtungen, Ritterromane und Chansons de geste dem Germanentum zu vindizieren. Ein Jahrhundert lang hält sie uns unter dem Banne der Legende einer fränkischen Heldendichtung, der wir die merowingischen und karolingischen Sagenzyklen verdanken sollen. Ich habe mit meiner Generation mein Bestes getan, Frankreich sein dichterisches Erbteil zurückzuerstatten.“

Wie irreführend, wie unsachlich und wie ungerecht sind schon diese Sätze! Jeder Kenner der einschlägigen Verhältnisse weiß, mit welcher selbstlosen Hingabe gerade auf dem Gebiete altfranzösischer Literatur die deutsche Wissenschaft stets gearbeitet hat. Wenn jemand dem modernen Frankreich das Verständnis seiner alten Mythendichtung neu zu erschließen verhalf, so waren es ganz gewiß deutsche Forscher. Auf ihren Texten und Kommentaren basiert der größte Teil der französischen und provenzalischen Neuausgaben. Man braucht nur eins dieser Bücher zu öffnen; überall wird man auf Namen wie Diez, Stimming, Simrock, Holland, Th. Müller — um nur einige zu nennen — stoßen. Auf ihren Arbeiten fußt auch Herr Bédier.

Das vergißt er. Ebenso vergißt er, daß Richard Wagners Musik selbst in Frankreich den Liebenden von Cornwall ein tönenderes Echo geschaffen hat, als alle noch so verdienstvollen französischen Bearbeiter. Soviel über Kommentierung, Forschung und Neudichtung. Wie steht es aber mit den Quellen?

Vor mir liegt Herrn B.s schon erwähnter Tristanroman. Von seinen 19 Kapiteln beruhen nach der Vorrede das zweite, dritte, vierte, fünfte, fünfzehnte, sechzehnte, siebzehnte ganz oder gut wie ganz auf dem deutschen Text des Eilhart von Oberg, das vierzehnte auf Gottfried von Straßburg, das erste und neunzehnte auf dem anglonormannischen Gedicht von Thomas, das sechste, siebte, achte, neunte, zehnte, elfte auf dem französischen Gedicht von Béroul im Verein mit dem deutschen des Eilhart, auf rein französischen Quellen demnach nur das zwölfte, das dreizehnte und das achtzehnte Kapitel.

Ich glaube, daß diese Feststellung genügt, um zu zeigen, wo Herr Bédier, der jetzt so exklusiv französische Töne anzuschlagen beliebt, die reichsten Anregungen und zuverlässigsten Stützen in sein bedeutendstes Werk suchte und fand. Allerdings war er zu diesem starken Rückgriff auf deutsche Dichtungen wohl gezwungen, da der größte Teil der alten französischen Texte

verloren gegangen ist. Verloren ist das älteste, auf etwa 1100 angelegte Tristanlied (von dem übrigens keineswegs feststeht, ob es französisch oder englisch abgefaßt war), verloren ist eine dem Christian von Troyes zugeschriebene Dichtung; und die französische Arbeit des Bérout, auf die B., wie wir sahen, in den mittleren Kapiteln seines Romanes sich stützt, ist nur sehr fragmentarisch erhalten. Wir wollen gerecht sein und das ausdrücklich feststellen — gerechter als Herr B. ist, wenn er (wir kehren zu seinem Interview zurück) sich zu der geradezu ungeheuerlichen Behauptung versteigt, die ganze ältere europäische Literatur sei französischen Ursprungs! (Wörtlich: Cela n'empêche pas toute la vieille littérature d'Europe d'être d'origine française. *Parcival est notre Perceval, et Lohengrin est notre Chevalier au Cygne. Tous les héros des Chansons de geste sont Français. Écho de Paris* 5. Okt. 1921.)

Wie soll man diese Äußerung eines hervorragenden Fachmannes verstehen?! Wenn wir selbst annehmen wollen, daß B. hier von der griechisch-römischen Dichtung abgesehen wissen will, deren starken Nachwirkungen sich übrigens auch der feudal mittelalterliche französische Roman nicht völlig zu entziehen vermochte (Troja-, Aeneas-, Theben-, Alexanderdichtungen) — kennt Herr Bédier Edda, Gudrun- und Nibelungenlied wirklich nicht? Nicht Walthar von der Vogelweide und nicht die Verinnerlichung des Gralmotivs durch Wolfram von Eschenbach? Dann dürfte er sich für seine Aufnahme in die Académie française, die ja bevorstehen soll, kaum eignen. Oder haben wir in irgendeinem Paragraphen des Versailler Diktates auf die Urhebererschaft an diesem reichen Schatz alten europäischen Kulturgutes verzichten müssen?

Herrn B. auf diesem Wege weiter zu folgen, verlohnt wohl nicht. Kehren wir vielmehr auf sein ureigenes Gebiet, den Tristanmythus, zurück. Hier hatten wir die Verdienste der deutschen Philologie und Wissenschaft, der deutschen Dichtung von Eilhart und Gottfried bis Richard Wagner um Erhaltung und Ausgestaltung der alten Motive zu würdigen versucht. Diese Verdienste allein hätten Herrn Bédier etwas Zurückhaltung auferlegen sollen. Nun ist es um französische Objektivität von jeher eigen bestellt gewesen. Diese uns leider genugsam bekannte Tatsache erhärtet B. abermals, indem er alle Helden mittelalterlicher Epen, Tristan, Lohengrin, Parzival usw. als „Franzosen“ bezeichnet.

Diese Behauptung ist bedenklich tendenziös, dafür um so unbedenklicher falsch. Wenn wir die genannten Gestalten auch gerne im wesentlichen als aus keltischem Sagengut erwachsen ansehen (auch hierauf wird noch zurückzukommen sein) — seit wann ist keltisch gleichbedeutend mit „französisch“ schlechthin?

Das Volk, das wir heute als Franzosen bezeichnen, erhält doch sein nationales Gepräge erst nach fünffacher germanischer Blutzufuhr durch Normannen und Franken im Norden, Goten im Süden, Burgunder und Alemannen im Osten des heutigen Frankreich. Germanische Franken haben als Staatengründer dem Herzogtum Francien und damit späterhin dem gesamten Reich ja geradezu den Namen gegeben! Und erst nachdem das Ende der Völkerwanderung und der karolingischen Epoche diese Neubildung zum Abschluß gebracht hatten, bemächtigt sich die Heldendichtung des neuen Volkes der alten keltischen Stoffe. Gaston Paris, der Bédier, wie wir sahen, ja besonders nahe steht, sagt darüber: „Il est difficile de ne pas voir, qu'un monde poétique s'est fait jour, qui était nouveau, inconnu aux Français jusqu'à l'adoption des thèmes celtiques par nos conteurs, et qui n'a pu sortir spontanément de l'évolution sociale et littéraire française.“ („Man sieht unschwer, daß eine neue dichterische Welt sich erschließt, die den Franzosen vor der Übernahme keltischer Motive durch unsere Erzähler unbekannt war und die nicht ohne weiteres aus der gesellschaftlichen und literarischen Entwicklung Frankreichs erwachsen konnte.“ Ich entnehme das Zitat Karl Vorelsch, *Altfranzösische Literatur*, Halle 1913, S. 340, Anm. 1.)

Selbst wenn wir aber den Franzosen in seiner neuen Prägung als unmittelbaren kulturellen Erben und Nachfolger des alten Galliers gelten lassen, wird er damit noch keineswegs zum ausschließlichen Besitzer aller keltischen Mythen. Man ist noch sehr geteilter Ansicht darüber,

wo das Schwergewicht der keltischen Sagenbildung lag, ob im festländischen Gallien oder auf den britischen Inseln. Gerade der Franzose Gaston Paris war immer ein entschiedener Vertreter der letzteren Ansicht. Zweifellos sind Szenerie und Heimat des ganzen Artuszyklus, besonders aber der Tristanlegende, zunächst einmal britisch-irisch. Marc ist König von Cornwall, Isolde Königin von Irland, der Name Tristan „von Lonois“ wird von dem schottischen Clan Lothian hergeleitet. Ja die Namen Isolde und Morholt werden vielfach germanisch gedeutet und mit einem Wikingerreich an der irischen Ostküste in Verbindung gebracht. (Vorehsch a. a. O. S. 364.)

Aber man braucht sich nicht auf diese sehr umtrittenern Ethymologien festzulegen, um zu erkennen, daß gerade zwischen der Tristan Sage und dem Siegfriedmythus tiefe innere Zusammenhänge bestehen, so tief und so zahlreich, daß man sie nicht dem Zufall zuschreiben kann.

Tristan und Siegfried finden im fernen Lande die Braut, nachdem dieser den Morholt, jener den Fafner erschlagen hat. Beide werben — aber nicht für sich, sondern für den anderen, den König. In beiden Sagen spielt der Liebestrank seine verderbliche Rolle. In der Edda freilich kredenzt Gudruns Mutter Grimhild Siegfried den Trank (Gripers Weisagung [Gripis-Þrá] Str. 31—35), der ihn Brunhild vergessen macht und die Liebe zu Gudrun entfacht, während der Trank, den Isolde ihre zauberkundige Mutter mitgab, das ursprüngliche Paar unauflöslich aneinander schmiedet. Isolde wie Brunhild wollen aus verschmähter Liebe den Freiwerber töten. Isolde gibt Tristan ursprünglich den Todestrank, den Brangäne heimlich mit dem Liebestrank vertauscht. Aber auch der Liebestrank führt zum Tode. Isolde erreicht so — ob gewollt oder ungewollt — das gleiche wie Brunhild durch Gunthwurms Tat (Gunthwurm spielt in der ältesten Fassung die Rolle des späteren Hagen. Vgl. Siegfried Drachentöter [Sigur-larquida Fafnibana] 3. Lied, Str. 11 und 19) und den eigenen Selbstmord: den Tod mit dem Geliebten. Denn auch Brunhild stirbt zugleich mit Siegfried (ebenda Str. 56 ff.).

Im mittelhochdeutschen Nibelungenlied freilich ist die Analogie kaum noch erkennbar. Hier bleibt nur noch die dunkle Ahnung, daß mehr als gekränkter Stolz die Königin Siegfrieds Tod vollen läßt, nämlich die im Epos niemals ausgesprochene, in seiner Vorgeschichte wurzelnde Liebe.

Wie man nun auch diese Parallelen erklären mag, aus gemeinsamen vorhistorischen Urmythen beider eng verwandter Rassen oder aus den innigen Wechselbeziehungen der keltisch-germanischen Nordseeanwohner noch in historischer Zeit (Dänen- und Sachsenzüge nach Britannien, Normannenzüge aus Skandinavien nach Frankreich und England, Keltenzüge von den Inseln nach der festländischen Bretagne) — Franzosen im Sinne Bédiers sind Tristan, Jarzival und Lohengrin ganz sicher nicht gewesen.

Jedem, der sich die Ehrfurcht vor den Geheimnissen der Vorzeit und ihrer Schönheit bewahrt hat, muß Bédiers Vorgehen ebenso unwissenschaftlich wie verletzend erscheinen. Ist es nicht läppisch und töricht, in die feinen, alle Urkonturen verhüllenden Nebel der Sagenwelt mit dem plumpen Schwert apodiktischer, noch dazu tendenziöser Behauptungen hineinzuschlagen? Ist es angängig, in diese uns nur noch dunkel zugängliche Frühlingszeit Nordwesteuropas ausschließlichkeiten und Gegenfäählichkeiten hineinzutragen auf Grund der späteren Staatenbildung und Grenzziehung? Auch den Franzosen sollten die Helden der keltischen Vorzeit zu eifrig sein, um sie heute agitatorisch auszunutzen.

Was will Herr Bédier also? Will er der Welt beweisen, daß alle literarische Tradition und Kultur des Erdteils Europa auf Frankreich, die Mutter aller Dinge, zurückgeht, so sehr auch die bösen Deutschen durch geschickte Maché von jeher versucht haben, diese geistigen Schätze zu annektieren — wie weiland Elsaß-Lothringen?

Das heißt denn doch wohl, die Politik der Reunionskammer, der man ja drüben von Ludwig XIV. bis auf unsere Tage treu geblieben ist, in das freie Gebiet des Geistes zu übertragen.

Es liegt System in diesem Vorgehen. Aber ist uns auch dieses System als solches zu unsere Leidwesen keineswegs neu, so hielten wir doch M. Joseph Bédier, den Forscher und Dichter bisher für zu schade dafür.

Man nehme sich die Mühe, die hier festgenagelten französischen Auslassungen mit den inzwischen in der Dezember-Nummer des „Fürmers“, S. 224, veröffentlichten Artikel „Vermittlung der französischen Literatur“ zu vergleichen. Wann wird mißverständene „Objektivität“ in Deutschland aufhören, Wasser auf die Mühlen unserer erbarmungslosesten Feinde zu gießen?

F. Jaffé



Theologische Werke

Als eine der bedeutendsten Persönlichkeiten des neueren Protestantismus lenkt kurze der gelehrte Primas der Schwedischen Kirche, Erzbischof Nathan Söderblom von Upsala, die Blicke auf sich. Eine wahrhaft ökumenische Gestalt, ist er unablässig um das Zustandekommen einer engeren Fühlung unter den evangelischen Kirchen der verschiedenen Länder bemüht. Inmitten des schier unentwirrbaren Chaos nationaler und wirtschaftlicher Gegensätze sollen nach Söderblom die Kirchen als Hort des christlichen Gewissens das eine Große und Gemeinsame in wirksamer Weise zur Darstellung bringen und an ihren Teil die Verständigung unter den Völkern anbahnen. Der Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen ist wesentlich sein Werk. Zu dieser edlen Sammelarbeit ist er als der bewandertsten einer auf dem Gebiet der Religionsgeschichte ganz besonders geeignet.

Nachdem er bereits 1916 das tiefeschürfende Werk „Vom Werden des Gottesglaubens“ eine grundlegende Untersuchung über die Religion der Primitiven, herausgegeben, hat er nunmehr im rührigen Verlag von Quelle & Meyer, Leipzig (Sammlung Wissenschaft und Bildung) eine mehr für weitere Kreise bestimmte „Einführung in die Religionsgeschichte“ (1920, 5 M.) veröffentlicht. Eine vorzügliche, knappe Einführung in das umfassende Gebiet. Nach einem kurz gehaltenen Überblick über die Religion der Naturvölker läßt er der Reihe nach die großen Kulturreligionen an unserem geistigen Auge vorüberziehen. Zwar bedingt die Anordnung gewisse Einschränkungen. So haben die mittel- und südamerikanischen Religionen also auch die der Azteken, keine Aufnahme gefunden. Wertvoll im Hinblick auf das Alte Testament sind seine Ausführungen über die babylonisch-assyrische Religion und die mitgeteilte Hymnen und Gebete; wertvoll auch mit Rücksicht auf den Entwicklungsgang des christlichen Dogmas und Kultus die Kapitel über das Mysterienwesen in der griechisch-römischen Welt und die morgenländischen Erlösergötter der spätrömischen Kaiserzeit. Ihrer Bedeutung für die unmittelbare Gegenwart entsprechend sind die Religionen des fernen Orients und unter ihnen besonders die indischen und der Buddhismus ausführlicher behandelt. Das Schlusskapitel ist der Gegenüberstellung von Buddhismus und Christentum gewidmet und gipfelt in der Urteil des Kopenhagener Philosophen Harald Høffding: „Buddha hat Asien milde gemacht aber Jesus hat Europa ein großes Erzfelsor gelehrt.“

Wie reich religionsgeschichtliche Betrachtung die biblischen Wissenschaften zu befruchten vermag, ersieht man aus Kittels „Darstellung der alttestamentlichen Wissenschaft“ (ebenfalls Quelle & Meyer, Leipzig 1921, 4. Aufl.). Gerade der erste Abschnitt — Ergebnis auf Grund der Ausgrabungen — gewährt einen guten Einblick in die Kultur des Zweistromlandes und ihre Bedeutung für die vorderasiatische, speziell israelitische Religionsgeschichte. Während bis in die letzten Jahre, vornehmlich durch die Wellhausen'sche Schule, die Ansicht einer verhältnismäßig späten, in der Königszeit Histias oder gar erst des Exils einsetzenden

turellen Beeinflussung babylonisch-assyrischen Ursprungs vorherrschend war, muß fortan auf Grund der Tell-el-Amarna-Tafeln und der Funde zu Taanach (Korrespondenz des Stadtkönigs Achnaton mit seinen Nachbarreichen in keilschriftlicher Sprache) eine viel frühere Verbindung Israels mit babylonischer Kultur wohl gleich mit Festsetzung in Kanaan angenommen werden. Auch der Schöpfungs- und Flutmythus werden wohl damals schon durch Vermittlung der Kanaaniter in Israels Gesichtskreis getreten sein. Mag sein, daß durch die starke Betonung der babylonischen Kultureinflüsse die uns schon durch Robertson Smiths „Religion of the Semites“ schon gezeichneten, aus der nomadischen Zeit mitgebrachten Religionselemente in Kanaan durch die Vorkolonisationen zu kurz gekommen sind; immerhin: auch die weiteren Abschnitte, Ergebnisse auf Grund der Literarkritik und Literaturgeschichte sowie Ergebnisse auf Grund der geschichtlichen und religionsgeschichtlichen Forschung, gewähren eine vorzügliche Orientierung über die Ergebnisse der jüngsten alttestamentlichen Wissenschaft. Gut gezeichnet ist die Entwicklung der hebräischen Literatur vom Heldenlied über die Annalen der einzelnen Heiligtümer zum großen Geschichtswerk, das den Zeitraum von der Schöpfung bis zur Verbannung umfaßt. Das Buch aus einem Vortragszyklus vor sächsischen Lehrern erwachsen und wird auch in seiner Neuauflage bei der Vorbereitung zum Religionsunterricht oder für Vorträge in Gemeindeabenden der Volkshochschulen wertvolle Dienste leisten. Besonders willkommen ist die stattliche Reihe von vorzüglichen Abbildungen.

Die Freunde Karl Heims werden in L. Replers „Evangelische Glaubensgewißheit auf Grund von Lutherworten im Lichte vergleichender Religionsgeschichte“ (Siebeck, Leipzig 1920) eine Fortführung der Gedankengänge des jetzigen Tübinger Systematikers begrüßen. Erkenntnistheoretisch sich eng an dessen bereits in zweiter Auflage erschienenen Werk „Glaubensgewißheit“ anlehnd, sucht Repler das Wesen des Glaubens in raumzeitlicher Beschränkung und zugleich als Kollektivbewußtsein, als Bewußtsein der Befreiung von Schranken des Ichs unter gleichzeitiger Wahrung des individuellen Bewußtseins zu bestimmen. An der Deutung charakteristischer Lutherworte wird diese Grundthese erhärtet; zugleich wird in religionsgeschichtlich orientierter Auseinandersetzung mit den Auswirkungen des Animismus, den Repler auch in die heutige Theologie hineintragen sieht, die Bilder-, im Gegensatz zur Begriffssprache, als das der Religion eigene Ausdrucksmittel hingestellt. Nach R. liegt die Zukunftsaufgabe der protestantischen Theologie in der Selbstbestimmung auf den biblischen Charakter der Sprache des Glaubenserlebnisses. Von hier aus erhofft er auch die Überwindung der Spannungen und Klüfte in Theologie und Kirche. Auch für den, der seine Gedankengänge nicht völlig sich eignen kann, reißt sich Replers Schrift würdig in die Reihe der neueren, mit Energie fortgesetzten Versuche ein, die Religion als selbständige Geistesfunktion im Menschen zu bestimmen.

Als längst ersehnten Gast werden unsere Häuser und Lehrer Johann Peter Hebels biblische Erzählungen (Heimatglockenverlag Schmiedehausen bei Bad Sulza, 1920) willkommen heißen. Baumgarten in Kiel hat schon vor zwanzig Jahren auf das Fehlen dieses biblischen Erzählungsbuchs als einer empfindlichen Lücke in unserer religiösen Unterrichtsliteratur hingewiesen. Wie wunderbar versteht es doch der alemannische Dichter, uns in den Geist dieser nie veraltenden Erzählungen einzuführen und unaufdringlich des Lesers ethische Anteilskraft zu wecken. Hoffentlich wird bei einer Neuauflage der Künstler für seine Bilder auch mehr vom Geiste Hebels leiten lassen und uns Zeichnungen im Sinne Ludwigs Richters bescheren. Jedenfalls ist zu wünschen, daß Eltern und Lehrer sich diesen Schatz der Erzählungsbücher nicht entgehen lassen. (Wobei wir auch auf die „Biblischen Geschichten, in alemannischer Mundart erzählt“ [Gotha, Perthes] des andren Badensers, unsres Altmeisters Hans Thoma, hinweisen. D. E.)

Auf dem auch heute noch unberuhigten Kampfplatz zwischen Rom und protestantischer Kirche der Rheinprovinz ist Wolfs Angewandte Kirchengeschichte (Dieterichsche Buchhandlung,

Leipzig 1914) entstanden. Die Ereignisse der Kriegs- und Nachkriegszeit scheinen bezüglich der Haltung des römischen Stuhls unserem Vaterland gegenüber den schon vor Kriegsausbruch ausgesprochenen Gedanken des Verfassers recht zu geben. (Vgl. die Schrift „Deutschland und der Vatikan“, Saemanns Verlag.) Prof. lic. th. Karl Paira



Kunstgaben

Es ist immer wieder zum Staunen, was unsere Kunstverleger, trotz der Teuerung, an Mappen und Kunstgaben herauszubringen wagen. Da legt uns der Münchener Holbein-Verlag „Rembrandts sämtliche Radierungen“ vor (herausgegeben von Hans W. Singer), deren erster Band 200 M., jeder der zwei folgenden je 275 M. kostet. Wir haben schon früher (1921, Heft 10) auf eine ähnliche Veröffentlichung hingewiesen: auf Rembrandts Handzeichnungen im Verlag Hermann Freise, Parchim i. M.; nimmt man die Rembrandt-Bände der „Klassiker der Kunst“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) und nun diese neueste stattliche Mappe hinzu, so ist ein prachtvoller Überblick möglich über das Werk des ebenso fruchtbaren wie einzigartigen Holländers.

Die Reproduktionen sind ausgezeichnet, ob es sich nun um Kleinigkeiten handelt oder um Blätter im Groß-Folio-Format. In ihrem bräunlichen Grundton, bei sorgfältiger Ausführung wirken diese genialen Stricheleien wie Originale. Man muß diesen Verlag überhaupt beachten, der uns gleichzeitig mit graziosen Köstlichkeiten Daniel Chodowieckis bedenkt. Gewiß ist der Lichtkünstler Rembrandt unvergleichlich mächtiger; und doch — man ruht fast mit einigen Behagen bei diesen Kupferstichen aus dem Nachlaß des Berliner Graphikers aus. Sein Zeitalter ist hausbackener, entbehrt aber nicht der Anmut jenes galanten achtzehnten Jahrhunderts, mit einem Grundton harmlosen Humors. Man glaubt vergilbte Blätter aus Urgroßmutteres Album in der Hand zu halten.

Kurt Pfister hat in demselben Verlag Holbeins „Totentanz“ herausgegeben, indem er die 40 Holzschnitte in einem hübschen Taschenformat zusammenfaßte, und hat dem kraftvollen Meister („Hans Holbein der Jüngere“, mit 60 Bildtafeln) eine besondere Studie gewidmet. Pfister ist bereits durch eine Reihe von Monographien dieser Art gut eingeführt und weiß auch Holbeins Kunst vortrefflich nachzufühlen. Er faßt in seinen Begleitworten das Wesentliche geschmackvoll zusammen und stellt es gewandt dar. Ob man allen seinen Deutungen oder Auffassungen folgen mag, ist eine Sache für sich; hier ist beim Kunstschriftsteller überhaupt eine persönliche Note nie zu tilgen — was übrigens auch gar nicht zu wünschen wäre.

Der Weg zum großen Niederländer Franz Hals ist von hier nicht allzu weit. W. R. Valentiner gibt (nach Volls Tod) des Meisters Gemälde in 318 Abbildungen chronologisch geordnet heraus (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Man nennt gewöhnlich etwa die Hexe von Harlem, wenn dieser Künstler-Name auftaucht, und denkt an ein paar spitzbüßische und verzechte Gesichter, die er famos zu packen wußte (mit Krug und Tabakspfeife). Aber das ist lange nicht der ganze Franz Hals. Eine sichere Technik, deren Regeln er genau innehat, verbindet sich zwanglos mit jenen subjektiven Launen, die jedoch einem gleichsam offiziellen Ernst weichen können. Der große Haarlemer Künstler (in Mecheln geboren) malt ebenso aufmerksam glänzend wirkende Gruppenbilder (Korporalschaften u. dgl.). Es ist eine wahrhaft bezaubernde Abwechslung in diesen echt niederländischen Bildnissen, deren Fülle anscheinend noch nicht endgültig geklärt und festgestellt ist. Während wir Deutschen den Dreißigjährigen Krieg durchkämpften, müssen diese Holländer einmal eine „wahre Porträtwut“, wie sich Valentiner einmal ausdrückt, erlebt haben; denn auch Rembrandt war damals mit Aufträgen überhäuft. Neben-

bei vertritt der eben genannte Herausgeber die Auffaſſung, daß dem doch bedeutende flämische Elemente in dieſem ſprühenden und geiſtreichen Bildniſſemeiſter zu bemerken ſeien. Erſtaunlich iſt, wie der lebensſtarke Künſtler in ſeinem Alter noch einmal einen Aufſchwung nahm — oder anders geſagt: eine Vertiefung —, ohne daß man von einem Bruch mit der glänzenden Vergangenheit ſprechen könnte. Darüber und über das ferngeſunde, nüancenreiche, aus einem innerſten Wohlbehagen emporquellende Lachen dieſes Künſtlers und ſeiner mannigfaltigen Geſtalten (W. ſ. Ausdruck „animaliſch“ iſt nicht ganz glücklich) ſchreibt Valentinier manch anregendes Wort.

Ein Band großen Formats mit kraftvollen deutſchen Buchſtaben älteren Stils bietet ſich uns dar; wir ſchlagen auf und ſtoßen auf Albrecht Dürers berühmte Holzſchnitte. Es ſind „Die vier Evangelien und die Offenbarung St. Johannes“ (mit 52 Wiedergaben nach Dürers Holzſchnitten, darunter die vollſtändigen Bilderfolgen „Das Marienleben“, „Die große Paſſion“ und die „Apokalypſe“). Ein erſtklaſſiges Geſchenkwerk! Die Kapitelaanfänge ſind mit roten Dürer-Initialen geſchmückt, die dem Gebetbuch Kaiſer Maximilians entſtammen; das Ganze auf beſtem Friedenspapier gedruckt und in Halbleinen gebunden (Berlin, Amſler & Rutherdt, 200 M.).

Wenn man dieſe Graphik unſeres Großen aus der Reſormationszeit wieder einmal auf ſich wirken läßt, ſo fällt einem etwas auf — es iſt vielleicht ſubjektiv —, was man in die Worte zuſammenfaſſen möchte: die Angſt der unter der Roheit leidenden Kreatur. Gewiß ſind ſo marienhaft anmutige Idyllen wie die Flucht nach Ägypten (S. 77) oder die Zimmermanns-Werkſtatt (S. 88) auch vertreten; doch noch mehr wühlt Dürers wuchtiger Griffel in den Marter- und Sterbe-Szenen, die uns heute etwas auf die Nerven gehen. Man weiß, was Goethe in den „Wanderjahren“ darüber geſagt hat. Im übrigen teilen ſich dieſe Holzſchnitte naturgemäß in drei Teile: die erſte Gruppe ſammelt ſich um Chriſti Geburt neſt Umkreis, die zweite um des Heilands Leiden und Sterben, die dritte ſucht die Viſionen der Apokalypſe zu veranſchaulichen. Es ließe ſich natürlich nicht vermeiden, daß die Bilder oft an Textſtellen kamen, wo ſie nicht hingehören. Das ganze Werk macht einen imponierenden Eindruck.

Wie hier die vollſtändigen Evangelien neſt Offenbarung des Johannes von einem würdigen Meiſter geziert ſind, ſo bietet ſich uns der erſte Teil des „Faust“ mit den Bildern von Peter Cornelius an (Berlin, Dietrich Reimer); und in demſelben Verlag „Die Abenteuer der Nibelungen“ (der deutſchen Jugend erzählt auf Grund der Simrockſchen Übertragung des Nibelungenliedes von Eſtelle du Bois-Raymond) mit deſſelben Meiſters bekannnten Bildern. Unſre geiſtige deutſche Jugend ſollte jene echten Schätze unſres Chriſttums in mittelhochdeutſcher Urſprache leſen können. Jede neuzeitliche Nachdichtung verwäſſert — muß verwäſſern; der Ton und Klang geht verloren, die Muſik der Worte. „Es wuchs in Burgonden ein vil edel Magedin“ — hallt nun einmal anders ins Ohr als: „In alten Zeiten lebte im Burgundenland eine edle Jungfrau“. So ergeht es einem auch mit dieſen Illuſtrationen, wenn man von Dürer kommt. Dieſer junge „Nazarener“ weiß um 1810 bis 1815 dem Fauiſtſtoff als einer der erſten Künſtler der Romantik allerdings glühenden Bildausdruck zu ſchaffen, nachdem die Tragödie ſeit 1808 vollendet vorlag. Sulpiß Boiſſerée vermittelte zwiſchen Goethe und dem Anfänger, der ein freundlich Lob erhielt. Aber ein reſtlos Gefühl äſthetiſcher Befriedigung kommt doch nicht auf, bei aller hohen Achtung, die wir dieſer erlebnisſtarken und edlen Künſtler-Peſönlichkeit zollen. Die echte Gotik hatte denn doch andere Umwelt und Vorausſetzungen. Seine Zeichnungen ſind aber des kühnen und ſtarken Stoffes wahrlich nicht unwürdig. Auch buchtechniſch iſt dieſer „Faust“ mit ſeinem feſtlichen Druck eine ſchöne Gabe.

Man ſoll in der Kunſt nicht gegeneinander ausſpielen oder abwägen; und doch darf man ſagen, daß ein wundervoll in ſich begrenzter Meiſter wie Ludwig Richter viel geſchloſſener wirkt als der nicht ganz natürliche Heroismus eines Cornelius. Der oben genannte Verlag (Dietrich Reimer, Berlin) gibt Walther Hoffmann das Wort zu einem Buch „Ludwig Richter als Radierer“ (mit 51 Bildern, kart. 25, geb. 35 M.). Wer etwa in Genefungſtimmung iſt und

etwas Ausruhendes auf sich wirken lassen will, der greife zu diesem Künstler! Seine Holzschnitte, besonders sein Buchschmuck, sind besser bekannt als diese Radierungen, die uns neben sächsischen Stimmungen besonders viele Landschaftsstudien aus Italien bringen. Es ist höchst interessant, die Entwicklung von der Romfahrt (anfangs der zwanziger Jahre) bis zur Meisterschaft (gegen 1850) zu verfolgen: wie sich die Bilder immer mehr füllen, beleben und befeelen. „Ein Weg zum Frieden, das ist die Entwicklung in Richters Kunst“, sagt der Verfasser; und sinnig schließt das Buch mit dem schönen Christnachtbild. Die Wiedergabe der Bilder ist gut, vielleicht etwas zu weich wirkend, was am Papier liegen mag. Man kann diesem Meister deutschen Gemütes gerade heute gar nicht genug Wirkung wünschen.



Aus Weimars musikalischer Vergangenheit

Nicht nur die Stadt unserer großen klassischen Dichter ist Ilmaten gewesen, sondern auch durch manches Jahrhundert hindurch die Wirkungsstätte ausgezeichneter Tonsetzer und musikalischer Ausübender, so daß einmal eine geschlossene „Weimarer Musikgeschichte“ zu den reizvollsten Aufgaben tonkünstlerischer Ortshistorie gehören würde. Aber das musikalische Treiben zur Zeit Sebastian Bachs berichtete vor bald einem Menschenalter ein hübsches Büchlein von Paul v. Bojanowski, über Goethes tonkünstlerische Umwelt erschien vor einigen Jahren die stattliche Veröffentlichung Wilhelm Bodes — über die ältere Zeit hat kürzlich Adolf Aber eine vortreffliche, wenn auch nur bis 1662 reichende Quellenstudie innerhalb der Veröffentlichungen des fürstlichen Instituts für musikwissenschaftliche Forschung in Bücheburg dargeboten: „Die Pflege der Musik unter den Wettinern und wettinischen Ernestinern“ (Leipzig 1921, E. F. W. Siegel). Es lassen also noch allerlei Lücken, die nicht so ganz leicht auszufüllen sein werden, da durch einen großen Brand viele Aktenbestände der älteren Zeit vernichtet worden sind, aber ein allgemeiner Überblick ist doch schon möglich geworden.

Solange Weimar noch nicht der ständige Sitz eines eigenen Fürstenhauses geworden war, sondern nur eine der mehreren gesamt Ernestinischen Residenzen darstellte, kam die Hofkapelle immer nur im Gefolge des Kurfürsten gastweise von Wittenberg, später von Altenburg herüber, und die Weimarer waren im wesentlichen auf die ihnen vom eigenen Stadtpfeifer und dem Stadtorganisten gebotenen Musikgenüsse beschränkt. Immerhin erwarb hier schon 1572 der berühmte Motettenkomponist und Kapellmeister Nikolaus Rothius vorübergehend das Bürgerrecht, und bereits in der Reformationszeit sind hier große Musiker wie Kaiser Maximilians

rganist Paul Hofheimer, Luthers Freund Johann Walter und der vortreffliche Orgelkünstler enslein von Cöln gelegentlich anwesend gewesen. Im Amt des Kantors glänzte von 1602 s zu seinem schon 1615 erfolgten Tode der ausgezeichnete Motettenkomponist Melchior ulpius, der als einer der tüchtigsten Fachleute seiner Zeit weithin geschätzt wurde und noch ut in der Geschichte des evangelischen Chorals eine beachtenswerte Rolle spielt. 1602 ist er auch das Gründungsjahr einer besonderen Weimarer Hofkapelle geworden, die Herzog ohann teils aus Beständen der Altenburger Singerei, teils mit neuen Kräften einrichtete. er erste berühmte Hofkapellmeister tritt erst 1615 auf — Johann Hermann Schein, der miale Meister der „Waldliederlein“, der „Hirtenlust“, des „Studentenschmauses“, der aber on ein Jahr darauf dem ehrenvollen Ruf als Nachfolger des Seth Calvisius nach Leipzig lgte, wo er als Thomas-Kantor der bedeutendste Amtsvorgänger Sebastian Bachs werden lte. In den nächsten Jahrzehnten begegnen wir in den alten Weimarer Kapellrechnungen nst hochgeachteten Namen wie Georg Weber, Christof Compenius, Caspar Hoyer, bald auch m Kapellmeister Adam Drese, von dem das Lied „Seelenbräutigam“ stammt, sowie jenem rzüglichen Geiger Christian Herwig, der später in Cassel das früheste deutsche Violinkonzert reiben sollte. Im Todesjahr des Herzogs Wilhelm (1662) wurde leider vorerst die ganze apelle aufgelöst, und Drese ging als Hofsekretär nach Jena. Von ihm sind noch allerlei sehr teressante Reiseberichte aus Dresden erhalten, wohin man ihn mit allerlei Fragebogen an n Großmeister des 17. Jahrhunderts, Heinrich Schüz, gesandt hatte, und aus Regensburg, ürnberg und München, wohin er als prinziplicher Reisebegleiter gegangen war. Wichtig sind ch seine vorhandenen Musikalienverzeichnisse und die Oper, die er auf die Erwählung Herzog ernhards zum Rektor der Jenaer Universität 1654 geschrieben hat. Ein anderer Musiker hat Weimar als Hofsekretär früh seine Tage beschossen, der vortreffliche Georg Neumark, a Gambist, von dem Wort und Weise des herrlichen Liedes stammen: „Wer nur den lieben ott läßt walten“.

Zu Beginn des 18. Jahrhunderts, wo erhaltene Textbücher auch von Weimarer Opern- sfführungen erzählen, treffen wir in Privatdiensten des Herzogs den in ganz Europa ge- erteten Violinvirtuosen Paul von Westhoff an, der hier 1705 gestorben ist — ein außer- dentlicher Meister des doppelgriffigen Spiels, dem damals nur Ignaz von Biber in Salz- rg und J. J. Walthers am Mainzer Hof zur Seite gesetzt werden konnten. Zweifellos hat esthoff auch noch auf den jungen Genius Sebastian Bach persönlich eingewirkt, der hier 03 zunächst eine kurze Gastrolle als Geiger in der Kapelle des älteren Prinzen Johann Ernst b (seine früheste Brotstelle!), um nach Stellungen in Arnstadt und Mühlhausen 1708 an die m als Hoforganist und Violinist, bald auch Konzertmeister, zurückzukehren. Hier entstand der ökste Teil seiner gewaltigen, frühen Orgelkompositionen, die noch mehr zur Virtuosität eines inken, Böhm, Buxtehude als zum späteren eigenen Tiefsinn neigen. Wichtig wurde es, daß r junge Prinz Johann Ernst sich zum tüchtigen Konzertkomponisten entwickelte, denn er zte Bach zur Klaviereinrichtung dieser Konzerte an und lockte öfters den vorzüglichen Eisen- yer Hofkapellmeister Georg Philipp Telemann nach Weimar herüber; hier wurden denn ch Bachs zwei berühmteste Söhne geboren, Friedemann und Philipp Emanuel, bei welch ertem Telemann Gevatter stand. Der dritte große Meister des Kreises war der Weimarer adtorganist Johann Gottfried Walthers, ein entfernter Vetter Bachs, da beider Mütter s der Erfurter Familie Lämmerhirt stammten. Für Johann Ernsts Unterricht schrieb Walthers ie umfangliche Musiklehre, und als der begabte Prinz früh und plötzlich zu Frankfurt a. M. rb, gab Telemann seine Konzerte im Druck heraus; viele von ihnen sind lange für Bachsche iginalkompositionen gehalten worden, bis erst kürzlich wenigstens ein Teil des prinziplichen udwerks wieder entdeckt worden ist. Walthers Hauptbedeutung aber beruht einmal auf chst vorzüglichen Orgelkompositionen von erstaunlicher Kontrapunktik, um derentwillen er e den „zweiten Pachelbel“ erklärt worden ist, dann auf seinem 1732 gedruckten Musiklexikon,

dem ältesten seiner Art, das bei aller Knappheit noch heut zu den wertvollsten Quellenwerke rechnet, endlich wegen seiner großen Sammlung seltener Musikalien, die er sich alle selbst abgeschrieben hatte. Doch zwang den Alternenden bittere Not, die kostbaren Bände in fremde Hände zu geben, so daß sie heut auf die verschiedensten Bibliotheken von Königsberg bis zur Haag verstreut sind. Die für Bach sonst so glückliche Weimarer Zeit, während deren sein Ruhm als Tonsetzer und Orgelkünstler bereits bis nach Hamburg gedungen war, schloß leider mit einem grellen Mißklang. Der Herzog war bei aller Vortrefflichkeit ein ausgesprochener Musikant, der den jungen Großmeister gelegentlich nur als einen seiner „zur Musik wohl abgerichteten Haiducken in Uniform“ betrachtete. Als nun beim Tode des Hofkapellmeisters, eines Vetzters von Adam Drese, Bach sich zugunsten von dessen unfähigem Sohn um die lange unerbundene Stellung betrogen sah, folgte er gern dem gerade an ihn kommenden Ruf als Kammermusikdirektor des Herzogs Leopold von Anhalt-Cöthen, der kürzlich des Weimarers Schwager geworden war. In seiner jähzornigen Gebränktheit forderte Bach seinen Abschied so stürmisch, daß der Herzog seinen Hoforganisten erst einmal auf einen Monat ins Gefängnis warf, bevor ihn ungnädigst ziehen ließ (1717).

Mit dem Tode J. S. Walthers (1748) scheint das Weimarer Musikleben, soweit es vorläufig zu übersehen ist, stark abgelaunt zu sein, bis Ernst Wilhelm Wolf seit 1761 als Hofkonzertmeister, bald auch als Kapellmeister neue Anregungen gab, ein Schwiegersohn Franz Bendas, von dessen etwas steifer Tüchtigkeit die Selbstbiographie seines nachmaligen Schwager Reichardt ein leise humoristisches Bild gibt. Seine Quartette, Singspiele, Suiten usw. wurde geschätzt, sogar die Berliner Liederschule zog ihn zur Mitarbeit heran, doch war es dem jungen Goethe als bloße Mittelmäßigkeit herzlich verhaßt und zuwider. Die Seele des Weimarer Musiklebens wurde Herzogin Anna Amalia, die ja kürzlich als Komponistin des Goetheschen Singspiels „Erwin und Elmira“ in Bückeburg und Berlin eine allgemein bemerkte Auferstehung gefeiert hat, gehört sie doch durch diese sehr achtbare Partitur zu den Mitbegründern der deutschen komischen Oper. Große musikgeschichtliche Bedeutung erhielt Weimar dadurch, daß 1772—74 hier als Musikdirektor der Seylerschen Truppe Anton Schweizer die Wielandsche „Alceste“ vertonte und damit einen der ersten und wichtigsten Versuche zur Neuschaffung der deutschen tragischen Oper unternahm. Die nun um Goethe her sich regenden Musikkräfte Corona Schröter, Frhr. v. Sedendorff, Kayser, Reichardt, Eberwein, sind ja bekannt genug seit Beginn des 19. Jahrhunderts kamen die mehrfachen Besuche Zelters, die dauernde Verpflichtung Hummels. Über die Weimarer Musikverhältnisse dieser Zeit bis zu Liszts Ansiedlung unterrichtet am hübschesten einer der Hauptmitwirkenden, der Baritonist Eduard Franz Genast, in seinem vierbändigen „Tagebuch eines alten Schauspielers“, das ich zu den reichvollsten Erinnerungsbüchern des deutschen Schrifttums zähle. Die neudeutsche Hochblüte der musikalischen Weimar um 1850 unter Liszt mit seinen Paladinen Hans v. Bülow, Cornelius Joachim, Cohnmann, R. Pohl, die in der Erstaufführung von Wagners Lohengrin gipfelte, ja noch in aller Gedächtnis, ebenso die spätere Lisztschule der siebziger Jahre durch das Zeugnis manches noch Lebenden wie auch durch Wolzogens bekannten, lustigen Musikroman vom Krafftmayr. Das heutige musikalische Weimar, wie es sich weithin sichtbar in der Musikschule betätigt und in der dortigen Oper glänzt, braucht sich, wie die Tagung des Allgemeinen Deutschen Musikvereins erst noch im Vorjahr bewiesen hat, der ruhmvollen Vergangenheit nicht zu schämen.

Zweifellos ist Weimars tonkünstlerischer Glanz nicht ganz allein durch die großen Verdienste seines Fürstenhauses um die Musik hervorgerufen worden, sondern beruht zum erheblichen Teil auch auf der eingeborenen, reichen Musikbegabung des lebenswürdigen Thüringer Stammes — schwärmte doch schon einst Wolfram von Eschenbach von den Tanzliedern, die „uns von Thüringen nun sind kommen“. Einmal die gesamtthüringische Musikgeschichte in Flüge zu überschauen, wird eine ebenfalls höchst lohnende Aufgabe sein.

Dr. Hans Joachim Moser





Gürmers Tagebuch



Reichspostmisere

Forderungen, Forderungen! · Aus dem Vollen Die Neutralisierung der Rheinlande

Geit dem neuen Jahre zahlen wir Post- und Eisenbahntarife, wie wir sie selbst noch vor wenigen Monaten für unmöglich gehalten hätten. Unsere Kriegsgläubiger, so wurde uns bedauernd erklärt, haben das als „Vorbedingung“ verlangt, ohne deren Erfüllung sie sich in eine Diskussion über wirtschaftliche Erleichterungen überhaupt gar nicht einlassen würden. Der Wint hat genügt, um die Tariffschraube sofort in Bewegung zu setzen. Wahrscheinlich wird man demnächst mit der selben Begründung eine sinnlose Verteuerung des Brotpreises proklamieren.

Dabei liegt so unheimlich klar auf der Hand, daß die rein mechanische Anziehung der Tariffschraube nie und nimmermehr zu einer Sanierung führen kann. Welcher katastrophale Niedergang seit des seligen Stephan Zeiten bis heute! Der Grund, weswegen der Reichspost durch noch so gewaltige Erhöhungen der Gebührensätze nicht auf die Beine geholfen werden kann, liegt einfach darin, daß der ganze Betrieb der Reichspost bis ins Innerste durchfault, verlottert und verwahrlost ist. Mit ihrer immerhin seltenen Unverblümtheit hat der Reichspostminister selbst vor dem Ausschuß die jammervollen, zum Himmel schreienden Zustände seines „Macht“-reiches geschildert: die stupid-mechanische Anwendung des Achtstundentages hat den ganzen Betrieb zerrüttet. Trotz erheblich verminderter Arbeitszeit ist die Dienstleistung um ein Drittel zurückgegangen. Circa 30% des Personals ist ständig „krank“. Viele bleiben ohne Entschuldigung weg. Den Anordnungen der Vorgesetzten wird nicht mehr Folge geleistet. Geht ein höherer Beamter energisch vor, so gerät er in Konflikt mit dem Betriebsrat, der sich auch bei offenkundigem Unrecht auf die Seite des Untergebenen stellt.

Ein Bild also vollkommener Anarchie! Und wird es in der Eisenbahn besser ausschauen? Man muß ein großer Optimist sein, um das zu hoffen. Hier sind Reformen an Haupt und Gliedern notwendig, allein die Regierung wagt nicht, in Angriff zu nehmen, weil sie die Macht der Straße fürchtet. Denn hinter den Betriebsräten stehen die Gewerkschaften, und dahinter die Straße. Das Betriebsratsgesetz, das wir als Rückschlag dem blöden Rapp-Unternehmen verdanken, erweist sich immer mehr als ein Quell schlimmsten Argernisses. Der Betriebsrat könnte

segensreich wirken, wenn seine Funktionen richtig umschrieben würden. In seiner heutigen Gestalt stiftet er nichts als Unheil. In ihm finden gerade die Unfähigsten Frechsten und Faulsten ihre Stütze.

Es wäre töricht, nach dem Wundermann zu schreien, der mit eisernem Beser Ordnung schafft. Der Schwierigkeiten sind ungeheure, und ein Herkules dürfte dieses Auggiasstalles kaum Herr werden. Aber das eine darf das Publikum, der immer neue Blutigel angefügt werden, doch wohl erwarten: daß an die Spitze eines so wichtigen Unternehmens wie das der Reichspost endlich eine Persönlichkeit gesetzt werde, der zum mindesten kaufmännische und verwaltungstechnische Fähigkeiten eignen. Das Organ der Zentrumspartei, die „Röln. Volksztg.“, beklagte sich kürzlich bitter, daß man dem Reichspostminister in der Presse nicht die nötige Achtung entgegenbringe. Mit Verlaub! Es wird in Deutschland doch wohl noch gestattet sein, eine Pelzkappe als eine Pelzkappe und Herrn Giesberts als energielosen fatalistischen und unfähigen Minister zu bezeichnen. Beschämend genug, daß eine große Partei wie das Zentrum für einen so wichtigen Posten keinen besseren Kopf zu bieten hat. Die Demokratie war es ja wohl, die mit großem Aplomb das Schlagwort von dem „Tüchtigen“ und der „freien Bahn“ in die Welt schleuderte. Wer stiehlt sich nicht ein leises Lächeln auf die Lippen, wenn er die heute Regierenden kritisch übermustert?

* * *

Die unnatürliche Vermehrung der Beamtschaft ist ein Krankheits-symptom, das an allen besiegten Staaten zu bemerken ist. In Österreich beispielsweise liegen die Verhältnisse noch viel schlimmer als bei uns. Die tollsten Auswüchse hat das bolschewistische Rußland gezeitigt, in dem die Sowjet-Bureaukratie als Krebschaden am Volkskörper zehrt, ihm buchstäblich das Mark aus den Knochen saugt. Bei uns in Deutschland handelt es sich hauptsächlich um ein Anschwellen der unteren Beamtschaft. Während des Krieges, in den Zeiten des Personal-mangels, hat man ungezählte Hilfskräfte eingestellt, und die Revolutionsregierung hat sich dann die Mitläuferschaft dieser Leute dadurch gesichert, daß sie die Übernahme all dieser mit der Demobilisierung naturgemäß entbehrlichen Kräfte in die Friedenswirtschaft verfügte. Seitdem leiden wir unter einem Parasitentum, das dem halb bankrotten Staat immer gefährlicher wird. Denn hier haben wir es mit einer Staatsangestellten-schicht zu tun, die sich durchaus nicht als Beamtentum sondern als Proletariat fühlt und dem Staate gegenübersteht, wie der Arbeiter dem Kapitalismus. Das, was dem Beamten, und zwar ganz entschieden auch dem unteren, ehedem das Besondere gab, das Gefühl nämlich, selbst ein Stückchen Staat zu sein, geht diesen Leuten vollkommen ab. Denen ist der Staat der Arbeitgeber, der nach Notwendigkeit geschöpft werden muß. Es ist der reine Hohn, daß gerade diese zigeunerhafte Heer der Überzähligen, die wir durchfüttern und mitschleppen, am frechsten im Fordern, am lautesten im Schreien, am lässigsten bei der Arbeit ist. Wo zwei von ihnen beisammen stehen, kann man sicher sein, daß von „Forderungen“ die Rede ist. Pflichten — du lieber Gott, man reißt seine acht Stunden herunter, so angenehm es geht. Gustav Freytag sagt einmal, wenn man das deutsche Volk kennen lernen wollte, müßte man es bei der Arbeit auffuchen. Das Wort gilt

och heute. Man gehe einmal mit der Tarnkappe durch Herrn Giesberts, Herrn Brönners Bereich, man pirsche einmal durch die Kommunalbetriebe, durch all die unzähligen Ämter. Man könnte das deutsche Volk kennen lernen — so wie es heute ist. Es wäre wohl angezeigt, als Kultur-Kuriosa die grotesksten Vorgänge in unserer ehbördlichen Bürokratie der Nachwelt zu erhalten. An die eine Behörde kann man Eingabe auf Eingabe richten, ohne daß je eine Antwort erfolgt. Eine andere Behörde erteilt auf eine Anfrage von der selben Stelle aus nicht weniger als achtmal je fast gleiche Antwort. Dem Berliner Magistrat fiel der ungeheure Gasverbrauch auf, der während der Dienststunden erfolgte. Es ergab sich, daß die Herren Beamten nicht nur ihren Tee, sondern auch — ihre schmutzige Wäsche kostenfrei auf Geheiß des Gemeindegas kochten . . .

Das Beamtenproletariat ist es, das von den Linksradikalen immer öfter zum Vorspann politischer Zwecke benutzt wird, nachdem die moskowitzische Putzmethode sich doch als unrentabel erwiesen hat. Das sehnlichste Ziel der Kommunisten ist die Abschaffung des Verkehrs, der Generalstreik der Eisenbahner. Wenn wir ihn bis jetzt noch nicht gehabt haben, so liegt es nicht an den weise vorbeugenden Maßnahmen der Regierung, sondern einfach daran, daß man im letzten Augenblick den Spreßern in den Schlund warf, was sie verlangten. Wie lange aber wird man diese Methode noch fortsetzen können? Es ist unverkennbar, daß der Streikgedanke in der unteren Beamtenschaft immer mehr Boden gewinnt. Ringsherum wird aus dem wichtigsten Grunde und bei dem geringsten Anlaß gestreikt, es ist ja nur zu erlockend für den kleinen Beamten, sich auf dem selben Wege Vorteile zu erpressen. Eine gewerkschaftliche Statistik verzeichnet stolz eine Zunahme der Streikbewegungen im Jahre 1920 um 12 114 gegen das Vorjahr. Die Durchführung der gesamten Bewegungen erforderte eine Gesamtausgabe von 98 132 996 Mark. Erreicht wurde für 131 787 Personen eine Verkürzung der Arbeitszeit um 65 307 Stunden und Lohnerhöhungen im Betrage von 608 159 858 Mark für 11 357 313 Personen. Außerdem erfolgten für 4 100 925 Personen sonstige Verbesserungen der Arbeitsbedingungen.

Hiebei handelt es sich wohlgemerkt um die regulären, gewerkschaftlich geleiteten Bewegungen. Die „wilden“ Streiks bilden wieder ein besonderes Kapitel. Allein schon im Jahre 1921 die Streikbewegung einen „erfreulichen“ Aufschwung genommen hat, wird niemand bezweifeln. Die Berliner Müllkutscher haben z. B. im vergangenen Jahre siebenundzwanzigmal gestreikt — mit einem Monatsgehalt von mehr als 3000 Mark schauen sie heute erhaben lächelnd auf die Dummen herab, die es noch immer nicht verstanden haben, sich ihre Leistungen nach Gebühr bezahlen zu lassen. Und nun nehme man hinzu, wie die sozialistische Presse aller Schattierungen, wie „Rote Fahne“, „Freiheit“, „Vorwärts“ förmlich darin wetteifern, den Proletarierstiefel zu belecken. Als in Berlin wieder einmal die Elektrizitätsarbeiter streikten, schrieb der tüchtige „Vorwärts“: „Um zu verhindern, daß die Baugrube der Nord-Süd-Bahn erfäuft, wurden — ein Zeichen hohen Verantwortungsgefühls bei den Streikenden — die Pumpen in Gang gehalten — —“

Von Zeit zu Zeit werden der Öffentlichkeit, die mit Schrecken vernimmt, daß der größte Teil der Einkommensteuer schon von den Finanzämtern verschlungen wird, offizielle Beruhigungspillen eingeflößt. Ja es herrsche derzeit noch ein Überfluß an Beamten, aber gemach, es werde langsam abgebaut. Abbau — wer lacht da? Es wird im Gegenteil tüchtig zugebaut. Der sächsische — Sachsen ist bekanntlich unser sozialistischstes Ländlein — Staatshaushalt enthält die Angabe, daß sich die Zahl der Beamten von 23 209 im Jahre 1920 auf 23 302 im Jahre 1921 und auf 25 559 im Jahre 1922 erhöhte. Ähnlich liegen die Verhältnisse im ganzen Reiche. Man scheint ganz veressen darauf zu sein, immer neue Beamtenstellen zu schaffen. Für das verstümmelte Oberschlesien wird namentlich vom Zentrum stürmisch Autonomie verlangt. In dem Augenblick einer derartigen Neuordnung stellt sich ganz automatisch das Bedürfnis nach weiteren Beamtenstellen ein. Neue Ämter werden nötig, neue Amtsgebäude. Bei der üblen Interessenverfälschung zwischen Parlament, Partei und Regierung, was spielt es da für eine Rolle, ob die Entscheidung dem Reiche frommt?

Es ist bei den Stellen, die es angeht, viel böser Wille vorhanden. Man denkt gar nicht an Einschränkungen. Die Schuldsummen, die das Reich belasten, sind so ungeheuerlich, daß — so sagt man sich oberen Ortes wohl insgeheim — es auf etwas mehr oder weniger gar nicht ankommt. Der Übergangscharakter, der bisher noch jedem Kabinett seit der Revolution anhaftet, trägt das übrige dazu bei, das Verantwortungsgefühl der Regierenden zu lähmen. Fest steht jedenfalls, daß zu unsern glänzendsten Zeiten niemals so leichtfertig mit den Staatsgeldern verfahren worden ist wie heute, da wir die größten Bankrotteure der Welt sind. Nur zu wahr, nur zu treffend schildert Richard Bahr in der „Berl. Börsen-Ztg.“ an ein paar Schulbeispielen die Sinnlosigkeit republikanischen Geschäftsgebarens:

„Wer redet denn noch von der Sparsamkeit, zu deren keuschem Dienst einst ein Diktator gekürt und, da er — es ist wohl bald ein Jahr her — die Flinte ins Korn warf, ein vielgliederiges Konsortium ausersehen ward? Wird nicht vielmehr wieder ein bißchen sehr aus dem Vollen gewirtschaftet? Wir haben erst in diesen Tagen einen diplomatischen Amtertausch erlebt, dem zum mindesten in einem Fall — dem des Dr von Rosenberg — der schlechthin zwingende sachliche Grund fehlte. Hat von den Herren, die mit nervöser Hast die Entsendung des Dr Maximilian Pfeiffer nach Wien betrieben, niemand bedacht, welche Kosten durch den Umzug des bisherigen Gesandten erwachsen müßten? Herr von Rosenberg ist verheiratet, hat Frau und Kinder, und allein die Überführung des Hausrats wird bei den heutigen Preisen ein Vermögen verschlingen. Die unruhige Beweglichkeit in dem Bereich des auswärtigen Dienstes ergreift neuerdings auch schon die Schicht der mittleren und unteren Beamten. Geheime expedierende Sekretäre werden, als ob der Dollar nicht um 200 oszillierte, von einem Ende der Erdkugel an das andere versetzt, und wieder ist es die arme Staatskasse, die die Lasten zu tragen hat. Ist es nötig, zahlt es wirklich sich aus? War es nötig, daß man gerade jetzt China mit einem Netz konsularischer Vertretungen bespannt? Wären, um aus der Ferne in die teure Heimat zurückzukehren, ernsthafte deutsche Interessen gefährdet worden, wenn man Herrn David zuliebe nicht den Gesandtenposten in Darmstadt geschaffen

hätte und nicht für Dr Südekum sein Großhamburger Staatskommissariat? Ehedem wurden emeritierte Minister, die man irgendwie unterzubringen wünschte, im Lande Preußen mit Domherrnpründen ausgestattet. Das war vielfach, nicht immer, ein Werk ausgleichender Gerechtigkeit, Reich und Staat kostete es jedenfalls keinen Pfennig. Nun wird ohne weiteres zugegeben sein, daß sozialistische Führer (wennschon, was ihm hoch anzurechnen bleibt, Herr Dr Südekum neulich seinen Leipziger Zeugeneid nach der religiösen Formel schwor) als Domherren in Brandenburg oder Raumburg seltsame Figur machen würden. Aber wo steht es denn geschrieben, daß parlamentarische Minister hinterher, wenn die Parteigunst sie verließ, partout mit einem Staatsamt abgefunden werden müssen? Die Herren sind doch Schriftsteller, waren es früher und könnten, sollte man annehmen, es jeden Tag wieder sein. Geht's ihnen wider die Würde, sänke, wenn sie zu der alten Hantierung zurückkehrten, das Krönchen vom Haupt? Demokratie, Demokratie!

Das sind nur so ein paar Beispiele, die gelegentlich — das Material ist vorhanden — erweitert und ergänzt werden sollen. Auch sie beweisen wohl schon, daß dem auf Sparsamkeit gerichteten Sinn bei uns nach wie vor ein weites Betätigungsfeld sich breitet. Daß, was hier aufgezählt ward, noch nicht in die Milliarden reicht, ist ein Einwand der Unlust. Wer die Million nicht ehrt, ist die Billion nicht wert.“

* * *

Der ganze Jammer unserer politischen Ohnmacht beruht darauf, daß unser Regierungssystem ständig unter doppeltem Druck steht, dem innern und äußern, dem der Straße und dem der Entente. Bis jetzt hat man sich immer notdürftig dadurch geholfen, daß man bald nach der einen, bald nach der andern Seite hin nachgab. Aber daß diese Methode sich verewigen lassen wird, darf füglich bezweifelt werden. Die Entwicklung drängt zu einem Konflikt zwischen beiden Druckpolen — und was dann? Hätte die Entente ihre Forderung nach Sanierung von Post und Eisenbahn in anderer Form erhoben, die Regierung säße schon heute in der Zwidmühle. Wie bald schon kann der Zeitpunkt kommen (denn die Defizite werden ja durch das stumpfsinnige System mechanischer Erhöhung nicht schwinden), daß die Entente erklärt: In Post und Eisenbahn sind so und so viel tausend Beamte zuviel, sie müssen bis zu dem und dem Termin entlassen werden. Dann steht das Kabinett Wirth vor unausweichbaren Entscheidungen, dann hat es keine Willensfreiheit mehr, dann bleibt ihm nur die Wahl, entweder der Straße oder der Entente Troß zu bieten, da beiden sich zu unterwerfen in solchem Falle schlechterdings nicht möglich ist.

Seltam, daß man bei uns noch immer das Heil von den Konferenzen erwartet. Man hoffte auf London, auf Washington, man setzte Erwartungen auf Cannes und schaut bereits, als winke von dort her die Erlösung, nach Genua. Gewiß können einige Erleichterungen auch für uns abfallen. Der Verröchelnde empfindet es ja bereits als Wohltat, wenn ihm ein paar Atemzüge vergönnt werden. Aber das sollten wir uns doch immer vor Augen halten: es handelt sich bei alledem doch um eine gewisse Verständigung zwischen England und Frankreich über die beste Art der dauernden Knebelung Deutschlands. „Wenn diese Pläne“, schreibt die „Münchener Ztg.“, „durchgeführt werden sollten, wird zum erstenmal auch das

noch immer widerstrebende sozialistische Deutschland zu der Erkenntnis gezwungen werden, daß Größe und Freiheit des Vaterlandes nicht nur ideale Güter, sondern auch die wichtigsten Vorbedingungen für sein eigenes leibliches Wohlbefinden sind. Immer wieder ist ihm vorgerechnet worden, es habe nur einen Feind, den Kapitalismus. Dann wird sich zeigen, daß es noch andere Feinde hat. Denn mit dem geplanten Übergang des Statsrechts an die Entente werden natürlich auch Löhne und Gehälter der Staatsangestellten und Arbeiter in Staatsbetrieben ebenso wie die Anzahl der staatlichen Arbeitskräfte vom Wohl- oder vielmehr Übelwollen fremder Aufseher abhängig werden. Gleichzeitig wird eine Beschneidung oder Streichung aller staatlichen Ausgaben erfolgen, die von der Entente für überflüssig gehalten werden, in erster Linie wird also die Sozialpolitik Not leiden, und dann werden die sogenannten Kulturaufgaben an die Reihe kommen. Da zu allem Unglück auch noch die Länder in ihrer ganzen Finanzgebarung vom Reich abhängig gemacht worden sind, so werden auch diese sehr bequem dem Entente-Ermeßsen unterstellt. In gewisser Beziehung wird dann auch der alte Kampf um die Planwirtschaft entschieden werden. Aber an dieser Wirtschaft würde selbst Herr Wiffel, der durch Ablehnung seiner Planwirtschaftsgedanken beleidigte frühere Reichsminister, keine Freude haben. Denn es würde sich nicht mehr darum handeln, durch möglichst wirtschaftliche Herstellung deutscher Güter zur bestmöglichen Verwertung im Aus- und Inlande die deutsche Wohlfahrt zu fördern und dem einzelnen deutschen Bürger einen möglichst großen Anteil am Gewinn zu verschaffen, sondern es soll eine Vergewaltigung Deutschlands zur Herstellung von Waren werden, die von der Ententewirtschaft zur eigenen Weiterverarbeitung oder zum Handel mit fremden Ländern gebraucht werden. Daß die Entente auch den Preis dieser Waren bestimmen würde, ist bei der politischen und wirtschaftlichen Ohnmacht des Deutschen Reiches selbstverständlich. Mit anderen Worten: Ganz Deutschland, die ganze deutsche Wirtschaft, soll für die Entente jahraus, jahrein arbeiten. Und dieser angenehme Zustand würde durch die immer tiefergehende Verstrickung Deutschlands in unmögliche Zahlungsverpflichtungen verewigt werden. Der Entente wäre es sicher nur willkommen, wenn jährlich trotz aller deutschen Anstrengungen Tributreste gestundet werden müßten, denn das gäbe schönen Anlaß zur moralischen Entrüstung über das säumige und unbotmäßige Deutschland, und würde sogenannte rechtliche Ansprüche und Handhaben bieten, Deutschland nie mehr aus seinem Joch herauszulassen. Aber auch wenn alle Tribute restlos von Deutschland geliefert werden könnten, was freilich undenkbar ist, würde das Ziel der Unterdrückung Deutschlands nie mehr freiwillig aufgegeben werden.“

* * *

Frankreich hat immer wieder seine bedrohte Sicherheit als Begründung für seine unnachgiebige Haltung Deutschland gegenüber ins Feld geführt. Offenbar zur Beruhigung der französischen öffentlichen Meinung ist nun von englischer Seite in die Debatte von Cannes ein Gedanke geworfen worden, gegen dessen Gefährlichkeit nicht scharf und nicht zeitig genug Stellung genommen werden kann. Es handelt sich um die Neutralisierung der Rheinlande. Was ist darunter zu verstehen? „Der Versailler Frieden“, erklärt die „Deutsche Allg. Ztg.“, „unterjagt

in seinen Artikeln 42 und 43 Deutschland die Unterhaltung von Befestigungen und militärischen Besatzungen auf dem linken Rheinufer sowie in einer Zone von 50 Kilometern rechts des Rheins. Der Artikel 44 erklärt, daß jede Zuwiderhandlung gegen diese Bestimmungen als Störung des Weltfriedens betrachtet wird, demnach das Eingreifen der Entente zur Folge hat. Damit ist die militärische Sicherheit der Franzosen und Belgier in jeder nur denkbaren Hinsicht gewährleistet. Mehr kann in dieser Beziehung nicht geschehen. Sollte sich der Begriff der Neutralisierung aber etwa darauf beziehen, aus den Rheinlanden ein neutrales Staatswesen zu machen im Sinne der Bestrebungen Clemenceaus bei der Vorbereitung des Friedens? Nach einer Darstellung der entscheidenden Sitzung hat Wilson zu den entprechenden Forderungen Frankreichs geschwiegen, während Lloyd George dagegen Verwahrung einlegte, die Rheinlande vom Deutschen Reiche zu trennen. Heute kommt es darauf an, die Leistungsfähigkeit Deutschlands zu heben. Durch die unglückliche Zertrümmerung Oberschlesiens ist, aller berechtigten deutschen Einwände ungeachtet, schon der Produktion Deutschlands ein fürchterlicher Schlag versetzt worden, der neben den tollen Reparationsforderungen die rasche Entwertung der Mark in Herbstes heraufbeschworen hat. Eine Loslösung der Rheinlande, sei es vom Reich, sei es von Preußen, würde das Ende der deutschen Einheit bedeuten. Marschall Foch vertritt den Gedanken, die französische Grenze an den Rhein vorzuschieben. Dabei macht es wenig aus, ob die Rheingebiete Frankreich direkt angeschlossen oder in ein Vasallenverhältnis zu Paris treten sollen. Die verbrecherischen Antriebe eines Smeets sind von den Franzosen gefördert worden. Briand hat wiederholt von der Rettung der Rheinländer von preussischer Bedrückung gesprochen. Auch ihre süddeutschen Wühlereien haben die Franzosen noch nicht aufgegeben. Sie hoffen, bei einer Zertrümmerung Österreichs durch Tschechen und Südslawen in Salzburg, Oberösterreich und den nicht von den Tschechen verschluckten Teilen Niederösterreichs einen Staat mit Einschluß Bayerns zu machen, der vom Deutschen Reiche abgelöst, aber dafür französischem Einfluß offen stehen soll.“

Im Interesse einer Gesundung des deutschen Finanzwesens wäre natürlich dringend zu wünschen, daß die Besetzung der Rheinlande aufgehoben oder doch wenigstens auf ein Mindestmaß herabgesetzt würde. Niemals aber unter der Bedingung, daß der Zusammenhang der Rheinlande mit dem übrigen Deutschland gelockert wird! Katastrophale Folgen könnten eintreten, wenn die Regierung nicht rechtzeitig ihr Augenmerk auf diese dunklen Pläne richtete.



Auf der Warte

Schriftstellernot und neue Postgebühren

Die erschreckend gestiegenen neuen Postgebühren treffen vor allem die Berufsschriftsteller. Denn der Geschäftsmann kann die vermehrten Unkosten seinen Preisen zuschlagen; und Privatleute können ihren Briefwechsel einschränken. Der Schriftsteller aber muß seine Briefe und Manuskripte versenden, muß also in ungemindertem Maße die Post in Anspruch nehmen.

Bekanntlich ist nun gerade bei den geistig Schaffenden die Not außerordentlich groß. Da sammelt man an allen Enden, wendet sich bittend ans Ausland — und sieht seine Bemühungen durch solche ungeheuerlichen Erhöhungen durchkreuzt!

Ich sage nicht, daß man die Postgebühren nicht erhöhen sollte. Das ist eine Sache für sich. Aber ich frage in meiner Eigenschaft als Vorsitzender der Deutschen Schillerstiftung, die doch wohl über die Not in Schriftstellerkreisen den besten Überblick hat: Saß denn niemand in den Beratungskommissionen, der gerade diesen wichtigen Punkt bedacht hat? Konnte man nicht statt der Ansichtskarte mit den „fünf Worten“, die ja jetzt wohl der billigste Postgegenstand ist, etwa eine Bezeichnung „Druckmanuskript“ einführen (nämlich Manuskript, das für den Druck bestimmt ist, keine schriftlichen Mitteilungen enthält, sondern einfach an die Schriftleitungen geht)? Und war es nicht möglich, diese Druckmanuskripte ganz besonders gering zu belasten?

Denn stelle man sich doch einmal vor, daß ein Berufsschriftsteller eine Arbeit manchmal drei-, vier-, fünfmal Schriftleitungen anbietet und ebenso oft von diesen wieder zurück erhält! Und meist eingeschrieben! Was für Post-

gebühren für beide Teile! Und ohne einen Pfennig Einnahmen!

Nochmals: Wir bitten die zuständige Behörde, uns in dem eben angedeuteten Sinne im Kampfe gegen Schriftsteller-Elend zu unterstützen. —

Bei diesem Anlaß dürfen wir wieder einen herzlichen Dank öffentlich aussprechen. Abermals ist es uns durch persönliche Beziehungen beschieden gewesen, aus Amerika (Gesellig-Wissenschaftlicher Verein der Deutsch-Amerikaner, New York) und aus Schweden (Rote Kreuz, Stockholm) beträchtliche Summen für arme Schriftsteller und überhaupt Geistesarbeiter zu erhalten. Es ist wahrhaft beglückend, solche tätige Teilnahme feststellen zu dürfen. Wem unter den Lesern dieser Zeilen Fälle besondrer Not bekannt sind, der wende sich mit gut begründeter Eingabe an die Deutsche Schillerstiftung in Weimar. Schillerhaus!

Nebenbei muß man das Publikum immer wieder bitten, unsre Schillerstiftung — ein rein wohlthätige Sache — nicht zu verwechseln mit dem „Schillerbund“, der in Weimar die sommerlichen Schüler-Aufführungen leitet, noch weniger mit dem „Schillerpreis“, der um nicht das geringste angeht. Generalsekretär der Deutschen Schillerstiftung, der also die Gutachten abzufassen und dem Vorort nebst Verwaltungsrat Vorschläge zu machen hat, ist der bekannte Schriftsteller Dr. Heinrich Viliensfeld in Weimar.

*

Die erzieherischen Postgebühren

Ein lähmendes Entsetzen ging durch das geistige Deutschland, als man die neuen Postgebühren vernahm. Die Entente hätte das nicht besser machen können. Mit dem Ausland

dem Auftrag, seelenlose Briefe auf Strafporto hin durchzuprüfen. Aber es würde sich bezahlt machen.

Im übrigen wollen wir einmütig auf eine neue Kultur der Freundschaft und Liebe hoffen — sofern Freundschaft und Liebe hübsch artig innerhalb der politischen Partei bleiben und die „Diktatur des Proletariats“ nicht beinträchtigen . . .

*

Woher kommt die Geringswertung geistiger Arbeit?

Neulich war wieder einmal eine gemeinnützige Einrichtung in der Lage, das Aufgeben der ehrenamtlich dort geleisteten Bildungsarbeit zu erwägen, weil — der Schulbiener neue, natürlich höhere Forderungen für seine Reinmachtetätigkeit erhob. Nur die Opferwilligkeit weitblickender, aber keineswegs begüterter Kreise verhinderte die drohende Schließung.

Der Fall ist typisch für das Verhältnis der Entlohnung für Kopf- und Handarbeit. Die geringe Bewertung geistiger Tätigkeit ist bekannt. Weniger bekannt sind aber die psychologischen Ursachen dieser Geringswertung. Weite Kreise hatten nie Gelegenheit, zu erfahren, daß geistige Arbeit eben — Arbeit und kein Spiel ist, besonders die des schöpferischen Denkers und Künstlers. Daraus folgt alles weitere von selbst.

Der Künstler gilt als ein besserer — oder nicht einmal besserer — Tagedieb; denn „ordentliche“ Arbeit ist doch das bißchen Violinspielen oder Verseschmieden nicht, weil die körperliche Regsamkeit dabei fehlt oder äußerst gering ist. Und die wissenschaftliche Arbeit? Nun, die gilt lediglich als ein Vergnügen; man sitzt still auf einem Stuhl und liest. „Und lesen können wir auch, folglich könnten wir auch wissenschaftlich arbeiten, wenn die äußeren Verhältnisse uns dies erlaubten.“

Woher diese subalterne Auffassung? Bleiben wir bei der Forscherarbeit. Weite Kreise haben den schönen und gewiß pfläglich zu behandelnden Wunsch, teilzunehmen an den Wegen, die das heutige Denken verfolgt. Und nun ist es eben ein grundlegender Abestand, daß diese

meist nur von den Forschungsergebnissen erfahren, daß sie aber von den mühsamer Umwegen, die zum Erreichen dieses Zieles nötig waren, gar keine Vorstellung gewinnen. Allenfalls wird in der Aufklärungsliteratur geschildert, wie Prof. X. seine Schlüsse aneinanderreichte, bis er dann eben dieses Forschungsergebnis herausbekam, von dem jetzt sogar die politischen Tageszeitungen berichten. Und das sieht denn freilich als fertiges Werk höchst einleuchtend und einfach aus. Aber daß vor Prof. X. Duzende von anderen Denkern mit und ohne so hohen Titel sich an demselben Problem zerarbeiteten, in Irrwegen stecken blieben, sich auf Umwegen verloren und darüber öfter wirtschaftlich zugrunde gingen: davon erfahren diese weiteren Kreise nichts.

Es ist schon richtig, daß das „Publikum“ nur wünscht, Ergebnisse zu erfahren, um auch „mitreden zu können“. Aber es ist ein schlimmer Abestand, wenn man diesen Wünschen einfach folgt und nicht versucht, das Publikum zu erziehen. Das wäre dadurch möglich, daß man es ihm nicht so bequem machte: daß man es vielmehr zwingt, auch Dinge zu lesen, die nicht so ohne weiteres unterhaltsam, dafür aber nachdenklich sind. Allinählich wirkt es doch, wenn stets mit Nachdruck nicht nur von dem erzählt wird, was schließlich herauskommt, sondern auch von den vorher nötigen schweren und ernstesten Umwegen. Dann kann, ja dann wird auch die Einsicht sich einstellen: „Hier ist ein weites Arbeitsfeld, das zwar nicht mein eigenes ist, aber dem man ebenfolche Achtung entgegenbringen muß, wie ich sie für mein Arbeitsgebiet beanspruche.“

Dann wird die Bewertung forschender Geistesstätigkeit eine andere werden.

Dr. W. Richter

*

Gruß an die unbekannteren Dichter

Es ist mir weh um dich, mein teures, armes Vaterland, wenn ich deine Menschen so leidend und so ratlos sehe! Und doch hast du Menschen, die auch das allgemeine Leid tragen und dennoch kraftvoll ihres heil'gen Amtes walteten in der verzehrenden Glut dieser Zeiten.

Es sind Auserlesene, die den herrlichsten und unvergänglichsten Reichtum in sich tragen, den sie auf Erden geben mag: sie haben eine Seele. Weißt du, was das heißt, du gequältes, leidloses Herz? Seele haben, das heißt: in stiller Einsamkeit ein hartes Leben meistern und sein tapfer gewonnenes, edles Innere leuchten lassen als verklärende und verführende Güte und Milde hinein in all das wahn- etörte Wirrwesen der Gegenwart.

Solche Seele haben die echten Dichter eines Volkes. Dichter sein heißt eben Seele haben, Seele künden und Seelen gestalten! Dichter sein heißt Glück schaffen und Frieden geben! Dichter sein heißt Befreier sein von den Nöten der Endlichkeit! Namenlos für die große stierig genießende Masse, leben sie mitten unter uns, diese wahren Dichter eines schwerkgeprüften, leiddurchfurchten Volkes. Einsam und mit Armut ringend schreiten sie über den goldgewirkten Teppich schamlosen Wuchergeistes. Sie frieren und hungern mit Frau und Kind in Dachstuben, und wenn sie auf die Straße verniederbliden, sehen sie im betäubenden Alltagsstreiben den Massenstrom vorüberrauschen, sehen die Fenster der Vergnügungstätten in lodender Lichtflut schimmern, jene Stätten gewaltsam bezwungener oder wild sich ausobender Tanz-Erotik, in die sich die entseelten Menschenhaufen in ihrer verworrenen Lebenszier hineindrängen.

Not und Sorge, du Schutzgöttin des deutschen Dichters, du bist ihm eine treue, standhafte Gefährtin! Ja, ballt eure Fäuste zornig und streng, ihr unbekanntem, tapfern deutschen Dichter, die ihr ehrlich um die Seele und um die Würde eures verblendeten Volkes ringt! Diesem wild genießenden Pöbel in allen Ständen und Schichten ist das Heiligste verloren gegangen: die Ehrfurcht vor der Seele! Noch werdet ihr darben müssen, ihr Edelmenschen einer über alles traurigen Zeitepochende. Aber einige werden euch hören und Antwort geben: die Besten der deutschen Männer und Frauen, die Besten der deutschen Jugend.

Bis ein furchtbares Erwachen alle Seelen deutscher Gaue durchzittern wird, bis das Teufelswerk des jetzt triumphierenden Mam-

monsgeistes in jähem Sturze zusammenkracht und die deutsche Menschheit vor grauenvoller Öde erschauert: dann ist die Stunde der Seele da — eure Stunde, ihr jetzt noch unbekanntem, mißachteten deutschen Dichter! Dann muß euer Ruf gehört werden! Ja, dann soll aus eurem Herzen, dem Born gesammelter Glut, ein Strom neuer Daseinskraft in die empfänglich gewordene deutsche Menschheit fluten. Dann wahrlich seid ihr Retter geworden diesem jetzt so schmachvoll entweiheten Lande.

Heilig drum dünkt mich der Gruß an euch, ihr tapfer kämpfenden unbekanntem deutschen Dichter!

P. Bülow

*

Ein Aufruf an die deutschen Schloß- und Guts Herren

Seil zuvor! Ihr alle könnt auf eurem Besitztum ein kleines, einfaches Gastzimmer frei machen. Ihr werdet auch in der Lage sein, jährlich einmal einen Menschen auf etliche Wochen ohne Entgelt zu verköstigen. Vielleicht habt ihr selbst schon daran gedacht, einen deutschen Dichter, der sich im Kampf ums tägliche Brot vergluten muß, an eure Herdstätte zu rufen, daß er dort auflebe zu neuer Schaffenslust. Und es fehlte euch bloß die vermittelnde Stelle. Ist's nicht so? Diese vermittelnde Stelle zu übernehmen, halte ich für meine Pflicht.

Wer also von euch gesonnen ist, seine Für einem darbenenden Poeten aufzutun, der möge mir schreiben. Er braucht nicht zu fürchten, daß ihm Leute vom Schlage der Meyrink, Toller oder Courths-Mahler über die Schwelle treten. Der Geist von Bartels Literaturgeschichte soll maßgebend sein.

Und nun hört aus dem „Deutschen Volkswart“ den erschütternden Notschrei des Wilhelm Rohde: „Nicht an den jüdischen Machenschaften ist unser Volk zugrunde gegangen, sondern an der Trägheit und Gleichgültigkeit der Deutschen. Wenn ein Mann mit 50 000 Mark Einkommen 100 Mark für eine völkische Sache zeichnet, glaubt er, seine Schuldigkeit getan zu haben. Seine Frau aber liest derweil Allsteinbücher. Für den Sport mit seinen aus der Fremde eingeschleppten For-

men haben die völkischen Zeitungen und Zeitschriften Raum, auch noch für den geißelnden Spott wider die Hanswürste unserer Glendstage. Aber wenn ein Dichter um die deutsche Seele ringt, wenn es um die innersten und ewigen Angelegenheiten unseres Volkes geht, da ist Schweigen im Walde. Allenfalls hat man noch gerade soviel Raum dafür wie für irgendeinen Unterhaltungsroman oder das sich völkisch gebende Gestammel von Dilettanten, die sich geschäftig Verbindung schufen. Wir Dichter sind Ränder des Heiligen, und wir fühlen unsere Verantwortung. Aus der Zwiesprache mit Gott sind unsere Bücher geworden; sie sind uns das Mittel zum Dienst an der deutschen Seele, die heute so irr und krank ist und nach unserer Hilfe schreit. Wir wollen unser Amt erfüllen, und ihr laßt uns nicht. Des klagen wir euch an. Wilhelm Lennemann geht unter die Handarbeiter; Steineklopfen oder Kohlentragen wird sein Los sein, weil er als Dichter mit den Seinen verhungern muß. Für Eberhard König wird gesammelt. Heinrich Gutberlet, von dem manch seiner Verse ahnen läßt, was er uns sein könnte, vermag sich nicht zu entfalten. Gustav Schüler ist trotz der Gewalt und Glut seiner Verse halb verschollen. Wie viele kennen Lobstien? Was könnten sie alle wirken! Ihr Völkischen stoßt mit eurer Kälte und Gleichgültigkeit die Besten von euch und beklagt euch dann über den Einfluß der Fremden, die mit Freuden die Köpfe aufnehmen, in denen sie nur die Köpfe sehen, nicht die Verwalter eines heiligen Amtes. Und wenn ihr eine nationale Mehrheit habt und den starken Mann, der den Pöbel niederhält, ihr bessert nichts, wenn ihr nicht die deutsche Seele heimholt. Wie wollt ihr das ohne jene, die zu diesem Amt verordnet sind? Begreift ihr, daß ich nicht für mich spreche und einige Berufsgenossen, sondern für das heilige Amt, das wir in aller Demut als eine Gnade Gottes hinnehmen, und durch das Amt für unser armes, verlassenes, verirrtetes Volk?“

Ihr Burg-, Schloß- und Gutsherren seid in stand gesetzt, durch Gewährung einer Freistatt hier auf die würdigste Weise zu helfen und zu heilen. Ihr habt es in der Hand, daß

eure Hochsitze wieder Sammel- und Ausgangspunkte geistigen Lebens werden wie in der Glanzzeit des Mittelalters. Ihr könnt, wenn ihr willens seid, euch in die Gesellschaft der erlauchtesten Geister begeben, ohne entweichte Säle oder verwelichte Bühnenhäuser aufsuchen zu müssen. Ihr erfüllt ein Gebot reiner Ritterlichkeit, wenn ihr dem Dichter, der sich schaffen auswirkt für uns alle, seine Freiheit erhaltet. Ihr werdet dadurch selber zu Führern und Hochmeistern unseres Volkes.

Und es soll künftig eine Art Siegel und Wappen sein für eine Dichtung, wenn sie den Vermerk trägt: Geschrieben in der waldbumrauschten Einsamkeit des Hohenfels. Oder: Entstanden im edelstillen Kreise derer von Tannhof.

Meine größte Freude soll es sein, wenn ich hier nicht mehr zu vermitteln brauche, wenn die Fäden zwischen Dichter und Edelmann selbsttätig weben wie zwischen Rameraden, vom Schicksal geeint.

Auf zur Tat!

Im Namen der Deutschen Wandervogelgemeinschaft e. V.

Ernst Hauck.

Spittelstein, Post Ostlau bei Koburg,
im Herbst 1921.

An diesen Aufruf, der dem „Türmer“ und einigen befreundeten Blättern zugeht, ließe sich manche sehr ernste, fast bittere Bemerkung anknüpfen. Wilhelm Schwaner kann sich im „Volkserzieher“ folgenden Zusatz nicht verkneifen: „Wunderl's Dicht, lieber Ernst Hauck, daß die Völkisch-Antisemitischen mit wenigen geringen Ausnahmen in Angelegenheiten der Nächstenliebe und menschlichen Hilfe so elend versagen? Wenn sie Empfindung und Pflichtbewußtsein hätten für geistig-seelische Bewegung und Erneuerung statt für Blut und Gut der Juden, wenn sie nicht rein materialistisch dächten und arbeiteten, dann würden sich die Völkischen mit uns im Zeichen des Heliandkreuzes und der Germanenbibel zum inneren Aufbau Deutschlands zusammenschließen. Es gibt keine Judenfrage, lieber Freund; aber wir stehen mit blutendem Herzen vor der unbeantworteten Deutschenfrage! Und die ist religiös, ist see-

sch, nicht rassistisch und nicht stofflich! Wer sie anders erfährt und behandelt, hilft mit am Untergange des Germanentums!“

Wir nehmen unsrerseits heute keine Stellung zu dieser ersten Frage, sondern möchten den edelgemeinten Aufruf des Herrn Ernst auch durch sich selbst wirken lassen.

Einheitsfront“

Wir müssen eine geistige Einheitsfront aus den 100 Millionen Deutschen und Deutschsprechenden auf der Welt schaffen, um unseren Feinden mit den gleichen Waffen, mit denen sie uns schließlich besiegt haben, den Sieg zu entreißen.“

Dieser Satz des Fregattenkapitäns Herrn Hans Pochhammer, der uns kürzlich auf einer Vortragsreise besuchte und mit dem ich die Ehre hatte, mich über deutsche Fragen zu unterhalten, drückt das Ziel aus, das es gilt, ausnastrotzbar ins Bewußtsein aller auf der Erde wohnenden Deutschen zu pflanzen.

Zu meiner Freude finde ich nun im Werbeblatt für den „Türmer“ dem gleichen Gedanken mit den Worten Ausdruck verliehen: Es ist mehr als je nötig, daß alle gutgesinnten Deutschen eine Einheitsfront bilden.“

Einige Bemerkungen zu diesem Gedanken sind daher wohl angebracht. Vor allem: Wir, die wir bewußt oder unbewußt in unserem Leben diese Einheitsfront seit Kriegsende anstreben, müssen noch fester und inniger zusammenstehen und unermüdet, bei jeder sich bietenden Gelegenheit, auf unsere Volksgenossen im In- und Auslande und hauptsächlich auf die Nachkommen der letzteren in dem Sinne einwirken, daß diese geistige Einheitsfront, dieses Einigsein aller Deutschsprechenden dem Feindbündnis gegenüber in kurzer Zeit auf der ganzen Welt hergestellt ist.

Um diese Einheitsfront wirksam auszugestalten, ist eine Ideengrundlage nötig, die in überzeugender Weise imstande ist, alle Herzen zu gewinnen. Mit anderen Worten also soll unser geistiges Rüstzeug, das wir im Kampfe gegen unsere Feinde anlegen müssen, derart sein, daß jeder Deutsche ohne weiteres davon

Gebrauch machen kann. Die schärfsten Waffen liefert uns da der Gewaltfriede von Versailles, insbesondere die „Kriegsschuldfrage“ und die „Wiedergutmachungsfrage“, das ungeheuerliche, unbeschreibliche Unrecht, das dem deutschen Volk damit angetan wurde und noch täglich angetan wird.

Eine in dieser Beziehung geschickt geführte, unermüdete, konsequente Aufklärungsarbeit durch die In- und Auslands- presse, unter Leitung irgendeiner Zentrale, die mit allen Verbänden, deren Ziel die Aufrechterhaltung, Stärkung und Verbreitung des Deutschtums ist, in ständiger Verbindung steht (hier in Chile z. B. der „Deutsch-Chilenische Bund“), dürfte als eines der zweckmäßigsten Mittel gehalten werden. Es muß eine Propaganda größten Stils mit dem immer wiederkehrenden Hinweis auf die Ungeheuerlichkeiten des Versailler Vertrages und seiner Lügen und Mißgriffe sein, bis sein Grundpfeiler, nämlich die „Kriegsschuldfrage“, wankt und bricht.

Für die Auslandsdeutschen ist es von besonderer Wichtigkeit, in taktvoller Art mit ihren nicht-deutschen Freunden und Bekannten gesprächsweise diese Fragen zu erörtern. Wenn dies auch einem großen Teil unserer Volksgenossen im Ausland als selbstverständliche Pflicht erscheint, so gibt es doch viele, deren Gewissen aufgerüttelt werden muß, damit auch sie, bei denen nach dem unglücklichen Ausgang des Krieges und nach den niederschmetternden Vorgängen in der Heimat eine seelische Gleichgültigkeit Platz gegriffen hat, wieder freudig-tätigen Anteil nehmen an dem Kampf um unser Volk, um unseren Platz an der Sonne.

Als eines der besten Mittel zum Wackerrütteln dieser Gleichgültigen dürfen von Zeit zu Zeit kommende, nach einem bestimmten Plan arbeitende Redner gehalten werden, die durch einfache Vorträge, möglichst unter Vorführung von Lichtbildern oder Films, überall da, wo Deutsche wohnen, die Heimat vor Augen führen und die Kulturwerte zeigen, die deutscher Fleiß und deutscher Sinn in der Welt geschaffen. Und es freut uns Auslandsdeutsche von Herzen, wenn wir hören, daß z. B. der „Verein für das Deutschtum im

Ausland“, als dessen Vertreter uns Herr Pochhammer besuchte, ein derartiges Werk in Angriff nehmen will. Die „geistige Einheitsfront“ würde dadurch sehr gefördert; aus dem Dämmerzustande, in dem sich diese Idee jetzt noch befindet, würde bewußtes Handeln, zweckmäßige Abwehr und ständige Aufklärung werden, und zwar, wie Herr Pochhammer in einem seiner hier veröffentlichten Artikel sagt: „Zum Wohle des gesamten Deutschland, zum Wohle der ganzen Menschheit“.

A. Lohrmann, Osorno (Chile)

NB. Wir geben dieser Anregung eines chilenischen Türmerlesers gern Raum. Im Propaganda-Feldzug sind wir unterlegen; wir haben diese Vorarbeit nicht wichtig genug genommen. Sollte es der organisatorischen Begabung der Deutschen wirklich nicht gelingen, nachträglich diese Aufgabe großzügig zu lösen, sobald einmal deren Wichtigkeit erkannt ist? Hier haben unsere Auslandsdeutschen noch eine schöne Aufgabe. Sie sollen in der Welt verbreiten, wie man uns durch Hungerblockade zermürbt, durch Wilsons 14 Punkte betrogen, durch scheußlichen Friedensvertrag verflaut, durch Aufbüdung der alleinigen „Kriegsschuld“ verleumdet und verlästert hat — obwohl wir der aus aller Welt zusammengeworbenen Übermacht vier Jahre lang mit übermenschlicher Tapferkeit widerstanden haben.

D. E.

Das ermüdete Deutschland

In seiner „Christlichen Welt“ (1922, Nr. 1) äußert Martin Rade folgenden Stoßseufzer:

„Anatole France hat seine Eindrücke von einem Aufenthalt in Deutschland in das Wort gefaßt: Soviel er in der kurzen Zeit habe beurteilen können, schein ihm die deutsche Gesellschaft außerordentlich ermüdet. Das ist ebenso mild wie zutreffend gesagt. Wir arbeiten von früh bis abends — und dann sind wir müde. Wir arbeiten — und schlafen. Zu weiterem haben wir keine Zeit, für weiteres keine Stimmung. Wir sind müde von der Gegenwart, müde von der Vergangenheit. Müde vom Krieg, müde von der Revolution, müde vom alten und müde vom neuen Staat.

Es ist mit den christlichen Kreisen nicht anders. Wir sind müde von der Kirche, von der Wissenschaft, von der Praxis. Und dabei schaffen wir fortwährend und tun die größten Dinge für die Zukunft. Aber in Mattigkeit, und ohne die Anteilnahme der vielen, die wir brauchen. Ich sage das nicht, um mit solchem Stoßseufzer mich zu erleichtern. Wir hier im engsten Kreise der Freunde der Christlichen Welt gehören vielleicht zu denen, die am wenigsten müde sind. Aber uns erschreckt um so mehr die große Teilnahm- und Entschlußlosigkeit, die sittliche Apathie um uns her. Ob es das Alkoholmonopol, die Wohnungspest, der perennierende Karneval, ob es die verschärfte Mischehenordnung der katholischen Kirche ist — was regt noch auf? Was treibt mit Gewalt siegreiche Reaktionen hervor? . . . Wie töricht und ohnmächtig haben wir uns, um nur ein Beispiel zu nennen, in Sachen des ‚Reigen‘ benommen! Keine Theaterleitung, keine Schauspieltruppe hätte sich finden dürfen, das auf die Bühne zu bringen, kein Publikum hätte sich finden dürfen, den Raum vor der Bühne zu füllen, kein Dichter, zu der Aufführung seine Erlaubnis zu geben. Ich habe das Buch vor zwanzig Jahren gelesen, als es erschien. Ich sagte damals zu einem Romanschreiber, für manche Dichter sei die Sexualität eben gut genug, um damit wettzumachen, was ihnen an dem Reiz schöpferischer Erfindung fehle. Wir gerieten darüber gehörig an- und auseinander. Nun kann Schnitzler ja auch andres. Aber eben darum hätte ihm das einfachste Gefühl verbieten sollen, in diesen Theaterstandal zu willigen. Statt daß man Schnitzler und Genossen das sagt und die oberst Verantwortlichen verantwortlich macht, bringt die ‚Weltbühne‘, die doch in Kunstfachen eine leitende Macht sein will, nun schon durch sechs Nummern — ‚Gutachten über Brunner‘: 26 hohe Namen zählte ich bisher, die sich daran beteiligten! Da hat man nun also den Richtigen auf der Anklagebank. Ich gestehe, daß der ganze Prozeß mir herzlich zuwider gewesen ist. Es war ja vorauszu sehen, daß er nichts nützte. Aber diese Brunnerheze ist nun auch überaus widerwärtig. Moral und Kunst — ein Kapitel, das von allen Seiten nicht zart genug angefaßt

werden kann. Aber in diesem Falle sind doch wirklich die einzigen Schuldigen der Dichter Schnitzler und die Untertnehmer und Schauspieler, die ihn auf die Bühne brachten. Nun sollen wir in der Christlichen Welt eine Resolution abdrucken, die uns aus Berlin zu dieser Sache übersandt wird. Einen „Bekruf an die deutschen Künstler, die leitenden deutschen Staatsmänner und alle deutschen Volksgenossen“. Als ob gegenüber diesem schwelenden Abel auch nur das mindeste mit solchen Tönen geschafft würde! Was für einen reellen sittlichen Wert hatten denn auch z. B. die Resolutionen eines hohen Deutschen Evangelischen Kirchentages zu Stuttgart? Ist dadurch auch nur ein Lufthauch gereinigt worden? In unsrer Müdigkeit geben wir uns zuweilen Träumen hin und bilden uns ein, das seien Taten!“ . . .

Aus diesen Sätzen des Theologen Rade spricht ein solch wehmütiges Ohnmachtsgefühl, daß auch die etwas ermunternden Schlußworte, die sich noch daran anschließen, nichts an dem Gesamteindruck ändern.

*

Aus dem Elsaß

Noch ist die „Affaire“ von Grafenstaden in aller Erinnerung, da in einer Versammlung dort Ende Oktober ein Redner unter dem stürmischsten Beifall erklärte, daß er wohl Franzose mit Leib und Seele sei, aber wenn Frankreich an den Überlieferungen des Landes bezüglich der Schule und Kirche rüttelte, so müsse das Elsaß über den Kopf Frankreichs hinweg sich an den Völkerbund wenden.

Daß der ganze Chorus der welschen Nationalistenpresse darüber aus dem Häuschen geriet, ist selbstverständlich. Nun war es interessant zu beobachten, welche Stellung hiezu der „Progrès civique“ einnimmt. Diese neue Zeitung wird von den elsässischen Intellektuellen viel gelesen, sie rühmt sich ihrer vollkommenen Unabhängigkeit, und ihr Programm ist die soziale Vervollkommnung. Der betreffende Artikel hat die Überschrift: „Par certains catholiques d'Alsace, la France est pays étranger“ (nach gewissen Katholiken des Elsasses ist Frankreich Fremmland), und im

Klagetone geht es weiter: „Es geht nicht mit unseren wiedergefundenen Brüdern, weder auf politischem noch verwaltungstechnischem noch moralischem Gebiet.“ Es wird dann von jener Versammlung in Grafenstaden erzählt und behauptet, jene Drohung mit dem Völkerbund sei zur Resolution erhoben worden: — „diese Resolution sei nicht französisch, weder dem Tone noch der Seele nach“.

Im gleichen Atemzuge wird dieser „Resolution“ die antinationale Haltung der elsässischen Députés gegenübergestellt, und die Berichtigung der elsässischen Volkspartei, die erklärte, daß jene Affäre von Grafenstaden ihre Ursache nicht in neutralistischen Deutungen, sondern in der Erregung wegen der drohenden Laienschule gehabt habe, wird als unaufrichtiges Dementi hingestellt.

„Progrès civique“ folgert dann weiter, daß für die elsässische Volkspartei die Beziehungen Frankreichs zum Elsaß nicht nationaler Art seien — „was sehr ernst sei“ . . . „Und dies drei Jahre nach jenem 11. November 1918 voll unbeschreiblichen Jubels — und heute Ausbrüche separatistischen Hasses!“

Was tun? jammert das Blatt. Es rät der Regierung, sich auf die demokratischen und sozialistischen Elemente Elsaß-Lothringens zu stützen und schließt: „Entledigen wir Elsaß-Lothringen des nationalen Blockes.“ Hierbei wird ein sehr hübsches neues Wort gebildet, so daß man der Academie Française diesen Sprachkünstler empfehlen möchte. Er schreibt: „Déblocationalisons l'Alsace et la Lorraine“!

Hat der Mann eine Ahnung! Von der Macht des elsäß-lothringischen Katholizismus und dessen Verankerung im Volkstum scheint P. C. keinen Begriff zu haben.

Ein anderes Bildchen nun aus einem anderen Lager!

Ende November tagte in Straßburg das Oberkonsistorium der lutherischen Kirche (beratende Versammlung der kirchlichen Vertreter). Es wurde hiebei zur Sprachenfrage Stellung genommen; der Hauptpunkt der Tagesordnung war aber die Frage, ob die elsäß-lothringische Kirche der „Fédération protestante de France“ beitreten solle.

Ein Geistlicher äußerte seine schweren Bedenken über einen Paragraphen dieser Föderation, welche freundschaftliche Beziehungen zu den Protestanten der mit Frankreich befreundeten Länder vorsehe. Er führte mit Recht aus, daß die Politik für kirchliche Fragen ausgeschaltet werden müsse, daß in Deutschland Millionen von Menschen den Krieg verabscheuen und protestantische Interessen vertreten, und daß z. B. der Freund England von heute auf morgen zu den Feinden Frankreichs gehören könne.

Der betreffende Bericht sagt: „Weiter wurde die Debatte nicht geführt“ — und die Vorlage wurde „an die Kommission überwiesen“. Mit andren Worten: Als es anfang, brenzlich zu werden, hörte man auf. G. S.

Landerobierung durch den Rüstkanal

Über ein Kanalprojekt zu berichten, das 75 Jahre alt ist, ist sicher ein interessantes Ding.

1. Der seit 75 Jahren geplante und nicht gebaute Rüstkanal Unterweser—Unterems ist ein klassisches Beispiel für die partikularistischen Widerstände, die sich einem im allgemeineutschen Interesse liegenden Werk entgegenstemmen. Da Preußen, Oldenburg und Bremen an dem Kanalgebiet beteiligt sind und jedes für sich besondere Vorteile herauszuschlagen suchte, bekam keiner etwas — zum Schaden der Allgemeinheit.

2. Nach unserer neuen Reichsverfassung ist Wasserstraßenbau Reichssache. Ach du liebes gutes armes Reich, wo sollst du die 300 Millionen hernehmen, die der Bau heute kosten soll? (Was er aber morgen kostet, weiß kein Mensch.) Und dennoch! — Die Kosten müssen aufgebracht werden, denn hier handelt es sich um ein Kapital, das sich gut verzinsen wird. Wiederum bedeutet der Bau viel mehr, als etwa ein gutes Geschäft. Er ist von höchster volkswirtschaftlicher Bedeutung.

3. Der Schmachvertrag von Versailles sieht den Kanal Düsseldorf—Antwerpen vor. Demgegenüber brauchen wir eine glatte Wasser-

straßenverbindung zwischen dem Ruhrrevier und den deutschen Nordseehäfen. Der Dortmund—Emskanal erschließt nur Emden. Soll nicht „Wesermünde“ (das Dreistädtegebiet Lehe, Bremerhaven, Seestemünde) und das zerbrochene Kriegshafengebiet Rüstingen—Wilhelmshaven um jede Bedeutung gebracht werden, so müssen diese Häfen und das ihnen landeinwärts vorgelagerte Industriegebiet Elsflöth, Oldenburg, Brake, Varel, Nordenham die Austauschmöglichkeiten nach dem Südwesten, zum rheinisch-westfälischen Massiv haben. In Wilhelmshaven liegen ungeheure Werte, sie müssen lebendig gemacht werden durch die Umstellung in einen Industrie- und Handelshafen.

4. Der Artikel 97 der Reichsverfassung sagt, daß neue Wasserstraßen nur dann gebaut werden sollen, wenn nicht nur Verkehrs-, sondern auch Landeskultur-Interessen in Frage kommen. Wenn das irgendwo der Fall ist, so hier bei dem Rüstkanal. Die gesamte Kanallinie geht (unter Benutzung der Hunte und ihres Kanals) von Elsflöth (unterhalb Bremen an der Weser) westwärts über Oldenburg, Kampe, und mündet bei Dörpen in die Ems. Diese Trasse durchschneidet das Hochmoor in seiner ganzen Länge (über 50 km) und gibt damit die Möglichkeit — und zwar die einzige — seiner Kultivierung. Nur ein Kanalbett kann die Moorabwässer wegführen, die sonst mit ihrem Säuregehalt im Unterland schweren Schaden anrichten. Am Huntekanal und an der Peripherie des ungeheuren Moorareals von 300 000 ha ist die Kultivierung mit allerbestem Erfolg aufgenommen.

5. Was bedeutet eine solche Landerobierung für unsern deutschen Landhunger? Müssen unzählige Deutsche auswandern, wenn es hier für tausend und abertausend Hände Arbeit gibt? Harte Arbeit freilich. Aber wenn die Barackzeit überwunden, winkt schon die Moorlute, aus Torfboden errichtet, und dann das zwar immer bescheidene, aber schöne und solide Kolonistenhaus. Da kann die deutsche Frau einziehen — und wieder ein paar Jahre später spielen deutsche Kinder im Garten um das Haus auf eigener Scholle: Heim — Heimat — deutsche Heimat.

6. Der Kanalverein Oldenburg hat jetzt von neuem in großzügiger Weise die Werbung für den Kanalbau aufgenommen. Seine treffliche Denkschrift bietet reiches Material. Sie wird auf Wunsch zugestellt.

Ich für mein Teil bitte die vielen Lehrer unter den Lesern des „Türmer“, dieses Thema des 75jährigen Kanalprojektes in der Heimatkunde einer Besprechung zugrunde zu legen.

Hermann Bouffet

*

Thomas Mann

ist als Meister im Konversationsstil anerkannt. Sein neues Buch beweist es wieder („Rede und Antwort“, Berlin, S. Fischer). Man findet da gesammelte Betrachtungen, Buchanzeigen, offene Briefe, Plaudereien oder Randglossen — alles in persönlichem Ton gehalten, doch geschmackvoll, auch in den Kleinigkeiten beziehungsreich, überall von sicherem Stilgefühl beherrscht. Dieses Persönliche ist bei solchen kultivierten und reifen Schriftstellern weder Aufdringlichkeit noch Eitelkeit; der Schreiber verwandelt sich in einen Sprecher, er plaudert also, plaudert naturgemäß aus seinem Erfahrungsbereich. Und so fühlt man sich bei Thomas Mann in einem literarischen Salon, wo die Luft gesättigt ist mit der Leidenschaft für gute Bücher und für Probleme der Weltliteratur. Hier ist seine anmutige Stärke — hier seine Grenze.

Er spricht mit ansteckendem ästhetischen Entzücken von seinen Lieblingen — z. B. Fontane, Ed. Reyslerling, Chamisso, etlichen Russen —, weiß Nichtigkeiten wie dem Schreiben an einen Buchhändler, an den Simplicissimus, über Alkohol und dergleichen Form und Geist zu geben, durchsetzt allerdings seine immer anreizende und belebende Sprache mit bedenklich vielen Fremdwörtern (worum er offenbar einen schmachhaften Reiz sieht), hat überhaupt einen anschaulichen Wortvorrat, um eine Sache oder eine Gestalt zu umschreiben — kurzum, ein äußerst eleganter, angenehmer und feines Literatenberufes, vollbewußter Prosaikünstler!

Dann aber, wenn er plötzlich etwa den Satz einfließen läßt: „Dehmel, George, mein Bruder (Heinrich Mann), Kerr, Altenberg, ich, wir

sind die wahren Kritiker und fragmentarischen Verdentlicher Nietzsche“ — — nein, da beginnen wir erstaunt aufhorchend, des Buches Geistgehalt und philosophischen Ernst auf Herz und Nieren zu prüfen. Wir lesen den etwas gespreizt einsetzenden Brief an den Grafen Hermann Kepserling, lesen die schillernden Bemerkungen über Wagner (S. 360), die Notiz über Heine (wonach dessen Buch über Hörne „die genialste deutsche Prosa bis Nietzsche“ enthält), lesen, wie er seine Stilkunst für Wassermann, Hirschfeld, Altenberg verwertet in demselben äußerst interessierten Ton wie für europäische Größen, lassen den etwas dürftigen Aufruf für eine deutsche Akademie auf uns wirken — — und nach und nach vervollständigt sich uns das Bild, das wir uns schon aus früheren Werken aufbauten.

Diesem geschmackfeinen Intellektualismus fehlt etwas. Was denn eigentlich? Er ist klug genug, es zu spüren und da oder dort selber anzudeuten. Vielleicht die Fähigkeit zur herzlichen Einfalt, zum Schwung, zur Formwucht, der Odem warmer Unmittelbarkeit jenseits des literarischen Salons, wo das Leben erst eigentlich anfängt, das Leben selbst, das hier viel zu viel nach Papier knistert — — doch wie soll man das ausdrücken? Ein Verschen von Matthias Claudius fällt mir da ein, eines Herzensmenschen also, der weit abseits von Thomas Manns Verstandes- und Geschmacksrevier Kalender schrieb:

Voltaire und Shakespeare: der eine
Ist, was der andre scheint.
Meister Arouet sagt: ich weine;
Und Shakespeare weint.

So wissen die Ästhetiker und Artisten, zu denen Thomas Mann gehört, bei ihrer reichen Belesenheit und literarischen Leidenschaft für das Form- und Gestaltungsproblem mit ausgesuchter Eleganz zu sagen oder zu schildern, daß und wie man weint — aber, meine Verehrten, ihr weint nicht! L.

*

Goethes Ehe in Briefen

Wir haben neulich den ausgezeichneten Goetheforscher Prof. Dr. H. G. Graf in anderem Zusammenhang im „Türmer“ — un-

gern genug — erwähnen müssen. Heute möchten wir nur auf ein Werk des Gelehrten hinweisen: auf seine Herausgabe der Briefe Goethes an Christiane Vulpius. Unter dem Titel „Goethes Briefwechsel mit seiner Frau“ sind sie zuerst 1916 in zwei Bänden erschienen, haben eine warme Aufnahme gefunden und bereits nach wenigen Monaten eine zweite Auflage erlebt, die inzwischen auch vergriffen ist. Nun entschloß man sich zu einer Auswahl in einem Bande unter dem Titel „Goethes Ehe in Briefen“ (Frankfurt a. M., Rütten & Loening). In Gräfs liebevoller Einführung, die aus der Gesamtausgabe übernommen ist, wurden manche Änderungen, Nachträge und Berichtigungen angebracht; die ausgewählten Briefe sind ungekürzt mitgeteilt. Ein wichtiges, ja für jeden Goethefreund schlechthin unentbehrliches Buch!

Doch etwas im „Vorwort“ nötigt uns, noch ein paar Worte zum Schutze des Herausgebers hinzuzufügen. Es ist unglücklich, wie sich der bekannnte Kunstschriftsteller Karl Scheffler in der Beurteilung dieses Buches verhalten hat! In der „Voss. Ztg.“ brachte er einen Aufsatz „Die Entkleidung des Genies“. Darin warf er u. a. einem so ernstlichen Forscher wie Gräf vor, daß durch solche Veröffentlichungen „die Nation ihre großen Männer allmählich mit den Augen des Kammerdieners betrachte“, und rechnet den Gelehrten zu den „literarischen Raben“, die sich auf den toten berühmten Mann stürzen, „um sich von dem Leichnam zu nähren“, wie denn Goethe „überhaupt eine von Herausgebern viel gerupfte Gans sei“. Vorgeworfen wird Gräf von Scheffler „Ratsch und Indiskretion“, „taktloses Entkleiden, Herumschnüffeln im Unterzeug, Kammerdienerdienstfertigkeit“.

Es muß gebrandmarkt werden, daß ein achteter Schriftsteller von einem vornehmen Gelehrten nebst angesehenem Verlag in einer großen Berliner Zeitung derart sprechen darf. Es begreift sich, daß Gräf angesichts solcher niedrigen Anwürfe einfach „erstarrte“ wie beim Anblick des Gorgonenhauptes. Seine Abwehr ist in ihrer klaren Knappheit und ruhigen Bestimmtheit von Grund aus berechtigt.

Wie wünschen diesem handlichen Bande denselben schönen Erfolg wie der Gesamtausgabe.

Wie man auch über Goethes Ehe denken mag: man muß die Verhältnisse kennen, ehe man darüber urteilt. L.

Hauptmanns „Anna“

Es ist nicht angenehm, von 140 Seiten eines „Ländlichen Liebesgedichts“ (Berlin, S. Fischer) feststellen zu müssen: Die Hexameter sind „scheußlich“, wie uns neulich ein Literaturhistoriker und Universitätsprofessor schrieb. Der Dichter gibt uns da eine Dorfgeschichte, die auf Motive aus Hauptmanns Jugend zurückgreift. Schon in seinem „Vor Sonnenaufgang“ erklangen ähnliche Töne (Reinheit inmitten Rohheit), doch damals derber und eindrucksvoller, getragen vom Geiste jenes naturalistischen Zeitalters. Dieser jezige Spätling in holprigen Versen läßt zwar auch den Dichter spüren: in der Verhaltenheit, wie er diese zwei jungen Menschen — Luk und die etwas rätselhafte E Levin — umeinander herumführt; in mancher reizenden Einzelheit, in manchem rührenden Zug des Alltagslebens; in der feinen Tragik, die bei diesem Idyll als Unterton mitschwingt. Kurz, wir achten auch hier den echten Dichter. Aber — es beschämt und erschreckt uns, wenn wir uns entsinnen, daß ihn jüngst bei der Promotion in Prag Prof. Sauer „den größten lebenden deutschen Dichter“ genannt hat. Der Verfasser solcher Hexameter ist also unser größter deutscher Dichter, ist also der Sprecher der schwer bedrängten deutschen Nation! Nun, er ist den größten lebenden deutschen Politikern ebenbürtig . . .

Auch in dieser Arbeit ist keine überragende geistige Größe. Die Lebensanschauung geht über den üblichen Rationalismus nicht hinaus. Dieses Mädchen wird an einen Herrnhuter Missionar verknuppelt. Die Frömmigkeit dieser Kreise wird äußerlich gefaßt und durch biblische Redensarten gekennzeichnet, der Karikatur nahe (wie sein „Eman. Quint“ für mich ein Zerrbild ist). Der brautlos abziehende Luk heftet einen Blick auf den Geistlichen und denkt: „Eine Sklavin brauchst du für deinen Wank, deine Kinder und für deine Seligkeit!“ Und der Missionar blickt weg und „kann den Blick nicht ertragen“.

Auch hier fällt, obschon bei einem scheuen jungen Mann halbwegs begreiflich, des „Helden“ Tatlosigkeit auf. Dieser Luz geht davon, wie jener Loth in Hauptmanns Erstlingswerk, und überläßt das Mädchen seinem Schicksal. Wie weit hin dieser Grundzug in Hauptmanns Schaffen nun erkannt ist, beweist eine Bemerkung, die wir neulich in der (übrigens sehr deutschfreundlichen) Newyorker Wochenschrift „Issues of to-day“ fanden. Bei Besprechung des „Weißen Heilands“ heißt es dort (wir geben die Sätze gleich deutsch): „Als Drama leidet der ‚Weiße Heiland‘ an dem Mangel, der den meisten Dramen Hauptmanns gemeinsam ist: der Held ist nicht tatkraftig (dynamisch). Montezuma ist seinem Wesen nach weiblich und passiv: wie Heinrich und Henschel, Vockerat und Schilling, Kramer und Crampton wird Hauptmanns neuer Held von seiner Umwelt beeinflusst und reagiert nur matt dagegen. Die meisten von Hauptmanns Helden lassen Hamlet wie einen Hercules erscheinen. Der männlichste und muskulöseste Charakter in den 27 Stücken, die er geschrieben hat, ist vielleicht die diebische Waschfrau in dem Biberpelz und dem roten Hahn. Aber absonderliche Figuren und viel Mitleid (putty and pity) genügen nicht, um das große Drama zu schaffen.“

Wenn aber der amerikanische Kritiker (George A. Schreiner) hinzufügt, Hauptmann würde seinem Ruf und der Bühne einen Dienst leisten, falls er bloß noch über Franz von Assisi ein Stück schreibe und dann schwiege — so möchten wir die erste Hälfte dieser Anregung nicht unterstützen. Hauptmann kann einen dem Niedererinnlichen oder Lüsternen erliegenden Reher von Soana durch Kleinschilderung glaubhaft machen, doch keinen Sieger und Meister von Umbrien, dessen Leuchtkraft die entfesselte Menschheit wieder mit Blut zu füllen fähig wäre. L.

Auffschrei eines Berliner Schauspielers

In einem Berliner Bühnenblatt „Der neue Weg“ (15. Okt.) findet man folgenden Auffschrei eines Schauspielers, den der Berliner Spielplan anerkelt:

„Am Abend ging ich durch die Stätten, die gebaut sind, daß darin das Wort ertöne, so euch die Größeren der Erde gegeben haben. Und siehe, mich faßte ein Grauen an über das, was sich dort breit machte an Platttheit, Seichtheit, Geilheit, Lüge.

Ward euch dazu vor allem Geschöpf der Erde Vernunft und Sprache, meistert ihr deshalb als einziges Wesen in der Natur die Rede, daß sie gebraucht werde, um Toten und Aberwitz zu verkünden? Gab euch der Gott Kraft der Bewegung und Gewalt der Miene, damit ihr in Handlung und Geste eure Tierheit widerspiegelt?

Wahrlich, Seen von Schlamm, Meere voll Dummheit, Ozeane, bis an den Rand angefüllt mit Brunst, mußte ich auf jenem Weg durchwaten.

Sind das eure Spiele? Ist das eure Schaubühne?“...

So geht's noch ein Weilchen weiter. Das genannte Blatt hat den Mut, diesen Aufschrei gegen Würdelosigkeit wenigstens im — Sprechsaal abzudrucken und durch eine Fußnote abzuschwächen.

Ein ernstes Sittenbildchen

aus der Zeit der deutschen Friedensdelegation in Paris (1919) wird jetzt vor einem Berliner Landgericht bekannt. Wegen schweren Diebstahls hatte sich dort der Sekretär und Dolmetscher Lapper zu verantworten. Er war bei dem Hauptauschuß für Kriegsgefangene, unter Leitung des damaligen Majors, jetzigen Oberstleutnants Draudt, in Paris lange Monate tätig und stahl 750 000 Franken. Wie der Angeklagte behauptete, soll es bei der Friedensdelegation vergnügt zugegangen sein, so daß es der Angeklagte nach einer wüsten Weinkneiperei in dem Kassenzimmer, bei der sich Oberüber schwer betrank, ermöglicht haben sollte, dem O. den Kassenschlüssel zu entwenden... Die Ermittlungen ergaben, daß der Angeklagte auf den Rennplätzen in Dreneblay und Dauville viel gewettet und sich viel mit Pariser Kokotten abgegeben hat, mit denen er u. a. auf dem Montmartre Sektgelage veranstaltet hatte'...

Solche Lumpen durften in einer der weltgeschichtlich schwersten Zeiten vor den Augen der Pariser die deutsche Nation vertreten!

*

„Es ist in allen zivilisierten Ländern ausgemacht“ . . .

Zu Cannes, am 6. Januar des Jahres, sprach Lloyd George: „Es ist in allen zivilisierten Ländern ausgemacht, daß der, der einen Schaden angerichtet hat, ihn wieder gutmachen muß.“

Daraufhin überreicht ihm ein Mitarbeiter der „Tägl. Rundschau“ eine kleine Rechnung, die sich sehr bedeutend vermehren ließe:

Ungefähre Feststellungen des Reichsgesundheitsamts über den Schaden, den das zivilisierte England am deutschen Volkstum durch die Hungerblockade 1915/18 angerichtet hat: Zunahme der Sterblichkeit unter der Zivilbevölkerung:

1915: 88 000 (gegen 1913: + 9,5%)

1916: 121 000 (gegen 1913: + 14,3%)

1917: 260 000 (gegen 1913: + 32,2%)

1918: 294 000 (gegen 1913: + 37,0%)

Ausfall an Lebendgeborenen zur gleichen Zeit rund 4 Millionen, nach Schätzung des Reichsgesundheitsamts mindestens zu einem Viertel infolge der völkerrechtswidrigen Hungerblockade.

Englische Zeugnisse über den Schaden, den das zivilisierte England dieserart in Deutschland angerichtet:

Der Journalist E. W. Wile im „Weekly Despatch“ unter der Überschrift „Die Hunnen von 1940“:

„Es kommt nicht darauf an, wieviel Kinder geboren werden, sondern ob diese auch gesund sind. Der britischen Blockade ist es gelungen, die Unterernährung der Kinder bereits im Mutterleibe zu erzwingen. Ich weiß, daß nicht nur Zehntausende von Deutschen, die bis jetzt geboren sind, für ein Leben physischer Minderwertigkeit prädestiniert sind, sondern daß auch Tausende von Deutschen, die bis jetzt noch nicht empfangen sind, demselben Schicksal verfallen werden. Englische Krankheit wird wohl das Leiden sein, dem man in der Zeit nach dem Kriege bei unzähligen Deutschen am häufigsten begegnen wird.“

Der englische Arzt Dr. Sallbey:

„Die deutsche Rasse wird vernichtet werden, darüber besteht gar kein Zweifel. . . Im Jahre 1940 wird wahrscheinlich eine deutsche Rasse bestehen, die an körperlicher Degeneration leidet.“

„Es ist in allen zivilisierten Ländern ausgemacht“ . . .

NB. Wenn man hinzufügt, daß man uns die Kolonien weggenommen, Flotte und Heer vernichtet, Länder vom Leibe gerissen hat und noch dazu unsinnige Milliarden von uns erpressen will — dann wird man sich über die „zivilisierten“ Völker, die uns das antun, seine besondern Gedanken machen. D. L.

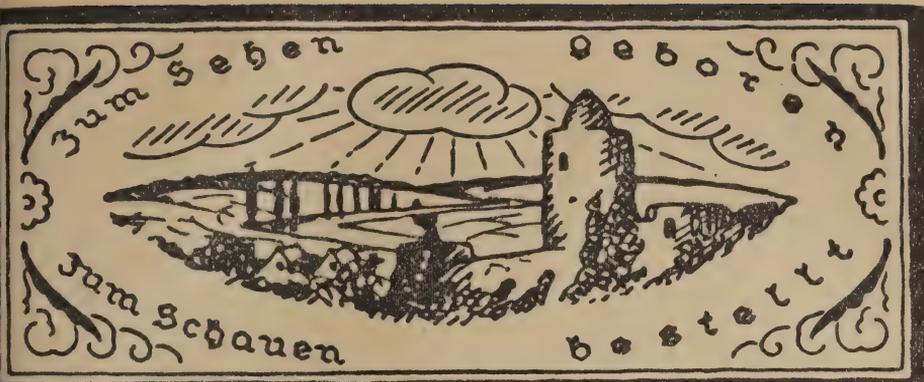
Mitarbeiter und neue Postgebühren

Die neuen hohen Postgebühren zwingen uns zu einigen Feststellungen im Verkehr mit unsren Mitarbeitern bzw. mit solchen Einsendern, die es werden wollen: 1. Gedichte werden fortan nicht mehr zurückgesandt (auch wenn Rückporto beiliegt, das aber dann ja nicht mehr nötig ist); wir nehmen an, daß man Abschriften davon zurückbehält, und werden im Briefkasten antworten. 2. Handschriftliche dramatische Arbeiten bitten wir überhaupt nicht einzusenden, denn sie kommen für den „Türmer“ nicht in Betracht, und zum Begutachten haben wir weder Zeit noch Beruf. 3. Größere Novellen und Romane erbitten wir nur nach vorher eingeholter Zustimmung, wobei eine Antwortkarte beizulegen ist. 4. Allen andren Arbeiten (kleinere Erzählungen, Aufsätze, Stimmungsbilder usw.) bitten wir Rücksendungsporto mitzugeben. — Für klare Schrift, besonders für deutliche, nicht zu blasse Maschinenschrift sind die Setzer dankbar, für knappen Stil, der in wenigem viel sagt, Schriftleitung und Leser.

Verlag und Schriftleitung

Verantwortlicher und Hauptstiftleiter: Prof. Dr. phil. h. c. Friedrich Lienhard. Für den politischen und wirtschaftlichen Teil: Konstantin Schmecker. Alle Zuschriften, Einsendungen usw. an die Schriftleitung des Türmers, Berlin-Wilmersdorf, Adolfsstädter Straße 69. Druck und Verlag: Greiner u. Pfeiffer, Stuttgart





Der Thürmer

herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Vienhard

24. Jahrg.

März 1922

Heft 6

Die Bedeutung aristokratischer Persönlichkeiten in der Gegenwart

Von Freiherrn von Frehtag-Loringhoven

General der Infanterie a. D., Dr. h. c.

In seinem „Reisetagebuch eines Philosophen“ führt Graf Hermann Keyserling aus, daß er kein Freund der Idee einer Republik sei. Wo die Menschen vollkommen gebildet wären, würde sie die beste aller Staatsformen sein, die Herrschaft der Besten führe sie aber nicht herbei, denn der Ungebildete sei niemals geneigt, jemand als über sich stehend anzuerkennen. Das Sinken des allgemeinen Niveaus sei daher eine unvermeidliche Folge der Republik. „Das Aufkommen so großer Überlegenheiten wie zu aristokratischen Epochen ist in demokratischen Gemeinwesen — und das sind heute alle Staaten, die monarchisch regierten inbegriffen — wohl überhaupt nicht möglich, denn wo auf die Masse überhaupt Rücksicht genommen wird, sind allzu große Einzelne nicht lebensfähig.“ Wer wollte dem Darmstädter Philosophen angesichts der Dinge, die wir erlebt haben, und noch täglich erleben, nicht beistimmen? Auch frühere überzeugte Anhänger des Parlamentarismus beginnen stutzig zu werden. Wo sind die Talente, die er angeblich fördern sollte? Das Niveau im Reichstage wie in den Landtagen ist vielmehr bedenklich gesunken. Auch sonst ist nicht dem Tüchtigen freie Bahn geschaffen, sondern der flachen Mittelmäßigkeit. Die Halbbildung triumphiert

überall. Daher wird der Ruf nach wahrhaft führenden Persönlichkeiten immer wieder vergeblich erhoben. Wo der Einfluß der Masse maßgebend ist, können sie nicht hochkommen.

Bereits vor einem halben Jahrhundert äußerte Tocqueville in der Vorrede zu seinem berühmten Buche „Das alte Regime und die Revolution“: „Die Menschheit unserer Tage wird durch eine unbekannte Kraft zur Zerstörung der Aristokratie fortgerissen. Man kann hoffen, diese Bewegung zu regeln und zu verlangsamen, aber nicht ihrer Herr zu werden.“ Das ist unzweifelhaft eingetreten. Eine Aristokratie im früheren Sinne als herrschende Klasse ist nicht mehr denkbar. Daraus folgt aber noch lange nicht, daß wir auf aristokratische Persönlichkeiten verzichten müssen. Solche sind nicht auf einen bestimmten Stand beschränkt. Ihre Wurzel ist nicht im Reichtum, nicht einmal ausschließlich in der Geistesbildung, sondern dort, wo sich selbstbewußte und wahrhaft freie Persönlichkeiten zu entwickeln vermögen. Charakterstarke Menschen, die sich nicht knechten lassen, sondern die Unabhängigkeit ihrer Gesinnung nach allen Seiten zu wahren wissen.

Unleugbar ist mit den Aristokratien früherer Zeiten harte Einseitigkeit, Willkür ja Gewalttätigkeit gegen die Schwachen verknüpft gewesen, sei es, daß diese Aristokratien als solche den Staat unmittelbar beherrschten, sei es, daß sie neben einem Monarchen auf ihre ständischen Rechte trauten. Aber ist es jetzt unter der Demokratie bei uns sehr viel anders? Wer im Staate die Macht besaß, hat sie stets zu brauchen versucht. Die Art hat gewechselt, die Sache nicht. Es kann auch nicht anders sein, denn die Menschen bleiben sich durch die Jahrhunderte im wesentlichen gleich. Der Gedanke einer gebesserten Menschheit ist einer der größten Trugschlüsse unserer Zeit. Nicht umsonst spricht ferner Treitschke (Politik II, § 15) von der unwillkürlichen Standesvorurteilen der Durchschnittsmenschen. Er sagt: „Ebenso gut wie adlige gibt es bürgerliche, gelehrte Vorurteile; sie sehen nicht das Ganze der Gesellschaft, sondern nur einen kleinen Ausschnitt.“ Das trifft auch für die Beurteilung der Vergangenheit zu. Über den Schattenseiten aristokratischer Herrschaftsführungen von einst darf man nicht den fördernden Einfluß vergessen, den sie auf die Menschheit geübt haben, vor allem muß die Zeit gebührend berücksichtigt werden, der die betreffenden staatlichen Bildungen angehörten.

Die regierende Körperschaft der aristokratischen Republik Rom, den Senat, wie er im 3. Jahrhundert v. Chr. beschaffen war, bezeichnet Mommsen im I. Bande seiner Römischen Geschichte als „den edelsten Ausdruck der Nation und in Konsequenz und Staatsklugheit, in Einigkeit und Vaterlandsliebe, in Machtfülle und sicherem Mut die erste politische Körperschaft aller Zeiten. Er war ‚eine Versammlung von Königen‘, die es verstand, mit republikanischer Hingebung despotische Energie zu verbinden. Nie ist ein Staat“, fährt Mommsen fort, „nach außen fester und würdiger vertreten worden, als Rom in seiner guten Zeit durch den Senat.“ Treitschke nennt (Politik II, § 19) Rom „die größte, weiseste und mächtigste Republik des Altertums“, und, fügt er hinzu, „es war in seiner klassischen Zeit eine völlig konsequente Aristokratie . . . Treffend hat Niebuhr gesagt, man erkenne den politischen Sinn des römischen Adels an der Kunst, wie er Schritt für Schritt zurückgewichen ist und nachgegeben hat, ohne seinem Wesen untreu zu werden . . . Immer

wieder findet der alte Adel Mittel, sich durch plebejische Kräfte zu ergänzen. Durch solche kluge Zugeständnisse konnte er sich lange in seiner Stellung erhalten. Dasselbe gilt vom englischen Adel.“ England ist Jahrhunderte hindurch eine aristokratische Republik gewesen, die Macht lag bei dem wesentlich aus Mitgliedern des Gentry bestehenden Parlament, nicht beim Könige, der nur eine dekorative Spitze des Staates bildete. Es ist denn auch ein arges Mißverständnis gewesen, englische parlamentarische Grundsätze ohne weiteres auf die ganz anders gearteten kontinentalen Volksvertretungen zu übertragen. Die Ergänzung der regierenden römischen und englischen Aristokratie durch neu heraufgekommene Kräfte, die Treitschke hervorhebt, diese Freiheit von starrem Festhalten am Überkommenen aber ist recht eigentlich das Kennzeichen weiter aristokratischer Denkweise. Solche herrschte in unserer alten Armee, deren Offizierkorps sich in dieser Weise immer wieder ergänzt und verjüngt hat, ohne seinen im Grunde aristokratischen Charakter einzubüßen.

Die Haltung des Adels im Mittelalter, namentlich diejenige des deutschen, ist vielfach durchaus schief beurteilt worden. Mit dem Rittertum wird meist der Begriff des Raubritterwesens verbunden und nicht bedacht, daß es sich hier um eine Entartung im späteren Mittelalter handelt, in dem in unserem Vaterlande mehr oder weniger anarchische Zustände herrschten. Darüber wird der sittigende Einfluß, den das Rittertum ausgeübt hat, geflissentlich übersehen. Dieser Einfluß reicht bis in unsere Tage hinein. Er hat sich noch im Offizierkorps des alten deutschen Heeres als mächtig erwiesen. Daß der Adel seine Macht den Bauern gegenüber mißbraucht hat, ist nicht zu bezweifeln, an dem Untergange der alten germanischen Gemeinfreiheit trägt er jedoch keine Schuld. Bei Aufkommen des Lehnswesens haben sich die Dinge vielmehr im allgemeinen so vollzogen, daß sich die Masse der Freien in den Schutz der waffenkundigen und waffenmächtigen Edlen begaben, weil sie in ihnen ihre Helfer und Verteidiger sahen. So sagt denn auch Treitschke (Vol. II, § 19): „Im Altertum war die Härte der Aristokratie noch verschärft durch die Sklaverei, überhaupt durch die antike Lebensanschauung; im Mittelalter zeigt sie eher einen gemüthlichen Zug. Glück ist ja ein relativer Begriff; den damaligen Zuständen gegenüber haben wir doch die Empfindung, daß der kleine Mann sich vielfach glücklicher fühlte als in den heutigen Tagen des sozialen Unfriedens. Deshalb werden wir auch durch die ständische Gliederung des Mittelalters nicht abgestoßen.“ Ihre Auswüchse treten uns dann freilich in der sogenannten ständischen Libertät entgegen, die mit einem gesunden, geordneten Staatswesen unvereinbar war. Der Adel hatte vergessen, daß er vor allem ein solcher der Leistung sein soll. Dennoch haben wir auch hier keinen Anlaß, auf das Mittelalter und den Beginn der Neuzeit herabzusehen, wo die wirtschaftlichen Korporationen, vor allem die Gewerkschaften, bei uns jetzt mit der Regierung wie Gleichstehende verhandeln und ihrem Willen Geltung zu verschaffen wissen. Es ist das Verdienst der absoluten Monarchie gewesen, die ständische Libertät gebrochen und dem Gedanken des einheitlichen Rechtsstaates zum Durchbruch verholfen zu haben. Auch dabei darf indessen nicht übersehen werden, daß, wie Treitschke weiter ausführt, aus den altständischen Zuständen „harte, trozige Naturen mit steifem Nacken hervorgegangen sind, wie

Konrad von Burgsdorff unter dem Großen Kurfürsten. Das war der Junker im besseren Sinn; wie er im Bösen war, das zeigte in Königsberg das Haus der Kalkstein. Noch das 19. Jahrhundert hat ein Urbild dieser Staatsanschauung gesehen, Friedrich August Ludwig von der Marwitz. Der ist Hardenberg einmal so trotzig entgegengetreten, daß dieser ihn kurzerhand nach Spandau abführen ließ. Man mag eine solche Anschauung borniert nennen, aber es war auch charakterfest, und nichts ist verkehrter als das liberale Gerede von der Servilität dieses Adels. Gerade das Gegenteil ist die Wahrheit.“ So sind denn auch die Mitglieder der preußischen Adelsfamilien ihren absoluten Königen, selbst Friedrich dem Großen gegenüber, weit freier aufgetreten, als es in der neuesten Zeit jemals der Fall gewesen ist. Der natürliche Anstand des vornehmen Mannes, von dem einmal Marwitz spricht, war hier die alleinige Richtschnur. Erst die zunehmende Bedeutung des Geldes und die damit sinkende Macht des Adels im Verein mit der fortschreitenden Demokratisierung haben in der neuesten Zeit die unbeugsamen Charaktere immer seltener werden lassen, sehr zum Schaden des Staats, insbesondere aber der Monarchie. Im Zusammenhange mit den veränderten Verhältnissen stand es ferner, daß eigentlich aristokratisches Wesen mehr und mehr einem neuen Junkertum engerer Auffassung wich. Das echte alte preußische Junkertum hat noch einmal in Bismarck seinen glänzendsten Vertreter gefunden.

Von ihm berichtet Freiherr Lucius von Ballhausen (Bismarck-Erinnerungen) ein Gespräch aus dem Jahre 1873, wonach er bereits Friedrich Wilhelm IV. das Unrichtige der Wiederbelebung überwundener ständischer Gedanken und der Zusammensetzung des Herrenhauses vergeblich nachzuweisen versucht habe; wir hätten in Preußen eben nicht eine geborene, einflußreiche, großgrundbesitzende Aristokratie im englischen Sinne, wo der König der erste Pair sei. Auch Treitschke bezeichnet (Politik II, § 17) das preußische Herrenhaus dank den romantischen Wunderlichkeiten Friedrich Wilhelms IV. in seiner Zusammensetzung als gänzlich verfehlt und spottet darüber, daß die Vertreter des alten und befestigten Grundbesitzes in Berlin in möblierten Zimmern wohnten. Es sei klar, daß unser Adel in seinem weitauß größten Teil zur Rolle einer parlamentarischen Aristokratie nicht geeignet sei. Unser preußischer Adel im Nordosten gehöre zwar zu den besten aristokratischen Elementen, aber er sei nicht eine selbständige Aristokratie wie eine Anzahl begüterter alter mediatisierter Geschlechter, er sei monarchisch durch den Dienst im Staate, in der Armee mit der Krone eng verbunden, könne ihr aber in einem Oberhause nicht selbständig genug gegenüberstehen. Es ist zu hoffen, daß diese „besten aristokratischen Elemente“, wie sie in unserer alten Armee und in der höheren Beamtenschaft vertreten waren, sei es mit, sei es ohne „von“ vor dem Namen, wenn sie augenblicklich aus ihrer führenden Rolle hinausgedrängt sind, neu ergänzt wieder an die Stellen zurückfinden, aus denen sie die Revolution verdrängt hat, und daß außer dem eine selbständige, durch ihren Besitz unabhängige deutsche Aristokratie bestehen bleibt, die sich aus den von Treitschke erwähnten ehemals reichsunmittelbaren Geschlechtern, den Abkömmlingen der bisherigen deutschen Regentenfamilien und der Vertretern der Großindustrie, der hohen Finanz und des Großhandels zusammensetzen würde.

Eine Anzahl durch ihren Reichtum völlig unabhängiger Existenzen, die deshalb noch längst keine Drohnen zu sein brauchen, sind für jedes Land von Wert. In wie hohem Grade, zeigt die Entwicklung Englands. Die parlamentarische Erziehung hat auf Grund dieses Gentlemantums eine Reihe von Staatsmännern entstehen lassen, wie sie kein anderes Land in gleicher Zahl aufweist.

Man könne zwar nicht sagen, meint Ruedorffer („Grundzüge der Weltpolitik in der Gegenwart“), daß politische Genies im eigentlichen Sinne in England häufiger anzutreffen seien als anderswo, setzt aber sehr bezeichnend hinzu: „Was die Engländer vor den anderen Völkern voraus hatten und haben, das ist der politische Geist, der die Gesamtheit beherrscht, eine breite politische Oberschicht, deren eingeborene Tradition und geschlossene Denkart einen trefflichen Durchschnitt garantiert, in Ermanglung des Genius dem Talent die Führung sichert, den Pflücker nicht duldet und immer eine große Anzahl sicher und tüchtig arbeitender ausführender Organe zur Verfügung stellt.“ Die Entwicklung, die die Dinge bei den Briten genommen haben, kann uns nicht ohne weiteres vorbildlich sein, zumal sie neuerdings eine Richtung eingeschlagen hat, die von der des alten Englands wesentlich abweicht. Daß auch wir Ähnliches hervorzubringen vermögen, wie es hier Ruedorffer an der englischen Gentry lobt, hat das Offizierkorps unserer alten Armee bewiesen. Vor allem für den Generalstab galt, daß in Ermanglung des Genius „dem Talent die Führung gesichert blieb“. „Geschlossene Denkart und eingeborene Tradition“ waren ferner ein Kennzeichen des gesamten Offizierkorps. Deutschem Wesen widerspricht somit eine aristokratische Schulung dieser Art durchaus nicht, nur ist sie außerhalb der Armee, so in unsrem höheren Beamtentum und vor allem in der Diplomatie in gleich einheitlicher Weise nicht gehandhabt worden. Gerade für die diplomatische Laufbahn aber ist eine feste aristokratische Überlieferung von hohem Wert. Nicht umsonst weist Treitschke in diesem Sinne auf das Beispiel der Adelsrepublik Venedig hin (Politik II, § 19). Er sagt: „Solche vornehmen Signori sind von früh auf erzogen zu dem Zweck, zu regieren. Sie sind von jeher gewöhnt an die adlige Kunst, sich mit Anstand zu langweilen und doch innerlich frisch zu bleiben, die eigenen Mienen zu beherrschen, die fremden darauf zu beobachten.“

Treitschke setzt bereits für seine Zeit hinzu: „Alles das mutet uns heute schon fremdartig an; es sind Formen des Menschendaseins, die unseren kurz angebundenen demokratischen Sitten anfangen gänzlich verloren zu gehen.“ Diese Gefahr steht in der Tat zurzeit im höchsten Maße. Um so mehr haben wir darauf Bedacht zu nehmen, daß uns beim Schwinden des Adels schöner Lebensformen, wie sie die unausbleibliche Folge der allgemeinen Demokratisierung ist, wenigstens der Adel der Bildung nicht verloren geht. Auf ihn kann Deutschland in hohem Maße stolz sein, denn welches Land könnte sich in der Entwicklung der Wissenschaften mit ihm messen, hätte eine solch glänzende Reihe von Aristokraten des Geistes aufzuweisen? Dieser geistigen Aristokratie aber droht jetzt ebenfalls Gefahr. Schon sind unsere Universitäten in die Lage versetzt, gegen ihre Unabhängigkeit gerichtete Angriffe abzuwehren. Der Kampf um geistige Güter wird noch dazu erschwert durch den überall sich geltend machenden Mangel an Mitteln. Unter dem Schlag-

worte der „Demokratisierung“ wagt man sich unter Mißachtung des Übergewichts, das die Bildung verleiht, auch an die Verwaltung heran. Selbst die Unabhängigkeit der Justiz ist bedroht, und doch ist gerade sie von jeher ein Hort der Freiheit gewesen. Unter dem alten Regime in Frankreich hat der erbliche Richterstand, die noblesse de robe, seinen stolzen Charakter dem absoluten Königtum gegenüber zu behaupten gewußt. In England und in Nordamerika genießt der Richterstand das höchste Ansehen. Friedrich dem Großen rühmt Treitschke besonderes Verständnis für die Bedeutung des Richterstandes nach. Er nennt ihn den größten Juristen unter den Hohenzollern (Politik II, § 24). „Er schuf angesehene, in einem bestimmten Stufengang gebildete Richter, die ihre jungen Mitarbeiter im Kollegium selbst erziehen sollten, was für die Haltung des Standes bedeutsam geworden ist. Die Richter waren unter Friedrich dem Großen in einer relativ sehr unabhängiger materiellen Stellung, viel besser bezahlt als heute bei uns; und sie waren gelehrte Richter, ihre wissenschaftliche Tätigkeit wurde grundsätzlich von oben her begünstigt und gefördert. Hierauf aber kommt sehr viel an. Der Richterstand ist das lebendige verkörperte Recht, er muß mit der Wissenschaft, durch die in gesitteten Nationen die Fortbildung des Rechts im wesentlichen erfolgt, gleichen Schritt zu halten versuchen. Auf der tüchtigen Vorbildung des Richterstandes weit mehr als auf dem Wortlaut der Gesetze ruht die Gesundheit der Rechtspflege.“

Diese Wahrheit will einer Zeit, die in Gesetzmacherei sich nicht genugtun kann schwer eingehen, und doch ist tüchtige Schulung, nicht nur des Geistes, sondern vor allem des Charakters überall das Wichtigste für Männer in einflußreichen Stellen. Sie ist ein aristokratisches Erfordernis erster Ordnung, dessen auch die freieste Republik, ohne Schaden zu leiden, nicht entbehren kann. Wohl vermögen sie besonders Begabte von sich aus zu erwerben und Fähigkeiten zu entwickeln, die sie zu Führerpersönlichkeiten, ja zu wirklichen Staatsmännern, nicht nur zu Politikern heranreifen lassen, in der weit überwiegenden Mehrzahl der Fälle jedoch stellen solche Befähigung sich doch nur als das Ergebnis mühevoller Arbeit mehrerer Generationen dar. Diese Arbeit ist es, die zugleich den Weltmann formt, als dessen Kennzeichen es Clausewitz bezeichnet, daß „der fast zur Gewohnheit gewordenen Sakt seines Urteils ihn immer passend sprechen, handeln und sich bewegen läßt“.

Ohne solches schöne Gleichmaß der Kräfte ist eine wahrhaft führende, tragfähige Obersicht nicht denkbar.

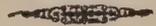


Frommer Abend · Von Otto Doderer

Hoch auf den Gipfel in den Raum versprengt,
Bin ich vom Dämmerglanz umgründet.
Die Erde ist in Glut gesenkt.
Der Himmel flammt wie angezündet.

Geläute trägt aus allen Talen
Lobsingend auf das Flurenbeet
Die Nacht. Die Dinge fallen
Um mich her, der Tag zergeht.

Jetzt hat die Stille Raum und Macht.
Anschmeichelnd drängt sie sich heran.
Die lieben Sterne sind erwacht,
Und wartend bin ich aufgetan.



Landrichter Krack

Erzählung von Anna Schieber

(Schluß)

Sch weiß nicht sicher, ob das fremdartige Kind, das ich Magelone geheißten und dem ich mich verbunden gefühlt hatte, wirklich in dieser Stunde gestorben war. In meinem Innern war es so; ich dachte, daß sie nun langausgestreckt, starr und blaß in einem weißen Kleide und mit den hängenden Böpfen auf der Brust in den Sarg gelegt und so in den Saal gestellt werde. Der Sarg war von Glas wie bei Schneewittchen; sie hatte die blassen Hände auf der Brust gekreuzt; aber die Kracken traten nicht liebend aus ihrer Zurückgezogenheit heraus und bildeten einen Reihem um sie. Sie sahen mich zürnend an, als ich versuchte, mich zu ihnen hineinzudenken:

Ja, sieh sie nur an! Du kannst sie jetzt nicht mehr zwischen dich und uns stellen. Du wolltest dich wohl loskaufen? Du dachtest, wir seien so leicht umzustimmen? Aber du mußtetest doch wissen, daß sie zu den Fremden gehört und du zu uns. Nun mußte sie sterben; nein, nein, sie durfte hier nicht leben, sonst wärest du in die Weite gegangen und hättest uns hier zurückgelassen. Aber das kannst du nicht. Was sein muß, muß sein.

Mir saufte das Blut in den Ohren und trat mir bis in die Augen. Ich ging stumm am Krackenhaus vorüber. Arbeiter schleppten Reifig in den Hof, abgehauene Äste, Gebüsch, allerlei Gestrüpp aus dem Garten. Der Hof lag schon ziemlich voll, vor dem Schuppen lag es hoch aufgetürmt. Ein Mann stand an einem Hackblock und war beschäftigt, kleine, kurze Büschel daraus zu machen. Sie riefen einander Scherze zu. ‚Das gäbe ein schönes Johannisfeuer!‘ sagte der eine. ‚Ach, man kann wohl auch Schnaps damit brennen‘, gab der andere zurück. Sie sagten noch allerlei, was mir unverständlich war.

Die alte Agathe erschien unter der Haustür mit kummervollem Gesicht; sie legte den Finger auf die Lippen und bedeutete den Männern, doch still zu sein. Es war mir, als sähe sie aufmerksam zu mir herüber und als wolle sie mir etwas sagen. Aber ich ging vorüber, denn es konnte ja nicht gut sein, und ich wollte auch nichts hören.

Beim Eingang in die Stadt begegnete mir Frau Ottmar, unsere alte Haushälterin. Sie war nach uns noch einige Wochen im Krackenhaus gewesen, da sie das Inventar durchzugehen und zu übergeben und sonst noch einige Obliegenheiten zu erfüllen hatte. Nun wohnte sie bei einer Schwester, leer und arm, obgleich für ihr Auskommen leidlich gesorgt war. Sie hatte durch ein langes, arbeitsreiches Leben hindurch nach und nach alles Eigene verloren oder doch aufgegeben, sie war nur noch krackisch, wie sie selber sagte. Ich kam hie und da mit ihr zusammen. Dann redeten wir von daheim, von Gewesenem, wie ein paar alte Leute. Heute war sie voller Mitteilungsbedürfnis. Sie war gestern abend oben gewesen; sie deutete mit dem Kopf nach dem Krackenhaus hin. Nein, nicht im Haus, nur im Garten. Der Gärtner hatte ihr Knollen, Zwiebeln und Ableger von Blumen und

Sträuchern aufgehoben; die wollte sie zum Andenken in ihrer Schwester Gärtlein pflanzen. Ich wisse doch, daß dort droben große Veränderungen vor sich gehen? fragte sie. Ich dachte an Magelones Krankheit und Tod und nickte ja. Aber sie meinte etwas anderes. Nein, etwas ganz anderes. Der Gideonsmann habe trotz der großen Kaufsumme ein gutes Geschäft gemacht, das sei ja auch nicht anders zu erwarten gewesen. Er baue eine große Schnapsfabrik dorthin, wo das runde Tempelchen stehe und die Familienbuche und die alten Thorne. Der ganze Park gehe drauf; er lasse nur den Obstgarten stehen und den Weinberg, denn das sei gerade seine Absicht gewesen, sich den Obstreichthum der Gegend zunutze zu machen; er habe auf diese Weise das Rohmaterial für seine Schnäpse aus nächster Hand. Da werde es nun vom Krackengut heißen: Vornen hui und hinten pfui, denn der Vorgarten und die Terrasse bleibe in aller Pracht und Schönheit stehen. Ich hörte das alles mit an, stumpf und dumpf, und nickte nur hie und da mit dem Kopf, so daß es ihr zuletzt auffiel. Da sagte sie tröstlich und geheimnisvoll, es sei aber noch nicht so weit; ich solle sie ein Stückchen weit begleiten, in die stillere Nebengasse hinein, denn sie habe mir noch etwas mitzuteilen. Ich sei ja kein kleines Kind mehr, dem man nichts sagen dürfe. Und dann erzählte sie mir, sie sei in der Nacht von einer wunderlichen Unruhe befallen worden, und es habe sie nicht mehr im Bette gelitten. Sie sei aufgestanden und schließlich aus dem Haus gegangen, und zwar wie unter einem Zwang den Fußweg, der die Windungen der Straße abschneide, gegen das Krackenhaus hinauf. Da habe sie im bleichen Mondschein einen lautlosen Zug aus dem Hause herauskommen, den Garten durchschreiten und auf den Fußweg zu gehen sehen, und zwar die alten Kracken alle, Männer und Frauen, ganz wie sie ihr aus den Bildern bekannt seien, in der Tracht ihrer Zeit, mit Perücken, Locken, Bäckchen, Ketten und Spangen. Sie seien langsam und feierlich gegangen, gerade vor sich hin sehend, ohne sich noch einmal nach dem alten Hause umzusehen oder auch ihr, der alten Dienerin, einen Blick oder Gruß zu schenken. Sie sei auf die Seite getreten, um die Herrschaften an sich vorbeizulassen; dennoch hätten die weiten Röcke der Frauen und die pelzverbrämten Mäntel der Männer sie streifen müssen, da der Weg schmal sei, wie ich wisse. Aber es sei nichts dergleichen geschehen, und als sie zaghaft eine Hand ausgestreckt habe, um ein Fältchen der blauen Seide von dem Kleide der schönen und liebenswerten Frau Regine Krack geborene Armbruster zu fassen, da habe sie in leere Luft gegriffen. Um sie her aber sei ein unsichtbares Schleppen, Rascheln, Huschen und Springen gewesen; es sei gewesen, als ob viele geschäftigen Hände Lasten forttrügen.

Alle Kracken seien es gewesen, die da fortgezogen seien — alle bis auf die geborene Leipherr, die den Zug beschloss, aber immerfort mit ihrem Schlüsselbund gespielt habe und dann auf einmal wieder umgekehrt sei, zurück in das Haus, worauf dann die offenstehende Türe ganz leise wieder hinter ihr zugegangen sei. Die andern aber seien in dem Hohlweg unten verschwunden, und Frau Ottmar sei auf einmal ganz allein in der Nacht dagestanden.

Das alles erzählte sie mir ausführlich, bildhaft, selber geschwellt und erhoben durch die Begegnung, mit einem leisen Triumph darüber, daß gerade sie es war, der die Alten sich zeigten, aber noch mehr darüber, daß sie ,es sich nicht gefallen

ließen', daß sie einfach gingen, so traurig es war, daß sie die Heimat verlassen mußten. Und dann neigte sie sich noch näher zu mir und flüsterte: ‚Es liegt etwas in der Luft. Es kommt etwas; ich spür's in allen Gliedern. Die alten Herrschaften wissen davon, sie wollen nicht dabei sein, die alte Leipherr alleinkehrte um. Die ist aber auch schuld an allem.‘

Ich konnte nichts zu dem allem sagen; es war mir, als habe ich das alles schon vorher gewußt und als wisse ich auch, wie es weiter komme. Schicksal und Befehl legten sich schwer und schwerer auf mich; irgend etwas sauste heran und dröhnte in mir. Es war nichts von Kampf oder Überlegung, nur ein Wissen um das Müßen.

Niemand war da, um es zu tun, als ich, und geschehen mußte es. Ich ging durch die Straßen; meine Füße fanden von selber den Weg. Vor mir sah ich hohe, helle Flammen auflohen in die dunkle Nacht hinein, in denen mein Väterhaus verging, ganz und gar aufging. So war es recht, so mußte es sein. Ich hatte dann keine Heimat mehr, aber die Fremden hatten sie auch nicht. Es war reinliche Scheidung.

Als ich nach Hause kam, saß meine Mutter am Flügel und spielte eine sonderbar träumerische Tanzmelodie, nach der beide Schwestern, sich an den Händen fassend, in fremdartigem Rhythmus sich bogen und wiegten. Ein Herr, den ich nie gesehen hatte, saß in einem Lehnstuhl und sah ihnen zu. Doch wußte ich nun sogleich, wer es sei: ein Freund meiner Mutter aus ihrer Jugend her, der es sich zur Aufgabe gemacht hatte, schöne alte Volksspiele wieder aus der Vergessenheit heraufzuholen und aufzuführen. Er hatte sich einen Kreis schauspielerisch begabter Laien dazu herangebildet, und ich wußte, daß er auch meine Schwestern haben wollte.

Sie unterbrachen sich, als ich hereinkam. ‚Denk' nur, großer Bub,‘ sagte meine Mutter, ‚ich gehe auch mit. Ich hielte es nicht aus, hier zu sitzen und Strümpfe zu flicken, so lange die Mädchen draußen so wundervolle Dinge tun und erleben.‘ Sie sahen einander alle vier beifällig an und lachten, und ich erfuhr, daß der Freund eigentlich eigens dazu gekommen war, um die Mutter auch für die Spiele zu gewinnen. Er sagte, sie sei dazu geboren, Schönes und Tiefes darzustellen, und sie wurde unter dieser Behauptung rot und sah mich halb verlegen an: Siehst du, so faßt er mich auf. ‚Du bleibst so lang allein, Peter,‘ sagte sie, ‚Dore sorgt ja gut für dich. Und laß dir nur sagen, daß wir schon nächsten Monat von hier wegziehen. Wir müssen näher beim Zentrum sein.‘

Beim Zentrum? dachte ich. Was ist das? Das Zentrum ist doch hier. Aber ich fühlte eine Erleichterung daneben; denn das, was mir früher der Mittelpunkt der Welt gewesen war, das versank ja doch; das gab es dann nicht mehr. ‚Das ist recht,‘ sagte ich ernsthaft, ‚wir wollen nur gehen; es ist einerlei, wohin, Zentrum ist überall.‘

Sie starrten mich verwundert an, offenbar hatten sie eine andere Antwort erwartet. ‚Er ist immer überraschend,‘ sagte meine Mutter zu ihrem Freund; ‚es ist schwer, seinen Gedankensprüngen nachzukommen.‘ Er aber nickte mir zu wie einem jüngeren Kameraden. ‚Ich glaube, er meint es ganz richtig,‘ sagte er. ‚Man muß es mit sich herumtragen, nicht wahr? Aber ich war jetzt nicht in der Stimmung, Gespräche zu führen, es war alles ganz anders als sie meinten; es gab nur eines zu tun; was nachher war, das lag ganz im Nebel. Es war mir, als ob ich dann auch nicht mehr sei, ich dachte nicht darüber hinaus.‘

Meine Mutter trat zu mir und sagte: ‚Großer Bub, ich muß dir noch etwas mitteilen, was wir seit heute wissen. Dein Onkel Lorenz hat geschrieben — du kannst den Brief lesen —, daß er Unglück in einer Spekulation gehabt habe und daß er uns das Geld, das heißt den Gewinnanteil, den er uns versprochen hat, nicht bezahlen könne. Und nun will ich dir sagen, daß es mir gar nichts ausmacht, und auch deinen Schwestern nicht. Wir leben trotzdem; es gibt noch ganz andere Dinge als Geld, die das Leben reich machen.‘

Dabei küßte sie mich auf die Stirn und sah mir erwartungsvoll in die Augen, was ich dazu sagen würde. Eigentlich wußte sie, daß es mir recht sei, aber wie sehr, das konnte sie nicht wissen. Sie kam mir so schön und vornehm und liebenswert vor; ich sagte fast unwillkürlich: ‚Du bist eine Krakenfrau‘, worauf sie mich an den Ohren nahm und mich lachend ersuchte, nicht gar zu frech zu werden. Aber sie war tief beglückt, denn in manchen Zeiten sah sie mich an, als ob mein Vater hinter mir stecke; dann wollte sie so gerne, daß er mit ihr einig sei.

In jener Nacht stand ich lange am Fenster und sah in die Nacht hinaus. Der Himmel war bedeckt, aber nicht gleichmäßig; es zogen große und schwere Wolken- geschiebe vor einer fahlen Helle hin, die dahinter stand. Es war schwül, aber ich wußte nicht, ob das nur in mir sei oder auch draußen. Wenn ich jetzt Frau Ottmar wäre, dachte ich, dann sähe ich vielleicht die Alten da am Himmel hinziehen, ich selber sehe sie freilich nicht, aber darum können sie doch da sein. Ein paarmal zuckte eine rötliche Helle am Horizont auf, etwa dort droben in der Gegend des Kraken- hauses; es war ein Wetterleuchten. Und ich dachte: Wer weiß, vielleicht stecken sie es selber an, das wäre auch das beste. Es fiel mir ein, daß ich heute am Tage den herabgenommenen Blitzableiter hatte im Hof liegen sehen. Die Arbeiter waren mit dem Ausbessern des Daches beschäftigt gewesen. Es reihten sich schnell Gedanken an Gedanken: Die alten Kraken zogen in den Wolken hin, und einer warf einen zündenden Strahl in den Giebel des Hauses. Es flammte hoch auf, ein Gelächter dröhnte aus vielen Stimmen, und ich sah und hörte zu und hatte nichts sonst dabei zu tun. Es geschah alles ohne mich; das war gut. Aber im Grunde war doch alles mein Werk, denn zog ich nicht inbrünstig wünschend den Blitz herbei?

Ich kroch ins Bett zurück. Eigentlich wußte ich gut, daß es mir nicht so leicht gemacht würde, und eigentlich glaubte ich auch nicht daran, daß die Alten sich selber helfen könnten. Alles, was ich wußte, war, daß die Gideonsleute nicht in unserer Heimat wohnen durften. Ich nicht, aber sie auch nicht. Das war das eine, was feststand, oder vielmehr, was aufs neue sicher geworden war, da nun Magelone aus dem Weg geräumt war.

Als ich in die Schule kam, hörte ich, daß es wirklich so sei; sie war mitten in der Nacht gestorben. Ich dachte, ich wisse es besser; es sei schon gegen Abend geschehen. Aber ich schwieg zu allem, was ich hörte. Es wurde ja auch nicht mir erzählt; der Fokus war da und redete in der Pause davon. Er konnte es nicht anders tun als prahlerisch. Magelone sollte in dem Krematorium einer fernen Stadt eingäschert und dann in einer Marmorurne beigelegt werden. Es mußte immer alles so erzählt sein, daß das Geld eine Rolle dabei spielte.

„Wie kommst du denn heute in die Schule, wenn deine Schwester gestorben ist?“ sagte sein Nachbar. „Aber sie ist ja gar nicht meine Schwester“, gab er zurück. Sie ist kaum verwandt mit uns; mein Vater hat sie aufgenommen. Ich bin doch der einzige Sohn, das habe ich dir doch schon gesagt.“ Gleich darauf war er dabei zu erzählen, daß die Tote prachtvoll aufgebahrt sei, „in der Bildergalerie“, sagte er, „mit Kerzen und Lorbeerbüschchen und ganz in Blumen gebettet. Das tut man natürlich trotzdem.“ Mürrisch setzte er hinzu: „Nachher muß man alles ausräuchern, das ist unangenehm, aber es war doch eine Krankheit, die an den Wänden hängen könnte, Schwindsucht, aber nicht gewöhnliche, sondern galoppierende.“ Er sagte es, als ob das eine besondere Sorte sei, die sich nicht alle Leute leisten könnten, und die Zuhörer, die alles über sich hatten ergehen lassen, beehrten nun auf und suchten ihn, kein Geschwätz zu vollführen.

Mir fügte sich eins zum andern, oder eigentlich, es war alles eins. War es nicht, als ob auch Magelone mir eine Botschaft gesendet hätte durch diesen unheimlichen Schwäger Jokus? Verbrannt wollte sie sein; sie hatte nicht in unserem Hause leben dürfen, aber mit ihm in Flammen aufgehen, das konnte sie wohl, das durfte sie wohl verlangen. Sie gehörte nicht zu den Gideonsleuten, der Jokus hatte nicht umsonst so abschätzig von der ganz entfernten Verwandtschaft gesprochen. Denn man recht zusah, war es gar keine, oder höchstens ein zufälliges bißchen Ähnlichkeit. Zu mir aber gehörte sie, ich fühlte es von neuem; sie war doch die, die mit mir vom gleichen Stern her war. Seit sie tot war, wußte ich es wieder viel sicherer als zuvor. Ich sah sie, heimlich lächelnd über die Gideonsleute, dort unter Blumen und Lichtern liegen. Es war, als ob sie mir zublinzle: Wir wissen schon, wie wir das Ganze aufzufassen haben.

Ja ja, ich komme, dachte ich. Immer nur das eine. Ich weiß nicht mehr, ob jemand bemerkte, wie weit entfernt ich von allem war, was mich umgab. Ich glaube, daß ich irgendwie mechanisch mitmachte, während der Stunden, kann es aber nicht sicher sagen. Es war ein furchtbar schwüler Tag. Ich dachte aber, es sei in mir, denn ich mußte nun an mein Verhängnis gehen, und es wurde mir sehr eng davon. In der Tasche trug ich ein Stück von einer gelben Kerze und eine Schachtel Streichhölzer. Sie und da griff ich danach, um zu sehen, ob es Wirklichkeit sei, in der ich lebe, denn es konnte doch auch geträumt sein. Ich ging nicht nach Hause, sondern in zögernden Umwegen auf den Berg und den alten Turm, dort wollte ich den Abend abwarten.

Das ist nun, dachte ich, das letztemal, daß meine Augen die alte Heimat beobachten. Man kann es sich nicht vorstellen, daß morgen etwas nicht mehr sei, was heute noch ist. Man kann es sich in Gedanken ausmalen, aber die Wirklichkeit ist ganz anders. So wenig man angesichts eines gesunden, starken Menschen im Ernst denken kann, er sei morgen schon vergangen, so wenig kann man sich ein Haus vorstellen, das groß und breit dasteht. In hundert Jahren, ja, oder auch in einem Jahr, wenn Steine und Balken abgetragen werden, Stück für Stück, obgleich das unnatürlich ist. Aber in wenigen Stunden, das ist unglaublich.

Die Sonne ging hinter Wolken hinunter, aber ihr Widerschein lag noch in roten Flecken auf den Fenstern des hohen Siebels. Sie sahen mich an wie Augen, in

denen alles von Liebe überströmt, und mein Herz rief schluchzend teure Namen und warf sich hin als an eine liebste Seele: Ich bringe dich um, weil ich dich liebe nein, weil ich muß. Begreifst du es, daß ich muß? Ich täte dir Schlimmeres an wenn ich fort ginge und dich hier ließe. Weißt du das?

Wolken türmten sich hoch und höher; sie hingen schwer über dem Hause und über der ganzen Gegend. Auf dem Dache waren noch zwei Schieferdecker. Sie schafften rastlos, obgleich schon Feierabend war. Begreiflich, denn es kam ein Wetter herauf, und Güsse konnten niederstürzen und ins Haus eindringen. So, nun waren sie soweit, daß der Regen nicht mehr zuviel schaden konnte. Es hatte ja zwar keinen Wert, daß sie soviel Fürsorge übten, denn der Kranke, den sie betreuten, brauchte sie nicht mehr, so wenig Magelone mehr die Fürsorge der alten Agathe brauchte die im Haus herumging und die Holzläden schloß nach der Wetterseite hin, und die dabei mit großer Behutsamkeit verfuhr, um keinen Lärm zu machen, da ja die Tote im Hause schlief. Das war jetzt alles umsonst und zu spät. Auch daß die Familienbuche umgehauen war und auf ihrem Angesicht lag wie ein gefallene Riese, und das runde Tempelchen verschwunden war, kam beides nicht mehr in Betracht. Sie hätten auch stehen bleiben können und heute abend mit dem andern untergehen, aber es war einerlei, so oder so, es war ohnehin sichere und beschlossene Sache, und sie mußte jetzt ausgeführt werden, denn der Abend sank tiefer herunter und ich hatte mit mir ausgemacht, daß ich die Kerze unter den großen Reisighäusern im Hof stellen wolle, angezündet, wenn das letzte Streifchen Rot am Horizont verlöscht sei. Das war nun so weit. Noch ein feiner Schimmer, ein allerletzter dann war alles grau.

Ein Wind sauste in den Bäumen; die Holzharfe schrie, auf einem Turm läutete eine Glocke. Und ich fühlte plötzlich, daß ich ganz allein sei, nicht nur hier oben sondern überhaupt, unausdenklich einsam auf der ganzen Welt. Es gab keinen Menschen, den ich in mich hineinsehen lassen konnte, und keinen, der mich auch nur im entferntesten verstanden hätte, wenn ich versucht hätte, mit ihm von dem zu reden, was mich quälte und lockte, und was ich als Befehl in mir spürte. Es kam mich an, daß ich gern jemand gehabt hätte, der in dem allem zu mir gehörte, denn das Alleinsein sprang mich an mit irgendeinem Grauen. Es war sonderbar ich dachte: Wenn ich einen Hund hätte, das wäre gut, mit ihm müßte man nicht reden, er wäre nur durch dick und dünn bei mir wie ein Freund. Aber ein Hund war auch nicht genug, denn er verstand ja doch nichts von allem, nur das eine wußte er daß er zu mir gehöre. Wo aber waren nun die Väter alle, mit denen ich mich immer als eins und einig gefühlt hatte, und die mich's geheißsen hatten, daß ich hier stehen und auf das Dunkelwerden warten und dann Feuer in unser Haus legen sollte?

Nirgends waren sie, oder wenigstens nicht bei mir; ich fühlte und sah nichts von ihnen; sie ließen mich im Stich und hängten es mir auf, daß ich als der Jüngste hinter ihnen her ausräuchere, und daß ich — schreckhaft und wild fiel es mich an in dieser Minute und nie vorher — etwas begehen mußte, was mich nachher mein Lebelang belud mit einer Last, deren Schwere ich nicht recht ermessen konnte. Vielleicht mußte ich in die Fremde gehen, wo mich niemand fand und kannte, und vielleicht war es ein Verbrechen und ich mußte gezeichnet herumlaufen und es

vor jedermann verbergen. Und doch war es unumstößlich nötig, daß es geschah. Ich war nicht schuldig, mein Onkel Lorenz war es, und es war eigentlich eine bleibe Sache, daß gerade ich es ausführen mußte. Ich war so erregt, daß ich gern geweint und gern meinen Kopf in einen Schoß versteckt hätte, aber es war keiner da, und es gab auch keinen, der dafür in Betracht kam. Und es hub in mir irgendein Rufen an, das konnte man gebetet heißen oder sonstwie. Es ging in die Einsamkeit hinein, die mich mit einem dunkel überzogenen Himmel, mit Wind, der in den Bäumen wühlte, mit nah und näher fahrendem Donnerwagen und plötzlich aufzuckenden Blitzen umfing, die greller und häufiger wurden und eine geheimnisvoll unleserliche Schrift in die Wolkenwände hineinschrieben. Was ich rief, war mir selber nicht ganz deutlich, aber es ging um irgendeine Hilfe und ein Dabeisein, und währenddem stand ich schon mitten im Wetter, das heiß und trocken sich ausdehnte, in der Hofeinfahrt und hatte die Hand in der Tasche, um Kerze und Streichhölzer herauszuholen.“

In diesem Augenblick geschah es, daß die Frau Landrichterin ihrem Gemahl ernstig und aufschluchzend um den Hals fiel trotz des zuschauenden Generals: „Es ist mir ganz einerlei, was Sie dazu sagen, Freund Buz; er kann nichts dafür, der arme, arme Bub. Ich hätte sollen seine Mutter sein; ich hätte es ihm angespürt, das weiß ich sicher. Ach, was sind doch die Menschen für arme Tropfen, und wie bedürftig sind sie, daß man sie gern hat!“ Alle diese Worte brachte sie unter neuerungs hervorgebrochenen Tränengüssen heraus. Sie hatte sich lang genug beherrscht, um ihn nicht zu stören, aber nun war es soweit, daß sie den Zustand nicht mehr trug, der sie in sich hinein verwies, als wäre sie gar nicht auf der Welt und ließe sich umsonst nach einer Gemeinschaft rufen. Es war ohnehin unerhört, daß man nicht schon immer beieinander gewesen war, und besonders in den schwersten Zeiten. Auch dachte sie unter heftigem Herzklopfen, sie hätte ihn damals schon leiten sollen, wäre dann manches anders gegangen in der ganzen Angelegenheit.

Der Mann nahm ihre Tränen und ihre Arme um seinen Hals als einen lebendigen und liebreichen Beweis davon an, daß es jetzt ganz anders um ihn stehe als damals, und mochte sie nicht mit einem Wort oder Zeichen kränken, das ihr sagt hätte, er habe diese Sache ganz ohne sie oder sonst einen Menschen erleben lassen und könne auch nachträglich nicht einmal in einem Wunsch etwas davon zu tun. So wartete er eine Weile, bis ihr heftiger Liebeswille sich genug getan hatte und sie selber nach der Fortsetzung verlangte, aber mit der bestimmten Versicherung, sie denke gut von ihm, es möge nun weitergehen wie es wolle, und denke auch gut von dem damaligen Peter Kraak, der in die Tasche gegriffen habe, um das Streichholz zu entzünden, das ein Haus einäschern sollte.

Der General Buz sog stark an seiner Pfeife. Das Rührende, Überströmende war nicht so sein Geschmack. „Mach' nur einmal weiter,“ brummte er, „ich seh' es kommen, daß dir im letzten Augenblick der Engel erscheint, wie dem weiland Vater Abraham, und dir das Messer oder diesmal das Bündholz aus den Fingern nimmt. Laß aber nur hören.“

Der Landrichter antwortete nicht ihm noch der Frau. Er war schon wieder fort. Er sah sich in dem dunklen Hof niederknien, mitten zwischen das aufgehäuften

Gestrüppe hin, hörte es über sich poltern und sausen in den Lüften und fühlte wieder wie einst das heiße, hilflose Entsetzen, unter dem er sich gleichwohl anschickte, zu tun, was er zu müssen meinte.

Und wieder, wie einst, sah er ein weißes, grelles Licht sekundenlang die Dunkelheit zerreißen, ein Licht, in das hinein der furchtbare Schlag dröhnte, sah sich selber jäh hinsinken, wie von Riesenarmen zu Boden geschleudert, indes still und heil aus dem alten hohen Hause eine steile Flamme emporstieg in die Nacht hinein.

Er fühlte, wie unmöglich es ihm sei, selbst den Nächsten und Liebsten mit Worten zu sagen, was in diesen Minuten wie unter großer, klarmachender Erkenntnis sein Leben herumgerissen hatte. Träume waren versunken auf immer, Schuldgefühl hatte ihn überfallen als einen, der inbrünstig wünschend den Blick herbeigerufen hätte, herabgezogen auf das Haus seiner Väter aus Weltenfernern her, Schicksal und Müssen war dabei in ihm geblieben, das nicht abzulehnen und nicht zu ändern war und darum auch nicht zu bereuen; überströmend dankbar und befreit hatte er mitten in den Schrecken der Feuersbrunst etwas empfunden, das er später Gnade hieß, weil ihm über alles Begreifen hinüber das tausendmal in Gedanken und Vorsätzen begangene Zerstörungswerk aus der Hand geschlagen und von Kräften, die außer ihm lagen, vollbracht wurde. Ihm, dem Schuldigen, war es erspart geblieben, schuldig zu werden. Er hatte es damals nicht auseinanderhalten können, aber er wußte nun doch, daß von hier aus die Kräfte gingen, die das Wesen und den Charakter des Mannes schufen.

Er sammelte sich, den Aufstrebenden den äußeren Hergang der Dinge zu erzählen, schilderte mit kargen Worten das schauerlich-schöne Schauspiel des brennenden Hauses, das unaufhaltsam bis auf den Grund zerstört worden sei, sagte, daß das Gewitter mit jenem furchtbaren Schlag plötzlich aufgehört oder doch sich verzogen habe, und schauderte noch in der Erinnerung daran, wie die Tauben brennend aufgefliegen waren, feurigen Raketen gleich in die Luft geworfen, und dann verbrannt herabgefallen. Aber es war ihm wohl anzuspüren, daß er die Worte nur mit Willensanstrengung und um ein Angefangenes zu Ende zu bringen, aus seinem Innern herausholte.

„Es will nicht mehr weiter,“ unterbrach er sich mit einem Lächeln, das eine Bitte um Verzeihung in mehr als einer Hinsicht bedeuten konnte; „es gibt Dinge, die man erlebt, aber nicht wieder sagen kann. Ich wollte euch ja auch nur zeigen, woher mir die Gabe kam, mich in die andern hineinzuversetzen, die sich nicht zurecht fanden im Widerstreit mit dem, was ihnen selber und was den Mitmenschen für notwendig gelten mußte, und denen nicht wie mir die Hilfe kam von einer andern Seite her.“

„Die Hilfe?“ Der General schüttelte den Kopf. „Ich weiß nicht, du bist ein Phantast trotz allem. Gib dir nur keine Mühe, ich sehe dich gut, du gibst heute noch den Elementen recht, die das Krakenhaus zerstörten, ganz abgesehen von der Tatsache, daß du törichter Knabe dadurch nicht zum Verbrecher werden mußtest.“

Der Landrichter widersprach ihm nicht. „Ich kann den Knaben von damals nicht anders wünschen“, sagte er, und in seiner Stimme lag etwas von Härte, die ihr sonst nicht eigen war. „Er wußte nicht, was später das Leben ihn lehrte,

daß die Wurzeln, aus denen heraus das Geschlecht seiner Väter und auch das seinige erwachsen war, mitten durch sein eigenes Herz hingingen und daß er von den Alten sich nimmermehr hätte lösen können, auch wenn die Fremden ihr Leben unter den geliebten Bildern hingelebt hätten.“

Buz brumnte irgend etwas, das mit den Sideonsleuten zusammenhing, und sein Freund sandte ihm einen schier übermütigen Blick hinüber: „Es ist ihnen nicht mehr widerfahren, als sie leicht ertragen konnten. Sie haben mit der Versicherungssumme ein neues Haus hingestellt, das ihnen besser zu Gesicht stand als das alte. Eine Ahnengalerie freilich war nicht darin.“

Er meisterte ein Lächeln, das über seine Züge ging und das sein Gesicht in etwas dem Knabenbilde ähnlich machte, das über dem Nähtisch seiner Frau an der Wand hing. „Ich war einmal wieder dort, einige Jahre später, als ich schon im Studium der Jurisprudenz steckte. Es stand da ein modernes Haus, mit allerlei Zieraten geschmückt, wie man sie damals baute; eine Sonnenuhr und ein Taubenschlag waren nicht zu sehen, und der Vorgarten, der anstatt der Terrasse vor dem Erdgeschoß in der Sonne lag, erglänzte von Teppichbeeten in allen Farben, wie sie die Kunst des Gärtners zusammengestellt hatte. Dort aber, wo die hohen dunklen Bäume unseres Parks und weiterhin des Obstgartens gestanden waren, ragte der rote Schornstein der Schnapsfabrik in den Sommerhimmel hinein. Der Jokus kam, als drüben eine Dampfpfeife schrillte und die Mittagsstunde ankündete, aus der Fabrik nach dem Wohnhause gegangen. Auch er trug prächtige Farben, und in seiner Kravatte glänzte ein großer Brillant. Er hatte sicherlich alles, was sein Herz begehrte, oder wenigstens war er im Begriff, es sich zu erwerben. Ich aber empfand keinen Schmerz darüber, daß an diesem Ort, der meine Heimat gewesen war, alles so verändert ausah. Ich suchte nicht mehr dort, was ich längst in mich hineingeschlossen hatte: das innere Zugehören zu denen, die vor mir gewesen waren. Eher dünkte es mich, daß ich ihnen nahe sei, als ich nachher drunten im Tale in unserem Familienbegräbnis die Tafeln mit ihren Namen und Jahrzahlen las, alles was noch von ihnen zeugte, seit ihre Bilder in Flammen aufgegangen waren. Aber auch da waren sie nicht; sie waren hingegangen, wo kein Mensch sie finden konnte. Ich aber trug ihr Fleisch und Blut und atmete im Licht, und plötzlich spürte ich mich ihnen verbunden, mehr als je, denn ich war ihr Nachkomme und mußte ihre Art und ihr Wesen weitertragen. Sie hatten nicht für sich allein gelebt, und auch ich durfte das nicht tun; auch ich war für andere da. Mein Weg war aus dem Dämmer meiner träumerischen Kindheit in den Tag der Menschheit hinausgegangen, hart am Abgrund vorbei, wie ich immer noch glaubte, von den Vätern meines Hauses geführt, damit ich wach und ein Verstehender würde. — „Aber,“ unterbrach er sich, „ihr müßt das alles für euch behalten. Es ist genug, daß ihr es wisset, wie es kommt, daß mir, dem Richter, die fehlerhaften Menschen so nahe stehen, mir, der ich selber kein Gerechter bin.“

„Kein Gerechter, und darum ein Liebender!“ sagte die Frau Landrichterin und gab ihm beide Hände.



Hausbuch

Heimgedanken von Friedrich Lienhard

(Fortsetzung)

Der Schatz im Acker

Sat Meister Goethe in seinem Garten ein Geheimnis vergraben? Eine Frau behauptet es und hat sogar den Spaten angefaßt. In einem persönlich belebten, mit Lesefrüchten überfüllten Buche hat Frau Else Frucht den Nachweis versucht, daß Goethes Hauptgeschäft im Alter nicht der „Faust“ war. Vielmehr habe er zu den „Wanderjahren“ noch die vollendenden Meisterjahre geschrieben, worin auch die Faust-Dichtung erklärt sei. Dieses Buch habe er im Garten vergraben, wo er sich zuletzt verdächtig oft aufhielt. . .

So ungefähr. Kann man dies auch nur einen Augenblick ernst nehmen? Nein, es will uns keineswegs in den Sinn, daß ein so bedachtamer Meister ein wichtiges Werk dem Zufall einer späten Entdeckung und den Gefahren der Witterung preisgegeben habe. Auch scheint uns der Nachweis mißglückt. Doch ein Wort klingt uns dabei ins Ohr, aus einer Fabel herüber: „Grabt nur, grabt!“

Ein Greis versammelte sterbend seine Söhne, um ihnen ein Geheimnis anzuvertrauen. „In unsrem Acker liegt ein Schatz,“ begann er. Da stockte des Sterbenden Stimme. „Wo denn? Wo?“ fragten die gierig lauschenden Söhne. „Grabt nur, grabt!“ war alles, was er noch zu sagen vermochte; wonach er verschied. Nun gruben die Burschen im ererbten Acker, gruben von einem Ende bis zum andern, gruben, bis keine Scholle mehr vom Spaten unberührt war. Es fand sich kein Schatz, den sie heben und verprassen konnten. Aber der gründlich durchgearbeitete Acker trug im nächsten Jahre doppelte, dreifache Frucht. Jetzt verstanden sie den Alten.

Es liegt ein Schatz in Goethes Garten und im deutschen Acker insgesamt. Jene Frau hat recht. Grabt nur, grabt!

Wo liegt der Schatz?

Ein einziges Wort gibt Antwort: Im Mittelpunkt! Und wo ist der Mittelpunkt?

Es gehört zum wehmütig stimmenden National-Schicksal deutscher Jugend, daß sie immer wieder durch Auslandsbann hindurch muß. Wir sind keine stolz abgeschlossene Insel; wir müssen sie erst aus Charakterkräften heraus schaffen. Und auch diese Charakterkräfte müssen erst gezüchtet werden; denn unser vaterländischer Instinkt ist schwach entwickelt. Gewiß darf und soll der werdende auf Fernfahrten hinaus; das tut auch der Engländer; doch der Deutsche verliert dabei leicht sein Ich und gerät noch, der Narr, in unreife Hoffart, als ob er nun weitherzig wäre!

Gegenwärtig ist es z. B. der bohrende Dostojewski mit seiner russischen Form von Frömmigkeit und Zerlegung, der einen großen Teil unsrer Jugend in Bann schlägt. Vorher war es Strindberg, war es Ibsen, war es Zola, dem sie erlag. Vom Deutschen Wagner ließ man allenfalls die Musik durchs Nervensystem rauschen, ohne seine gedanklichen Anregungen zu verarbeiten. Mehr freilich wühlte Nietzsche

den Intellektualismus auf. Doch von Humboldt bis zu Bismarck: wieviel Kraft und Schönheit bodenständiger Meister schon allein in Biographie und Briefwechsel! Müssen wir bei Buddha und Laotse und Rabindranath Tagore fischen? Ist unsere germanische Mystik von Eckhart und Tauler bis Böhme verarbeitet? Kennen wir Fichte, kennen wir Schopenhauers tiefe Aufsätze? Kennen wir Schiller und den unendlichen Goethe anders als von der Schulbank? Haben uns die deutschen Döme, Volkslied, Heldenlied, Mythos und Märchen, die Meister der Musik und Malerei nicht genug zu sagen?

Sollen wir auch geistig versklaven? Drohende Sowjet-Pest von rechts, droffender Entente-Haß von links — und kein knorriges Selbstbewußtsein im Innern: nein, das hält auf die Dauer kein Volk aus!

Auch deutschländisches Studium kann freilich noch hohle Nachahmerei bleiben, wenn der Spaten nicht wuchtig genug einstößt. Der „Grund“ ist letzten Endes in unsrem unsterblichen Ich. Eben um zu uns selbst zu kommen, nicht „außer uns zu sein“, grenzen wir unser Arbeitsfeld ab. Wozu anders weisen wir immer wieder auf die Symbole Weimar und Wartburg, als um jenen Zustand ruhiger Festigkeit zu empfehlen, der sich aus bewußter Begrenzung ergibt, woraus allein Lebensmeisterschaft hervorgeht?

Wo liegt der Schatz? Ein prachtvoll-stolzes Wort Schopenhauers (Parerga und Paralipomena) möge zusammenfassen: „Jeder denke, daß sein innerster Kern etwas ist, das die Gegenwart enthält und mit sich herumträgt. Wann immer wir leben mögen, stets stehen wir, mit unsrem Bewußtsein, im Centro der Zeit, nie an ihren Endpunkten, und könnten daraus abnehmen, daß jeder den unbeweglichen Mittelpunkt der ganzen unendlichen Zeit in sich selbst trägt.“

Da liegt der Schatz. Sein Sinn und Wesen ist die strahlende Ruhe, die unbrechbare Sicherheit, der Frieden der Seele, die in sich selbst die geistige, göttliche Sonne besitzt.

Das Wunderkästchen

Es wäre wohl ein feinsinniges Buch zu schreiben über Goethes unvollendete Werke: über das Wie und Warum der Nicht-Vollendung.

Weshalb hat er, dem so lange zu wirken erlaubt war, bedeutsam einsetzende und edel geformte Werke abgebrochen? Wollte er uns Nachfahren etwa Aufgaben hinterlassen? Ist es epigonenhafte Rückschau, wenn wir diese Rätsel lebendig ergreifen und nach den Geheimnissen in Goethes Geistgefüge forschen?

Da sind die „Wanderjahre“. Ein Kästchen wird uns gezeigt, sogar der Schlüssel dazu abgebildet. Aber wir erfahren nie, was dieses vielbesprochene Kästchen birgt. Ein alter Goldschmied zwar weiß den Schlüssel zu handhaben; die beiden Bruchstücke sind nämlich „magnetisch verbunden, halten einander fest, aber schließen nur dem Eingeweihten“. In der Tat springt das Kästchen auf; der „Goldschmied und Juwelenhändler“ ist offenbar ein Eingeweihter; aber er drückt es gleich wieder zu: „An solche Geheimnisse sei nicht gut zu rühren, meinte er.“

Hier neckt und lockt immer wieder das Wort „Geheimnis“. So schreibt Hersilie an Wilhelm: „Kommen Sie eiligst und bringen das Kästchen mit. Vor welchen

Richterstuhl eigentlich das Geheimnis gehöre, das wollen wir unter uns ausmachen: bis dahin bleibt es unter uns; niemand wisse darum, es sei auch, wer es sei.“ Dann aber, nachdem dergestalt ausgemacht ist, das Kästchen müsse uneröffnet zwischen ihnen stehen, fällt plötzlich folgende aufschlußreiche Bemerkung: „Was geht aber mich und Sie eigentlich das Kästchen an? Es gehört Felix; der hat's entdeckt hat sich's zugeeignet, den müssen wir herbeiholen, ohne seine Gegenwart sollen wir's nicht öffnen.“

Es gehört Felix, dem Sohne Wilhelms: der nächsten Generation, der Zukunft. Es bleibt ein später zu hebender Schatz: ein von uns Nachgeborener zu lösendes Rätsel.

Eine Andeutung, wie das Kästchen zu öffnen sei, wissen wir schon: durch magnetische Verbindung der beiden Schlüsselteile. Noch deutlicher in folgender Stelle kurz vorher; Hersilie erzählt vom Besuche des jugendlichen Felix: „Die Erinnerung an ältere Geschichten bringt uns auf das Prachtkästchen; er weiß, daß ich's habe, und verlangt es zu sehen; ich gebe nach, es war unmöglich zu versagen. Er betrachtet's, erzählt umständlich, wie er es entdeckt; ich verwirre mich und verrate, daß ich den Schlüssel besitze. Nun steigt seine Neugier aufs höchste; auch den will er sehen, nur von ferne. Dringender und liebenswürdiger bitten konnte man niemand sehen; er bittet wie betend, kniet und bittet mit so feurigen, holden Augen, mit so süßen, schmeichelnden Worten: und so war ich wieder verführt. Ich zeigte das Wundergeheimnis von weitem, aber schnell faßte er meine Hand und entriß ihn, und sprang mutwillig zur Seite um einen Tisch herum. ‚Ich habe nichts vom Kästchen noch vom Schlüssel!‘ rief er aus: ‚dein Herz wünscht' ich zu öffnen, daß es sich mir auftäte, mir entgegenkäme, mich an sich drückte, mir vergönnte, es an meine Brust zu drücken“ . . .

In seinen ungestümen Händen bricht nun aber das Schlüsselchen ab; das Kästchen öffnet sich nicht; mit stürmischen Küssen bedeckt er Hersiliens Mund und sprengt hernach davon.

Hier ist alles Symbolik. Dem ungezügelter Begehren zerbricht der Schlüssel in der Hand; des Herzens Wunderschrein öffnet sich nicht; es gibt kein wahrhaft magnetisches Verbundensein, wie es dem gereiften Eingeweihten erreichbar ist.

Der begehrende Jüngling aber — ein ungezügelter Euphorion, der nach Mädchen hascht — stürzt mit dem Pferd vom überhangenden Rasen in einen Wasserstrudel, wird mit Mühe gerettet und „in den gefellig-anständigsten Zustand“ versetzt. Damit endet, vieldeutend, das gedankentiefe Werk.

Ich sage: es „endet“. Bilden nicht doch all diese Andeutungen (z. B. Makarie) einen Abschluß, sofern einem späteren Zeitalter feinste Aufgaben hinterlassen sind?

Es liegt in Goethes Garten mehr als ein Geheimnis vergraben.

Die uneröffnete Halle

Wie heißt es im Anfang der „pädagogischen Provinz“, im zweiten Buch der „Wanderjahre“? „Gewissen Geheimnissen, und wenn sie offenbar wären, muß man

durch Verhüllen und Schweigen Achtung erweisen; denn dieses wirkt auf Scham und gute Sitten.“

Wir erfahren gleich im nächsten Kapitel hierzu ein bedeutendes Beispiel.

Wilhelm tritt an der Hand des Ältesten durch ein ansehnlich Portal in eine runde oder vielmehr achteckige Halle. Diese Halle ist mit Gemälden so reichlich verziert, daß sie den Ankommenden in Staunen versetzt. Nun schreiten sie von Galerie zu Galerie; und der Älteste deutet die Wandgemälde.

Die Theologie würde die hier sich entrollende Religionsanschauung eine Art „Synkretismus“ nennen, ohne jedoch mit diesem Worte zu erschöpfen, was Goethe meint. In einer Reihe von Bildern sind die heiligen Bücher der Israeliten veranschaulicht; doch gleichzeitig laufen in den Sockeln und Friesen entsprechende Gemälde aus andren heidnischen Religionen mit. Wenn z. B. im Hauptfelde Abraham von seinen Göttern in Gestalt schöner Jünglinge besucht wird, erblickt man oben den Apoll unter den Hirten Admets: „woraus wir lernen können, daß, wenn die Götter den Menschen erscheinen, sie gewöhnlich unerkannt unter ihnen wandeln.“

Wir sagten: aus „andren heidnischen“ Religionen. In der That rechnet Goethe die israelitische darunter: „denn eine solche ist die israelitische ebenfalls“. Und fährt dann übrigens fort: „Vor dem ethnischen Richterstuhle, vor dem Richterstuhl des Gottes der Völker, wird nicht gefragt, ob es die beste, die vortrefflichste Nation sei, sondern nur, ob sie daure, ob sie sich erhalten habe. Das israelitische Volk hat niemals viel getaugt, wie es ihm seine Anführer, Richter, Vorsteher, Propheten ausendmal vorgeworfen haben; es besitzt wenig Tugenden und die meisten Fehler andrer Völker: aber an Selbständigkeit, Festigkeit, Tapferkeit und, wenn alles das nicht mehr gilt, an Zähigkeit sucht es seinesgleichen. Es ist das beharrlichste Volk der Erde; es ist, es war, es wird sein, um den Namen Jehovah durch alle Zeiten zu verherrlichen. Wir haben es daher als Musterbild aufgestellt, als Hauptbild, dem die andren nur zum Rahmen dienen.“

Der Älteste spricht hierbei auch von der trefflichen, einheitlich wirkenden Sammlung der israelitischen Bücher und von der Tatsache: „daß sie (jene Religion) ihren Gott in keine Gestalt verkörpert und uns also die Freiheit läßt, ihm eine würdige Menschengestalt zu geben, auch im Gegensatz die schlechte Abgötterei durch Tier- und Untier-Gestalten zu bezeichnen.“

Mit dem Bilde der Zerstörung des Tempels ist aber die bisher durchwanderte Galerie abgeschlossen. Und nun? Verwundert stellt Wilhelm eine Lücke fest. „Ihr habt den Tempel Jerusalems zerstört und das Volk zerstreut, ohne den göttlichen Rann aufzuführen, der kurz vorher daselbst noch lehrte, dem sie noch kurz vorher ein Gehör geben wollten.“

Da erklärt der Alte: dies in jenem Zusammenhange darzustellen, wäre ein Fehler gewesen. Das Leben dieses göttlichen Mannes stelle eine in sich geschlossene, mit der Weltgeschichte seiner Zeit in keiner Verbindung stehende Lebensreihe für sich dar: hier beginne die „zweite Religion, die Religion der Weisen“, im Unterschiede von der Religion der Völkermassen. „Deswegen ist hier (mit der Zerstörung des Tempels) das Äußere abgeschlossen, und ich eröffne Euch nun das Innere.“

Eine Pforte tut sich auf, und wir sehen die Bilder der zweiten heiligen Schriften das Leben Jesu. „Sie schienen von einer andren Hand zu sein als die ersten: alle war sanfter, Gestalten, Umgebung, Licht und Färbung. ‚Es ist hier eine neu Welt‘, sagt der Begleiter, ‚ein neues Äußeres, anders als das vorige, und ein Inneres, das dort ganz fehlt. Durch Wunder und Gleichnisse wird eine neu Welt aufgetan: jene machen das Gemeine außerordentlich, diese das Außerordentliche gemein.“

Der Älteste läßt sich noch näher darüber aus; und der Erzähler fügt hinzu: „Wenn man jedoch an dem ersten nur vorbeiging, so verweilte man hier gern, man ging gern hier auf und ab.“ Aber diese Bilder führen erstaunlicherweise nur bis zum letzten Abendmahl, also bis zum Scheiden des Meisters von seinen Jüngern. Wilhelm fragt also „nach dem übrigen Teil der Geschichte“ und erhält zur Antwort daß man das Leben Jesu von der Geschichte seines Endes getrennt habe. „Den zu jenen Prüfungen (Lebenswandel) ist jeder, zu diesem (Tod) sind nur wenig berufen.“ Damit stehen sie auf einmal wieder in der ersten Halle des Eingangs. Wilhelm abermaliges Erstaunen, daß man ihn nicht „ans Ende“ geführt, wird dahin beantwortet: „Für diesmal kann ich Euch weiter nichts zeigen; mehr lassen wir unsere Zöglinge nicht sehen, mehr erklären wir ihnen nicht, als was Ihr bis jetzt durchlaufen habt: das Äußere, allgemein Weltliche einem jeden von Jünger auf, das Innere, besonders Geistige und Herzliche nur denen, die mit einiger Besonnenheit heranwachsen, und das übrige, was des Jahrs nur einmal eröffnet wird, kann nur denen mitgeteilt werden, die wir entlassen.“

Dieses jährlich nur einmal und nur den Reifsten Mitzuteilende, also die dritte Stufe, nennt der Alte „die letzte Religion“ und lädt den Besucher ein, nach Jahresfrist wiederzukommen: „Alsdann sollt auch Ihr in das Heiligtum des Schmerzes eingeweiht werden.“

Aber diese verheißene Einweihung findet niemals statt. Goethe gibt keine Einblick, sondern entläßt uns nur mit einem Ausblick und vermutlich mit einer Aufgabe: das höchste Heiligtum — die Weihe des Schmerzes — zu suchen, zu erleben und aus dem Erlebnis heraus selber zu deuten.

Das Rosenkreuz-Kloster

Unter dem Titel „Die Geheimnisse“ ist uns bekanntlich ein größeres Gedicht des Meisters von Weimar hinterlassen: auch dieses unvollendet.

Eine edle religionsphilosophische Stimmung umweht uns auch in diesem „wunderbaren Liede“. Die erste Strophe (wir sehen von der abgegliederten „Zueignung“ ab) beruhigt uns zwar, wir möchten es nicht als Irrtum fassen, wenn der Pfad einmal sacht in die Büsche gleite, und verheißt uns: „Wir wollen doch, wenn wir genug geklommen, zur rechten Zeit dem Ziele näher kommen.“

Wir kommen allerdings bald schon an ein Ziel: in ein Kloster, dessen Pforte mit dem Rosenkreuz geschmückt ist:

„Das Zeichen sieht er prächtig aufgerichtet,
 Das aller Welt zu Trost und Hoffnung steht,
 Zu dem viel tausend Geister sich verpflichtet,
 Zu dem viel tausend Herzen warm gefleht,
 Das die Gewalt des bitteren Tods vernichtet,
 Das in so mancher Siegesfahne weht:
 Ein Labequell durchdringt die matten Glieder,
 Er sieht das Kreuz und schlägt die Augen nieder.“

Hier ist also das Symbol jener „letzten“ Religion, jenes „Heiligtum des Schmerzes“ enthüllt, von dem uns in der Pädagogischen Provinz nur Andeutungen zugänglich waren.

Aber wie stellt sich uns dieses Kreuz dar? Finden wir daran jenen Mann der Schmerzen in seinem Leidenszustand? Nein. Goethe, der dort davon spricht, daß man einen Schleier über diese Leiden ziehe, „eben weil wir sie so hoch verehren“, scheint hier in einer ihm eigenen besondern Prägung Antwort zu geben.

„Er fühlet neu, was dort für Heil entsprungen,
 Den Glauben fühlt er einer halben Welt;
 Doch von ganz neuem Sinn wird er durchdrungen,
 Wie sich das Bild ihm hier vor Augen stellt:
 Es steht das Kreuz mit Rosen dicht umschlungen.
 ‚Wer hat dem Kreuze Rosen zugesellt?‘
 Es schwillt der Kranz, um recht von allen Seiten
 Das schrofte Holz mit Weichheit zu begleiten.“

Und leichte Silber-Himmelswolken schweben,
 Mit Kreuz und Rosen sich emporzuschwingen,
 Und aus der Mitte quillt ein heilig Leben
 Dreifacher Strahlen, die aus einem Punkte dringen;
 Von keinen Worten ist das Bild umgeben,
 Die dem Geheimis Sinn und Klarheit bringen.
 Im Dämmerchein, der immer tiefer grauet,
 Steht er und sinnt und fühlet sich erbauet.“

Das ist alles, was wir über das Rosenkreuz erfahren. Bruder Markus tritt ins Kloster und findet hier eine weise Bruderschaft von dreizehn Meistern, und über dem mittelsten Sitz abermals „das Kreuz mit Rosenzweigen“. Und wiederum Bilder, auf die auch hier ein „Alter“ hinweist, wie dort in den Hallen der „Wanderhölle“:

„Du kommst hieher auf wunderbaren Pfaden,
 Spricht ihn der Alte wieder freundlich an;
 Laß diese Bilder dich zu bleiben laden,
 Bis du erfährst, was mancher Held getan.
 Was hier verborgen, ist nicht zu erraten,
 Man zeige denn es dir vertraulich an;
 Du ahnest wohl, wie manches hier gelitten,
 Gelebt, verloren ward, und was erstritten.“

Doch glaube nicht, daß nur von alten Zeiten
 Der Greis erzählt, hier geht noch manches vor.
 Das, was du siehst, will mehr und mehr bedeuten;
 Ein Teppich deckt es bald und bald ein Flor.
 Geliebt es dir, so magst du dich bereiten:
 Du kamst, o Freund, nur erst durchs erste Thor;
 Im Vorhof bist du freundlich aufgenommen,
 Und scheinst mir wert, ins Innerste zu kommen.“

Auch hier also stufenweises Eindringen vom Vorhof in das Innerste.

Doch mit dieser Andeutung entläßt uns der alte Eingeweihte von Weimar auch hier. Wir erfahren nicht den Sinn des Rosenkreuzes; wir lernen die Meister nicht näher kennen; wir kommen nicht ins Innerste.

War die Zeit noch nicht reif dafür?

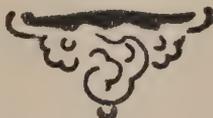
(Fortsetzung folgt)



Zwei Brunnen Von Elisabeth Gnade

Mittagssonnenschein im März lacht zum Schloß herunter,
 Auf dem weiten Rasenplatz regt sich's heute munter.
 Kinder springen hin und her, Gäste stehn und schlendern,
 Holde Farbenkraft entströmt allen Festgewändern.
 Aus dem Marmorbecken steigt hoch ein Strahl nach oben,
 Breit geweht in blauer Luft, glühend dann zerstoßen.
 Weiße Hand zu heitrem Spiel hebt die Silberschale,
 Und ein jugendroter Mund nippt vom kühlen Strahle.

Tief in düst'rer Felsenschlucht, fern im Wald verloren,
 Ist ein Brunnlein noch vereist, ganz und gar umfroren.
 Mittagssonnenschein im März will den Bann zersprengen,
 Sucht durch jede Spalte sich zärtlich hinzudrängen.
 Ach, er weckt im Innern wohl Sehnen und Sichdehnen,
 Doch da sidern Tropfen nur, still und schwer, wie Tränen.
 Selten eines Wandrers Fuß findet Weg und Stelle —
 Selten stillt ein Mund den Durst an der keuschen Quelle.



Was ist deutsche Treue?

Von Erich Loewe (München)



Was ist es, das wir als besonders deutsch in der Auffassung des Treuebegriffs empfinden?

Müßig ist die Frage nicht gestellt. Erst einmal aufgeworfen, gerade heute, nimmt sie wachsenden Raum in den Gedanken ein. Das Gefühl sucht klare Antwort zu gewinnen. Gerade heute: in Tagen, da es einer von nebelsternen Schleiern ringsum verhangenen Welt dünken will, als wäre es auch mit der Treue, wie mit so vielem Wahn, eitler Wahn!

Wo blieb denn deutsche Treue seit den Tagen des Krieges? blieb sie unterwegs auf den lehmigen Straßen, die von Flandern, von ost- und westwärts und östlich von überall zurück in die Heimat führten? Waren es hastige Schritte von achtlos darüber hinstapfenden Scharen, die sie als wertloses Gepäck in den Boden traten, ganz und gar in Schlamm und Vergessen wühlten? Ist es Treue, denn deutsche Fürsten — unter diesen einige, deren Residenz, um nur an das Wittelsbacherische München zu denken, erst durch ihr Zutun aus einer bäurisch wirren Häusermasse zu einer Wunderwelt Schönheitsuchender, zu einer Zuflucht idealen geistigen Strebens geschaffen wurde — aus ihrer selbst gebauten Stadt weichen mußten, von dem Volke eben dieser Stadt aus Haus und Toren gewiesen?

Sollte die Antwort hierauf je zweifelhaft sein, Steine werden sie mit schallender Überdeutlichkeit rufen. Dem Wanderer, der durch die Straßen eines mittel-eutschen Städtchens streift, an steinernem Bierat vorbei, der wie lebend aus Felsen wächst, an hellen, kunstvollen Wohnstätten, deren freie Stirnen Grün emporragt, an Brunnen, festlichen Häuserreihen, Mauern mit denkwürdiger Inschrift vorüber; der auf den nächsten Hügel steigt und unten sieht, wie zusammengekuschelte Mauern sich ordnen, drangvolle Enge sich aufhellt, zu freien Plätzen sich weitet, wie letzte mittelalterliche Dumpfheit verdrängt wird und doch jedes Wahrzeichen von Wert und Erinnerung einer vergangenen Zeit unberührt bleibt, ihm rufen Steine entgegen: Nicht Andank allein ist es, was in diesen Straßen sich zutrug, sondern Untreue, — Untreue am eigenen deutschen Wesen.

Es ließe sich einwenden, deutsche Treue bewähre sich auf einem anderen Gebiete, sie sei nicht auf die Person, den Einzelnen, sondern auf die Gemeinschaft, die Idee gerichtet. Der Begriff Treue im größeren, weiten Sinn richte sich nicht auf ein Individuum, ein Ding, sondern auf eine Idee, einen Gedanken, sei er nun vaterländischer, ethischer, religiöser oder anderer Natur. Diese dem Ganzen, dem Gemeinwohl zugewandte Treue könne und müsse sich oft in Untreue an der Person verkehren. Ein Diener, der seinen Herrn gegen Sitte und Gesetz verstoßende Handlungen verrichten sieht, kann vor die Wahl gestellt werden, Verräter an der Sitte oder an seinem Herrn zu werden, dem er Treue gelobt hat. Vor dem durch Eide und Altherkommen verpflichteten Soldaten, der die Handlungen seines Königs als selbstsüchtig gegen den Staat und das Gemeinwohl gerichtet glaubt, kann der Zwiespalt aufklaffen, seinem Vaterland oder dem Fürsten untreu zu werden.

Wie sich der Einzelne aus diesen Gewissensnöten hilft, wird nicht von einem größeren oder geringeren Grad seines folgerichtigen Denkens abhängen, sondern eine rein gefühlsmäßige Entscheidung sein, die letzten Endes als Ausdruck seines Wesens tief in diesem begründet liegt. Somit wäre die Frage irrig gestellt: Welche Entscheidung wäre die richtige, welche die unrichtige? Welche Treue ist höher zu bewerten, diejenige, die den Mitmenschen aufgibt für eine gemutmaßte Idee, oder jene, die unerschütterlich, unzerreißbar an dem festhält, dem sie sich erst- und einmalig gefellt hat? Unsere Frage ist hier allein: Ist es wirklich das Verfolgen einer auf das Allgemeine gerichteten Idee, was das Besondere der deutschen Treue ausmacht?

Ein Blick in die deutsche Dichtung und Geschichte läßt offenbar anderes erkennen.

Sieht man in unseren Schriftwerken darauf nach, von germanischen Zeiten bis in lehtvergangene Jahrhunderte, wie sich der Treubegriff darin spiegelt; in unserer Geschichte und Sage vom Roland Karls des Großen bis herauf zu Bismarck; vergleicht man unsere Gedankenwelt mit der anderer Völker, wie es am augenfälligsten mit den neueren Russen: Dostojewski, Tolstoi, Gorki geschehen mag, so drängt sich unwillkürlich das Bild auf: Nicht die auf das Allgemeine gerichtete Gesinnung, die Idee, sondern Mannentreue, unwankelmütiges Ausharren bei dem Herrn, Freund, der Geliebten, in deren Dienste man sich gestellt hat, mit einem Wort, die „Staete“ ist es, was vorwiegend das Deutsche dieses Begriffes ausmacht.

Von der frühesten althochdeutschen Erzählung bis weit hinauf in das mittelhochdeutsche Heldenepos ist es bei aller sonstigen Verschiedenheit ein Zug, den diese Gedichte gemeinsam haben: Kunde und Preis von Mannentreue. Im Waltharilied steht Hagan vor der Wahl, seinem alten Herrn, dem Frankenkönig Gunthari, den Gehorsam aufzusagen oder, ihm treulich Gefolgschaft leistend, gegen seine Freunde und Gesellen in den Kampf zu ziehen. Nach schwerem Ringen mit sich selbst folgt er seinem König. Das Nibelungenlied von Anfang bis zum Ende meldet von Mannentreue am Gibichungen- und am Bernerhof. In ihr ist der Beweggrund für fast jede Handlung des Gedichtes zu sehen; sie allein ist es, nicht Abenteuerlust wie im späteren höfischen Epos, die Hagen zur Ermordung Siegfrieds treibt. Hagen, der Ungetreue, der Verräter, der Mörder — er ist der getreueste Mann, gilt es dem Dienstherrn. Am Ende des Liedes kann sich der Gefesselte vom Tod retten, wenn er Gunther das Wort bricht und die Stelle des verborgenen Hortes weist. Er hält Treue und geht in den Tod.

Ganz ähnlich so Wittich und Heime, das schändliche Verräterpaar der Alphart-sage. Ihre Niedertocht findet nur dort eine Grenze, wo es dem Freund zu helfen gilt. Vor keiner Erbärmlichkeit schrecken sie zurück — ihre beiderseitige Treue zueinander aber ist ihnen unverlezlich, ihr sind sie Hüter vor jeder Anfechtung, unbekümmert um eigenes Leben und Schicksal.

Mannentreue ist das Grundmotiv des umfangreichsten Gedichtes des alten Heldenbuches Caspars von der Rhön, des Hug- und Wolfdietrich. Wie hier, ebenso wie im „König Rother“, Meister Berchtung von Meran seine Pflichten zu seinem Pflgebefohlenen und Herrn höher stellt als die Liebe zu seinen eigenen Söhnen,

So ist es in Konrad von Würzburgs inniger Märe von „Engelhart und Engeltrud“ die schrankenlose Treue vom Freund zum Freund, die durch eine Verkettung von Fährnissen hindurch bis zum Kindesopfer führt. Es ist das gleiche Opfer, von dem in dem alten, durch Grimm überlieferten Märchen vom „Treuen Johannes“ erzählt wird. Bei Konrad wird es dem Freund dargebracht, hier ist es ein König, der seinen für große Treue in Stein verzauberten Waffenmeister dem Leben wiedergewinnen will.

Auch in der Stellung des Ritters zu seiner Geliebten wird im deutschen Minnesang mehr als in anderen Ländern das Hörigkeits-, Abhängigkeitsverhältnis des Liebenden von seiner Vrowe hervorgekehrt. Schon aus sprachlichen Unterschieden geht dies hervor: der Minneritter in Deutschland nennt sich mit Vorliebe „eigenman“, „dienstman“, während man in der französischen Lyrik nach solchen Ausdrücken der Ergebenheit, der Unterwerfung vor der Geliebten vergebens suchen wird.

Eine allegorische Verkörperung der persönlichen Anhänglichkeit, der Treue von Mensch zu Mensch stellt in der deutschen Dichtung die Gestalt des alten Eckart dar. Aus dem Mythos von Ermenrich und den Harlungen, angedeutet auch im Nibelungenlied, wuchs sie in die Dichtung der Renaissance und des Barock hinein und wurde hier zum sprichwörtlich aufgeführten Träger des Treuebegriffs, zur typischen Figur des Warners, Ratgebers und Freundes. In Hermann von Sachsenheims „Mörin“ tritt sie als Anwalt des in Sünde geratenen Sachsenheimers gegen die Anklagen der Frau Venus auf, wiewohl die Liebeskönigin hier als Wahrheitschterin waltet, ihre Anklagen also gerecht sind. Denn Wortbruch an einem, dem er sich zugesellt und Beistand versprochen hat, würde ihm größeres Unrecht dünken als dies Vergehen an einer nicht greifbaren Moral.

Bei Hans Sachs gehört der „trew Eckhart“ zu den Lieblingsgestalten. Sehr charakterisierend ist eine Stelle in dem Fastnachtspiel „Der fuerwiz mit dem Eckhart“. Der fuerwiz rät dem Jüngling, in den Krieg zu ziehen: „Wenn du dich dapffer verst eins Mans, So wirstu bald ein großer Hans.“ Der „Trew Eckhart“ rät ab: „Im Krieg sichst und hörst nit vil guts, Raub, brand, vergießung menschenbluts.“ Er solle an Gottes Gebot denken: „Du solt nit töden, niemand nichts nemen!“ Aber, fährt er weiter: „Wenn dich dein obrigkeit vermant, so zeuch! Das ist ehrlich und fein.“ (Ausg. Keller, Bd. VII, S. 183.)

Bei Paracelsus, Jörg Wickram, Bartholomäus Ringwald, Agricola, Fischart ist es in die späten Volksbücher hinein, wenn auch unter anderem Namen, bald als alter Klausner, Waldbruder, Vogt, als „Paul vom Dornbusch“ in der Geschichte von König Eginhard, kehrt die Eckartgestalt immer wieder. (Volksbücher, hrsg. von Marbach, Nr. 33.)

Freilich: im Zeitalter des Humanismus, später in dem der Aufklärung des 18. Jahrhunderts, stand die Idee als Zentralmacht im Kreise jeder Anschauung, das einzelne Individuum hatte sich daraufhin einzustellen, hatte alles von sich fern zu halten, was diese Einstellung in Richtung auf ein Moral-, Religions- oder Humanitätsprinzip hätte gefährden können. Noch im „Nathan dem Weisen“ findet sich eine doppelte Einstellung: Dem Tempelherrn gilt seine Dankspflicht gegen

Saladin höher als Kirche, Glaube und Orden, während für Nathan vor der heiß empfundenen Idee einer allgemeinen Wahrheit alles übrige verblaffen muß.

In klassischer Zeit kann man dem „treuen Diener seines Herrn“ allerorten so häufig begegnen — es sei nur an einige Gestalten bei Goethe, Schiller und Lessing erinnert, an Just und Werner in „Minna von Barnhelm“, an Terse in „Göz“ und Max im „Wallenstein“ —, daß es sich erübrigt, noch weitere Gestalten hierfür namhaft zu machen.

Zahlreich sind die Beispiele in unserer neuen und neuesten Dichtung für die alte Auffassung des Treuebegriffes, für den Begriff des Dienstes am anderen des Eigenmanns.

Das Banchanus-Drama Grillparzers verschwand trotz einer außerordentlich günstigen Aufnahme kurz nach seiner ersten Aufführung im Burgtheater für lange von der Bühne. Der österreichische Hof hatte es für die Feier, für die es geschrieben war, nicht geeignet gefunden. Man befürchtete, die Begeisterung für Fürstentreue, die bei Gelegenheit dieses Festes in einer von überallher zusammengeströmten Zuschauermenge geweckt werden sollte, könne durch „Übertriebenheiten“ dieses Dramas eher in ein Mißbehagen, in einen inneren Widerspruch gegen so bedientenhaftige Ergebenheit verkehrt werden. Die spätere Aufnahme zeigt, daß solche Befürchtungen nicht gerechtfertigt waren.

In gleicher Weise wie bei Grillparzer ist der Treuebegriff von der deutschen Romantik aufgefaßt: von Tieck „Lannhäuser und der getreue Eckart“ bis zu Ahlands Trauerspielen der Treue: „Herzog Ernst von Schwaben“, „Ludwig der Bayer“, La Motte-Fouqués rührseligem „Hieronymus von Stauf“ und Immermanns Drama „Ghismonda“, in dem die Gestalt des waderen Dagobert an die alten Meister der Sage erinnert. Im Geiste der Romantik wurzeln noch die Frühwerke Otto Ludwigs, aber ganz aus eigenem Antrieb heraus, ohne nachweisbaren Einfluß von Grillparzers Banchanus-Drama schreibt er den Plan zum Schauspiel „Eckart“, in dem er die Anhänglichkeit an die Person des Fürsten in der Gestalt des Helden bis zu einem Grad der Verzerrung und Übertreibung dartut.

In der Dichtung der jüngsten Zeit, zumal im Drama, tritt die Gestaltung der Mannentreue in einer ganzen Reihe von bedeutsamen Werken hervor. Eines der wertvollsten dieser Art, das viel zu wenig bekannte, an Kraft und dichterischer Schönheit reiche „Hildebrand“-Drama Lillienfeins nur sei hier angeführt. Hildebrand vergaß über der Treue zu Dietrich von Bern sein Weib und Heim, sein Land, sich selbst:

„Mannestreue hielt mich in Dietrichs Gefolge.
Eingeschworen war ich in Ekhs Diensten.
Jahr um Jahr verbrauchte im wildem Heerzug;
Weichliche Heimsucht ist nicht Heldenweise
Und verschollen — ich war es fast mit selber.“

(III. Akt, 5. Auftr.)

* * *

Ein ähnliches Bild wie es aus einer Betrachtung der Dichtung hervorgeht, zeigt die Geschichte, auch ohne in ihr hinunterzublicken bis in die Zeiten des altfränkischen Majors Domus, des germanischen Gefolgschaftswesens, mit ihrem

ischen Grundzug persönlichen Verbundenseins zu Kampf und friedlicher Gemeinschaft; auch ohne Tacitus, dem es so sehr auffiel, „wie die Gefolgschaft nur ihren Herrn, der Häuptling indes für den Sieg kämpft“.

Zweihundert Jahre nachdem sich Frankreich im Zeitalter Richelieus zu einer total verwalteten, einheitlichen Nation gestaltet hatte, steht in Deutschland die Instatuterei noch in ihrer Blüte; fünfundzwanzig Teilfürsten regieren über einen hundertten Kreis von Untertanen, von denen viele stolz sind, wenn auch in einer niederen Stufe der Rangordnung, einem eigenen Fürsten anzugehören. Die Macht des Königtums stützte sich auf ein unbedingt ergebenes Heer, eine uralte Gefolgschaft; dadurch war es von vornherein der Mühe enthoben, um seinen Bestand zu erhalten aufs neue kämpfen zu müssen. Die Ergebenheit geht oft so weit, daß Verhältnisse geschaffen wurden, wie sie anderenorts ohne weiteres nicht möglich gewesen wären. Deutsche werden von ihrem Fürsten für ein fremdes Interesse in den Krieg geführt. Bismarck hebt als Beleg hiefür in seinen „Gedanken und Erinnerungen“ (I, S. 292) das Verhalten Badens hervor, „das 1866 seinen Krieg gegen Preußen und die deutsche Idee geführt hat, weil die dynastischen Interessen der regierenden Hauses es unabweislich machten“, und weiterhin die partikularen Bestrebungen der Welfen; es ließen sich mühelos aus der Geschichte Bayerns, Württembergs und anderer Teilstaaten eine Reihe von weiteren Beispielen anführen. Im gleichen Kapitel „Dynastien und Stämme“ hat Bismarck das eigenartige Verhalten Deutscher zu ihren Fürstenhäusern mit einigen treffenden Strichen skizziert. Er gelangt darin zu dem Ergebnis: „Die deutsche Vaterlandsliebe bedarf eines Fürsten, auf den sich ihre Anhänglichkeit konzentriert“. Auf wenigen Seiten wird dieser Gedanke immer neu wiederholt. „Das Vorwiegen dynastischer Anhänglichkeit und die Unentbehrlichkeit einer Dynastie als Bindemittel für das Zusammenhalten eines bestimmten Bruchteils der Nation unter dem Namen der Dynastie ist eine spezifisch reichsdeutsche Eigentümlichkeit.“ „Die meisten europäischen Völker bedürfen einer solchen Vermittlung für ihren Patriotismus und ihr Nationalgefühl nicht. Polen, Ungarn, Italiener, Spanier, Franzosen würden unter einer jeden Dynastie oder ganz ohne eine solche ihren einheitlichen Zusammenhang als Nation bewahren...“

Ob nun diese Art der dynastischen Anhänglichkeit, der deutschen Vaterlandsliebe und Treue gut ist oder nicht, ob der mehr auf das Nützliche und Allgemeine gerichtete Patriotismus der Engländer vorzuziehen ist, darauf kommt es nicht an. Wenn sie Außenstehende verständnislos kritisch hin und her betrachten, sie mit Paradoxien, wie sie für einen gewissen Teil der Presse des wilhelminischen Reiches charakteristisch waren, mit „Servilismus“, „Lafaitentreue“ und anderen ähnlichen Beiworten belegen, sie wird dadurch nicht herabgesetzt. Diese deutsche Art ist nun einmal gegeben, und somit ist sie naturgemäß. Es läßt sich daran nicht rütteln und schütteln.

Um nochmals Bismarck zu zitieren: er bringt allerhand Bedenken in das Gespräch gegen allzu weitgehende dynastische Treue, zumal wenn sie auf Kosten des Einzelnen geht, und kennt sich selbst bei all dieser Kritik doch wieder gut genug, um ein Selbstbekenntnis abzulegen: „Ich habe ein volles Verständnis für die An-

hänglichkeit der heutigen welfischen Partei: an die alte Dynastie, und ich weiß nicht, ob ich ihr, wenn ich als Alt-Hannoveraner geboren wäre, nicht angehörte.“ Auf einer Seite weiter: „Ich würde gegen das brandenburgische Fürstenhaus die Waffen gehabt haben, wenn ich ihm gegenüber mein deutsches Nationalgefühl durch Bruch und Auflehnung hätte betätigen müssen.“ Freilich konnte er diesen stolzen Satz hinzufügen: „Die geschichtliche Prädestination lag aber so, daß meine persönlichen Talente hinreichten, um den König und damit schließlich sein Heer in der deutschen Sache zu gewinnen.“

Auch aus ganz einfachen, ursprünglichen Äußerungen des Volksgefühls spricht oft der gleiche Gedanke, der dem alten Gedicht von Mannentreue zugrunde liegt. In kürzester Fassung findet er sich in vergilbten Anzeigen und Briefen aus der Zeit des Siebenjährigen Krieges und lautet dort: „Gefallen für den Alten Fürsten.“

Von manchen seltsamen Geschehnissen, in deren Mittelpunkt Preis der Ehre über den Tod hinaus steht, weiß der Volksmund zu erzählen. Eine der schönsten Sagen, die in diesen Rahmen gehören, ist die vom Tod Barbarossas. Der Kaiser ist in den Fluten des Seleph ertrunken, seine Streiter aber tragen ihn geschwommen und bereitet als heiligen Schirm und Hort vor ihren Reihen her zu ferne Krieggzüge. Ähnlich wie in der spanischen Sage der tote Held Diaz dem Feinde voranschreitet, führt hier Friedrich die Seinen von Sieg zu Sieg.

Gleichem Volksempfinden ist besonders starker Ausdruck in dem Sagenkreise um den vertriehenen, der vom Schlummer und Erwachen der alten Kaisergestalten in den Tiefen der Berge erzählt. Als unter Franz II. die deutsche Kaiserwürde für immer zu erlöschen drohte, in den Zeiten schwerster Drangsal und völkischer Not, wo es gerade diese Sagen vom Fortleben und der Wiederkehr des Kaisers, die einmahl emporblühten, die Gegenstand politischen Hoffens und Sehnsens wurden. Über Jahrhunderte hinweg verknüpfte im Zeitalter der Freiheitskriege das Volk und seine Dichter den Traum von neuer deutscher Herrlichkeit mit der Person der großen mittelalterlichen Kaiser. „Der wahre Kaiser stirbt nicht“ (Immermanns „Kaiser Friedrich II.“).

* * *

Also nicht der auf das Abstrakte, Allgemeine gerichtete Zug ist es, der vorwiegend das Besondere der deutschen Treue ausmacht: es ist fast immer der einzelne Mensch, an den sie sich kettet. Allerdings ist dieser Mensch zugleich Träger des völkischen Gedankens.

Ist es wirklich wahr, daß sie draußen irgendwo auf den Straßen verkümmert sind, die in den sogenannten Frieden hineinführten, die „deutsche Treue“?

Nein und tausendmal nein! Was so tief im Wesen, in der Natur begründet ist, kann wohl für länger oder kürzer sich verhüllen, nicht aber von einem Augenblicke auf den anderen ganz und gar verschwinden. Und das ist die hoffnungsfrohe Menschheit, die sich aus solcher Betrachtung gewinnen läßt.

Naturhaftes Geschehen ist innere Bewegung bei vollkommener äußerer Ruhe. Es kennt keine Haft. Die Wunderpflanze Aloë kann lange Zeit in fahler Nüchternheit stehen, sie entfaltet doch wieder eine Blüte.



Das katholische Finkenbüblein

Von Ad. Holst

Dies ist wohl der niedlichste und kleinste Traum, der mir je bescheret worden, und also mag er hier sein Plätzlein finden als ein Blümlein „Habmichlieb“, das inmitten hochfahrender Gewächse steht, still und bescheiden und doch voll lieblichen Duftes dem, der sich zu ihm herederneigt.

Ich saß als Finkenbüblein in einem blühenden Pfirsichstrauch und pfiff zu Ehren unserer lieben Frau Gottesmutter Maria ein lustiges Frühlingslied, maßen vermeinte, die Sonne, die mir so wohligh mein Federwams wärmte, das sei der lieben Frauen ihr güldener Heiligenschein, für den zu danken und zu loben ein Herz und meine Kehle ein unaussprechlich Gelüsten empfand.

„Seit wann pfeiffst du katholisch?“ fragte eine ältliche graue Dohle, die unweitschmerzlich in all der Gottesschönheit auf einem dürrn Aste saß und mich höchst ärgerlich und mißtraulich zugleich betrachtete.

„Ich bin so gut evangelisch wie der Doktor Martin Luther selber,“ pinkte ich ergrünzt, „aber warum soll ich die Mutter unseres lieben Heilandes nicht so lieben, daß ich ihr mal ein Stücklein pfeif“, wie mir der Schnabel gewachsen ist?“

Damit wandte ich dem grauen Griesgram meine wippende Rehrseite zu, weckte ein Schnäblein am Pfirsichzweig und pfiff zu Ehren unserer lieben Frau Gottesmutter Maria nur noch viel süßer und lieblicher denn zuvor. Da entwich die graue Dohle, denn sie fürchtete, sich schwarz zu ärgern.

Unten aber im Garten unter dem Bäumlein stand der liebe Doktor Martinus Luther im schwarzen Gewand und nickte mir freundlich zu. Er hatte sein „Hänsichen“ in der Hand, wies ihm die rosa Blüten samt dem Sänger darin und sprach:

„Was ist doch alles Gezänk der Pfaffen und alles Geschrei der Kriegsleute gegen ein solch Musizieren eines Vögleins im Blütenbusch! So singe auch du, mein Hänsichen, und pflege der edlen Frau Musika, so wird auch dir der Himmel zuhelfen und all seine seligen Wunder wie diesem bunten Gesellen, der so lustiglich musiziert!“ Damit fuhr er gar seltsam mit der mächtigen Hand durch die Luft, und siehe, der blaue Himmel tat sich weit auf, und ich sah durch Wolken und Winde mit hinein in Gottes herrliche Ewigkeit und sahe die Mutter Gottes sitzen mit dem Bäumlein an der Brust, und sie hatte die lieben gütigen Augen meiner Mutter und nickte mir lächelnd zu.

„Flieg, Finklein, flieg!“ rief Hänsichen und klatschte in die Hände.

Da schwenkte ich meine zwei Flüglein und flog und flog — gradwegs mitten hinein in das himmlische Paradies.



Quedlinburg

Zwei tausendjährige Städte



In diesem Frühjahr können zwei für die Geschichte und Kultur Deutschlands hochbedeutend gewesene Stätten auf eine tausendjährige Dauer ihrer Stadtrechte zurückblicken, Stätten auf der Nordseite und an der Ostseite des Harzmassivs, welche vermöge ihrer überaus günstigen Lage von vornherein geradezu berufen erschienen, Macht und Gesetz, Zivilisation, Christentum und Kultur in den vor tausend Jahren noch wüsten Nord- und Osten Deutschlands zu tragen, bis ans Meer und tief ins slawische Gebiet hinein. Zwei deutsche Städte, von höchstem Ruhm und Ansehen einst, heute ehrwürdig vor Alter, bescheiden ja halb vergessen — feiern ihren tausendsten Geburtstag. Herbei, ihr Enkel und Urenkel aller Welt!

Von Quedlinburg aus nahm der erste wahrhaft deutsche König Heinrich I. im Jahre 919 seinen Ausgang. Die Sage will wissen, daß dem jungen, helläugigen Sachsenherzog, der als weder lesen noch schreiben konnte, im Harzgau auf dem Finkenherd am Flecken Quittling beim Vogelstellen die deutsche Königskrone angetragen sei. Die Geschichte hat ihm, der seine Residenz bis Merseburg vorverlegen konnte, den Ehrennamen des Städtegründers gegeben und einer der ersten Flecken, dem er Mauer, Wall und Stadtrecht gab, war 922 Quittlingaburg. Hier begründete er auch jenes freiweltliche Damenstift, dem als erste Äbtissin seine Enkelin Mathilde und nach ihr manche Kaisertochter oder -schwester, Fürstin, im Laufe der schicksalreichen Jahrhunderte vorstand. Heinrich liegt nebst seiner ersten Gemahlin Mathilde in der herrlichen alten Krypta des Quedlinburger Domes begraben. Sein großer Sohn und Nachfolger Otto I. bevorzugte ebenfalls Quedlinburg vor andern Residenzen. Wer erinnert sich nicht an das schöne Gedicht von dem weiland so poetischen Kultusminister Heinrich Mühlmann zu Quedlinburg im Dome! . . . Heinrich IV. hatte sogar gelegentlich den Plan, diese Stadt am Ostharz zu seiner prächtigsten und steten Kaiserpfalz zu machen, wollte eine Stadt wie die siebenhügelige Rom aus ihr gestalten. In der Tat erhielten diese zwei Quadratmeilen Land im alten ober-sächsischen Kreise die bedeutungsvollsten Handelsprivilegien. Quedlinburg gehörte später zur deutschen Hansa, und seine Äbtissinnen hatten unmittelbare Reichsstandschaft, Sitz und Stimme auf der Prälatenbank des Regensburger Reichstags, hatten das Fürstengericht unter dem hohen Baume inne. Viele Kämpfe mit den Bischöfen von Halberstadt, mit dem umwohnenden Adel. Wer denkt da nicht gleich an den „Raubgrafen“ (Albrecht von Regenstein) des berühmten Quedlinburger Dichters Julius Wolff? August der Starke verkaufte die ganze Reichsabtei, deren Schutzherr er war, mitsamt seiner einstigen Geliebten, der berühmten Maria Aurora Gräfin von Königsmarck, welche dort als Präpstin endete, an Preußen. Klopstock wuchs hier auf. Des alten Frijen ähnlichste Schwester Anna Amalia war eine der letzten Äbtissinnen. Jérôme schlug Quedlinburg zu seinem Königreich und vergab die Einnahmen daraus an die fröhlichen Ritter des Ordens von der westfälischen Krone. Letztlich fiel Stadt und Stift, neunhundertjährig, an Preußen.

Nun naht ihr Tausendjahrtag. Das Deutsche Reich, das in jenen Zeiten von hier aus mit einem Ausgang nahm und in Heinrich I. seinen ersten und emsigsten Pionier hatte, es ist heute verarmt, verringert und halb verwahrloht. Sittenerfall — Niedergang überall! Aber die Stätte, wo des ersten deutschen Königs Asche im steinernen Sarge ruht, sie steht auf hohem Felde und überdauert die Zeiten und Zeitläufte. Sie mahnt! Wie zwei Schwurfinger ragen die Quedlinburger Schloßtürme steil über der alten Stadt gegen den ewigen Himmel: Gedenke, daß du ein Deutscher bist, und schwöre, daß du ein Deutscher bleiben willst! Und über Tal und Hügel, im Norden der Harzberge die andere tausendjährige Stadt — Goslar. Sie mahnt ingleichen, sie hat noch sinnfälligere und ehrwürdigere Zeichen alter deutscher Reichsherrlichkeit, mit denen sie dem vergesslichen Geschlecht der Entel ins Gewissen spricht. Auch hier ein Finkenherd, wo König Konrads Abgesandte den Vogelsteller Herzog Heinrich zuerst, aber vergebens suchten. Hier lag seine Pfalz zu Werla, und ebenfalls 922 gab es dem Bergdorf am Fuße des steilen Rammelsberges, dem Flecken Warsleben und dem Flecken Hildsburg Stadtrecht und eine Ringmauer gegen die schweifenden Ungarn. Goslar, die uralte Opferstätte, deren Erdoaltar heute noch gezeigt wird, blühte rasch auf, denn schon unter Otto dem Großen fand man Erz im Rammelsberge. Der alte Kaiserpalast (neben dem heutigen Kaiserhause) sah große und niederschmetternde Tage heiligen Deutschen Reiches römischer Nation, zumal unter Heinrich IV. Die bewegten Zeiten, die harten Schicksale, welche Goslar in ihnen tausend Jahren durchgemacht hat, weiß jeder Harzwanderer, kennt die alte Stadt mit ihren Altertümern jedenfalls genauer als das schlichtere Quedlinburg im Winkel, woran so viele Bodetalwanderer vorüberreiten. Und doch ist dies fast reicher an wundervollen Holzarchitekturen, an historischen Idyllen, als das größere Goslar mitten an den Harzstraßen, heute einmal von Ausländern geradezu überlaufen.

Beiden Städten in gleicher Liebe gelten diese Zeilen, die ein Sohn des Harzes, des Quitzlin aus schrieb, der oft bemüht war, in Geschichtsromanen die Bilder seiner Heimat vor die Deutschen hinzustellen, und darum heute mit einigem Recht ganz Deutschland zuzurufen zu dürfen glaubt: Vergiß die beiden alten Städte am Harzrand nicht, Goslar und Quedlinburg! Das sind so recht die Kernzellen gewesen, aus denen Deutschtum erstand und Deutschland erblühte. Das schöne neue Kaiserhaus in Goslar schlägt mit seinen prangenden Wislizenusschen Wandgemälden das ganze überreiche Bilderbuch deutscher Geschichte vor euch auf — die überreiche Schatzkammer im Quedlinburger Dome zeugt von alten Kulturdenkmalen, die wahrhaft einzigartig sind.

Ihr Quedlinburger und Goslarer Söhne und Töchter in aller Welt, gedenket gern eurer Heimat und schickt ihr von weither den Gruß dankbarer Kindestreue! Viel wird zur Jubelfeier in Goslar wie in Quedlinburg kommenden Frühjahrs geplant; festliche Feiern und Schriften, Spiele, eine Stadtgeschichte, Umzug in alten Trachten werden vorbereitet. Schickt dazu eurer Rutterstadt in treuem Erinnern Gruß und Gabe!

Paul Burg



Die Unerlösbareit der Masse

Das Abel der Abel, das sich gerade jetzt in der Streikfeuchte wieder aufdrängt, ist der Mensch als Masse. Letzten Endes sind alle Zivilisationen in der Masse untergegangen: in der wachsenden Vorherrschaft der Gasse. Wie ein unheilbares Krebsleiden ist die Erkrankung am Massentum und, wie die Geschichte beweist, so sicher todbringend, daß die Verfassung eines Volkes von allen Volksfreunden mit allen Mitteln aus allen Kräften bekämpft werden mußte.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß auch Deutschland, im Verein mit Europa, von jener furchtbaren Krankheit befallen ist. Sobald Kultur und Zivilisation eine gewisse Höhe und Breite erlangt hat, tritt die Vermassung des betreffenden Kulturvolkes auf. Und doch ist es gewiß, daß in der Kultur selbst die Keime nicht liegen. Auch einer sogenannten Oberkultur Schutz zu geben, ist falsch. Die Ursache der Erkrankung am Massentum liegt vielmehr darin, daß die betreffende Kultur wohl in die Höhe und Breite wächst, aber nicht in die Tiefe. Das heißt sie wuchert in die Breite und schießt hoch ins Kraut, weil sie nicht in die Tiefe griff.

Mit dieser Tatsache hat auch Deutschland heute zu rechnen, das mit seinen Volkshochschulen, populärwissenschaftlichen Vorträgen, bedenklichen Lichtspielhäusern, schlüpfrigen Theatern, verfeuchenden Büchern usw. jene breitgewalzte Afterszivilisation emsig ausbreitet, dergestalt die Vermassung fördernd und also sein eigen Grab schaufelnd.

Da tauchen nun zwei Fragen auf, die Antwort heißen:

1. Ist die Masse wirklich unerlösbar?
2. Was kann man noch tun?

Was Masse bedeutet und vermag bzw. nicht vermag, darf als allgemein bekannt angenommen werden. Als unbezweifelt darf auch gelten, daß die Masse, die sich natürlich aus Angehörigen aller Klassen und Schichten zusammensetzen kann, ein eigenes Gepräge nicht hat, daß sie weder einen eigenen Willen besitzt noch eine selbsttätige Auftriebskraft; auch von einem irgendwie ans Bewußtsein rührenden Zweck und Ziel kann keine Rede sein; sie ist lediglich Masse. Es soll dahingestellt bleiben, ob man sie einem Klumpen belebter Armatüre vergleiche darf, die, ohne Bewußtsein und geistige Produktivität, lediglich ihr primitives, dumpfes Urda-sein lebt, bis ein Katalysator sie in eine gewisse Bewegungsrichtung und -entwicklung hineinstößt. Sicher ist, daß ein außerhalb der Masse stehender, ihr über- oder untergeordneter Wille sie mit Leichtigkeit beherrschen und zu jedem Tun gebrauchen oder mißbrauchen kann. Namentlich der Mißbrauch gelingt zumeist leicht, weil er zu einem Rückfall (Zerfetzung) in vorzeitlich primitive, tierhafte Zustände führt, und kann bis zur Selbstzerfleischung der Masse getrieben werden. Dabei ist es bedeutsam, daß, wie festgestellt worden, die meisten Führer einer mißbrauchten Masse Geistesranke waren oder abnorm veranlagte Individuen: Verbrecher!

Weniger leicht gelingt das Mitreißen der Masse zu einer sittlichen, positiven Tat. Und wenn die alte und neue Geschichte auch dafür Beispiele aufzuweisen hat, so bleibt dennoch die Tatsache bestehen, daß die Masse, selbst wenn sie als Masse einmal für eine aufbauende Tat, für eine Akt historischer Schöpfung gewonnen, also von einem geistig-sittlich über ihr stehenden Führer mitgerissen worden ist, Masse bleibt; daß also dieses Ausführen der Tat des Führers (den nichts anderes ist die „Tat“ der Masse) die Masse als Masse kaum irgendwie beeinflusst. Da lehren viele Beispiele, die zeigen, wie dieselbe Volksmenge, die heute ihrem Führer zu erfprieterlicher Tat folgt, ihn morgen, der Willensmacht seines schärfsten Widersachers erliegend, fluchen, zerstampft, um zugleich alles, was sie aufgebaut hatte, wieder zu vernichten. Dabei sei zu geben, daß sich die Masse insofern ändern kann, als sie sich zeitweilig aus anderen Bestandteilen zusammensetzt; daß sich Einzelne von ihr losringen oder von ihr losgesprengt werden wofür andere aber sofort wieder in die Masse hineingezogen und aufgesogen, d. h. als Wille als Charakter, als Person aufgelöst werden, so daß das Sammelbecken gewissermaßen immer vollgefüllt ist, als wäre es die eine Schale der Weltenwaage, die aus urchenlicher Notwendigkeit immer im Gleichgewicht stehen muß.

Unzählige Versuche sind gemacht worden, die Masse aus der eisernen Umklammerung der Unveränderlichkeit zu retten, sie auf eine höhere Stufe des Bewußtseins zu heben, ihr durch Renntnisse und Erkenntnis eine gewisse Lösbarkeit zu geben. Die Versuche sind jedoch alle gescheitert. Denn es scheint, als ob die im Menschen der Masse wirkenden atavistischen Gewalten zu stark wären, als daß ihre Überwindung gelingen könnte; als ob die Masse die natürlich

dem desjenigen voreiszeitlichen Zustandes wäre, den nach dem biogenetischen Grundgesetz die Menschheit durchmachen muß. Das gäbe auch eine Erklärung ab für die Tatsache, daß die Masse solche weder ethnographisch noch geographisch noch zeitlich unterschieden ist; sie ist in der ganzen Welt immer gleich willenlos, haltlos, geistlos, dem sogenannten Protoplasma oder Schleim vergleichbar.

Was nun die Art der angestellten Versuche anlangt, so sind sie ebenso mannigfach wie reich. In etlicher Hinsicht müssen auch die gewaltigen Anstrengungen der großen Religionster hierher gerechnet werden. Denn diese machtvollen Unternehmungen galten der Erlösung der Masse, sofern die Veredelung und Erlösung von Einzelseelen eine Verringerung der Masse stellen. Nichtsdestoweniger ist die Masse als Ganzes heute noch genau so unverändert und unveränderlich, wie sie es vor all den Jahrtausenden war. Freilich wäre zu bedenken, daß jeder Zeitraum von etwa acht Jahrtausenden winzig klein ist im Vergleich zu den in Betracht kommenden Jahrillionen, und daß also eine Veränderung noch gar nicht hätte in Erscheinung treten können. Aber es sprechen auch andere Tatsachen und Überlegungen für die Unerlösbarkeit der Masse.

Zwar sind wir Menschen imstande, auf Grund unserer hochentwickelten geistigen Fähigkeiten unvoll und mit höchster Bewußtheit unter Anspannung und Vereinigung aller Kräfte der Menschen auf Erden, eine Umwandlung oder Abwandlung der Masse zu unternehmen; aber auch das dürfte ohne Erfolg bleiben. Zunächst sind ja auch solche Versuche schon vielfach gemacht worden. Wenn wir von der gewaltigen Tätigkeit der Religionsstifter absehen, indem wir ihnen dieses planvolle, bewußte Vorgehen in bezug auf die Masse nicht unterstellen, so wäre aber die Tätigkeit der römischen und griechischen Kirche und ihrer Nachahmer hier durchaus heranzuziehen. Auf anderem Gebiet sind Cabot und der Menschenfreund Robert Owen und andere tätig gewesen, die kommunistische Kolonien gründeten, um die Masse von der wirtschaftlichen Seite her zu erlösen. Und derlei Beispiele ließen sich vertausendfachen, aber es würde zu weit führen, hier näher darauf einzugehen.

Nur erwähnt seien aus neuerer Zeit die ununterbrochenen Bemühungen der zahllosen Vereine und Bünde, die alle die Erlösung der Masse auf die unterschiedlichste Weise anstreben. Aber auch sie scheitern — und zwar seltsamer- oder besser: kennzeichnenderweise alle an demselben Punkt: an ihrem Wachstum. Sobald ein Verein oder Bund eine der Spannweite der Idee entsprechende Zahl von Mitgliedern überschreitet, verfällt er unweigerlich dem Massenentsatz, d. h. er geht als Persönlichkeit zugrunde. Die Spannweite einer Idee aber (so widerspruchsvoll es klingt) um so geringer, je höher, größer, erhabener diese Idee ist. Nur die Ideen der Mittelmäßigkeit haben weite Spannweiten und vermögen größere Mengen von Einzelpersonen zusammenzuhalten und trotz der sie sonst voneinander unterscheidenden und oft selten trennenden Eigenarten und selbstfüchtigen Regungen bis zu einem gewissen Grade zu vereinigen. Eine starke, hochliegende Idee versagt bei einer größeren Menge unterschiedlicher Menschen auch schon deshalb, weil sie um so mehr Ausschließlichkeit der Hingabe fordert, je höher sie steht. Jedenfalls haben auch die politischen Parteien, soweit sie sich an der Erlösung der Masse versuchten, durchaus versagt. Am deutlichsten zeigen das die sogenannten Arbeiterparteien, die leider in der Masse untergegangen sind, und zwar um so gründlicher, je radikaler sie sich um der Masse willen gebärdeten. Dafür liefert der Bolschewismus den traurigsten Beweis, weil, wenn alle „Feinde der Republik und freien Menschheit“, alle „Verschwörer gegen die Beseitigung des Unrechts und Unheils und gegen die Errichtung des Reiches der Menschenwürde und allgemeinen Glückseligkeit“ vernichtet sein werden, nichts übrig bleibt als das Tier. Gegen diese Behauptung spricht auch die französische Revolution mit ihren Schlächtereien und dem ums Blutgerüst tanzenden Pöbel nicht, und auch nicht die Vorgänge der deutschen Revolution, namentlich im München der Geißelmorde. Das „Tier“ aber ist kein Ziel menschlicher Entwicklung.

Es war schon vorhin darauf hingewiesen worden, daß die (positiv schöpferische) „Tat“ der Masse im günstigsten Falle die Ausführung der Tat ihres Führers sein kann, also eine mechanische Verrichtung, die auf das Wesen der Masse keinen dauernden Einfluß hat und demnach als „Leistung“ nicht angesprochen werden darf. Denn Leistung ist die Eigengestaltung irgendeiner Idee, also ein Vorgang, eine Tätigkeit, die nur zustande kommen kann im Schmeldefeuer eigener Entwicklung; sie ist ein Produkt persönlichsten Verdeprozesses. Und nur Leistungen haben für die Entwicklung der Menschheit Wert; nichts anderes sonst. Wäre die Erlösung der Masse überhaupt möglich, müßte die Masse imstande sein, eine Leistung zu vollbringen. In dem das eben kann sie nicht. Die inneren Gründe sind oben schon angeführt; die bloße Erfahrung lehrt überdies, daß es immer nur die Einzelpersonlichkeit war, die zu einer Leistung gelangte und zwar fast ausschließlich war es der Abseitsstehende, also derjenige, der am weitesten von der Masse entfernt war. Die Frage, ob es nun seine Leistung war, die ihn abseits stellte (von uns Betrachtende), oder ob er im Gegenteil infolge seines Abseitsstehens zur Leistung gelangte, wird sich dahin beantworten lassen, daß beide Momente im Unterbewußtsein des Einzelnen die Erzeugung einer Leistung von Anbeginn an irgendwie besonders organisierten Menschen wechselseitig wirkten.

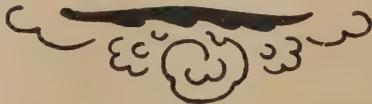
Die Unerlösbarkeit der Masse wird auch nicht durch Heraklits *panta rei* (alles fließt) angefochten, sondern im Gegenteil bestätigt. Die ewig fortschreitende Entwicklung ist, von unserem menschlichen Standpunkt aus gesehen, eine Folge der Leistungen unserer Pioniere. Sie haben den Weg, sie werfen ihre Ideen in den dunkeln Weltenraum und leuchten uns vor. Ihre Weisheit aber, die sie auf ihrem just erreichten Gipfel weithin leuchtend, lodend und tröstend errichten, ehe sie unaufhaltsam weiterstürmen zu neuen Gipfeln, wird alt, ehe der Troß, die Masse, sie in langsamer, mühsamer Wanderung erreicht hat. Eine Wahrheit aber von gestern, geschweige denn von vorgroßväterlichen Zeiten, ist längst eine Unwahrheit geworden, denn den Leistungen der unaufhaltsam von Tag zu Tag weiterreilen, gebiert jeder Tag eine neue Wahrheit, je neue Wahrheit einen neuen Tag: weil sie eben Lebendige oder Schaffende sind. So kann die Masse niemals im Tage des lebendigen Schaffens landen.

So müssen wir uns mit der manch einem vielleicht trostlos erscheinenden Unerlösbarkeit der Masse abfinden, wie wir uns mit der Undurchsonnbarkeit der Nacht abgefunden haben.

Aber eben weil wir diese Unerlösbarkeit anerkennen und als unabänderlich hinnehmen müssen, müssen wir alle Mittel und Kräfte anwenden, die Vermassung des Volkes abzuhalten. Vielleicht ist das schon dadurch möglich, daß man dem ganzen Volk diesen ungeheuern Fluch: — die Unerlösbarkeit der Masse — aufzeigt; daß man die Mitlebenden erkennen läßt, wie sie als Masse nichts, als Persönlichkeiten alles sind; daß eine Vermassung (außer und erst recht die organisierte!) wohl wirtschaftliche Vorteile bringen kann, aber dafür unweigerlich zum geistig-sittlichen Verfall und Untergang führt. Es geht um alles. Und darum muß alles aufgeboten werden, um den einzelnen aus dem Strudel herauszukämpfen und zu verhüten, daß er der Masse verfallt; um dem einzelnen einen eigenen inneren Halt zu geben, einen Willen und Zweck zu schaffen, kurz, ihn statt Masse beseelte Persönlichkeit werden zu lassen.

Hier liegt die deutsche Aufgabe, von deren Lösbarkeit unseres Volkes Sein oder Nichtsein abhängt.

Leonhard Schridel





Vom jungen Singen und Suchen

Der junge Verfasser der „Fluchtnächte in Frankreich“ ist uns schon aus früheren Türmerbeiträgen bekannt. Der dazugehörige Scherenschnitt will nicht als Kunstwerk beachtet sein, nur als Kunstwille eines dreizehnjährigen Wandervogelmädels. D. E.

Ges war im Thüringer Land auf einer Burg: da fand ich es wieder, jenes tiefe, reiche Singen und Klingen des Volksliedes, nach dem ich lange gesucht.

In den Nachthimmel ragte silhouettenhaft streng ein Schloßgiebel, vor dem der halbrunde Altan über der Tiefe sich dehnte. Es saßen dort einige Gestalten im Dämmergrau der Nacht; Buben- und Mädelsköpfe wuchsen in den Himmel; auf der Brüstung ein Geiger und einige umschlungene, schattenhafte Geister umrankten das Bild. Um uns wob die Nacht ihre milden Schleier; unten im Tal blühten hier und da Lichter aus den Hütten; über allem atmete göttlicher Friede.

Und nun schlug die Laute tief und voll an. Wir sangen aus der Nacht heraus mit dem wandernden Wind unsre lieben, alten Lieder, die zarte, leise Begleitung zu jener ureigenen Nachtsymphonie nächtlicher Gelöstheit und Ausruhens.

„Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar;
Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steigt
Der weiße Nebel wunderbar.“

Am Himmel trieben Wolken in tausend Gestalten; das Mondlicht regnete über die Berge und uns, die wir das alles, was da in der göttlichen Nacht lebte, hinausfangen zu den Sternen in unserer Menschensprache.

„Meersterne ich dich grüße,
O Maria hilf.
Maria hilf uns allen
Aus unsrer tiefen Not!“

Es war ein eigenartig, vielstimmig Singen: jenes erschütternde Leiden und Jubeln der Seelen, das in Stimmen und Geigenton Gestalt nahm, wie es sich nur in gottbegnadeten Stunden offenbart. An der Brüstung lehnte ein feiner, dunkler Künstlerkopf. Ganz in sich gesunken saß die Gestalt da, schweigend, weltvergessen; nur das

„Maria, hilf uns allen
Aus unsrer tiefen Not!“

sang er mit einer notringenden Stimme leidvollen Suchens. Was mochte in ihm ringen und flehen?

„Dich als Mutter zeige,
Gnädig uns zuneige!“

Zwei Menschenkinder hielten die Hände ineinander; und ihre Stimmen offenbarten ihr Einssein der Innigkeit.

Nun klang es von einer anderen Seite her, tief und bittend, bis bei dem

„Hilf uns Christum flehen,
Fröhlich vor ihm stehen“

alle Stimmen, Laute und Geige in jubelnden Akkorden sich fanden. O liebes, deutsches Marienlied, wie klang es aus den Seelen so wundereigen in die Nacht der Träume und Wünsche!

Und wieder rauschte es auf im Saitenklang und in den Stimmen, ein altes Lied der Liebe und des Scheidens:

„Es dunkelt schon in der Heide,
Nach Hause laßt uns gehn,
Wir haben das Korn geschnitten
Mit unserm blanken Schwert. —
Muskaten die sind süße,
Braunnägelein die sind schön,
Wir beide müssen uns scheiden,
Ja scheiden das tut weh.“

Tiefes Sternenschweigen leuchtete uns zu Häupten, der Nachtwind sang und trug die letzten Töne zum Himmel. Hand ruhte in Hand, und die Augen träumten in die Geheimnisse der Nacht. Aus den Wolken wuchs es empor, eine feine, nordische Königinnengestalt, die sich lächelnd über uns neigte — das Volkslied. — —

Ein anderes Mal wandern wir in die Nacht. Wolkenfetzen hasten am Sternenhimmel; der Mond geistert über den Bergen und der Landstraße, auf der wir gehen. Viel, gar zu viel ist in den letzten Tagen gegeistert und gekünstelt worden auf Tagungen; deshalb wollen wir uns einmal wieder so recht in der Einfachheit und Geradlinigkeit der Natur finden. Wir ziehen hinaus, vier Jungen und die Friedel, die zu uns gehört.

In den Bergen finden wir unseren Dom. Die Kuppel ist der Himmel mit den leuchtenden Sternen. Die in die Nacht strebenden Tannen, die im Kreis um uns emporwachsen, sind die Pfeiler des Baues. Unser Blick geht in die Nacht, in die Nebel des Tals.

Wachtfeuer. Wir liegen und sitzen darum Stunde um Stunde. Die Funken des prasselnden Feuers stieben in den Himmel mit dem fauchenden Wind; wir denken der Toten, deren Geist im flackernden Feuer und nächtlichen Raunen unter uns. Was ist der Tod? Eine Erfüllung. Sie leben in uns weiter, sehen uns mit ernstesten Augen an; und doch liegt zehrende Blut und tönende Mahnung in jenen Grüßen der alten, toten Freunde aus der Ewigkeit.

Unser Maler mit dem feinen Landstnechtskopf und der starken, edlen Gestalt wirft wieder ein Scheit ins Feuer, daß es himmelhoch aufsprüht. Der Doktor spricht in Aphorismen über das Weich-Sentimentale dieser entnerzten Zeit, das verflucht sei; vom Moloch Gier und Ekel und der Sternensehnsucht der Germanen nach dem Licht, von der Nietzscheforderung des „Über-uns-Hinausschaffens“. Flieht vor der verstandesmäßigen, geschäftigen Klugheit dieses Jahrhunderts! Findet euch im reinigenden Ringen des Geistes in edler Lebenseinfachheit! Weder weichlicher Pazifismus, noch Indiens Tagore oder irgendeine Konglomeratphilosophie kann uns Deutschen helfen, sondern aus unsrem Innern heraus, aus den Urquellen deutscher Kraft und Gemütsstiefe (Beethoven, Goethe, Eckehart waren solche Menschen ureigenster Innerlichkeit) brechen die brausenden Bergwasser der Zukunft. Ihr, die ihr am inneren Vaterlande mit ganzer Seele helfen wollt, lest die tiefen Denker, Dichter, Philosophen und eure deutschen Heldenlieder der Gegenwart mit der ganzen Blut und Liebe, deren eure himmelstürmende Seele fähig! Ihr werdet dann mit Ruhe und Klarheit, durchdrungen von dem unerschütterlichen Bewußtsein deutscher Ewigkeitswerte, an eure Lebensaufgaben gehen, geführt von tiefinnerlichster Gemütsmacht deutscher Seele!

Schließet den Kreis,
Freunde der Feuernacht!
Was wir gesungen,
Was wir gedacht,
Werde nun Tat,
Und heroische Wacht
Sei uns lehttieftes Lebensziel! — —

Friedel, echter Frauengeist, was tut liebe Mütterlichkeit uns wohl, die so ganz versteht und mit uns Jungen doch so hehr und königlich da draußen ist. Wie eine groteske Lächerlichkeit erscheint in dieser Glutnacht mir all das Geschreibsel und Ringen um eine begrenzte Klar- oder Richtigstellung des Verhältnisses zwischen Jungen und Mädeln. Es gibt ein inniges, erlebendes Beisammensein von beiden, ein Geben und Empfangen von Menschen, die nach den Sternen wandern. Es gibt keine Norm, kein Dogma, das jenes Beisammensein begrenzen könnte, aber es gibt einen guten und reinen Klang, der im Weltraum schwingt, wenn suchende und sehrende Menschen mitsammen wandern und erleben.

„Ein innig Bild,
Ein tiefer Klang,
Wie mich das zu dir zieht!
In meinem Herzen
Innen drin
Weckt es der Sehnsucht Lied.“ . . .

Wir alle ringen um das echte, wahre Leben offener Herzlichkeit. Ein jeder muß dies selber suchen und finden!

Die große, stumm-ernste Frage geht von den Buben zu den Mädeln: „Wie können wir, Jungen und Mädlel, im ausgleichenden Geben und Empfangen reich und schwingend, Schönheit und Wahrheit des Lebens, Tiefe und Innigkeit, Glut und Wucht miteinander finden?“ Die Antwort leuchtet aus den Sternen, dem Widerschein unserer Seelen, ehern und ewig: „In der Ehrfurcht vor Gott und vor uns selber!“

Es ist eine neue Zeit, die da aufsteigt und brausend in unseren Seelen um Gestaltung ringt. Wir stehen an der Weltenwende. Ins Meer der Vergessenheit sinkt eine Welt des Scheinlebens von Mensch zu Mensch, die Lug und Trug war. Schärfer denn je stehen sich die beiden Welten gegenüber, die da von Urbeginn gegeneinander standen.

Sehe jeder den Weg, den er schicksalschwer gehen muß! Freuen wir uns ringender Schildgenossen, wenn wir sie beim Wandern finden!

Sandro Langsdorff



Warum wird Ödland nicht Neuland?

Was wir tun sollten, wissen wir zwar. Denn die findigen Köpfe und Volkswirtschaftler sagen es uns immer wieder: Deutschland muß trachten, sich in seiner Volksernährung unabhängig von ausländischer Einfuhr zu machen, weil wir den Weltmarktpreis dafür gar nicht oder nur auf Kosten anderer Erzeugnisse entrichten können, die nicht im Inlande vorhanden und auf keine Weise bei uns herzustellen sind. Man sagt uns auch, wie wir unsere Ernährung im Reiche selber sicherzustellen vermögen. Einmal, indem unsere Landwirtschaft mit Zuhilfenahme künstlicher Mittel, Maschinen, chemischen Düngers, befähigt wird, dem Boden Höchsterträge abzurufen und jeden Fußbreit Erde auszunutzen. Sodann, indem wir solches Gelände, das noch brach liegt, unter Kultur nehmen und der Volkswirtschaft nutzbringend zuführen. Dabei rechnet man uns nicht ohne Stolz vor, wieviel taubes Land, verrufenes Ödland sich noch innerhalb der deutschen Reichsgemarkung hinzieht. Zwei Millionen Hektar sollen es sein; acht Millionen Morgen also. Ein ungeheures Gefilde, dessen Fruchtbarmachung und menschliche Besiedlung man sich gar nicht vorstellen kann. Aber hört man im Zusammenhange damit, daß ein Zwanzigstel davon — oben zwischen Weser und Ems — imstande sei, fünf Millionen Deutscher jahraus jahrein mit Kartoffeln zu versorgen (indem annahmeweise dort oben nur Kartoffeln angebaut würden), so drängt sich die unmutige Frage von selber auf: Ja, warum ist dann solches Ödland nicht längst in Fruchtland umgewandelt?

Das ist natürlich leichter gefragt als getan. So volksfeindlich und leichtfertig ist keine Regierung, um dieser lebenswichtigen Frage nicht ihre volle Aufmerksamkeit zuzuwenden und sie einer Lösung näherzubringen. Es sprechen aber so viele Erwägungen und Nebenfragen mit, daß das gesamte Problem wohl erwogen und bis in die fernsten Auswirkungen durchdacht sein muß, ehe es in die Tat umgesetzt werden darf.

Dies Stadium könnte längst abgeschlossen sein. Dem Zeitraum theoretischer Erwägung müßte schon die praktische Verwirklichung folgen. Warum dies nicht geschieht und was zu tun ist, daß es bald geschieht, damit will diese Betrachtung sich beschäftigen, indem sie dem Leser alle Möglichkeiten an die Hand gibt, sich sein Urteil zu bilden und die praktischen Folgerungen

für sein eigenes Verhalten daraus zu ziehen. Denn zu einer wirklichen Volksfrage soll der einzelne in bestimmter, wohlüberlegter Weise sich stellen — sei's auch nur geistig, grundsätzlich. Er hilft mit zur Klärung.

Die Frage der Urbarmachung ist zumeist eine solche des Entwässerns in Form von Kanalbau. Indem man nasses, saures Land trocken legt, hat man die große Abflutungsrinne (oder umgekehrt das belebende Staubecken) zu schaffen, die den Aderstrang des lebendig gemachten Erdkörpers bildet und die zugleich sein Verkehrsweg ist, auf dem man zubringt und fort schafft und das Neugebilde dem größeren Organismus angliedert.

Der Ausbau des Binnenwasserstraßennetzes ist eine der großen deutschen Aufgaben, die das alte Reich (ob mit oder ohne Verschulden, ist gleichgültig) ungelöst der Regierung von heute hinterlassen hat. Das Gebiet des Mittellandkanales zwischen Saale, Elbe, Elster, Mulde, Werra—Fulda und den Flüssen Hannovers; die süddeutschen Landstriche zwischen Main, Donau und ihren Nebenflüssen; die mächtigen Flächen an der Ostseeküste vom Oldenburgischen bis zum Westfälischen, und nicht zu vergessen Ostpreußen, die abgeschnittene Insel: — sie alle weisen größere und kleinere Ödlandstrecken auf, die bis ins Märkische und Pommersche sich fortsetzen.

Der Bau dieser Kanäle und Entwässerungsadern ist bedingt durch genügende Geldmittel und Arbeitskräfte.

Wie die Dinge liegen, wäre die Frage der Arbeitskräfte lösbar. Daß sie es nicht scheint, hat Gründe, die dem Unbefangenen Kopfschütteln verursachen, dem Kenner nicht. Sie sind politischer Art; leider. Wo wirtschaftliche Fragen — und nur um solche handelt es sich hier — unter politischem Gesichtswinkel betrachtet werden, verlieren sie ihren Sinn und Charakter und entarten zum Schaden der Gesamtheit. Das erleben wir ja nun seit drei Jahren.

Die amtlichen Stellen sehen Kanalbau, Ödland-Kultivierung und Siedlung als eine Frage von Fall zu Fall an. Es bleibt den provinzialen Stellen überlassen, im Notfalle geeignete Schritte zu tun; mit anderen Worten: der Kanalbau in den einzelnen Landesteilen ist eine Sache des örtlichen Bedürfnisses. Gibt es viel Arbeitslose, so wird man nicht umhin können, die Geseßgebungsmaschine in Gang zu setzen und dem Finanzministerfädel zu Leibe zu rücken. Da gegenwärtig aber die Provinzen (Berlin bleibt immer eine Ausnahme, weil der reichshauptstädtische Mob eine Sonderbehandlung verlangt und erhält) erfreulich wenig Erwerbslose mit behördlicher Unterstützung aufzuweisen haben, ruht die Frage des Kanalbaues fast im ganzen Reiche, von bescheidenen Erweiterungsbauten am Küstenkanal, dem oberen Pregel und den bayerischen Wasserstraßen abgesehen. Damit kommt aber auch das Hauptproblem, die Urbarmachung und Siedlung, nicht vorwärts. Das ist bedenklich, unverständlich und zumindest kurzfristig gedacht.

In einen klaren Kopf wollen die amtlichen Gedankengänge nicht hinein. Da man dort nur solche „Erwerbslose“ kennt, die Unterstützung zu erhalten befugt sind, so kommt nichts und niemand mehr für eine Behörde in Betracht. Daß es hunderttausend nicht „unterstützungsberechtigte“ Erwerbslose gibt, und zwar solche, die gern arbeiten, sich gern nützlich machen und zu innerer Befriedigung dabei kommen möchten, das scheint sich der behördlichen Kenntnis zu entziehen. Versuchen es solche treugesinnte Arbeits- und Siedlungswillige aber unter altem, bewährtem Frontführer auf eigene Faust — gleich ist der amtliche Argwohn wach: Ha, hier will sich „was Reaktionäres“ anzetteln! Aufgepaßt und zugepaßt! Denn solche Unorganisierte, die sich in freiwilliger Unterordnung um einen selbstgewählten Führer mit Offiziersrang und Titel scharen und immerzu von Vaterland und Reichsdienst reden, sind verdächtig. Und so geht ihnen der Staatskommissar mit seinen Gehilfen, geht ihnen die zuständige Polizeibehörde nicht mehr von den Hacken; man zieht die Eingabe hinaus, bis es die eine Seite vielleicht satt bekommen hat. . . Dann ist alles gut. Der Staat ist noch einmal gerettet. Aber das Ödland liegt tot! Und das Volk spürt nur mit Groll, und irreführt von Hehern, daß das Getreide, die Nahrungsmittel noch viel teurer wurden, nachdem der Staat auf Drängen

der Entente die Teuerungszuschüsse hat wegfallen lassen. Streit, gewaltsame Lohnerhöhung gehen ihre aussichtslose Leier weiter. Die Staatsmaschine ächzt in allen Fugen.

Die Geldfrage ist lösbar; wie lange noch, das hängt von unseren Peinigern in Paris, London, Brüssel, Rom ab. Es konnte — das ist unbestreitbar — mit den Milliarden, die seit dem Umsturz an Arbeitslose ausgezahlt wurden und dauernd noch gezahlt werden, recht gut das große Werk gefördert werden, das unser Wasserstraßennetz verdichtete und vergrößerte, die Eisenbahn entlastete, die Kohlenknappheit milderte, den Handel stärker belebte.

Männer der Tat und des schöpferischen Denkens haben seit Jahren auf die Notwendigkeit der Zwangseinführung des Staatsdienstjahres für Männer und Frauen hingewiesen. Genannt sei nur der kluge und tätige Hauptmann a. D. Numann, den die unabhängig-sozialistischen Berliner Erwerbslosenräte mit seiner segensreichen Organisation zur Strecke gebracht haben, weil A. mit seinen Leuten — damals noch der Reichswehr angehörig — im Generalsstreik während des Rapp-Puttsches zu technischen Nothilfe-Diensten befohlen war. Der Vergleich mit Bulgarien liegt nahe. Das kleine, tüchtige Land, das bewußt und unermüdlich an seinem Wiederaufbau arbeitet, hat vor fast zwei Jahren die staatliche Arbeitsdienstpflcht eingeführt, um die großen volkswirtschaftlichen Probleme des Landes rascher zu lösen: Straßenbau, Bahnbau, Agrikultur, Aufforstung. Was für Bulgarien, gilt nun freilich für den viel verzwickteren und empfindlicheren Organismus Deutschlands nicht ohne weiteres. Um heute die Einführung eines Staatsdienstjahres gegen stärkste politische Widerstände durchzusetzen, ja vielleicht gegen die Entente — dazu gehört eine Regierung, die große wirtschaftliche und national-ethische Gesichtspunkte über politische Erwägungen und parteienge Empffindungen stellt. Soweit sind wir noch nicht. Dazu gehört ein fester Wille und eine harte Hand. Dazu gehört der Aufruf an alle Guten, die zu Opfern bereit sind, weil sie mehr an die Pflichten als an die Rechte ihres Staatsbürgertumes denken.

Wir sind also noch aufs Warten angewiesen; aber nicht aufs untätige, geduldige Zuschauen. Wir können von uns aus schon manches tun, indem wir den Gedanken des Staatsdienstjahres, die vaterländische Pflicht einer jeden Regierung, den Siedelungsgedanken unermüdlich zu fördern, immer wieder unseren Mitbürgern zu Gemüte führen. Es ist sehr wohl denkbar, daß eine große Bewegung aus vaterländisch und sittlich empfindenden Kreisen entsteht, wenn geeignete Persönlichkeiten sich der Durchführung dieser Lebensfrage der nächsten Zukunft annehmen und mit einem Netz von Ortsgruppen das ganze Land überziehen. Der Numannsche Verein „Arbeitswehr“ in Berlin wäre vielleicht die gegebene Hauptstelle.

Deutsches Ödland — ein Symbol! So lange die Deutschen nicht eines Sinnes sind und nur ein Ziel kennen, die Volksgemeinschaft aus der Not der Zeit herauszuführen, so lange gähnt die Ödenei, wo Kornfelder wogen und schweres Marschenvieh weiden könnte.

Hans Schoenfeld



Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungs-austausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Mannes-Reinheit und Militärstrafgesetzbuch

Zu dem Aufsatz des Hauptmanns a. D. Schoenfeld im Januarheft gehen uns von einem aktiven höheren Offizier einige ergänzende bzw. berichtigende Bemerkungen zu.

Das Januar-Heft des „Türmer“ bringt von Hans Schoenfeld einen Aufsatz „Mannes-Reinheit“, der bedauerlicherweise, bei aller guten Absicht des Ganzen, mehrere unberechtigte Angriffe gegen das alte Heer enthält.

Schoenfeld schreibt wörtlich: „Nostra culpa! Hand aufs Herz, alte Feldgraue: Wie viele von euch haben in der Soldatenezeit ungestraft Weiblichkeit kränken und ihr ein Leids antun dürfen! Wo stand in Militärstrafgesetzbuch ein Paragraph, der Unehrenhaftigkeit gegen ein unbescholtenes Frauenzimmer oder gar deren Verführung, deren körperliche Verführung ahndete — ganz gleich, ob Offizier oder einfacher Soldat?“ — Dazu ist zu bemerken: Das Militärstrafgesetzbuch (vom 20. 6. 1872) handelt überhaupt nur von militärischen Verbrechen oder Vergehen (vgl. § 1 und 2). Es kann in ihm also unmöglich der von Schoenfeld vermischte Paragraph enthalten sein, wohl aber lautet schon § 3 dieses Gesetzbuches: „Strafbare Handlungen der Militärpersonen, welche nicht militärische Verbrechen oder Vergehen sind, werden nach den allgemeinen Strafgesetzen verurteilt.“ Welche Strafen das Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich (vom 15. 5. 1871) für die von Schoenfeld angezogenen Fälle vorsah, ergeben im einzelnen seine §§ 173 bis 183 und 235 bis 238.

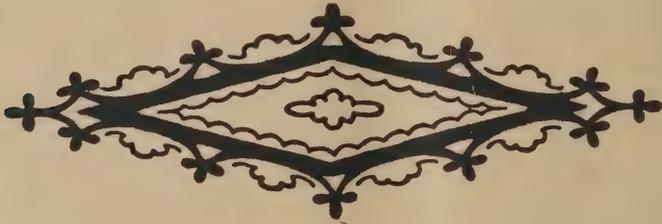
Schoenfeld fährt fort: „Da war die Offizier-Ehrengerichtsordnung. Härteste Strafen waren vorgesehen für Vergehen oft rein äußerer Art. Gesellschaftlicher Achtung und wirtschaftlicher Not gab sie ein Mannesleben für einen Gesinnungsmatel preis, der mit sittlicher Notwendigkeit wenig zu schaffen haben konnte. Über die Strafe für verschwiegen ehrlöse Tat eines Mitgliedes der Ehrengemeinschaft, begangen an einem armen Ding, einer törichten Frau, stand in diesem Roder nichts zu lesen. Mitwisser fanden es nicht für nötig, dieserhalb ein Ehrengerichtsverfahren anhängig zu machen. ‚Flog‘ ein Offizier wegen ‚Weibergeschichten‘, dann weniger der damit bekundeten unlauteren Mannesgesinnung halber, als weil der Stand damit herabgesetzt war — falls nämlich die Büberei ruchbar ward und ‚öffentliches Ärgernis erregte‘. Eher aber auch nicht.“

Die Allerhöchste Verordnung über Ehrengerichte der Offiziere (vom 2. 5. 1874) besteht aus zwei Teilen: der bekannten Einführungsordre des greisen Kaisers von etwa 150 Zeilen und den Ausführungsbestimmungen über Zweck, Zuständigkeit und Verlauf des ehrengerichtlichen Verfahrens. Wenn Herr Schoenfeld sagt, daß für Vergehen rein äußerer Art oft härteste Strafen vorgesehen waren, so irrt er. Nirgends in dieser Verordnung ist für ein bestimmtes Vergehen oder Verbrechen, geschweige denn ein Vergehen eine Strafe vorgesehen. Die Einführungs-Ordre sagt ausdrücklich: „Die Fälle, in denen ein Einschreiten erforderlich werden kann, lassen sich

nicht erschöpfend vorausbestimmen.“ Herrn Schoenfeld scheint nämlich entgangen zu sein, daß das alte ehrengerichtliche Verfahren in allen von den Strafgesetzen mit Strafe bedrohten Fällen der gerichtlichen Bestrafung folgte, nicht diese etwa ersetzte. Der in den angeführten Fällen schuldige Offizier wurde also zunächst kriegsgerichtlich auf Grund der oben angeführten Paragraphen des Strafgesetzbuches und anschließend noch ehrengerichtlich bestraft.

Wie demgegenüber der Verfasser weiter schreiben konnte: „Wie viele Missetäter am Weibtum sind ungestraft, in äußeren Ehren, die Rangstufenleiter in allen Berufen hinaufgerückt — nur weil die Opfer schwiegen oder nicht mehr reden konnten!“ — bleibt in diesem Zusammenhang unklar.

Endlich betont er: „Ich verwahre mich dagegen, hiermit einen Stand besonders zu treffen. Wenn ich ein Beispiel heranzog, so eben nur, weil ich aus eigener Erfahrung seine geistigen Fehler erkannte und teilte und mich für deren Vorhandensein nur zu sehr verbürgen kann. Dies ändert nichts an meiner Liebe und Treue zum alten Stand mit seinen vielen großartigen Lichtseiten. Ich denke aber: wer's ganz ehrlich und treu meint, der muß auch den Mut finden können, frank und frei herauszusagen, was minder gut war und gebessert werden muß, falls wieder einmal des Volkes beste Söhne dem Vaterlande als Soldaten wehrpflichtig und nicht söldnerisch dienen, was wir doch alle hoffen.“ — Die Anerkennung der Lichtseiten seines alten Standes ist erfreulich, um so bedauerlicher die unberechtigten Vorwürfe gegen das Militärstrafgesetzbuch und die Verordnung über die Ehrengerichte. Wie im übrigen zur Beruhigung des Herrn Verfassers und der Leser gesagt werden darf, wird mit der Verbesserung von dem, was wirklich gebessert werden muß, ganz gewiß nicht bis zu einer neuen allgemeinen Wehrpflicht gewartet, sondern schon jetzt begonnen, wo die geringe Heeresstärke und die ernstesten Aufgaben, die der deutschen Wehrmacht zufallen, eine grausam ernste Auswahl der Offiziere und Mannschaften bedingt hat.



Literatur, Bildende Kunst, Musik

Wilhelm Weigand

Zu seinem sechzigsten Geburtstag am 13. März

Sechzig Jahre mußte dieser Dichter erst alt werden, ein großes Lebenswerk erst hinbreiten, ehe sich die Liebe der Kunstfreunde offen und werbend zu ihm und seinem bedeutenden Schaffen bekennt. Wie Wilhelm Raabe es einst erfahren hat, erfährt nun auch Wilhelm Weigand: Zwischen seinem sechzigsten und siebenzigsten Lebensjahre wird ganz eigentlich vom breiten Publikum erst entdeckt. Deutsches Dichterschicksal auch hier!

Wilhelm Weigand hat sich stets klar aus Zeit und Literatur als ein Eigener herausgehoben. Vielleicht noch nicht so scharf und deutlich, als sein Bemühen noch dem Drama zugewandt und er im Ringen um die dramatische Form keine Rücksicht auf seine Natur nahm. Seine Kunst aber wurzelt von jeher in seelischer geistiger Innerlichkeit. Aus Gefühlserlebnissen, stigem Streben erwuchs sein schöpferisches Werk. Seine ersten lyrischen „Gedichte“ (1890) enthüllten offen die namhaften Quellen seiner Kunst, und die weiteren lyrischen Ergüsse der nächsten Jahre „Sommer“ (1894), „In der Frühe“ (1901) und „Der verschlossene Garten“ (1909) brachten dann die volle Ausreifung der Weigandschen Eigenart. Im „Verschlossenen Garten“ sprach wieder die Menschenseele, wie sie bisher noch nicht gesprochen. Hervorstechend aus schmerzhaftem und glückdurchwebtem Erleben verschwendet sich hier die Fülle der Seele in edelster Innerlichkeit, in einem Klangrausch und einer ästhetischen Gewalt der Sprache mit nimmermüder Abwechslung. Phantasie einte sich der immer strömenden Flut der Gefühle, und ein Aufgehen im All, in der Natur, in den Schönheiten der Welt, daß nie schlaffende Befeligung daraus hervorging. Aus schweren Jahren, die der Dichter schweigend über sich ergehen ließen, wuchs er zur Größe empor im scheuen Abschließen gegen die Welt, die sein tiefes Verlangen nach dem Verlust einer geliebten Frau nicht betasten sollte. Aus hoffnungsloser Schwermut wuchs in dunklen, fast mystischen Worten lebensfreudige Gedankenreinheit empor. Schauerhaft erregte die milde, hehre Einsamkeit dieses Gartens, in der die Seele einer Heiligen lebend, furchterweckend umwandelt. Schweigen umfängt den Dichter gegen die Außenwelt. Die Außenwelt allein klingt warm und weich, tief und voll durch die schattenlaue Abendluft, sehnsuchtsvoll süß und erbarungsvoll weh in den glücklichsten und schmerzlichsten Erinnerungen. Das Auge ruft die Bilder, die Stimmungen zurück, in denen die geliebte Verstorbene noch lebend war, wo alle Blumen ihrem Fuß noch „hell entgegenblühten“, „kein Rufer aus dem Schattenland“ sie störte in der Nacht, da er ihr „strahlend Auge“ „tief erschauernd“ mit dem Kusse schloß. Allmählich verklärt sich das Vergangene zwischen zwei Meeren, am nördlichen Strande, am Ufer des Südens. Sonnentrunken, nebelseuchte Landschaftsbilder ziehen tränenumsflogenen Augen vorüber. Aufsteigend löst der Dichter sich freilich nie vom rückwärtssehenden Sehnen. Dies deutscheste aller Gefühle bleibt der betörende Unterton seiner dunkel-irrbten Verse. Manche Tage sind noch wie Rätsel, manche Nächte ein Grauen, aber die Sonne geht freier um und in ihm. Durch Bitternis ringt er sich durch zur Ruhe in Gott, im Gefühl

des Einsseins mit dem All, mit dem Lebenden und dem Dahingegangenen. Eine seelische Entwicklung ist durchlaufen. Von ihr aus geht der Weg der Erkenntnis zu allen Ausstrahlungen der Weigandschen Natur, die auch in der Epik auf Gefühl basiert. Vom Epiker wird das Gefühl aber gestaltet, nicht offenbart. Nicht im Sinne einer realistischen Deutlichkeit, sondern psychologischer Wahrhaftigkeit und nie leugnend sein Streben nach Schönheit, Glück, Überwindung der Welt durch den Geist, der höchste Männlichkeit bedeutet und dadurch sicherstes Kunstgefühl.

Schon in dem ersten Roman „Die Frankenthaler“ (1889), der aus Heimat und Jugend herauswuchs, strebte die Eigenart dieses Dichters aus allem Stofflichen zum Stimmunghaften, zur Überwindung der Stoffwelt durch den Geist und das Gefühl. Behagliche Ironie einte sich lebendiger Fülle an Gestalten, Bildern, Szenen, Episoden zu einem wundervollen Gesamtgemälde kleinstädtischen Lebens, in einer an Gottfried Keller geschulten, warmen, farbigen Sprache. Erstaunlich wirkt die menschliche und künstlerische Reife dieses Erstlingswerkes. Neben diesen „Frankenthalern“ entstanden zuerst nur Novellen. Diese Kunstform lag Weigands am nächsten. „Michael Schönherrs Liebesfrühling“ (1904), „Der Messiaszüchter“ (1906), „Weinland“ (1904) waren die Etappen seines Weges, der wieder in die Heimat nach Franken, zur Abkonterfeuerung ihrer Menschlein und Verherrlichung ihrer Schönheit führte: wieder und stärker noch als in den „Frankenthalern“ mit jenem reichen Humor und jener traumhaften Gemütsneigung, die bezaubert. Französische Schulung machte sich lehrbar, weil sie Weigands Natur entsprach, nicht aus literarischem Willen. Die Schule der edelsten aristokratischen Kultur, die Europa vom 16. bis zum 18. Jahrhundert besessen war, war Weigand schon seit seinen Jugendtagen persönlichstes Eigentum geworden. Stendhal und Balzac, über die er zwei wundervolle Essays geschrieben, wurden ihm zu Führern und gab Vergleichsmöglichkeiten, Maßstäbe für eigenes Ich und Schaffen, ohne daß er sich an sie Nachbeter verlor. Er wurde in diesem Studium reif als Mensch, dem die Kultur nicht ein Zutun der Bildung ist, sondern auf einer schöpferischen Tätigkeit beruht, sein inneres und äußeres Leben frei zu gestalten. In dem Novellenband „Der Ring“ ward diese volle Harmonie Kunstwerk. Einzigartig in deutscher Literatur als Offenbarung eines Kulturpoeten und eines tiefgütigen, vornehmen Menschen, in solcher Feinheit der Form und Vielseitigkeit des Ausdrucks, wenn auch, aus überquellendem Reichtum, mit dem Fehler einer schweifenden Breite, dem Rhythmus der beschwingten Sprache nachgeht. Aber doch immer so reich an Geist und Schönheit, daß nie Ermüdung eintritt.

Weigands Wesen ist durch und durch romantisch. Der Anhänger Stendhals und Balzacs glaubt, das Problem des 20. Jahrhunderts sei die Überwindung der Romantik, ist selber Romantiker des Gefühls, der Phantasie und des Geistes. Und zwar in süddeutscher Färbung aus dem Gefühl heraus, in weicher Verträumtheit, in warmer Herzengüte, in menschlicher Einfalt, dankbar für das Geschenk des Lebens, durchsonnt vom Bewußtsein des Werdens, Vergehens und dann wieder funkelnd von Geist, sprühend von fast gallischem Esprit, immer aufbauend, nie zerstörend und stets heimisch in vornehmster Ironie gegen die Außerlichkeit des Lebens: ich möchte sagen, ein gallischer Eichendorff, in dem sich die besten Elemente deutscher Innerlichkeit, romanischer Geistigkeit und Formkraft zusammensanden. Wenn man sich in dem „Ring“ vertieft, weiß man nicht, über welche Schönheiten man sich zuerst freuen soll: die liebliche volle, zart abgetönte Psychologie, die Originalität der Erfindung, die wohlhabend gewogene Färbung, die geheimnisreich klingende Sprache. Welch ein nie aufhörender Strom schöner Einzelheiten!

Zu großer Epik entwickelt sich Weigands Art dann in seinen letzten Romanen sowie letzten Novellenbände: „Der Frauenschuh“, „Die Löffelstelze“ und „Wunnihun“. Die Löffelstelze treiben schon im „Ring“ ihr Wesen. Nun wird in breiterzählter Fabel ihr ganzes Wesen offenbar. In universaler Weise wird die Geschichte der alten bayerischen Adelsfamilie nach ihrem Blutrhythmus, geistigem Fluidum und ihren Seltsamkeiten vollendet gestaltet. Eine versunkene Welt, die der Münchener Gesellschaft in den achtziger Jahren sowie des deutschen

instlertums in Rom um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts, wird ewige lebendige Anschauung. Stets selbständige Menschenkenntnis, seltene weltmännische Grazie, reicher, skurriler Humor, vielseitige Beweglichkeit, feine Intimität und seltene Stimmungskunst erheben den Roman zu einem Dokument reichster deutscher Kultur. In dem Erzähler des Buchinhaltes, dem R. W. Regierungsrat Scherzgeiger, wird ein Vetter jenes Barons Löffelstelz vorgestellt, ein Vetter, der in unserer Zeit lebt. Ein wundervolles, echt Weigandsches Phantasienspiel voll Geist, Farbe und Bewegung rollt ab: während er in den „Löffelstelzen“ noch eine Kultur vor sich ausbreiten konnte, bleibt ihm in „Wunnihun“, das etwa in den neunziger Jahren bis zur Jahrhundertwende spielt, nur die Gestaltung einer Epoche, die von Kultur auffallend weniger anerkennen ließ. Lächelnder Philosoph, der er ist, beseitigt er aber alles einseitig Anklägerische: er hebt sich über die gemeine Wirklichkeit und erschafft sich eine Stadt „Wunnihun“. Nun kann man als Leser im herzlichsten Mitleben all der Wunnihun-Vorgänge. Und ob man auch nicht versteht, man spürt plötzlich todernst: Wahrlich, so sah deine Welt um 1900 aus, jene Welt, die Bau- und Terrainspekulantentum ihre Ziele sah und reines Menschentum in der Jagd nach Geschäften und Geld zugrunde richtete. Ein Weiser hat in das kranke Herz der Zeit gesehen. Das hat man plötzlich dies Buch „Wunnihun“, dessen stofflicher Inhalt und seelischer Sinn nicht nur für München, sondern für alle deutschen Städte, für ganz Deutschland gilt, lieb gewonnen.

Und dann geht man hin und nimmt Weigands letztes Werk, die vier Novellen „Frauenschuß“, zur Hand. Hier feiert der Künstler Weigand seine Triumphe. Schon im Roman „Wunnihun“ hatte er die Kritiker, die gegen die breitfließende Form seiner Werke aufgetreten waren, gewiesen durch die Tat einer einheitlichen, geschlossenen Gestaltung, die wie ein plastisches Bildwert sich vor Augen stellt. In den Novellen „Frauenschuß“ erweist er aber, daß er in seiner Verherrschung dieser Kunstform den besten Meistern der Weltliteratur gleichsteht. Dazu verfügt er über eine Originalität der Erfindung und Klarheit der Psychologie, die sich von aller modischen Kunst und Künstelei unterscheiden, weil sie aus Erlebnis und Natürlichkeit entstammen. Zwei Novellen führen in das 18. Jahrhundert, in das alte München. Was die Ornamentik der Möbelkunst, die Farbe der Malerei, die Linienführung der damaligen Skulptur und Baukunst schufen jenen in der Kokoko-Arabeske aufbewahrten Schwung, jene in diesem Schwung eingefangene gewichtige Heiterkeit und verführerische Schönheit —, das erschuf Weigand in den Novellen zu neuem Leben.

Weigand ist kein Dichter des Volkes. Er verlangt stets nach einem hochgebildeten, kultivierten Publikum. Noch aber weiß dieses viel zu wenig von seinen Werken. Mählich wächst der Kreis der Freunde dieser seelisch und geistig edlen Kunst, die noch die Schönheit im Leben, das Glück im Menschentum anbetet. Eines Tages wird er zu einem Umfang anschwellen, der erkennen wird, welche Werte Weigands dichterische Werke und menschliche Persönlichkeit ins Leben einbringen lassen.

Dr. Hanns Martin Elster



Neue Kunst



ie Kunst gestaltet immer den seelischen Inhalt ihrer Zeit. In den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts war restlose Hingabe an die sinnlich wahrnehmbare Natur ihr Wesen. Heut ist es des Künstlers Wunsch, Offenbarungen der Seele zu geben. Man hat Impressionismus und Materialismus gleichgesetzt, beide verankert in der Welt des Stofflichen. Jetzt ist Geist das Ziel; ihm soll alles Sinnliche nur als Ausdrucksmitte dienen. Wenn man solche Darlegungen liest oder hört, so könnte man meinen, wir wären auf dem besten Wege zu einer tiefen Kunst, die Ausdruck wäre heiligsten Volkslebens. Tritt man aber vor die Werke jenes Kunstwillens, so sieht die Sache doch wesentlich anders aus.

Der Verlag Klinkhardt und Biermann veröffentlicht eine Reihe von Bändchen „Junge Kunst“, in denen das Schaffen der Jungen betannt gemacht werden soll. Schon das äußere Gewand der Büchlein wirkt fast erschreckend. Zerrissen fahren die Farben des Deckelpapiers auseinander und gegeneinander. In solchen Formen offenbart sich Geist, es ist aber der haltlose und verworrene einer entarteten Kultur. Dasselbe sagen die Bilder innen: Auflösung, Entartung. Der Geist tobt und ringt. Er sucht und will sich offenbaren. Die Offenbarung ist aber wiederum nichts weiter als ein Suchen. Es fehlt das Heiligtum, das ihn bändigt. Es fehlt der Glaube, der Grundlage einer Sittlichkeit wäre; eine feste Weltanschauung, ein geschlossener, edler Stil.

Das ist traurig. Doch mit Ablehnung und Verneinung allein kommen wir nicht weiter. Daher wollen wir den Suchenden unsere Aufmerksamkeit zuwenden und auf die Wege achten, die sie gehen. In dem Pechstein-Bändchen findet sich ein Selbstbildnis des Künstlers: sehr scharf gerissen. Eine Herrennatur soll sprechen. Nur hat man den Eindruck, daß das Herrentum nicht aus innerem Adel hervorgeht, sondern aus roher Gewalt, die alles um sich selbstherrlich niederwirft, statt eifern zu sein im Dienst einer höheren Macht. Es ist freudelos und kalt alles, was Pechstein zu sagen hat. Es fehlt überall das Schwingen göttlicher Tiefe. Dabei ist der Künstler begabt und starken Willens. Fehlt nur der heilige Gott in der Brust. In dem Büchlein fesselt am meisten das farbig gelungene Titelbild.

Überhaupt zeigt sich entwickelter Farbensinn bei den Neueren zumeist als beste Begabung. Leider finden wir Pechstein auch in dieser Beziehung oft recht roh. Schönen Zusammenklang der Töne bringt nicht selten Hekendorf (Jg. Kst. Bd. 6). Aber auch in ihm schwankt die Seele zerfetzt und haltlos. Was soll diese Auferstehung Christi? Sie ist nur gesucht und theaterhaft. Was erzählen uns die Bildnisse? Ebenfalls nur von einer gekünstelten Welt. Innere Hohlheit, die sich mit äußerlich gesellschaftlichem Gehabe aufpußt. So wird man das neue Heiligtum nicht finden. Da müßte man vor allen Dingen demütig sein und auf Gottes Stimme hören, anstatt sich selbst mit seinem kleinen Geiste als Herrn der Welt zu fühlen.

Es wird hier von Gottesbewußtsein und Glauben gesprochen. Vielleicht empfindet mancher Leser es an dieser Stelle als unpassend. Es ist aber gerade der Kern der Frage, um die es sich handelt. Jede große Weltanschauung hat ihren Mittelpunkt im Glauben. Die neue Kunst will große Weltanschauung künden. Sie will loskommen vom Stofflichen oder von belanglosen Tatsachen des Alltags. Will Offenbarung gewaltigster geistiger Mächte sein. Da aber fehlt es. Es gelingt den Künstlern hier und da ein Schwelgen in Farben; es mißglückt ihnen die Offenbarung edlen, geistigen Lebens.

Nur Ansätze sind vorhanden. Manches Bild der verstorbenen Paula Modersohn (Jg. Kst. Bd. 2) quillt aus echter Tiefe. Wir fassen Mut. Die deutsche Seele muß und wird sich finden. Künstlerische Fähigkeit ist vorhanden und muß nur von innen her geheiligt werden. Kunst ist Ausdruck des Lebens, wie eingangs gesagt wurde. Ehe sie recht zum Letzten gelangen kann,

uß das Leben wieder von hohen Zielen erfüllt sein. Eine allgemeine Läuterung und Erhebung muß vorausgegangen sein.

Verwirrend und entwurzelnd wirkt leider vielfach auf den deutschen Geist die zu weit getriebene Hingabe an fremde Größe. Daher weiß man wirklich nicht, ob man die sehr schönen Bändchen des *Orbis pictus*, herausgegeben vom Verlag Ernst Wasmuth, A.-G., Berlin, mit Freuden begrüßen oder ablehnen soll. Die Ausgabe ist sehr geschmackvoll, die Abbildungen sind gut. Wenn es keine andere Veröffentlichung fremder Kunst gäbe, so wäre des Werk unbedingt zu empfehlen. Leider aber wird Deutschland vom Allerlei der Zeiten und Völker so sehr überschwemmt, daß es darunter wohl oder übel die Selbstbesinnung und bodenständige Kraft verlieren muß. Es soll durchaus nicht alles Fremde abgelehnt werden. Nur ist das Mengenverhältnis bei uns ein falsches. Das Nichtdeutsche nimmt einen zu großen Raum ein. Das entwurzelt, selbst wenn es sich um die edelsten Erzeugnisse des Auslands handelt. Im heutigen künstlerischen Schaffen, z. B. bei Pechstein, Müller, macht sich der zerstörende Einfluß des Fremden sehr bemerkbar. Daher ist die Ausgabe des *Orbis pictus* (Bd. 2: Altägyptische Kunst. Bd. 3: Archaische Plastik der Griechen. Bd. 4: Die chinesische Landschaft) als Zeichen der Zeit zu werten und einer Betrachtung unserer neuen Kunst einzugliedern.

Die Notwendigkeit einer einheitlichen geistigen Bindung als Schaffensgrundlage empfindet eine Gruppe rheinischer Künstler, die sich als Sinnbild einen weißen Reiter wählt. (Der weiße Reiter, herausgegeben von Karl Gabriel Pfeill, Verlag A. Bagel, Düsseldorf 1920.) Dichtung und bildende Kunst gelten als Mitteilung des Geistes der Gruppe. Die Glieder sehen sich selbst als Werdende, Suchende. Wohlthuend berührt der Ernst der Gesinnung. Das starke Gefühl der Verbundenheit des Menschen durch ewige Gesetze, in Gott. Damit schon wird das öde Scherrentum aufgehoben. Nur bleibt der Leser und Betrachter etwas unbefriedigt, weil das Wollen viel stärker ist als die Tat. Die Leidenschaft ist zu krampfzig, darin bekennet sie ihre Unschärfe. Etwas Gesuchtes haftet den Formen der Dichter und Maler an, statt daß sie natürliches Wachstum spüren ließen. Ob wohl der Grund der Erscheinung in der nicht recht vertretbaren Weltanschauung zu suchen wäre? Die Künstler bekennen sich zum Christentum. Das ist an sich zu billigen. Doch zur Kunst bedarf es noch anderer Kräfte. Wir brauchen auch die lebenspendenden Kräfte des Volkstums. Wir brauchen eine Ergänzung der christlichen Welt durch die deutsche. Wir brauchen ein starkes Volksbewußtsein, aber ein sittliches, in Gott geheiligtes, in dessen Licht z. B. die christliche Forderung der Feindesliebe, die auch gut ist, ihre richtige Stellung und das rechte Maß erhält. Auch die Naturliebe, eine der besten und frömmsten Eigenschaften des Deutschen, darf nicht zu kurz kommen.

Im „weißen Reiter“ wird unter den Suchenden Thorn-Prikker als ein Vollendeter bezeichnet. Es ist wahr, in ihm haftet und gärt es nicht mehr. Aber seine Vollendung hat zu viel vom Gestern in sich; zu nah steht er innerlich den Nazarenern und Präraffaeliten, die sich andererseits leider von fremdem Geist nährten. Eine recht beachtenswerte Kraft, aber nicht genügend neuschöpferisch, um zu den Größten zu zählen.

Eine andere Veröffentlichung des Rheinlands nennt sich „Der ekstatische Fluß“. Rheinlänge ohne Romantik (Verlag A. Bagel, Düsseldorf; Preis 350 M.). Das Buch enthält Gedichte von Carl Maria Weber, Steinzeichnungen von Franz M. Jansen, Alexander Mohr, Oskar Haber und Wilh. Schmeß. Wundervoll ist die Ausstattung. Schönes Papier, schöner Deckel in gedämpftem Weiß mit stark gelbem Rücken. Das sammetige tiefe Schwarz der Steindrucke tut dem Auge wohl. Soll man aber über die Tiefe der künstlerischen Kraft berichten, so stoßt man. Es bleibt nichts übrig als zu gestehen: der technische Aufwand der teuren Buchausgabe ist ohne zureichenden geistigen Grund vertan. Die Dichtungen sind unzulänglich. Hier und da kommt wohl etwas Echtes auf; im ganzen handelt es sich jedoch um eine künstliche Anhäufung gesuchter Bilder ohne innere Notwendigkeit. Unter den Steinzeichnungen sind diejenigen von Mohr modern gekünstelt, die andern ohne besonders kraftvolle Eigenart. Ansprechend die Land-

schaften von Jansen. Am begabtesten ist wohl Mohr; er könnte bei ernster Arbeit vielleicht zu einer Klärung gelangen. Noch aber ist alles unreif. Was er z. B. mit seinem Bildnis seelisch wollte, kann man sich wohl vorstellen. Man sieht aber leider nur das Wollen und Ringen, nicht eine vollendete Schöpfung.

Der Grundgedanke des Buchs ist vortrefflich. Der Rhein — der ekstatische Fluß. Freilich das ist er. Nur hätte man sein Geheimnis durch ein deutsches Wort ausdrücken sollen. Der Rhein ist der Fluß Deutschlands im Sinn der Seele und des Volkstums. Er kann uns zum Sinnbild deutschen Gemütes und deutscher Schöpferkraft werden. Lebte und starb der sonnenhafte Siegfried nicht am Rhein? Wuchs von hier aus die Leidenschaft Chriemhilds nicht zu grauenhafter Größe? Sog aus dieser Erde nicht Hagen den trohigen Sinn? Es ist das deutsche Herzblut, das in den rheinischen Gestalten pulst. In jenen Sagen spricht des Volkes Stimme und Leben noch ohne Namen aus dunkeln Urgrund heraus. Doch auch im taghellen Licht der Geschichte ist die Schöpferkraft des herrlichen Rheinlands nicht versiegt. Künstler an Künstler wachsen aus seinen Städten und Landen hervor. Wer kann sie zählen! Aber wir denken an Grünewald und Goethe, Rembrandt und Beethoven. In ihnen ist bodenständige Wärme und teure, tiefe Leidenschaft, sicher und klar aufflammend aus heiligem Grunde.

Was bedeutet dagegen die Gabe der Nachgeborenen? Sollen wir verzichten? Soll es aus mit uns sein? Es sind wohl Schönheiten da, doch entbehren sie der letzten Gewalt und Tiefe. Und auf sie wollen wir gerade nicht verzichten; denn in ihnen fängt das Deutschein erst eigentlich an. Man hätte es so nicht machen sollen. Die Gabe ist in ihrer geistigen Schwäche unwürdig der Größe der Väter.

Da naht, uns zu trösten, eine tiefere Kraft. Eine Weihnachtsgabe für die Volksgenossen in den Ländern um den Rhein nennt sich eine Karl Thylmann-Mappe. (Herausgegeben 1920 von der Zentralstelle zur Förderung der Volksbildung in Hessen.) Als Ostdeutsche möchte man etwas verstimmt sein darüber, daß man gleichsam ausgeschlossen wird von dieser Schönheit. Sind wir nicht ein Volk? Und ist ein Großer unter uns nicht immer für uns alle da? Aber schließlich kann ja die schöne Mappe jeder erwerben, und nicht genug ist sie zu empfehlen. Der im Kriege erst 23jährig gefallene Thylmann war ein wahrhaft schöpferischer Geist. Als Dichter und als bildender Künstler hat er sich ausgesprochen. Wir haben es hier mit einer Wiedergabe einiger Holzschnitte zu tun. Wie wonnig ist die Natur empfunden in dem Blatt der Heimfuchung! Ein blühender Garten. Darin sitzend die sinnende Elisabeth, die werdende Mutter. Ihr nahend, jugendlich zart, jungfräulich und doch schon vom Hauch zeugenden Lebens umwittert, Maria. Die bezaubernd blühende Landschaft und die sinnenden Frauen, in denen es blüht und keimt, sind ein Gottesgeschehen, ein Spiel von heller Gottessonne. Das ist eine Heimfuchung, wie wir sie noch nicht gesehen haben. Das ist neu und groß. Die deutsche Seele regt sich in neuer Schöpferkraft. Es ist viel mehr als die übliche biblische Geschichte. Es ist die Göttlichkeit im Wunder des keimenden Lebens erfüllt und gestaltet. Das ist ein Baustein zu einer neuen, großen, deutschen Weltanschauung.

Hinreichend schön enthüllt sich vor unseren Augen das Geheimnis einer Ruhe auf der Flucht. O deutscher Wald mit deiner träumenden Einsamkeit! Weiße Sonne und tiefe Nacht! Märchenschöne Innigkeit der Liebe! Auch in diesem Blatt eine Feier des Göttlichen im Natürlichen. Tiefer Ernst und kräftige Männlichkeit sprechen in der Taufe.

Da haben wir endlich einen Künstler, dem wir uns hingeben können. Der uns erhebt und befreit und erfüllt mit echtem, schönem Geist. Ganz groß ist seine Auffassung und ganz neu, aus unserer Zeit heraus empfunden. Das sind nicht mehr die alten heiligen Geschichten, sie sind neu geworden; eine neue Offenbarung spricht zu uns. Neue Kraft, neuer Ernst, neue Lieblichkeit und neue Anmut. Und alles ist so wunderbar deutsch.

Natürlich ist es, daß ein Großer auch technisch eigene Wege geht. Insofern schließt er an die gute deutsche Vergangenheit an, als er die kräftige Schwarz-Weiß-Wirkung in der Art

s jungen Dürer erneuert. Aber seine Linie ist selbständig, sein Stil ist eigen. Seelisch und
 hnisch hat er schöpferisch gestaltet.

Zum Schluß sei eines anderen vorzeitig Gestorbenen gedacht, des Bildhauers Wilhelm
 Lehmbruck. Er entstammt dem Rheinland, wurde geboren in der Nähe von Duisburg. Auch
 gehört zu den bedeutenden Künstlern. Auch er schließt an beste deutsche Vergangenheit,
 die Gotik, an, ohne nachzuahmen. Die Seelengeheimnisse, die er offenbart, sind neu und
 waren dem Gotiker noch unbekannt. Auch seine Formenwelt ist von heute. Aber ernst, tief und
 mächtig spricht auch er. Hier hat das Suchen ein Ende. Hier ist Erfüllung, die aus heiligem
 Geiste quillt. Die Geheimnisse, die des Künstlers Seele vor allem bewegen, sind Liebe, Mutter-
 kraft, die Gewalt des menschlichen, forschenden Gedankens, die zertrümmernde Kraft unab-
 endbaren Verhängnisses. Über Leben und Werk berichtet Paul Westheim in einem Buche
 mit vielen Abbildungen (Wilhelm Lehmbruck, Verlag Kiepenheuer, Berlin-Potsdam 1919).

Dr. Maria Grunewald



Asien und Europa

Der Gegensatz zwischen diesen beiden Weltteilen ist ein uraltes Thema und erst recht
 eine große Frage der Zukunft. Dem Druck des Westens folgte der oft so blutige und
 vernichtende Gegendruck des Ostens. Und gerade heute stehen wir wieder am Be-
 ginn einer Periode eines solchen ostwestlichen Gegendruckes.

Um dieses leitende Thema des Zusammenhanges und Gegensatzes von Ost und West baut
 sich die neue, von Ludwig Rieß besorgte Auflage der Weberschen Weltgeschichte auf (Georg
 Webers Allgemeine Weltgeschichte in 16 Bänden, 3. Auflage. Vollständig neu
 bearbeitet von Ludwig Rieß. Bd. 1 und 2). Der alte Weber, die einst in deutschen Familien
 gerne gelesene Weltgeschichte, erscheint unter der Hand ihres Bearbeiters in völlig verändertem
 Gewande. Was die Spezialforschung des 19. Jahrhunderts zu Tage gefördert hat, wird hier
 unter einem einheitlichen Gedanken zusammengefaßt. Und um dieses vorzüglich durchgearbeitete
 Ganze in seiner Wirkung nicht zu stören, sind die gelehrten Erläuterungen und Hinweise auf
 die Spezialliteratur in ausgiebiger Weise in jedem Bande in einen Anhang verwiesen. So
 kann der Leser ungestört der Entwicklung des Weltgeschehens folgen, zunächst der in den bisher
 erschienenen beiden ersten Bänden geschilderten ältesten Zeit von dem ersten geschichtlichen
 Auftreten der Völker in den Flußtälern des Euphrat und Tigris wie des Nil, bis zum Eintritt
 imperialistischer Expansion, die mit ihren immer weiter ziehenden Kreisen Völker um Völker
 neu in Erscheinung treten läßt, diese auffaugend oder zum Gegensatz reizend. Die Weltgeschichte
 geht damit in vollem Lauf, ihr Schauplatz zunächst Vorderasien, bis einer der einander hier
 folgenden Weltreiche hinübergreift nach Europa, wo sich in dessen Süden neue Völker bereits
 zu Staaten gefestigt und schon erfolgreiche Vorstöße gegen den Osten durchgeführt hatten.
 Selbst Afrika bis zu seinen fernsten Westküsten wird schon in den Kreis der politischen Erwägungen
 des persischen Imperialismus gezogen. Da erliegt er dem Widerstand eines kleinen Volkes;
 Asien ist in die Verteidigung zurückgetrieben; der Geist der Ruhe kommt über seinen Körper,
 während im Westen die weitausgreifende Tatkraft ihren Anfang zu nehmen beginnt. Westlicher
 Tatkraft gehören die folgenden Jahrhunderte. Alexander der Große und Rom sind ihre wich-
 tigsten Träger. Die Vernichtung des punisch-semitischen Karthago durch Rom bedeutet den
 ersten nachhaltenden Vorstoß Europas gegen den Orient. Soweit der Inhalt der ersten beiden
 Bände.

In diese großen Weltbewegungen ist die Geschichte auch der kleineren Völker eingebaut, nie fallen sie aus dem Ganzen. Eine anerkennenswerte Mahnung des Herausgebers ist es, daß er bei besonders hervortretenden Ereignissen die betreffenden einheimischen Quellen selbst reden läßt. Erkennt man doch die Zeiten, ihr Denken und Streben in politischer wie geistiger Beziehung am besten aus den Berichten derer, die in ihnen lebten und gar an ihnen mitzuschufen. Gerade sie geben der allgemeinen Schilderung lebendige Farbe und erhalten selbst wieder in deren Rahmen ihre Erläuterung. Um nur eines zu erwähnen: wie lebendig stehen vor uns in dieser darstellerischen Verbindung die Ereignisse der Zeit des peloponnesischen Krieges! Welche Lichte werden auf das damalige griechische Parteileben, auf das Wesen demokratischer und antidemokratischer Verfassungen geworfen, welche Vergleiche mit unserer Zeit geradezu herausgefordert! Mit plastischer Kraft hat Riez jede Zeitepoche in ihrem politischen wie geistigen Gehalt erstehen lassen, wir durchleben sie wie unsere eigene Zeit und vermögen aus ihnen das historische Wissen zu ziehen, das uns für unser schwaches politisches Denken so nottut.

Bewegen wir uns in dem eben besprochenen Werke in dem breiten Fahrwasser historischen Werdens, so gibt uns Hugo Rachel in seiner „Geschichte der Völker und Kulturen von Urbeginn bis heute“ (1920, Paul Parey, Berlin) einen gedrängteren Überblick über dasselbe. Die einzelnen Geschehnisse treten hier zurück; von erhöhtem Standpunkte wird hier der Gang der Menschheit überblickt; das Werden und Ausleben der Menschheit, ihre Beziehungen zur Umwelt, ihre politische und kulturelle Bedeutung, die Notwendigkeiten ihrer gewordenen Entwicklung, Licht- und Schattenseiten werden in prägnanter Fassung in knapp gerahmter Bilde von den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag vorgeführt. Ganz hervorragend in der Belehrung sind hiebei gerade in unseren Tagen der Trauer und des Unglücks die Abschnitte, die Deutschlands Werden schildern im Gegensatz zu dem Frankreichs und Englands. Hier erscheinen die Urgründe unseres traurigen Schicksals von heute mit der Mahnung, uns endlich auf uns selbst zu besinnen, zu meiden, was als uns wesensfremd uns in den Abgrund führen mußte, endlich aufzuräumen mit den Fehlern der Vergangenheit und das zu werden, wozu wir als Deutsche ausersehen sind. Am Schlusse seines Buches wirft Rachel einen Blick in die Zukunft und glaubt an die sieghafte Kraft des europäischen Geistes dem des Orients gegenüber. Aber wer möchte hier den Propheten spielen! Wollen wir auch nicht an den Niedergang des Abendlandes glauben, aber im Oriente steckt doch viel unverbrauchte Kraft, die gerade durch die Einwirkungen des letzten Krieges mächtig geweckt wurde. Ihre Auswirkungen sind heute unmöglich vorauszusehen. Den Weg haben die europäischen Völker in ihrem selbstmörderischen Wahnsinn selber vorbereitet. Wir stehen erst in einem Anfang, nicht am Ende der Ereignisse. Gegen sie müssen auch wir gewappnet sein. Auslandskenntnis, Kenntnis der anderen Völker ist dringendes Bedürfnis.

Diesem kam der Wiener Professor Michael Haberlandt in seinem Buche: „Die Völker Europas und des Orients“ (Leipzig 1920, Bibliographisches Institut) entgegen. Das Buch ist zunächst nur den Völkern der weißen Rasse, soweit sie Europa, Vorderasien und Nordafrika bewohnen, gewidmet. Er gibt damit den ersten Versuch einer zusammenfassenden ethnographischen Schilderung dieser Völker, welche die „vornehmste Kultur- und Geschichtsgemeinschaft der Menschheit darstellen“. Ein Meister in seinem Fache gibt uns hier ein klares Bild all der kulturellen und ethnologischen Zusammenhänge, die Europa mit Vorderasien und Nordafrika verbinden und trotz vieler Wandlungen so viele gleiche Züge zeigen.

Freilich: unbeschadet dieser gleichen Züge bestehen doch wieder die größten Gegensätze. Europa ist und bleibt Europa, und Vorderasien ist, obwohl es durch seine Bevölkerung und Geschichte mit dem Westen verbunden ist, doch wieder Orient, mit diesem eine Einheit, geschaffen durch die verschiedenartigsten Elemente, durch verwandte Natur, gleiche Geschichte, durch vereinheitlichende Formen des Verkehrs, also hervorgegangen aus den verschiedenartigsten Quellen geistiger, materieller und sozialer Kultur. Und die gleichen Verhältnisse zeigt auch der zur

Mittelmeerwelt gehörige, ebenfalls von Völkern der kaukasischen Rasse bewohnte Nordrand Afrikas, die durch den ungeheuren Wüstengürtel von der schwarzen Rasse des eigentlichen Afrika getrennt sind. Wenn auch hier spätere europäische Kolonisierung einen dünnen Kulturschleier über diese Randgebiete gelegt hat, er vermochte doch nicht das alte hamitisch-semitische Gesicht zu decken; es sieht überall durch den allzu dünnen Schleier hindurch, wie auch die früheren europäischen Invasionen so gut wie keine Spuren zurückzulassen vermochten. Auch hier trotz aller ethnologischen Zugehörigkeit etwas Eigenes. Diese Gegensätze und ihre Ursachen entwickelt Haberlandt in kurzen Zügen und geht den Faktoren nach, die zu der verschiedenartigen Entwicklung all der Völker geführt haben, zu ihrer Gruppierung wie zur Entfaltung ihres individuellen Lebensganges.

So vermag auch dieses Werk in der Erkenntnis der Bedeutung der fremden Psychologie, die wir für unsere Auslandspolitik so dringend notwendig haben, Anreger und Führer zu sein.
Dr. Roth



Die Beerdigung von Johannes Brahms

Persönliche Erinnerungen

Ist wirklich schon ein ganzes langes Vierteljahrhundert verflossen, seitdem wir ihn begraben haben?

Die Grauenhaftes ist inzwischen über die Erde gegangen, für ein Jahrtausend zuviel! Deshalb preisen wir es dankbar, daß Brahms, der leidenschaftliche Patriot und Bismarckverehrer, der, wenn nur die unbedeutendste politische Krise sein geliebtes Deutschland zu bedrohen schien, voll tiefster Anteilnahme nach Entwirrung bangte, den November 1918 nicht miterlebte.

Damals jedoch, vor einem Vierteljahrhundert, vor nur einem Vierteljahrhundert, da wußte man von solchen Trostgründen noch nichts; da rauschte es wie eine kaum zu fassende Trauerbotschaft durch die ganze musikalische Welt, am klagendsten durch Wien: „Johannes Brahms ist tot!“

Ich schwärmte für Brahms, wie nur in Wien ein Mädel schwärmen kann. Kurz nachdem ich das Gesangsstudium begonnen hatte, bekam meine Lehrerin am Wiener Konservatorium, Frau Prof. Jäger-Wilczek, bei einem Festmahl den Ehrenplatz neben Brahms, der Ehrenpräsident der „Gesellschaft der Musikkreunde“ war. Während er ihr liebenswürdig eine Orange schälte, erzählte sie ihm: „Denken Sie sich nur, Herr Doktor, unlängst bekam ich eine neue Schülerin; die möchte nur singen lernen, um Ihre Lieder singen zu können.“ Das machte dem sonst für derlei Geständnisse ganz und gar nicht empfänglichen Altmeister doch Spaß: „Na, die möchte ich aber dann doch wahrhaftig mal hören!“

Bis ich jedoch seine Lieder singen konnte, war Brahms tot.

Aber auf andere Weise hatte ich ihm meine Verehrung einmal gezeigt. Ich sandte ihm eines schönen Tags alles, was von Aufsätzen über ihn in schwedischen Zeitschriften aufzutreiben war, von mir ins Deutsche übersetzt, wofür er mir schriftlich mit freundlichen Worten dankte und mich auch durch seinen Freund, Prof. Ed. Hanslick, dessen Vorlesungen an der Universität ich besuchte, grüßen ließ.

Gerade während einer Gesangsstunde, Samstag, den 3. April 1897, brachte eine Kollegin die Kunde von seinem Tod. Natürlich wurde an diesem Tage nicht gesungen.

Gleich am nächsten Morgen fuhr meine Mutter, meine geduldige Brahms-Mitschwärmerin, mit mir und meiner Schwester „auf die Wieden“ zum Trauerhaufe. (In Wien werden die

Gestorbenen nämlich in der Wohnung aufgebahrt, nicht in der Leichenhalle.) Einen Kranz zu spenden, da gar zu fernstehend, wagte ich nicht. Aber einen duftenden Blumenstrauß aus Rosen, Maiglöckchen und Veilchen glaubte ich mir wohl als Abschiedsgruß erlauben zu dürfen. Und merkwürdig, gerade diesen Strauß hat Brahms mit in den Sarg bekommen. Durch das verheerende Krebsleiden war die Leiche so schnell in Verwesung übergegangen, daß der Sarg bald nach unserem Kommen schon geschlossen und verlobt werden mußte, wobei die langjährige Hauswirtin und aufopferungsvolle Pflegerin des Meisters, Frau Dr. Celestina Truxa, dem Toten die zuallererst eingetroffenen Blumenspenden mitgab. Schon vorher, bevor ich noch das glückliche Schicksal meiner Blumen wußte, hatte ich eine einzelne Teerose in den Sarg gelegt. Zum erstenmal stand ich in der Nähe des Hochbewunderten, den ich sonst nur von weitem auf der Straße oder in Konzerten angeschwärmt hatte. In einem mittelgroßen, schwarz ausgeschlagenen Zimmer war die Leiche aufgebahrt. Zu beiden Seiten des Sarges standen große brennende Randelaber. Vor dem Fußende prangten zwei rote Samtkissen; auf dem einen lagen des Künstlers Orden, auf dem andern die Bürgerkrone. An der Wand lehnten schon die ersten prächtigen Kränze.

Das alles bildete ja nur den feierlichen Rahmen zu dem schmerzlichen Anblick, den der mit dem Frack bekleidete große Tote durch die Verwüstung der schrecklichen Krankheit darbot. Geradezu grell hoben sich der schneeweiße Bart und das lange Haar von dem fast schwärzlich dunkelbraunen Gesicht ab; der Ausdruck der Züge war aber ein ungemein friedlicher. Die erschreckend abgemagerten Hände waren über einem Kreuzifix gefaltet. Einsame Stille herrschte in dem licht- und lautgedämpften Raume. Auch am zweiten Morgen, als wir nochmals eine Pilgerfahrt hierher machten, stand außer uns nur ein einziger Leidtragender am Sarge, der Klaviervirtuose Emil Sauer.

Die Beerdigung eines Großen war im guten alten Wien ein die Volksseele im tiefsten ergreifendes Ereignis. Billroth, Brahms, die ermordete Kaiserin Elisabeth — als diese zu Grabe getragen wurden, da durfte man mit vollster Berechtigung an das berühmte „goldene Wienerherz“ des Volkes glauben. Nach der Beerdigung Billroths hatte Brahms an J. V. Widmann geschrieben: „. . . Ich wünschte, Sie könnten, wie ich, sehen, was es heißt, hier geliebt zu sein. Das kennen und können wir bei uns, Sie bei sich nicht. So offen tragen wir unser Herz nicht, so schön und warm zeigt sich die Liebe nicht wie hier, vor allem beim besten Teil des Volkes (ich meine eben: beim Volk, bei der Galerie!)“ Und das nächste Mal: „Nochmals möchte ich von den lieben Wienern anfangen, für die sonst eine schöne Leich' auch eine Hauptthek' ist. In der ganzen unzählbaren Menschenmenge hätten Sie kein neugieriges, kein gleichgültiges Gesicht gesehen, auf jedem nur die innigste Teilnahme und Liebe. Mir hat das beim Schlendern durch die Gassen und auf den Friedhof ganz ungemein wohlgetan.“

Der große Hamburger wurde auf die gleiche Weise gefeiert.

Brahms hatte einmal die Äußerung getan, er möchte, wie sein Freund Bülow, gerne verbrannt werden. Da aber kein rechtsgültiges Testament mit einer diesbezüglichen Verfügung aufzufinden war, Brahms aber bei einem Besuche der Gräber Beethovens und Schuberts auf dem Zentralfriedhofe auch einmal den Wunsch ausgesprochen hatte, einst neben diesen Tonheroen ruhen zu dürfen, so beschloß man in einer eigens einberufenen Direktionsitzung der „Gesellschaft der Musikfreunde“, den Leichnam der Erde zu übergeben. Das um so lieber, weil auf diese Weise die Stadt Wien ihre Verehrung am deutlichsten beweisen konnte durch Widmung eines Ehrengrabs. Es liegt neben Schubert und gegenüber von Beethoven.

Am Dienstag, den 6. April, nachmittags um halb drei Uhr setzte sich der Trauerzug vom Sterbehause, Karlsplatz 4, aus in Bewegung. An der Karlskirche, auf die Brahms von seinen Fenstern aus so oft bewundernd hingesehen hatte, vorbei zum Musikvereinsgebäude, wo Ansprachen gehalten und Kränze niedergelegt wurden. Hierauf sang die „Singsakademie“, deren Dirigent Brahms 1863/64 gewesen, einen Brahms'schen Chor, das altdeutsche Liebeslied:

Fahr wohl!
 All Liebes, das nun scheiden soll!
 Und ob es so geschehe,
 Daß ich nicht mehr dich sehe,
 Fahr wohl!

Dann ging es durch die Kopf an Kopf gedrängten Menschenmassen, die sich durch den in Strömen gießenden April-Gewitterregen nicht aufhalten ließen, diesen letzten Abschluß eines der schönsten Kapitel aus der Wiener Musikgeschichte mitzuerleben. In allen Straßen, die der Zug passierte — Künstlergasse, Ring, Operngasse, Tegethoffstraße, Neuer Markt, Plankengasse —, loderten, wie aus antiken Opferschalen, die offenen Gasflammen aus den Straßenlaternen. Nur sonderbar: kein Trauergeläute begleitete den frommen Protestant. Traumhaft lautlose Stille auch, als der Zug in die Dorotheergasse zur Aussegnung in der „Evangelischen Kirche“ einbog, — in dem katholischen Wien durfte ja in der evangelischen Stadtkirche nicht geläutet werden!

Nicht nur die Kirche, auch schon die Dorotheergasse konnte nur mit Eintrittskarten betreten werden; dennoch war die Kirche so überfüllt, daß viele abgewiesen werden mußten. Wer nur in Wien Namen von kunstsinnigem Klang besaß, war zur Stelle, dazu noch eine Fülle von Vereinen und Korporationen.

Als der vom Kirchenchor auf der Orgelgalerie gesungene Choral „Jesus meine Zuversicht“ verklungen war, hielt Stadtpfarrer v. Zimmermann eine des Toten vollauf würdige Rede. Hierauf schloß der „Wiener Männergesangsverein“ mit „Wanderers Nachtlieb“ von Reissiger die eindrucksvolle kirchliche Feier.

Vor der Kirche standen Wagen bereit für die weite Reise zum Zentralfriedhofe, der riesigen Totenstadt der Wiener. Obwohl nur sechs Viersitzer beige gestellt waren, so reichten sie doch vollauf, denn manche Trauergäste hatten ja ihre eigenen Equipagen, und das im höchsten Maße unguete Wetter ließ den meisten die Trauerfeier in der Kirche pietätvollen Abschluß genug erscheinen. Solange der Totenwagen mit den ihm folgenden Blumenwagen und Fiakern noch zwischen den Häuserreihen hindurchfuhr, standen die Menschen und winkten mit tränenfeuchten Taschentüchern. Erst als die damals noch streckenweise unbebaute endlose Simmeringer Hauptstraße begann, sah man durch den unaufhörlich gegen die Fensterscheiben hinklatschenden Regen, wie es allmählich einsamer und einsamer wurde.

Beim Großen Portal des Friedhofs angelangt, sammelten sich die Getreuesten zum letzten Beileite. Zwölf Freunde, darunter Anton Dvoržák, Dr. Fellinger, Max Kalbeck, Dr. Mandyczewski, Dr. v. Miller zu Micholz, Richard v. Perger und F. Simrock, bildeten die Ehrengarde des Sarges. Der Regen hatte plötzlich aufgehört, und als der Redner am offenen Grabe, der Präsident des Wiener Tonkünstlervereins, v. Perger, das alle Zuhörer tief ergreifende Wort aus der „Feldinsamkeit“: „Ich ruhe still im hohen grünen Gras“ sprach, da zwängte sich die Sonne siegreich durch die Wolken und legte ihre goldigsten Strahlen als letzten Abschiedsgruß auf das Grab. Die Vögel in den vom ersten zarten Grün überfleckten Bäumen und Sträuchern des „Tonkünstlerboskett“ wußten auf einmal, daß es Frühling war, und sangen und zwitscherten so lieblich, wie es bloß Vögel vermögen, die gewohnt sind, um die Gräber von Gluck, Mozart, Beethoven und Schubert zu nisten.

Der Fahrenträger, der dem Zuge vorangeschritten war, hatte ein Kränzchen von frischem Lorbeer um die Spitze seiner Trauerfahne hängen. Dieses wurde nun aufgelöst und die einzelnen Zweiglein unter die Brahmsbetrauerer verteilt. Jener Lorbeer ist längst verdorrt, aber der Ruhm des edlen Meisters, dem er galt, der grünt noch immer, und er wird grünen, solange Menschenherzen nach wahrer, deutscher Musik verlangen. Mathilde v. Leinburg





Thürmers Tagebuch



Die Blockade von innen — Beamte und Arbeiter — Das eine und das andere Bein — „Det interessiert uns nicht“

Bei dem Kampf der Eisenbahnbeamten gegen das Reich, der sich in der ersten Februarwoche abspielte und mit dem — sicher nicht rein zufällig — der Streit der städtischen Arbeiter gegen die auf sozialistisch-kommunistischer Grundlage errichtete Gemeinde Groß-Berlin parallel lief, ging es um nichts Geringeres als den letzten Rest der Staatsautorität. Und auch der ist nun glücklich flöten gegangen. Denn allen Vertuschungsversuchen und wohlfeiler Schönrednerei zum Troß hat die Regierung eine vernichtende Niederlage erlitten, eine um so schlimmere Niederlage, als die Arbeitergewerkschaften mit anerkennenswertem Nachdruck gegen den wilden Streit Stellung genommen hatten, der von der Berufsvertretung der Eisenbahner und dem Aktionsauschuß der Berliner städtischen Arbeiter ohne Sinn und Verstand angezettelt worden war.

Wir sind seit langem nicht mehr gewöhnt, die Worte unserer — sagen wir einmal — leitenden Persönlichkeiten auf die Goldwage zu legen. Immerhin: — zu Beginn des Kampfes der Eisenbahner hatte der Reichskanzler mit einer bei ihm nahezu heldisch wirkenden Geste erklärt, eine Regierung, die dieses Ringen nicht siegreich überstehe, könne nicht nach Genua gehen. Wer aus der „Einigungsformel“, auf Grund deren der Abbruch des Streikes erfolgte, etwas anderes herausliest als ein Nachgeben Punkt für Punkt, als eine völlige Kapitulation, dem muß wahrlich schon durch die demokratische Brille die pupillarishe Sehkraft völlig verloren gegangen sein. Herr Wirth hat, die Übung macht ja den Meister, wieder einmal ein Ultimatum zur restlosen Erfüllung angenommen. Ein Ultimatum, das ihm abwechslungshalber diesmal die „innere Entente“ diktiert hat, ein Ultimatum, das ihm nicht in London oder Paris überreicht worden war, sondern das ihm seine eigenen Untergebenen in seinem eigenen Amtshause bei spärlicher Kerzenbeleuchtung mit höhnischer Siegesgewißheit vorgelegt hatten. „Den Leuten,“ so zieht der „Tag“ das beschämende Fazit dieser verhängnisvollen Kraftprobe, „die sich über das Wohl des Volkes, über die Pflichten ihres Amtes, über die Notlage des Reiches freventlich hinweggesetzt hatten, wurde Zutritt zum Amtssitz des Reichskanzlers gewährt, und während oben mit Fürsprechern der Reichsgewerkschaft verhandelt und abgeschlossen wurde, warteten sie unten auf das Ergebnis dieser Bemühungen,

um danach ihre letzten Entschliefungen einzurichten. Mit vollem Siegesgefühl konnten sie den Kampf abbrechen, den sie geführt haben. Sie haben gesiegt über Staat und Reich, sie haben gesiegt über Volk und Verwaltung, sie haben aber auch gesiegt über das preußisch-deutsche Beamtentum, das wir bisher immer bewundert haben. Von heute an ist es unrettbar hineingerisjen in den Strudel des Parteikampfes. Die Bemühungen, ihm eine gesonderte Rechts- und Berufsstellung im Staatsleben zu sichern, sind gescheitert.“

Und wie steht diese Regierung, die vor den gewissenlosen Saboteuren unseres Wirtschaftslebens kläglich zu Kreuze kroch, vor denen da, die diensttreu bei der Fahne aushielten? Deren Vertreter hatten den Reichskanzler nicht im Zweifel darüber gelassen, daß sie den Streik nur abgelehnt hätten unter der Voraussetzung, daß die Reichsregierung „auf jeden Fall fest bliebe“. Bei einem Nachgeben der Regierung, so ist Herrn Wirth erklärt worden, würde bei der nächsten besten Gelegenheit ein neuer Beamtenstreik inszeniert werden, und die Verbände würden dann keine Möglichkeit haben, ihre Mitglieder von einer Streikbeteiligung wie jetzt abzuhalten. Man wies darauf hin, daß dieses Schwinden der Regierungsautorität bei der gesamten christlichen Arbeiterschaft die gleichen Folgen auslösen würde.

Wir können danach also zuversichtlich erwarten, daß der Beamtenstreik eine dauernde Einrichtung bleiben und das bisherige Streiksystem in wirkungsvoller Weise ergänzen wird. Eine „Revolte“ nannte durchaus treffend der Kanzler die Bewegung — nachdem sie vorbei war. Hätte er nur sein Verhalten so eingerichtet, wie es Aufzührern und namentlich deren Anstiftern gegenüber angebracht ist. Aber freilich, man hatte, wie stets, den Dingen ihren Lauf gelassen, keinerlei Vorbereitungen waren getroffen worden, um dem seit langem sichtbar drohenden Verhängnis zu begegnen, und so kam, was kommen mußte: ein jämmerliches Paktieren mit den „Rebellen“. Welches Vertrauen können wir noch einer auswärtigen Regierung bieten, wenn sich in Deutschland die Staatsautorität selbst da nicht mehr behaupten kann, wo sie von fast der gesamten öffentlichen Meinung und der Volksvertretung gestützt wird?

* * *

Mit diesem erfolgreichen Streik ist die Beamtenschaft in eine Entwicklung hineingeraten, über deren Tragweite sie sich kaum hinreichend klar sein dürfte. Obwohl die Arbeiterschaft dem Streik, durch den sie selbst ja nicht zuletzt empfindlich geschädigt worden ist, mit gemischten Gefühlen zugeschaut hat, ist die sozialistische Presse seitdem eifrig bemüht, die vom sichern Hasen Verirrten mit betörenden Sirenenklängen an ihr paradiesisches Eiland zu locken. Wie sich die Sozialisten den künftigen Werdegang unseres Beamtentums vorstellen, zeigen die folgenden Betrachtungen der unabhängigen „Freiheit“: „Der Streik der Beamtenschaft ist der erste, den die deutsche Arbeiterklasse erlebt. Durch ihn tritt die Beamtenschaft endgültig ein in die Reihen des Proletariats. Gewiß steckt die Bewegung, auf die sich dieser Streik stützte, organisatorisch und taktisch in den ersten Kinderschuhen . . . Aber einst fiel das Wort, daß schon die Gründung des kleinsten Arbeiter-

vereins historisch bedeutsamer sei, als die Schlacht bei Sadowa. Ähnlich zu bewerten ist nach unserer Meinung die Tatsache dieses Streiks der Eisenbahnbeamten. Verstehen es die Beamten, sich die Erfahrungen in jeder Richtung hin zunutze zu machen, werden sie sich vor allem selbst der Bedeutung ihres Streiks bewußt, dann kann diesem Anfang einer tatkräftigen Beamtengewerkschaftsbewegung eine glücklichere Fortsetzung sehr bald folgen. Allerdings ist eine solche Auswertung des Eisenbahnbeamtenstreiks nur dann möglich, wenn sich auch die Beamtenschaft organisatorisch, taktisch und geistig eingliedert in die breite Front der gesamten Gewerkschaftsbewegung.“

Das klingt so lieblich: An meine Brust, du flügelahmer Vogel... Wie es aber in Wirklichkeit mit der brüderlichen Hinneigung des Proletariats zur Beamtenschaft steht, das hat der ehemalige Volksbeauftragte Emil Barth in einer Versammlung der Groß-Berliner Betriebsräte aus der Schule geplaudert. Die wirtschaftlichen und arbeitsrechtlichen Forderungen der Eisenbahner, erklärte er, seien wohl berechtigt, doch könnte er sich die Forderungen der Eisenbahnbeamten zur Erhaltung ihrer aus dem Beamtenrecht herrührenden Rechte nicht zu eigen machen. Die Arbeiterschaft müsse vielmehr die Beseitigung aller Beamtenvorrechte und an deren Stelle die Anstellung nach dem freien Angestelltenvertrag fordern. Vom sozialpolitischen Standpunkt aus liege es im Interesse der Arbeiterschaft, daß die Pensionsberechtigung der Beamten allmählich beseitigt werde.

In diesem offenen Bekenntnis eines Arbeiterführers ist mit dürren Worten ausgedrückt, was im Grunde die gesamte Arbeiterschaft mit wenigen Ausnahmen im Hinblick auf die Beamten denkt und fühlt. Ist sich die Beamtenschaft bewußt, was es heißt, sich in die Gemeinschaft des Volkes zu begeben? Die sozialdemokratische Logik ist, das wird man einräumen müssen, vollkommen stichhaltig. Wenn die Beamten ihr altes Treuverhältnis zum Staat nicht mehr erhalten wissen wollen, wenn sie bewußt darauf ausgehen, sich lediglich interessenpolitisch gegen den Staat einzustellen, in ihm, wie der Proletarier, nichts als den kapitalistischen Arbeitgeber zu erblicken, dann muß man sich folgerichtig fragen, wo eine solche Beamtenschaft, die eigentlich gar keine mehr ist, ein Anrecht auf irgendwelche Privilegien herleiten will? Mit dem Schwinden des Verantwortungsunterschiedes ist auch jede staatliche Bevorrechtung hinfällig. Denn in dem Augenblicke, wo sich der Beamte in einen reinen Angestellten umwandelte, bliebe er ja jede Gegenleistung schuldig. Auf sozialistischer Seite, darüber sollte er sich, wie sehr man ihn jetzt auch umschmeichelt, keinerlei Illusionen hingeben, würden seine Sonderansprüche ganz zweifellos nicht verteidigt werden, und im bürgerlichen Lager müßte man eine Beamtenschaft, die sich in die Kampfreihen des Proletariats stellt, als die denkbar größte innere Gefahr ansehen.

* * *

Das bezeichnende Merkmal sowohl für den Streik der Eisenbahnbeamten wie auch der Berliner städtischen Arbeiter liegt darin, daß schlechterdings jeder triftige Grund fehlt, der ein so unerhört brutales, rücksichtsloses, wahnwitziges Vorgehen

auch nur einigermaßen verständlich machen könnte. Den Berliner städtischen Arbeitern war der berüchtigte Manteltarif, der geradezu einen Freibrief auf die Faulheit darstellt, auf mehrere Monate weiterbewilligt worden. „Zugegeben,“ muß selbst der „Vorwärts“ eingestehen, „daß die Eisenbahnbeamten Erhöhung ihrer Bezüge verdienen, daß sie bei den darüber gelaufenen Verhandlungen nicht immer mit vollem Verständnis behandelt wurden, zugegeben, daß die städtischen Arbeiter drohende Entlassungen vermeiden wollen, daß sie eine Verschlechterung ihres sicher wertvollen vierwöchigen Urlaubs mit Recht befürchten — aber sind das Gründe, so riesengroße, alle Hand- und Kopfarbeiter tief ins alte Elend zurückstoßende kapitalistische Gemeinheiten, daß deswegen Deutschlands Verkehr zerschnitten, Berlins Bevölkerung ohne Gas, Wasser und Elektrizität sein muß?“

Mit großem Tamtam ist seinerzeit von der roten Presse die Zentralisierung der Verwaltung Berlins und die Übernahme der großen Werke und Verkehrseinrichtungen in städtische Regie begrüßt worden. Hurrah — die ersten Sozialisierungen waren vollzogen! Was dabei für das Allgemeinwohl herausgekommen ist, welche unerhörten Zustände sich infolge des erwähnten Manteltarifs in den Verwaltungsbetrieben eingemischt haben, ist erst kürzlich in einer Ausschusssitzung des Magistrats grell beleuchtet worden. In dieser Sitzung wurde unbestritten ausgeführt, daß tatsächlich die Verhältnisse in den städtischen Werken und bei der Straßenbahn so liegen, daß die Bevölkerung einen ganz erheblichen Teil unnützer Lasten trägt, und daß die Werke und die Straßenbahn unter der Herrschaft des (jetzt also verlängerten) Manteltarifs sich mehr und mehr zu einer Versorgungsstätte herausgebildet hatten. Es wurde z. B. seitens der Direktion der Gaswerke eingehend dargelegt, daß seit Monaten mit dem Betriebsrat in der Richtung verhandelt wird, daß überflüssige Kräfte abgestoßen werden können. Die Vertreter der Betriebsräte waren trotz mehrmaliger Befragung nicht imstande, eine positive Antwort darüber zu geben, was sie zu ihrem ablehnenden Standpunkt veranlaßt hat. Ihre Einwendungen wegen schlechterer Kohlen usw. wurden seitens der Direktionen widerlegt, und es wurde festgestellt, daß teilweise die Leistungen des einzelnen Arbeiters an den Ofen auf 50 Prozent, ja auf 35 Prozent der Friedensleistung heruntergegangen wären. Dabei muß noch berücksichtigt werden, daß die Gaswerke Berlins zurzeit nur drei Viertel der Gasproduktion haben wie die, die vor dem Kriege vorhanden war. Trotzdem ist eine außerordentlich erhebliche Steigerung der Belegschaft eingetreten, ganz abgesehen von den durch die Einführung des Achtstundentages notwendigen Erhöhungen.

Mehr und mehr hat sich in einem Teil der Werke die Tatsache herausgebildet, daß nicht der Achtstundentag das Normale ist, sondern der Sechstundentag. Die Krankenzahl ist in den städtischen Betrieben ganz außerordentlich hoch. Sie beträgt über das Doppelte der normalen Berliner Krankenzahlen. Rechnet man noch die durch den früheren Manteltarif gewährten übermäßigen Vorteile bezüglich des Urlaubs hinzu, so ergibt sich, daß unter der Wirkung des alten Manteltarifs und durch die Durchbrechung des Achtstundentags allein bei den Altberliner Gasanstalten, also ohne die Vororte, eine jährliche Mehrausgabe von 40 Millionen entsteht.

Wirtschaft, Horatio! Aber das ist der Sozialismus, wie sie ihn verstehen, und in diesem Sinne ist man bestrebt, den ganzen Staat zum Ausbeutungsobjekt einer bevorzugten Klasse, der Arbeiterschaft, umzumodeln. Derselbe wahnwitzige Egoismus, der keine Rücksichten mehr auf die Allgemeinheit nimmt, spricht aber auch aus dem Verhalten der Eisenbahner. Und das ist ein Symptom, das viel schwerer wiegt, viel trübere Ausblicke eröffnet. Denn die Lokomotivführer, von denen im wesentlichen die Entscheidung, ob Streit oder nicht, abhing, bilden zweifelsohne eine auserlesene Gruppe innerhalb der unteren Beamten. Dieser Gruppe kommt eine ganz andere Bedeutung zu als einer zusammengewürfelten Masse kommunaler Arbeiter. Leuten, denen tagtäglich wertvolles Staatsgut anvertraut ist, die mit dem Hebel zugleich das Leben von Hunderten in der Hand haben, denen sitzt das Verantwortungsgefühl im Fleisch und im Blute. Wenn sie trotzdem ihre Pflicht im Stiche ließen und der wilden Streikparole unlauterer Elemente blindlings folgten, so beweist das, wie zersetzend bereits das marxistische Gift in die edelsten Teile des Volksorganismus vorgedrungen ist. Gewiß war Grund zur Unzufriedenheit vorhanden. Gewiß haben die verschiedenen Regierungen die Beamtenbesoldungsreform in unverantwortlicher Weise verschleppt. Kein Zweifel, daß allein die gleitende Gehaltskala (die allen Arbeitern und Angestellten zu wünschen wäre) die Schwankungen des Wirtschaftslebens für die staatlichen Lohnempfänger einigermaßen ausgleichen könnte. Aber war, um das zu erreichen, wirklich die Anwendung so verwerflicher Mittel notwendig? Dem gerüttelten Maß von Schuld, das die nachrevolutionären Regierungen an dem verhängnisvollen Verlauf der Ereignisse tragen, steht auf der anderen Seite eine nicht minder sträfliche, ja geradezu unsinnige Besoldungspolitik der Beamtenführerschaft gegenüber. Der Deutsche Beamtenbund hat, wie Erich Dombrowski im „Berl. Tageblatt“ feststellt, Anfang Dezember vorigen Jahres Gehaltsforderungen für die unteren Beamtenklassen gestellt, die in ihren Konsequenzen für das Reich, die Länder und die Gemeinden 50 bis 60 Milliarden Mark ausgemacht hätten. Die gesamten neuen Steuervorlagen des Reiches aber erzielen, wenn man von der einmaligen Zwangsanleihe absieht, nur den Betrag von etwa 45 Milliarden Mark. Schon aus der Gegenüberstellung dieser beiden Ziffern geht klar hervor, daß die Regierung beim besten Willen die Forderungen nicht erfüllen konnte. Ebenso töricht ist es von den Eisenbahnbediensteten, wenn sie, den Einflüsterungen der Sozialdemokratie folgend, sich wie ihre Kollegen von unserm Schmerzenskind, der Post, gegen eine vernünftige Auslegung des Achtstundentages wenden, wonach die Arbeitsbereitschaft nicht ohne weiteres der ununterbrochen angestregten Tätigkeit gleichgesetzt werden soll. Würden sie mit ihrem Einspruch gegen das soeben ausgearbeitete Arbeitszeitgesetz (was bei der schwächlichen Haltung der gegenwärtigen Regierung leider wahrscheinlich ist) für die Eisenbahn durchdringen so würde einer rationelleren Arbeitsweise im Eisenbahnbetrieb der Weg verbaut bleiben. Mit anderen Worten, an einen Abbau des Personals wäre nicht zu denken. Im Gegenteil, es müßten noch immer mehr Leute angestellt werden.

Die große Besoldungsreform des vorigen Jahres, die heute, wie gern zugegeben werden soll, zum Teil schon überholt sein mag, ist unbedingt eine bemerkenswerte

anstrengung der Regierung gewesen, die Ansprüche ihrer Beamten zu be-
 edigen. Damals schrieb ein Studienrat in einem deutsch-nationalen Blatte, nun
 esse also die Beamtschaft weiter „am Hungertuche nagen“. Darin lag eine
 zlose Übertreibung, die bezeichnend ist für die geringe Urteilsfähigkeit, die selbst
 höheren geistigen Schichten herrscht. Buchstäblich verhungert sind im nachrevolu-
 tionären Deutschland sicherlich weder Lokomotivführer noch Studienräte, wohl
 er die unglücklichen Altersrentner des Mittelstandes; die aber sinken in all dem
 iften Geschrei nach höherem Lohn, Sold und Gehalt schweigend dahin, Opfer,
 i die sich kaum eine Menschenseele kümmert. Die Beamten sind zu sehr gewohnt,
 n allen Seiten, von Parteipresse, Parlament und Regierung mit vielen schönen
 den umschmeichelt zu werden. Nur so ist es zu erklären, daß in einem angesehenen
 tionalen Blatte ein höherer Beamter allen Ernstes die Forderung aufstellen
 unte, den Beamten müßten, wie es auch sonst um den Staat stehe, Gehälter
 ch Maßgabe der Friedenswährung zugebilligt werden. Solchem gänzlich ungerech-
 tigten, maßlos egoistischen Verlangen gebührt die aller Schärfste Zurückweisung.
 Itsam, daß heute nach drei Jahren in Deutschland noch immer weite Kreise sich
 ht klar zu machen vermögen, daß uns ein Krieg verloren gegangen ist
 d daß wir als die Besiegten ganz unbeschadet der Schuldfrage die Riesenlasten
 es Diktatfriedens zu tragen haben. Damit ist eine Herabsetzung der Lebens-
 stung für die Gesamtheit des Volkes zur Notwendigkeit geworden. Es gibt ja
 ilitlich Volksgenossen genug, die sich diesem Gebot der Stunde zu entziehen wissen.
 er vom Standpunkt der Staatsmoral aus betrachtet — die freilich auch in die
 üche gegangen ist — hat kein Teil des Volkes ein Recht auf ein Leben wie im
 iesen. Auch die Beamtschaft nicht.

* * *

„Wo bleibt eigentlich die Selbsthilfe?“ schrieb ein Leser während der
 reitstage an den Berliner „Westen“. Ja, wo blieb sie? ... „Es ist nirgends
 was davon zu merken gewesen; das gesamte deutsche Volk ließ sich wieder
 mal — natürlich! — von einer kleinen Gruppe terrorisieren. Wie war es denn
 den Spartakistenunruhen, bei den zahlreichen revolutionären Aufständen im
 ich während der letzten Jahre? Immer hatte eine verschwindend kleine Anzahl
 i Leuten die Macht in der Hand, und die breite Masse ließ es sich gefallen,
 rrorisiert, gequält, bedrückt zu werden. Die wenigen, die zur Tat aufriefen,
 den zwar Wohlwollen, aber keine tatkräftige Unterstützung. Genau so scheint
 auch jetzt wieder zu sein.“

In der Tat, so ist es gewesen. Wie aber war es da vor einiger Zeit in
 gland? Dem riesigen Transportarbeiterstreik, der ganz Großbritannien umfaßte,
 id dort keine hilflose und schafsgeduldige Menge gegenüber. Das deutsche
 rrbild der Technischen Nothilfe hatte man dort aufgegriffen und ver-
 llständig, aber in einer solchen Weise vervollständigt, daß binnen kurzem die
 rkehrsbeamten und Arbeiter an ihre Arbeitsstätten zurückkehrten, da sie einsehen
 rten, daß ihr Streik aussichtslos war. Alle Kreise der Bevölkerung stellten
 hhaltslos nicht nur menschliche Kräfte zur Verfügung, sondern auch

materielle. Wer Geld geben konnte, gab Geld, wer Wagenmaterial stellen konnte stellte dieses, und wer der Streikabwehr auf andere Weise dienen konnte, tat ebenfalls. In kürzester Zeit erstreckte sich über England ein Netz von Automobillinien, die den Frachtverkehr und auch die Personenbeförderung der Eisenbahnen übernahmen; binnen kurzem war es auch gelungen, einen erheblichen Teil der Eisenbahnzüge unter Dampf zu setzen.

Ausbau der Technischen Nothilfe — das wäre für eine zielbewußte Regierung das einzige Mittel gewesen, um dem zerrüttenden Streikunwesen, dem schmählischen Treiben der inneren Entente erfolgreich zu begegnen. Aber die Technische Nothilfe besteht ja zu gut 99 Prozent aus Bürgerlichen, und wie kann eine Regierung, die stets mit dem einen Bein, und zwar dem kitzlichsten, im sozialistischen Parteilager steht, eine solche „unsozialistische“ Einrichtung schützen und fördern. Der Kanzler hat wenigstens nach Beendigung des Kampfes den Anstand gehabt, der Technischen Nothilfe, die Heldenhaftes geleistet hat, Dank zu sagen, aber schon der Mehrheitssozialist Wels spie Gift und Galle gegen sie, obwohl sie allein nicht zuletzt den Arbeitervierteln zu Licht, Gas und Wasser verholfen hat.

Nein, der waschechte Regierungssozialist von heute darf beileibe nicht den Wert und die Notwendigkeit der Technischen Nothilfe anerkennen, das hieße ja in der Tat Sebelholmer — wie Schellmuffski sagt — die Regierungsautorität über das Parteinteresse stellen. Was bleibt da anderes übrig, als sich in höchster Bedrängnis von den Nothelfern aus der Patsche ziehen zu lassen, um sie hinterher um so eifriger zu verlästern! Dieses klägliche Sichwinden der sozialistischen Regierungsmitglieder dieses Herumhüpfen vom Einerseits aufs Andreerseits, diese Angst, sich auf dem eigenen Schlipps zu treten, — das alles könnte ergötzlich wirken, wenn es nicht gar zu beschämendes Schauspiel böte. Ein Musterbeispiel solcher Schaukelgesinnung lieferte wenige Wochen vor der großen Streikbewegung der sozialistische sächsische Wirtschaftsminister, Herr Alfred Felisch, in der „Glocke“, in der er sich über Technische Nothilfe folgendermaßen ausließ:

„Die Technische Nothilfe wird so lange ein notwendiges Übel sein, als es die Erziehungs- und Aufklärungsarbeit der politischen und gewerkschaftlichen Arbeiterorganisationen noch nicht gelungen sein wird, der Masse der Arbeiter und Arbeiterinnen die völlig veränderten Pflichtgebote, die der neue parlamentarisch-demokratische Staat jedem einzelnen auferlegt, verständlich zu machen. Nicht immer war deshalb die Technische Nothilfe, wo sie in Funktion trat, eine Einrichtung, die nur dem Großkapital und den Herrschenden nützte. Es sei nur an den Landarbeiterstreik in der Amtshauptmannschaft Leipzig im vergangenen Sommer erinnert, der sich nach langem Zögern (!) und unter vorsichtiger Würdigung und Wahrnehmung der Rechte der Arbeiter das sächsische Wirtschaftsministerium endlich doch entschließen mußte, Technische Nothilfe einzusetzen, wenn nicht eine beachtliche Menge der sächsischen Getreideernte gefährdet oder gar vernichtet werden sollte. Eine Menge, die unersehblich und lediglich deshalb nicht einzuernten gewesen wäre, weil ein einziger Beruf in einem halb wilden Streik um bessere Lohn- und Arbeitsbedingungen rang. Solange sich solche Fälle noch ereignen, wird niemand die Notwendigkeit der Technischen Nothilfe völlig (!) verneinen können.“

Es darf dabei jedoch keineswegs unterlassen werden, darauf hinzuweisen, daß die Technische Nothilfe so wie sie heute beschaffen ist, nicht nur ein notwendiges, sondern ein gefährliches soziales Übel ist (!). Ihre strengste Beobachtung durch Regierung und Arbeiterklasse ist deshalb außerordentlich vonnöten. Wer an entscheidender Stelle sitzt, weiß aus der Erfahrung, in welcher leichtfertiger Weise zuweilen die Einsetzung der Technischen Nothilfe gefordert wird. Es ist gar nicht zu bestreiten, daß manche Unternehmerkreise die Technische Nothilfe auch heute noch als eine Einrichtung betrachten, die dazu bestimmt sein soll, die praktische Ausnutzung des Streikrechts der Arbeiter völlig illusorisch zu machen. . . Begeht eine Behörde etwa doch den Fehler, die Technische Nothilfe in leichtfertiger Weise einzusetzen zu lassen, dann ist diese Institution berechtigterweise dem Haß und der Verachtung der arbeitenden Schichten ausgeliefert. In manchen Orten steht die Technische Nothilfe auch unter einer Leitung, die von der Sucht befallen ist, so oft als möglich in Aktion treten zu können. Dabei sollte die Technische Nothilfe selbst ihren Stolz daran setzen, nur deshalb da zu sein, um möglichst wenig gebraucht zu werden (!).

Solange wir die Technische Nothilfe aber noch, in hoffentlich recht wenigen Einzelfällen, gebrauchen, wird es Pflicht der Reichsregierung sein, mit peinlichster Sorgfalt darüber zu wachen, daß aus dieser staatlichen Institution nicht eine staatliche Armee von Streikbrechern wird. Versuchen wir es deshalb, die Technische Nothilfe so lange objektiv (!) zu beurteilen, als sie nun einmal vorhanden ist; versuchen wir, sie in Gesinnung und Organisation durch den mitbestimmenden Einfluß der Arbeiter zu reformieren, dann werden wir die Notwendigkeit ihrer Existenz nicht unbedingt (!) zu verneinen brauchen, weil wir das kaum können (!), und wir können trotzdem erreichen, daß sie kein Unheil für die Arbeiterklasse anrichtet.“

* *
* *

Eine Einrichtung wie die der Technischen Nothilfe, so meint der oben zitierte Machiavell aus Herrn Scheidemanns Schule, wird um so überflüssiger werden, je mehr sich die Denkweise aller schaffenden Menschen auf den Pflichtkreis und die höchste Verantwortlichkeit des einzelnen im neuen Volksstaate einstellt“. Eine wunderschöne Phrase, nur läßt sie sich schwer in Einklang bringen mit der sozialistischen Praxis, von der uns soeben erst ein Pröbchen beschert worden ist. Verantwortlichkeit? Wer möchte die streikenden Eisenbahner für so einfältig gehalten haben, daß sie nicht gewußt hätten, welchen grimmigen Stoß sie dem Wirtschaftsleben durch ihren Ausstand versetzten? Die täglichen Einnahmen der Eisenbahnen betragen in der letzten Zeit täglich 30 Millionen Mark im Personen- und 160 Millionen Mark im Güterverkehr. Nimmt man den niemals feststellbaren Schaden hinzu, der dem Geschäftsleben durch die völlige Unterbindung des Verkehrs zugefügt worden ist, das Unheil, das durch die Stockung der Kohlenzufuhr, den Ausfall an Lebensmitteln verursacht wurde, dann wird sichtbar, was für Milliardenwerte durch die Frivolität einer kleinen Bevölkerungsgruppe das arme Deutschland eingebüßt hat.

Und die Berliner Arbeiterschaft, was wußte die von „Verantwortlichkeit“ „Den Krieg will man nicht mehr,“ schrieb eine empörte Mutter ihrem Blatt „gegen den Krieg veranstaltet man große Demonstrationen, weil er grausam und brutal ist. Erste Kriegsregel aber war noch immer: Schon die Frauen, die Kinder und Kranken! Den städtischen Arbeitern von Berlin gebührt die Ehre, mit dieser Regel schlichtester Menschlichkeit gebrochen zu haben und dies um ein Nichts, ohne jeden Grund.“ Das Riesenelend, das der Streik verursachte, hat die bürgerliche und proletarische Bevölkerung gleichermaßen betroffen. Aber selbst der Jammer der eigenen Klassengenossen stört die verbrecherischen Hezer nicht, die den Unverstand der Massen ihren dunklen Zwecken nutzbar zu machen wußten. Als der Berliner Oberbürgermeister in herzbewegenden Worten die überstandene Not schilderte und namentlich der verzweifelten Zustände in den Krankenhäusern und Kliniken gedachte, da wurde ihm von der Linken zugebrüllt: „Det interessiert uns nicht!“

„Det“ — also das Leiden der anderen — interessiert diese hartgesottenen Gemütsmenschen nicht. Es ist schwer glaublich, daß die gesamte Streikmannschaft an gleicher Gefühlsverhärtung krankt. Aber sie duldet solche Führer über sich, sie ordnet sich ihnen sklavisch unter und sie macht sich derart mitschuldig an dem Verbrechen, das gegen die Allgemeinheit begangen wird. Man rede uns doch nicht immer ein, die Leute wüßten nicht, was sie täten. Es mag ja sein, wie der „Ber. Lok.-Anz.“ meint, daß die Mehrzahl der Arbeiter wie die Radieschen nur äußerlich und der Schale nach rot seien. Dann aber ist es um so trauriger und jammervoller, daß sie nicht endlich einmal den Mut aufbringen, sich gegen den Terror der Minderheit geschlossen zur Wehr zu setzen. Fehlt denn den ehrlichen Leuten heutzutage jede Zivilkourage und ist die Entschlossenheit des Handelns zu den Lumpen geflüchtet? Herr Müller aus Franken, der, wie sich wohl nur noch sehr wenige Leute erinnern werden, auch einmal Kanzler des Deutschen Reiches war, hat im Reichstage kürzlich behauptet, die deutschen Arbeiter würden den Bürgerkrieg dem Revanchekrieg vorziehen. Wir haben mit der „Kreuzzeitung“ diese Phrase seinerzeit als eine Verleumdung der deutschen Arbeiterschaft empfunden, an deren gutem Kern wir trotz der jüngsten Ereignisse noch immer nicht verzweifeln möchten. Oder sollte wirklich der größte Teil der Arbeiterschaft schon so denken, wie der sächsisch-regierungssozialist, Herr Crispian, der das hehre Bekenntnis ablegte: „Ich kenne kein Vaterland, das sich Deutschland nennt.“



Auf der Warte

Von der Not des Geistes

in diesen Blättern schon mehr als einmal gesprochen worden. Es ist wohl die tiefste Not der Gegenwart. Sie wird in der Einsamkeit duldet; ja, ihr Wesen ist Einsamkeit. Denn wäre Herz mit Herzen, Geist mit Geistern nigmig zur Einheit verbunden, hilfreich, lieend — wir hätten keine geistige Not: wir würden sie gemeinsam lösen.

Mit dir aber, du Einsamer, du Sehnsuchtsvoller, hat noch niemand gesprochen!

Du klopfstest bei diesem an und bei jenem, aber es öffnete niemand; du lasest Bücher und offnungsfrohe Trostworte, und dein Herz sagte dir, daß du bei dem, der dies schrieb, Hilfe finden würdest. Aber wenn du kamst und von deiner Not erzähltest, dann trat in die Besichter der eisige Zug abweisender Höflichkeit; und wenn du dich verbeugtest und in die Augen des Hörers zu blicken trachtetest, dann schlossen sich diese gelangweilt und unvernehmend. Du spürtest nichts von einem innersten Beteiligtsein an dem, was dich bewegte; erstarrend zog sich dein Herz zusammen: qualvoll war es, diese Maske leerer Freundlichkeit vor sich zu haben, noch quälender, zu ihr gesprochen zu haben mit heißem, hoffendem Herzen.

Und so schien es dir eine Zeitlang die rückendste Not, keinen Menschen zu finden! Du sehr suchtest du außer dir, bis du es endlich begreifen lerntest, wie notwendig und wie regenreich dieses Alleinsein war. Ich weiß, daß dir diese Erkenntnis erst aus einer Fülle von Bitterkeit, Verzweiflung, Beschämung, Gut und Abscheu heraus zuteil ward; und es dährte lange Zeit, bevor du die Sehre, die dir so diese Weisheit gab, als Göttin sahest und priesest.

Ein großer Kreis der Intellektuellen, die ein unünftiges Schicksal — nicht immer die eigene

Kraft! — auf eine höhere Lebensstufe stellte, hat in Wahrheit keine Ahnung von der Not des Geistes in den „unteren Klassen“. Oder wo jenen eine solche Ahnung dämmert, ist doch die Vorstellung davon eine falsche; die Notlage wird auf wissenschaftlichem Gebiete, auf dem Gebiete der Formalmildung gesucht, während sie tatsächlich seelischer Art ist. Es gab allerdings eine Zeit, in der jener Mangel besonders herrschend war; ihn zu beseitigen war jedoch das Zeitalter der Mechanisierung gerade gut genug. Jetzt aber diese Arbeit fortzusetzen, ist nicht allein unrichtig, sondern geradezu verderblich, verderblich dort, wo es sich, wie in den meisten Fällen, um zielunsichere Menschen handelt. Zu Unrecht führen unsere Volkshochschulen diesen Titel, der zugleich so kennzeichnend dafür ist, was im allgemeinen unter „Hochschule“ verstanden wird: eine Lehranstalt für tausendfach zersplitterten Wissenstram.

Es steht für mich unzweifelhaft fest, daß sich der deutsche Geist aufs neue in einer Aufwärtsbewegung befindet; wenn aber der Geist emporsteigt, dann ist sein Ziel und Wille die Einheit! Der unglückselige Zustand einer Über-Organisation, einer Über-Mechanisierung, wie er kennzeichnend war für das sogenannte alte Regime, hat es mit sich gebracht, daß jene Kreise, die im Grunde die Anwartschaft auf eine Höherführung der Besten des Volkes besitzen, unfähig dazu sind, zu führen und zu leiten. Wie kann man dort Meistertum erwarten, wo Irrtum zur Lebensauffassung wurde? Es geht nicht an, Einheit gleichzustellen mit Einheitlichkeit; diese ist Organisations-, will sagen: mechanisches Ziel, während jene die Gipfelhöhe darstellt, der die menschliche Seele entgegenstrebt.

Die Seele! Wir suchen Seele, wir suchen Gott — und von da aus die Einheit, die Erlösung aus der schauerlichen modernen Einsamkeit.

Karl Diefel

*

Die Rehrseite dazu

NB. Mit warmer Zustimmung geben wir Karl Diefels voranstehende Betrachtungen in den Druck, können uns aber doch eine kleine Randbemerkung nicht ganz versagen. Wenn da von abweisenden Gesichtern und gelangweilt sich schließenden Augen gesprochen wird, so kann man dies dem Besucher, dessen Herz sich krampft, nachfühlen aus den Jahren eigener Not und Wander-Einsamkeit. Aber es hat denn doch seine Rehrseite. Aus meinem eigenen Erfahrungsbezirk, der doch immerhin verhältnismäßig begrenzt und still bleibt, kann ich erraten, was für unglaubliche Anliegen an ausgefeilt in der Öffentlichkeit wirkende Männer herantreten mögen. Nicht nur, daß wir, selber durch Lebenskampf hindurchgegangen, unsre Kraft und Zeit an unsre Bücher, Briefe, Besucher und private Angelegenheiten verwenden: wir sollen auch gänzlich fremden und fernen Menschen, die vielleicht einmal eins unsrer Bücher gelesen, das Geld etwa zur Anlage eines Hühnerhofes beschaffen; sollen etwa einem blutjungen Seminaristen, der sich zum akademischen Studium berufen glaubt, das Kapital dazu herbeizaubern; sollen einem jungen Lehrer, der seinen Beruf aufgibt und fortan von der Feder leben will, ein Romanmanuskript lesen und unterbringen; sollen schlecht geschriebene Dramen — von Lyrik ganz abgesehen! — begutachten und an Bühnen empfehlen, so daß manchmal ein Stoß solcher Gesuche oder Handschriften auf dem Arbeitstisch lagert . . . Und wenn alsdann noch Tag um Tag drei bis vier Besuche die Arbeitszeit zerbrechen: dann soll der also Zermürbte noch Spannkraft behalten! Auch sein Herz mag sich da manchmal zuschließen wie sein müdes Auge: weil eben Suchende an falscher Türe anpochen und Dinge verlangen, die zu geben wir weder fähig noch berufen sind.

Auch dies ist wahrlich „Not des Geistes“, und ist zugleich Not des Herzens: völlig

nuklos Zeit und Kraft opfern und Hilfe verlangen zu müssen, weil an sich ja begreiflich Ratlosigkeit oder Gedankenlosigkeit — oft auch Mangel an Ehrfurcht vor dem Heiligtum der Arbeitsstätte — sich verlaufen haben. Es ist nicht minder schmerzlich, einen Bittenden einlassen und sich selber gleichsam mit dessen Sorgen innerlich und unnützlich belasten zu müssen, bei der geübten Lebenskunst das Gleichgewicht wieder herzustellen gelungen ist.

Möglich, ja wahrscheinlich, daß die Intellektuellen in der Tat die seelische Not der unteren Klassen nur unvollkommen nachfühlen: mindestens so sicher aber ist, daß sich die Oberen und Unteren noch viel weniger in die Spannungen, Kämpfe, Arbeiten und Lasten der Geistigen emporkühlen können. Dem meisten von uns haben in herben Jugend- und Lehrjahren immerhin jene Stufe durchgemacht und können vieles mitempfinden; nicht aber ist es umgekehrt der Fall. Und so ist die Tragweite und wahre Not in dieser Hinsicht den oberen mehr bei uns als bei den unteren Klassen, aus denen sich immer nur Einzelne mühsam emporringen — wie wir es auch geteilt haben. Denn der Weg zur Gralsburg kostet nun einmal Schweiß und Blut. F. L.

*

O ihr Propheten! . . .

In Kassel, wo schon Bernhard Richter in der okkultistischen Monatschrift „Der 6. Sinn“ wirkt, versucht eine neue „esoterische Rundschau“ unter dem Titel „Arkana“ Freunde zu gewinnen und prophezeit denn gleich in der ersten Nummer recht wacker. Da lesen wir in „Winter-Horoskop für Berlin“ folgendes:

„Am 21. 1. 1922 tritt die Sonne am Äquator in den Wassermann und regt die Kräfte dieses Zeichens an. Er beginnt eine verhältnismäßig bessere Zeit. Eine Reihe günstiger Bestrahlungen folgt bis Mitte Februar. Selbstbeherrschung und organisatorische Tätigkeit gewinnen an Raum.“

O ihr Propheten! Dabei stehen wir ja gerade in diesen Februartagen (Eisenbahnerstreik) in einer der unheilvollsten Streikbewegungen, die Deutschland je erlebt hat! Ja, ja, der „Wassermann“ hat's in sich: selbst die freundlichste

Horoskope des „Karmisch-astrologischen Büros Arthur Moriton“ werden zu Wasser . . .

*

Silberfuchse

Es ging eine Nachricht durch die Presse, daß im kleinen Walsertal eine Farm gegründet worden sei zur Züchtung von Silberfüchsen. Ernährt würden die Füchse mit Kagen, das Stück zu M 50.—

Wozu dienen die Silberfüchse? Zu wissenschaftlichen Zwecken? Nein: zur Gewinnung von Pelzen. Wer kauft heute Silberfuchspelze, das Stück zu 100 000 M? — Um die Füchse zu ernähren, braucht man Kagen. Um die Kagen zu ernähren, braucht man erstens Milch. Ob diese Kagenmilch nicht Kindern entzogen wird? Oder züchtet man Mäuse für sie? Bedingt die Silberfuchsfarm eine Kagenfarm — und die Kagenfarm eine Mäusefarm? . . .

Ist dies das Notwendigste, was wir in unserer furchtbaren Lage und zu unserer Gesundheit brauchen? Sollte es sich hier nicht bloß um eine Gesellschaft zur Gewinnung von Goldfüchsen handeln? Und zur Unterstützung der Eitelkeit übermäßig Reicher?!

Die menschliche Liebe zu allem Getier ist ein Teil unserer Liebes- und Erbsenkräfte. „Bruder Silberfuchs“, würde Franziskus von Assisi sagen, „wie schön bist du in deiner Freiheit. Schwester Kage, du bist meinem Herzen Spiel und meinen Augen Weide.“ — „Wat fürn Weide?“ sagt der Farmer im kleinen Walsertal, „Kagen sind Futter für Silberfüchse; Silberfüchse sind Pelze für Menschen, die ihren Leib damit behängen wollen.“

Ludwig Finckh

Soweit der Dichter Ludwig Finckh. Er mißtraute erst dieser neuesten Errungenschaft des Materialismus. Aber die folgende Antwort bestätigt die Tatsache, und zwar in einer Weise, die bemerkenswert ist:

„Wenn ich auf Ihren Brief antworste, tue ich es nur deshalb, weil ich selbst die Tiere außerordentlich liebe und schließlich abgesehen von allem übrigen, Ihrem Brief doch entnehme, daß das Motiv ein auch von mir sehr begilligtes ist. Ich denke nun aber auch, daß

Sie so liebenswürdig sind und mir folgende Fragen beantworten: 1. Essen Sie nie Fleisch? 2. Tragen Sie nie Schuhe von Leder? Im übrigen kann ich Sie beruhigen. Die Kagen werden den Füchsen nicht lebendig vorgeworfen. Die Kagen werden wie die Füchse in der allerhumansten Art umgebracht. Da ich an mir selbst die Erfahrung gemacht habe, daß das Chloroformieren keine Freude ist, verzichte ich sogar auf die in Amerika durchwegs angewandte Methode und lasse die Tiere in einem Bruchteil von einer Sekunde aus dieser Welt hinausbefördern. Sie können sicher sein, daß meinem tierliebenden Herzen nicht die Silberfüchse leid tun und die Kagen, die ein schönes gesundes Leben haben und einen Tod, um den ich sie herzlich beneide, sondern leid tun mir die Füchse im Freien, die entweder eines Tages angeschossen, langsam zugrunde gehen, oder allmählich altersschwach, sich nicht mehr genügend Nahrung verschaffen können, um schließlich an einer Krankheit langsam hinzusiechen.

Es würde mich freuen, wenn ich Sie damit beruhigen könnte, und wenn Sie dadurch angeregt werden, sich zu überlegen, daß ein Tod, wie er den Silberfüchsen bevorsteht, etwas ist, worum nicht nur jedes Tier, sondern auch jeder Mensch die Füchse nur beneiden kann.

Sollten Sie noch irgendwelche Bedenken haben, so bitte ich Sie, mir dieselben nur mitzuteilen.

Mit ergebenstem Gruß . . .“

— Jeder Zusatz überflüssig!

*

Aus der Jugendbewegung

und verwandtem Drängen nach Aufbau und Siedelung oder neuer Lebensgemeinschaft in unserem zerrissenen Deutschland greifen wir gern von Zeit zu Zeit einen Bericht heraus. Da tagten um die Jahreswende die „Christrevolutionäre“ in Erfurt und Weimar. Hier hat man in engem Rahmen beisammen, was jetzt alles im neudeutschen Menschen gärt. Ein Hauptbeteiligter schreibt darüber dem „Türmer“:

In Erfurt waren wesentlich die Alten beteiligt; da herrschte noch mehr die Theorie, in Weimar dagegen freies programmloses Werden. Dr. Strüdmanns Plan, die Kreise von links durch Aussprache über Marx, Silvio Gesell und Kropotkin in Fühlung und zu gegenseitigem Verstehen zu bringen, kann als gelungen bezeichnet werden. Allerdings: Parteiprogramme und Parteivertreter kamen dabei nicht in Frage. Aber schon die Darlegungen der persönlichen Welten, noch ergänzt durch Bilder von Berthold Otto und R. Chr. Pland, waren für das Drängen des jungen Deutschland reichlich viel Lehrhaftes. Das Ergebnis von Erfurt griff denn auch als gemeinsame Forderung aller Richtungen den Grundbegriff Volksland heraus.

Die angenommene Entschliebung lautete im wesentlichen:

An den Reichskanzler und seine Leute!
„Wir wollen: 1. Volksland, gegeben an die besitzlosen Aufbauwilligen. 2. Geld-Beihilfen aus der produktiven Erwerbslosenunterstützung für die besitzlosen Siedler und Anfänger in Siedlerschulen. 3. Einrichtung von Siedlerschulen. 4. Unterstützung der Siedler-Nothilfe.

Wertgruppen, Arbeitsgemeinschaften und junge Kampfscharen aus den verschiedensten Richtungen kamen in Erfurt am 27. bis 31. Dezember 1921 zu einer Aufbauwoche zusammen. Alle erkannten, daß wir vor dem wirtschaftlichen Bankrott stehen, daß unsere Ernährung von der Gunst des Auslandes abhängig ist. Es steht also dem internationalen Kapital jederzeit frei, den größten Teil des Volkes durch Hunger gefügig zu machen. Jeder Kampf nach außen wird beantwortet mit Hunger, jedes Warten mit Sklaverei. Wir Parteilose sind gewillt, durch Hingabe unserer Arbeitskraft, unseres Besitzes, unseres Wissens, die Ernährungsbasis neu aufzubauen, mit der Jugend uns voll in den Dienst der Zukunft, für die Erziehung zum gemeinschaftlichen Aufbau zu stellen. So betrachten wir auch unsere bisherigen Siedlungen als Volksland. Zur dauernden Sicherung allen Volkslandes fordern wir ein Freiwirtschaftsgesetz, durch welches sofort, späte-

stens vom 1. Januar 1923 ab, ein deutsches Reichsbodenrecht im Sinne des Artikels 155 der Reichsverfassung errichtet wird“.

Einen starken Eindruck machte Heinrich Vogeler, der Worpssweder Maler, der Gründer und Leiter der „Siedlung“ Berkenhoff bei Bremen. Wenn seine Arbeit auf dem Berkenhoff stark angegriffen wurde, so wird dabei verkannt, daß es sich hier nicht um ein Unternehmen auf Gewinn handelt, sondern um eine Leistung ähnlich der Bodelschwings oder noch besser Pestalozzis, da Vogeler mit besonderer Liebe an der neuen „Arbeitschule“ hängt. Man kann sich zu seinen Grundsätzen — Autoritätslosigkeit, Gemeinwirtschaft, Menschheitsgedanke — stellen wie man will, Vogelers starke Liebe zu den Verstoßenen und seine Opferbereitschaft müssen anerkannt werden.

Ein im Gesamtbild der Tagung auffallendes Bild war die Gestalt eines preußischen Offiziers aus dem Kreise Berthold Ottos. Sein mutiges Bekenntnis zur Monarchie und sein Eintreten für Kaiser Wilhelm II. lag nicht im Geiste der Tagung; und doch war uns hier ein prächtiges Beispiel der Synthese altpreußischen Geistes mit der neuen Welt der geld- und zinsfreien Gemeinwirtschaft gegeben. Und schließlich war das gegenseitige Verstehen zwischen ihm und dem Wesen z. B. Vogelers ein ziemlich weitgehendes, da eben anerkannt werden mußte, daß der Geist des römischen Rechts die altgermanische Auffassung von Staat und Königtum in eine unvölkische Bahn gedrängt hatte.

Nicht minder eigenartig wirkte die lebendige Teilnahme eines katholischen Geistlichen in Erfurt, der durch Weitherzigkeit und verständnisvolle Haltung nach allen Richtungen sich die Herzen gewann. Unter seiner Führung erlebten wir auch die weihenolle Welt des herrlichen Doms und des Ursulinerinnen-Klosters mit starken Eindrücken.

Ein wichtiges Ergebnis der Tagung ist wohl die Aussicht, daß die Jugendbewegung durch die Arbeit für gemeinsame Grundforderungen und die Notwendigkeit eines Austausches von Hilfskräften und Erfahrungen in der Siedlungssache zu einem Deutschen Jugendamt kommen kann. Es wäre vielleicht von

großer Bedeutung, wenn aus der weiteren Verfolgung der Forderung „Volksland“ eine Volksabstimmung über die Rückkehr zum altgermanischen Gemeinrecht am Boden oder wenigstens zu der Teilforderung: Siedlungsland muß Volksland werden und bleiben, in die Wege geleitet werden könnte.

Ein starkes Erlebnis war mir und wohl auch anderen die Aufführung der mittelalterlichen Mysterienspiele „Rain und Abel“ und „Fauftulus“, die den Geist der griechischen Bühne und die tiefe Mystik des germanischen Wesens vereinigen und wohl mit berufen sind, dem religiösen Sehnen der Gegenwart Stimmung und Ausdruck zu verleihen. Die Spiele paßten sehr wohl in die Grundstimmung der Weimarer Tage, die mehr und mehr die tieferen Fragen der Gemeinschaftsbildung in den Vordergrund brachten und nach anregenden Ausdrücken über die wirtschaftliche Form der Siedlungsgemeinschaften — ob Privat- oder Gemeinwirtschaft, Freigeld- oder bargeldlose Rechenwirtschaft usw. — schließlich in einem Gedankenaustausch über das Wesen der Gemeinschaft gipfelte. Dabei konnte ich zum Ausdruck bringen, daß das eigentlich Gemeinschaftsbildende weniger in als über den Menschen, in der gemeinsamen Verehrung für die höchsten Geheimnisse liegt, wie wir es besonders stark im Kloster der Ursulinen in Erfurt erlebt hatten, und daß das Wesen des Göttlichen nicht einseitig im Ausbau des Ich, sondern im Erleben des Gemeinmen, im Wir und in der Vollendung des einen im anderen und durch den anderen liegt. Das Auserlebnis des Göttlichen ist darum die wahre Liebe und die echte Ehe.

Dem Grundgedanken der Einheit alles vielgestaltigen Erlebens in der Welt der Erscheinungen gab dann am Schlußabend Johannes Schlaf noch erhebenden Ausdruck durch Vortrag einiger seiner Dichtungen.

Überblickt man das Ganze der Tagung, so ist man freudig und gläubig in die Zukunft zu denken, da die Jugend von einem so starken Aufbauwillen und einem so lebendigen Gemeinschaftssehnen durchglüht ist.

Die Reichhaltigkeit der fünf Tage geht aus der Vortragsliste hervor. Es sprachen: Alfons

Vaquet über „Staatsmännische Aufgaben in Krisenzeiten“ (Ausgleich statt Feindseligkeit und Härte), Hacker (völkische Kommunisten) über „Marx“, Postdirektor Lange über Marx, Proudhon, Silvio Gesell, Ritter über Kropotkin, Helene Frisch über Berthold Otto, Friedrich Schöll über R. Chr. Pland, Dr. Strüchmann über Arbeitswährung, Maaß über Silvio Gesell, Heinrich Vogeler über Siedlung und Arbeitsschule, Dr. Armin Osterrieth über Aufbaufragen, Prof. Lehmann-Hohenberg über Deutsches Recht. Die Sammlung von Unterschriften zur Entschließung hat Hans Albert Förster übernommen. Zuschriften gehen an Karl Naumann, Leipzig, Talstraße 12 B.

Friedrich Schöll

NB. Wir sind durchaus der Meinung, daß die Regierung diesen schöpferischen Trieb der neudeutschen Jugend erkennen, benützen und fördern muß. Zwangswirtschaft und Rationierung sind ein sehr übler Notbehelf, denn das Beste wird ertötet: das Schöpferische im Menschen. Dies aber ist es, was in all diesen Bestrebungen heraus will. Man muß ihm zur Klärung verhelfen. D. L.

„Entschiedene“ Jugend?

In der Doppelnummer 61/62 der „Politischen Rundbriefe“ wird von dem Herausgeber Heinz Klute der Eintritt der „Entschiedenen Jugend“ in die Kommunistische Partei angezeigt. Dazu macht nun der Chronist in der Berliner Wochenschrift „Das Gewissen“ ein paar ausgezeichnete Randbemerkungen:

„Wir hören auf die Jugend in Deutschland überall, wo ihr Herz vernehmlich schlägt. Wir achten auf alle Gegensätze, die in ihr ausgetragen werden, und auf jeden Entschluß, den sie faßt, weil es die ersten Regungen der nächsten Generation sind, mit denen unser Schicksal seine Zeichen setzt. Wir wollen auch daran nicht vorbeigehen, daß die Gruppe der ‚Entschiedenen Jugend‘ sich nunmehr politisch entschied, indem sie sich kommunistisch entschied. Und wir wollen ein Wort dazu sagen. Die Begründung, die der Herausgeber der ‚Poli-

tischen Rundbriefe' dem Schritte der Gruppe gibt, ist ein Dokument der Wandlung. Die 'Entschiedene Jugend' will von der Träumerei weg und zur Wirklichkeit hin. Sie ist schon sehr weit auf diesem Wege. Ihr Manifest, wenn wir es so nennen wollen, rückt ab von allen Illusionen der Revolution. Es spricht von dem 'unpersönlichen, kümmerlich armen Weltgefühl, aus dem Pazifismus und Anarchismus ihre Kräfte ziehen'. Nur eine Illusion ist geblieben, als die letzte, äußerste, höchste: die Scheidung der Menschen in proletarische und nicht proletarische Menschen blieb — und aus ihr sich ergebend die schwärmerische Zuversicht, daß das Proletariat berufen sei, die Menschheit zu erlösen! Die Wirklichkeit ist aber, daß heute in Deutschland nicht nur das Proletariat verknechtet ist, sondern ein ganzes Volk. Davon steht in diesem 'Politischen Rundbrief' nicht ein einziges Wort. Die jungen Menschen, die ihn verfaßten, sind spürbar deutsche Menschen, schon weil sie echte Menschen sind. Aber von Deutschland steht in ihrem Rundbriefe — nicht — ein — Wort! Nur an einer Stelle steht ein merkwürdiges Bekenntnis. 'Wir sind älter geworden,' heißt es dort, 'wir sehen uns in der großen Gemeinschaft Volk'. Diese jungen Menschen werden noch älter werden, und sie werden erkennen, daß kein Proletariat eines Volkes dem Proletariat eines anderen Volkes hilft... Das wollen sie heute noch nicht wahrhaben. Sie glauben an die Macht des Klassenkampfes. Es ist immer schmerzlich, einer Jugend ihre Hoffnung zu nehmen. Aber es muß gesagt werden, daß es die größte aller Verarmungen ist, immer nur im Proletariate eines Volkes zu denken, und nicht in der Größe der ganzen Nation. Das Wort wird hier nicht überzeugen können. Aber vielleicht kann ein Beispiel verdeutlichen, um was es sich handelt. Die Geusen waren Bettler. Und sie waren mehr wert als die Herren im spanischen Spitzenkragen. Aber die Söhne des Adels und des Bürgertums führten die Geusen. Und das Ergebnis war die Freiheit des holländischen Volkes. Wir sind heute alle Geusen in Deutschland. Und keinen anderen Unterschied sollte es

zwischen Deutschen geben, als den, wer führt und wer geführt wird — in gemeinsame Sache."

*

So ist's recht!

Der Verwaltungsbezirk Reinickendorf besitzt noch von der früheren Gemeinde he ein Heim zur Unterbringung vorübergehender Obdachloser. In diesem Heim werden zwei bis drei Dienstmädchen beschäftigt, die ursprünglich nach dem Hausangestelltentarif entlohnt wurden. Der Betriebsrat des Obdachs bestand aber darauf, daß die Dienstmädchen nach dem Gemeindearbeitertarif entlohnt werden. Jedes Dienstmädchen bekommt jetzt jährlich etwa 23 000 Mark Lohn. Das war aber selbst dem Dezernenten, dem unabhängigen Stadtrat Hecht, zuviel. Er ließ sich verklagen, aber der Schlichtungsausschuß Groß-Berlin gab dem Betriebsrat recht, und auch in einer zweiten Klage, auf die es das Bezirksamt ankommen ließ, siegten die anderen. Die Dienstmädchen des Reinickendorfer Obdachs haben freie Station, und diese wird nach dem Gemeindearbeitertarif mit jährlich noch nicht 6000 Mark bewertet. Die Folge dieser Lohnregelung ist, daß die Dienstmädchen neben der freien Station monatlich fast 1500 Mark bar bekommen, also fast genau den selben Betrag, den die Oberschwester des Obdachs monatlich insgesamt an Gehalt empfängt.

Dieser neue Beweis für die Überbewertung mechanischer Hilfskräfte ist ein neuer bezeichnender Beitrag zur sozialistischen Lehre vom „Aufstieg der Tüchtigen“. Wann endlich kommen auch die geistigen Arbeiter an die Reihe?! Von denen verlangt man ja gerade auch von Staats wegen grenzenlos geduldiger und selbstloser Idealismus. Uns ist z. B. ein Fall bekannt, wo man von höheren Lehrern zeit- und kraftraubende Tätigkeit an der Volkshochschule verlangt (neben dem Hauptberuf!), deren Vorstand vorwiegend linksgerichteten Parteien angehört. Für Zeitungsanzeigen und Vorträge der „Genossen“ werden die nötigen Summen aufgebracht, aber

die regelmäßig lehrenden Dozenten haben nach mehrmonatiger Frist noch keinen Pfenning Honorar gesehen und wissen nicht, ob bei der Ebbe in der Kasse ihr Stundenhonorar ausgezahlt werden kann.

Dr. B.

Zweiterlei Märtyrer

Zwei gegensätzliche Notizen lesen wir gleich hintereinander in den Tageszeitungen. Da ist zunächst die eine, sehr ernste Mitteilung: Den durch Bolschewistenhand umgekommene deutschen evangelischen Pfarrer wurde in Riga ein schlichter Gedenkstein gesetzt. Obenan steht die biblische Mahnung: „Gedenket an eure Lehrer.“ Dann folgen 32 Namen von Männern, die „als Märtyrer in den baltischen Ländern während der Zeit der bolschewistischen Schreckensherrschaft und Christenverfolgung 1918/19“ gestorben sind. Der altkirchliche Spruch: „Das Blut der Märtyrer ist die Saat der Kirche“ beschließt die Reihe. Der untere Teil des Steins trägt noch acht weitere Namen von „Konfessoren“, ein Ehrenname, den in der alten Kirche diejenigen Christen bekamen, die sich weder durch Folter noch Verbannung abtrünnig machen lassen; darunter das Christuswort: „Wer beharret bis ans Ende, der wird selig.“ — Das Ganze ein ergreifendes Zeugnis für die Kraft christlichen Glaubens, die sich auch an dem Geschlecht unserer Tage erwährt.

Diese echten Märtyrer sind also durch Bolschewisten, d. h. Kommunisten russischer Prägung, getötet worden. Einige unserer deutschen Kommunisten, die sich in den blutigen Münchener Tagen hervorgetan haben, sitzen im Festungsgefängnis Niederschönfeld. Bekanntlich hat die Linke versucht, diese in Appigkeit schwelgenden Auführer in „Märtyrer“ umzufärben — mit dem Erfolg absoluter Lächerlichkeit. Man höre:

Nach den neuesten Mitteilungen der Justizverwaltung haben von der Arbeiterschaft die Festungsgefangenen vom Dezember 1919 bis September 1921 an Geldhilfe etwa 140 000 Mark erhalten. Am letzten Weihnachten be-

kamen sie viele Pakete im Gesamtgewicht von über 23 Zentner, darunter die feinsten Leckereien, Wein und Rum. Auf Toller allein trafen über 3 Zentner. Zwischen Weihnachten und Neujahr wurde in Niederschönfeld ein Lumpenball veranstaltet. Die Leute liefen vier Tage lang maskiert herum, Toller als Edelknabe. (!) Diese tagelangen ausgelassenen Vergnügungen sind ein vernichtendes Urteil über die fortwährenden Klagen wegen schikanöser Behandlung. Diese Leute können nicht sagen, daß es ihnen schlecht gehe. Gegenüber der vom Abg. Nietisch auf dem Leipziger Parteitag der U.S.P. aufgestellten Behauptung, daß der Kommunist Eisenberger in der Gefangenenanstalt hungern müsse, stellt die Verwaltung fest, daß Eisenberger innerhalb zwei Monaten um 14 Pfund zugenommen hat. Anlässlich solcher vernichtender Widerlegung ging der Verfassungsausschuß mit den bürgerlichen Stimmen zur Tagesordnung über die Angelegenheit über.

Nette „Märtyrer“, nicht wahr?! Nebenbei: daß ein solch vergnügtes Treiben bei Strafgefangenen möglich ist — auch ein Zeichen der Zeit!

*

Schlecht Gewand — ein deutsches Ehrenkleid

Es kommen der Ausländerinnen jetzt wieder viele nach Deutschland. Sechzigtausend Amerikaner sind schon für Oberammergau angemeldet! Man möchte doch so gern den lang gehegten geheimen Wunsch erfüllt wissen, sich diese deutschen Menschen näher anzusehen, die mehr als vier Jahre einer ganzen Welt widerstanden haben.

Haben sich dann diese Ausländerinnen, die uns austausen, ein wenig in Berlin umgetan, so hört man von ihren zarten Lippen den verwunderten Ausdruck: Warum sind diese Männer in Deutschland so schlecht angezogen? Warum tragen sie im Sommer tagsüber und zu ihren Geschäften den Cutaway? Der Geschmack der Deutschen ist sonderbar.

Man könnte als deutscher Mann diese Damen belehren: Die Erklärung ist so einfach, Verehrte! Wir haben nicht das Geld dazu, wir Gebildeten, wir Angehörige der guten Gesellschaft, wir Feldgrauen von draußen, uns ein neues Gewand zu kaufen.

Ihr habt uns zu Fronsklaven eurer Unersättlichen vom Schlage Lloyd Georges und Briands gemacht. Ihr habt unsere Mark so entwertet, daß sie für uns nur eben zulangt, das Dach überm Kopf und das Brot für den Magen zu erschwingen. Für Kleidung bleibt nichts mehr übrig, man sei denn ein Schieber, Wucherer oder so etwas. Wir tragen jetzt unsere letzte Garnitur auf: das Gesellschaftskleid des Abends, den von euch bemängelten Cutaway. Was nachher wird? Man trägt ihn andersherum, und wenn's immer toller wird, nimmt man jene abgelegten Garnituren her, die man in leiser Vorahnung nicht zu den alten Lumpen geworfen, sondern für äußerste Fälle aufbewahrt hat.

Und man trägt sein schäbiges Gewand, peinlich sauber gehalten, mit dem Gleichmut und der lächelnden Überlegenheit des Kulturmenschen, der äußerer Form wohl bedarf, aber durch den inneren Menschen erst das Kleid macht.

All das könnten wir euch sagen, ihr naiven Kritikerinnen. Wir verzichteten darauf. Wir schaffen euch dafür Jahr um Jahr schweigend und eisern entschlossen die Mittel, von denen ihr euch wie eine Fregatte aufstakeln, von denen ihr nach Deutschland reisen und es euch in unseren Hotels, auf unseren Bahnen wohl sein lassen könnt!

Nur wenn von euren Männern einer in sogenannten „Sieger-Übermut“ unserer Armlichkeit am strotzenden Tisch oder in irgendeiner Entente-Bar zu Mädchen, die sich zwar Deutsche nennen müssen und leider nur Deutsch verstehen, zu spotten wagt: dem bleiben wir die Antwort nicht schuldig — auf eine handliche Art, die er von Anno 1914 bis zum Waffenstillstand mehr als ihm lieb kennen gelernt hat.

Hans Schoenfeld

*

Poincaré

Wir glauben zwar nicht, daß sich die Wahrheit bereits Bahn bricht, aber wir tun das Unfere immer wieder, den jetzt abermals ans Ruder gekommenen französischen Staatsmann zu beleuchten. So faßt der Hauptschriftleiter des „Hannov. Couriers“, Dr. Frig. Hartmann, die Erörterung über Poincarés Kriegsschuld dahin zusammen:

Den ersten Fingerzeig gaben bereits die Berichte der belgischen Gesandten, die wir im Brüsseler Archiv fanden. Baron Guillaume in Paris und Baron Beyens in Berlin hatten unablässig auf die Gefahr verwiesen, die Poincaré für den Weltfrieden bedeute. Besonders seitdem er Präsident der Republik geworden. Denn er wollte keine bloße Vertretungstolle spielen wie Fallières, sondern sein eigener, zielbestimmter Außenminister sein.

Sofort ersetzte er in der Petersburger Botschaft den friedfertigen Georges Louis durch den ränkesüchtigen Delcassé. Ebensovienig war es Zufall, daß als russischer Botschafter jetzt Tswolsti nach Paris kam. Das ist der Mann, der sich im August 1914 schmunzelnd die Hände rieb: „Dieser Krieg ist mein Krieg.“ Zwischen Poincaré und ihm entstand ein Tuscheln, Klüngeln und Zetteln hinter verschlossenen Türen, wie es noch nie zwischen Staatsoberhaupt und fremdem Geschäftsträger dagewesen. Bald fand Bethmann Hollweg in Berlin, daß der bisher so ungängliche Jules Cambon plötzlich wie ausgewechselt war. Er wunderte sich, weil er es nicht zu deuten wußte. Heute liegen die Zusammenhänge bloß, dank den Veröffentlichungen gerade aus dem feindlichen Lager.

Gleich nach dem Kriege warf der Franzose Fernand Gouthenoire de Soury in einem Buche die Frage auf: „Poincaré a-t-il voulu la guerre?“ Er bejahte sie glatt; auf Grund eines scharfsinnigen Gefüges von Verdachtsbeweisen. Es folgte der Royalist Ernest Renault und beschuldigte Poincaré, die ganze Ostgrenze von Belfort bis Roubair zu einem Massenfriedhof für anderthalb Millionen Franzosen gemacht zu haben. Alfred Peret nannte dann als die eigentlichen Schuldigen von sei-

ien Landsleuten Poincaré, Millerand, Delcassé. Der serbische Geschäftsträger in Berlin, Dr. Boghitchewitsch, nahm aus seiner letzten Unterredung mit Cambon die Gewißheit mit, daß der Krieg spätestens bei dem Besuche Poincarés in Petersburg beschlossen worden sei. Spätestens! Der Russe Pokrowski, der schon vor fünfzehn Monaten in der „Prawda“ eine Reihe Tswolskischer Berichte ins Licht zog, kam nämlich damals schon zu dem Schluß: „Bereits 1912 war Poincaré edes Zauderns bar.“

Das hat sich als richtig erwiesen. Beweis: die weiteren Berichte Tswolskis, die jetzt von der Räteregierung herausgebracht werden. Sie beseitigen den letzten Zweifel.

Schon 1912 hat Poincaré die Russen mit kurzfristiger Zäbigkeit in den Krieg heken wollen. Frankreich, so versicherte er immer und immer, werde bedenkenlos auf ihre Seite treten. Er ließ Sassonow sagen, das beiderseitige Ansehen verlange ein schärferes Auftreten gegen Österreich. Delcassé mußte eine Vermehrung der russischen Aufmarschwege gegen uns fordern. Die nötigen Millionen bot er in Form von Eisenbahnanleihen. Die Pariser Presse wurde bestochen, damit sie tüchtig mit dem moskowitzischen Säbel rasselte. Die französischen Minister übernahmen selber die Austeilung dieser „Subsidien“.

Diesmal mißlang allerdings der Anschlag doch. Die Nachricht, es werde nicht zum Kriege kommen, hat, wie Tswolski berichtet, „Poincaré und alle französischen Minister in die größte Bestürzung versetzt“. Als aber zwei Jahre später, am 29. Juli 1914, der Botshafter mitteilte, Rußland marschiere, da erwiderte Poincaré, „daß er den Ausbruch des Krieges mit Ungeduld erwarte“.

Auf all dies hat der Bloßgestellte bisher nur die schofle Ausrède gehabt, Tswolski, der tote Tswolski habe geflunkert. Er habe ihm dies alles fälschlich in den Mund gelegt, um die Petersburger Regierung vorwärts zu stoßen. Ich bin sicher, gegen ihn nur eine entschieden riedliche Sprache geführt zu haben.“ Wirklich? Wie kommt es dann, daß Sie, als es zum Klappen kam, genau ebenso handelten, wie der umgeblich lügende Tswolski Sie versprechen ließ?

Ja, die Wahrheit bricht sich Bahn; „machtvoll und unaufhaltbar wie die Lawine“. Schon ist Woodrow Wilson vom Geschick ereilt. Wer Ehre im Leibe hat, geht in weitem Bogen um den Entehrten herum. Als zweiter folgt Raimund Poincaré.

NB. Hierzu lese und verbreite man das sehr wichtige Januarheft der „Süddeutschen Monatshefte“: „Einkreisung?“ Von B. v. Siebert, früher Sekretär der russischen Botschaft in London! Die Echtheit der Tswolski-Briefe will Poincaré bestreiten, aber sie ist unbezweifelbar. Siebert hat sich erboten, sie photographisch zu veröffentlichen. D. L.

*

Ein Ausnahme-Franzose

Es wird sich vielleicht noch ins Klare bringen lassen, daß Poincaré als einer der Hauptschuldigen am Weltkrieg zu betrachten ist — und sein lothringischer Landsmann Maurice Barrès dazu. Man sollte einmal alle die Aufsätze, Vorreden zu Revanche-Romanen und dergleichen zusammenstellen, worin der letztere sein Volk an den Rhein zu heken sucht! Ihm gegenüber ist Paul Reboux in seinem Roman „Les drapeaux“ (deutsch: „Der einzige Weg“, Leipzig, Grethlein) ein scharfer Gegensatz. Man staunt über diese Stimme aus Frankreich, wenn man da Sätze liest wie die folgenden:

„Gestehen wir es nur ein: wir haben die Entwicklung unseres Nachbarstaates Deutschland wenig gefördert. Während ein geschichtliches Gesek, das nicht weniger bindend ist als ein Naturgesek, zur Vereinigung der einzelnen Volksstämme drängte, haben wir Franzosen nur eine Absicht gekannt: Zersplitterung und Schwächung. Durch 50 Jahre hat Ludwig XIV. versucht, Deutschland zu knechten. Turenne hat nach seinem eigenen Ausspruch die Pfalz vernichtet und aufgefressen. Nachdem Napoleon das Land verwüstet, geplündert, ausgefogen, nachdem er ihm ungeheure Kriegsabgaben auferlegt hatte, mutete er ihm ein erniedrigendes Bündnis zu und verwandelte es in ein Heerlager, das dem Sieger dienstpflchtig war. Es ist recht natürlich, daß Deutschland,

besonders unter einer Regierung, die so geneigt war, Reime der Rache austreiben zu lassen, nicht gerade einhellig an Frankreichs brüderliche Gesinnung glaubte. Wir urteilen immer nur von unserem Standpunkt. Wir denken niemals daran, daß die fünf Milliarden die Besetzung, die Wegnahme von Elsaß-Lothringen im Jahre 1871 eine Tat der Vergeltung waren . . .

„Die deutsche Heuchelei ist bei uns genau so ein Dogma wie der Haß gegen Deutschland. Wo hat sich denn ihre Treulosigkeit so deutlich gezeigt? Bei der Erfüllung des Vertrages, den man sie mit dem Revolver an der Schläfe unterzeichnen ließ? Zugegeben. Sie suchen eben auch unter dieser Drohung zu leben. Das ist ihr Recht. Heute schreien unsere Unterhändler, als sollte uns die Haut abgezogen werden. Es ist die Folge ihres Unverstandes. Warum haben sie zuviel verlangt?! Warum haben sie nichts erreicht? Sie haben einen Rachevertrag statt eines Friedensvertrages geschlossen.“ . . .

*

„Deutsches Arm“

Unter diesem wunderlichen Titel hat der wackere Deutschstreiter Ludwig Finckh vor kurzem in den „Leipziger Neuesten Nachrichten“ eine beachtenswerte Betrachtung veröffentlicht, die sicherlich auch die Aufmerksamkeit der Türmerleser finden wird. Wir lassen sie mit einigen den Kern des Ganzen nicht berührenden Kürzungen folgen:

„Was dem Fremden an uns heutigen Deutschen so auffällt, das ist, daß wir nicht deutsch sind. In dem Sinne wie der Engländer englisch, der Amerikaner amerikanisch, der Franzose französisch, der Schweizer schweizerisch ist. Wir sind die einzigen Menschen, die international sein wollen und sich vor allem Fremden tiefinnerlich verbeugen. — So ist es unser Volk gelehrt worden. Und es ist gelehrt worden, nur das wissen, hören und sehen zu wollen, was die Partei erlaubt, der man angehört. Es fällt keiner sozialdemokratischen Zeitung ein, etwas ihren Lesern vorzusetzen, was in einem konservativen Blatt steht, und wenn es tausendmal richtig wäre, und umge-

kehrt, — es wäre denn, um es lächerlich zu machen. Bei uns bekommt jeder Junge mit fünfzehn Jahren eine Brille aufgesetzt, mit roten, blauen, gelben, grünen, schwarzen Gläsern, und die behält er sein Lebenlang. Er sieht dann alles um sich herum ganz anders als die andere, rot, oder blau, oder gelb, oder grün oder schwarz. Wir sind das Volk der Brillen. Die anderen Völker sehen durch ihre Augen — So kommt es, daß jeder von uns nur vor sich hinsieht und vor sich hinredet, nur zu denjenigen, die schon vorher so denken wie er selbst, und es gar nicht mehr nötig haben, ihn zu hören. Die aber, denen es gut wäre, hören ihn nicht.

So sind wir heute einseitiger berichtet, strenger abgeteilt gegeneinander, weniger unterrichtet im Deutschen Reich als damals, als es noch kein Deutsches Reich gab. Deutsches Reich? Es ist ein Deutsches Arm geworden.

Ich würde vorschlagen, den Versuch zu einer Besserung zu machen. Nehmt einmal gute Aufsätze voneinander herüber in eure Zeitungen, tauscht aus, nicht um euch zu verteidigen und über euch herzufallen, sondern um euer darbedendes Volk zu sättigen. Ich würde vorschlagen, einmal alle Brillen auf einen großen Haufen zu werfen und wieder durch eure guten deutschen Augen zu sehen. Und ich würde vorschlagen, es einmal mit einer Nationalsozialdemokratie zu versuchen, die die Internationale bei der großen Probe schlaglich versagt hat. Und ich würde vorschlagen, den Nebenmenschen einmal ernst zu nehmen und ihn nicht bloß aus Rechthaberei auf Korn zu nehmen.

Ich zweifle, ob Ernst Moritz Arndt heute von sozialdemokratischen Blättern gedruckt wird. Und doch könnte es zum gegenseitigen Verständnis sehr wichtig sein, wenn das, was in einem großen Herzen stand, auch in Arbeiterherzen bekannt würde; wenn etwa ein so schönes Sammelbuch wie das ‚Erbe‘ von Tim Klein oder ‚Romantikland‘ von Ludwig Benninghoff auch Lesern, die sonst nur Parteibefehle hören, vorgeseht würde. Sie würden dann merken, daß der Alltag nicht wert ist, so hoch gehalten und gedeutet zu werden, und sie würden, falls sie die Ohren noch dafür

haben, alle stärker, reiner und — glücklicher werden. Denn das Glück kommt nicht von außen her, es ist nicht Geld und gutes Leber; es sitzt im Innern und kann von jedem Menschen gefunden und aus sich herausgeholt werden.“

Dieser geistige Kulturaustausch in der Presse der einzelnen Stände und Schichten ist in der Tat ein Weg zur Überbrückung der jetzt immer schroffer auflaffenden Gegensätze. Ein Hörer meiner Volkshochschulvorlesungen — er ist Angestellter einer großen Möbelfabrik und steht in täglicher Berührung mit der Arbeiterschaft — sagte mir, wie er immer wieder beobachten müsse, daß ein großer Teil der Arbeiterschaft unter dem seelischen Druck eines dumpfen Pessimismus stünde, trotz wohl- auskömmlicher Lohnverhältnisse; wie aber durch Parteiführer und Parteipresse diese seelische Vergiftung und Verbitte- rung, die Bundesgenossen eines nimmer- satten materialistischen Egoismus, immer wie- der genährt würde, so daß eine seelische Be- freiung und Erleuchtung von den idealen Gütern in Kunst und Wissenschaft bei den allerwenigsten möglich sei! Ist solche Fesselung nicht erschütternd?! Ist das der Weg zu Frei- heit und — Freudeigkeit?!

Dr Paul Bülow

*

Aus den Rheinlanden

In der „Deutschen Rundschau“ (Februar- heft) macht ein Rheinländer (R. A. Schmitz) in einem offenen Brief an einen Freund in der welschen Schweiz seinen Ge- fühlen Luft. Sie sind so unzweideutig wie nur möglich:

... „Und nun haben wir sie im eigenen Hause: die Segnungen der französischen Kultur, die Bemühungen der französischen Propaganda! Herr Barthou hat gesagt: ‚Wir wollen nicht annectieren, wir wollen nur un- ere Zivilisation bekanntmachen.‘ Ich versichere Dich, mein lieber Battard, wir sind mit ihr bekannt geworden, wir kennen sie! Wenn der Herr General Mordacq die bescheidene Hoff- rung hegt, wir Rheinländer würden in fünf- zehn Jahren den Unterschied zwischen dem

französischen und preußischen Geist beurteilen können, so möge er es uns nicht verübeln, wenn wir ein wenig respektlos über den hohen Herrn General zu lächeln beginnen, denn so gottverlassen dumm sind wir denn doch noch nicht, daß wir fünfzehn Jahre zu solcher Erkenntnis brauchten; dazu hat uns unser deutscher Geist schon nach zwei Jahren gründlichst verholsten!...

„Ohne Übertreibung: es wird dahin kom- men, daß wir Rheinländer durch die Franzosen selbst auf die Höhe eines entschiedenen Nationalismus geführt werden, den wir in so scharfer Prägung aus Gründen einer sehr rheinischen Skepsis, die in allen Dingen ein Ja und ein Nein verborgen sieht, früher nie- mals erreicht hätten. Und wir werden — fol- gend der geistigen Tendenz unserer Zeit, die nach Osten und nicht nach Westen schaut, die in buddhistischer Plastik schon beinahe stärker ihr Ich wiederfindet als in den Kathedral- figuren Frankreichs und abgestoßen von der bornierten Hysterie französischer Methoden — uns auch vom letzten wenden, was uns bislang an Gütern des Westens noch wertvoll dünkte. Jawohl — und das alles werden die Folgen einer überheblichen Negerpolitik und der blinden Übertrumpfung eines Militarismus sein, gegen den man (war es nicht so?) vor kurzem noch die ganze Welt mobil machte.

„Du warst so lebenswürdig, mich nach der Dominante unserer Gefühle zu fragen; nun wohl, ich will Dir nicht ausweichen: es ist der Ekel! Die französische Nation sei ritterlich und generös — so sagt man, aber uns ekelt, denn wir, wir haben von diesen schönen Tugenden nur die fatale Rehrseite zu sehn be- kommen. Geistige Fäden sind ein fein Ge- spinnt, und wer sie spinnen will, muß guten Willens sein und reine Hände haben. Da beides fehlt, ekelt uns der Hände wie der Gabe, die sie reichen“...

*

Berliner Weihnachtsspielplan

Wie war's denn dies Jahr auf den Ber- liner Bühnen? Wie hat man das deutsche aller Feste, das Geburtsfest des Erlösers, in der Reichshauptstadt gefeiert? Je

nun, das hat uns Paris besorgt. So sah der Spielplan aus:

Kammerspiele: an beiden Feiertagen: „Der Hühnerhof“, von Tristan Bernard.

Kleines Theater: an beiden Feiertagen: „Jaqueline“, von Caivallet und de Flers.

Komödienhaus: an beiden Feiertagen: „Die Fahrt ins Blaue“, von Caivallet, de Flers und Etienne Rey.

Lessingtheater: an beiden Feiertagen: „Die rote Robe“, von Brieux.

Kleines Schauspielhaus: an beiden Feiertagen: „Riki“, von André Picard.

Trianontheater an beiden Feiertagen: „Kümmere dich um Amelie“, von Georges Feydeau.

War denn nicht auch ein sogenannter Deutscher da? Ja doch: der unvermeidliche Wedekind. Ihn spielte die Direktion Holländer an beiden Feiertagen mit „Frühlings Erwachen“. Und sonst noch? Je nun, man spielte an beiden Feiertagen noch zweimal Norweger, dreimal Schweden und dreimal Russen. Und ein Berliner Kritiker faßt den Inhalt dieser Feiertagsstücke dahin zusammen: „Es hat auf fast allen Bühnen sexuelle Häßlichkeiten, schlüpfrige Zweideutigkeiten, gepfefferte Frivolitäten nur so gehagelt“ . . .

*

Arno Holz Nobelpreisträger?

Man liest in den Zeitungen, daß unter deutschen Professoren eine „Bewegung“ im Gange sei, dem Dichter Arno Holz den nächstfälligen Nobelpreis für Literatur zu-

gänglich zu machen. Die Blätter knüpfen Bemerkungen daran: es sei dem wirtschaftlich schlecht gestellten Einspänner diese Zuführung wohl zu gönnen . . .

Zu dieser bedenklichen Notiz kann man sich einiger Fragezeichen nicht enthalten. Merkt man nicht, daß man den Nobelpreis entwertet, wenn man hierbei das Wirtschaftliche in den Vordergrund stellt? Und merkt man nicht, daß man zugleich den Dichter eben dadurch entwertet? Arno Holz ist bekanntlich in der Selbsteinschätzung einer der stolzbewußtesten Schriftsteller der deutschen Gegenwart. Sein Stolz wird sich vermutlich auch jetzt empören, wenn man bereits in stimmungsmachenden Vornotizen der Freude über seine — wirtschaftliche Verbesserung geschmacklos genug Ausdruck gibt.

Eine andere Frage wäre diese: Ist Arno Holz irgendwie geistiger Repräsentant für eine Gruppe der Deutschen, wie man es z. B. bei Eucken sagen konnte? Und wenn man etwa seine Anregungskraft von 1890 nachträglich und mit Recht historisch ehren will: gehört dann nicht der Preis zur Hälfte dem gleichfalls eingeschränkt und wenig erfolgreich schaffenden damaligen Zwillingbruder Johannes Schlaf? Und übrigens, was geistige Gesamtbedeutung betrifft: wäre nicht auch an eine Ricarda Huch zu denken? Haben wir überhaupt Repräsentanten für das ganze Deutschland?

Doch genug! Es ist nicht unsre Aufgabe, den schwedischen Herren ins Handwerk zu pfeuschen.

Ein Jahr lang ohne Preisaufschlag

hat der „Türmer“ gegenüber seinen Beziehern ausgehalten, obgleich gerade während dieser Zeit die allerschlimmsten Verteuerungen in Drucklegung, Versand usw. eingetreten sind. Um nur ein Beispiel anzuführen: Papier kostet jetzt im Vergleich zum Vorjahre nahezu dreimal mehr, was einem siebenunddreißigfachen Friedenspreise entspricht.

Der „Türmer“ kann nun solche Mehrbelastungen länger nicht allein tragen, er ist aber der Zuversicht, der von der Notlage aufgedrängte erhöhte Bezugspreis (vom April an M 25.— für das Vierteljahr) werde die Treue seiner Leser nicht zum Wanken bringen. Das Bewußtsein, einer innerlich reicher machenden Sache zu dienen, wird die Leser am „Türmer“ festhalten lassen, wenn schon mancher unter ihnen sich damit ein Opfer auslegen muß.

Der Türmer-Verlag

Verantwortlicher und Hauptchriftleiter: Prof. Dr. phil. h. e. Friedrich Lienhard. Für den politischen und wirtschaftlichen Teil: Konstantin Schmelzer. Alle Zuschriften, Einsendungen usw. an die Schriftleitung des Türmers. Berlin-Wilmersdorf, Rudolfsstädter Straße 69. Druck und Verlag: Greiner u. Pfeiffer, Stuttgart

Der Türmer

XXIV. Jahrg.

Heft 1

Oktober 1921

Klaviersuite Nr. 7

aus dem „Musikalischen Blumenbüschlein“ (1696)

von

Johann Kaspar Ferdinand Fischer

(Bearb. von H. J. Moser)

Praeludium (ruhige Achtel)

klavier

p

(gut gebunden)

The image displays a musical score for a piano prelude. It consists of two systems of music. The first system shows the beginning of the piece, with a piano (p) dynamic marking and a tempo instruction '(gut gebunden)'. The score is written for piano and right hand, with a treble clef and a bass clef. The key signature is one flat (B-flat), and the time signature is common time (C). The music features a steady eighth-note accompaniment in the left hand and a more melodic line in the right hand. The second system continues the piece, maintaining the same musical texture and dynamics.

Klage (ruhige Viertel)

First system of musical notation for 'Klage'. The piece is in 3/4 time with a key signature of two flats. The first staff (treble clef) begins with a piano (*p*) dynamic and the instruction 'sehr ausdrucksvoll'. The second staff (bass clef) starts with a mezzo-forte (*mf*) dynamic. The system concludes with a piano (*p*) dynamic.

Second system of musical notation. The first staff continues with a mezzo-forte (*mf*) dynamic, and the second staff continues with a forte (*f*) dynamic. The system ends with a piano (*p*) dynamic.

Third system of musical notation, featuring a first and second ending. The first staff has a first ending marked '1.' and a second ending marked '2.'. The second staff has a mezzo-forte (*mf*) dynamic. The system concludes with a forte (*f*) dynamic.

Fourth system of musical notation. The first staff has a forte (*f*) dynamic, and the second staff has a piano (*p*) dynamic. The system ends with a mezzo-forte (*mf*) dynamic.

Fifth system of musical notation. The first staff has a forte (*f*) dynamic, and the second staff has a forte (*f*) dynamic. The system ends with a forte (*f*) dynamic.

Sixth system of musical notation. The first staff has a piano (*p*) dynamic, and the second staff has a mezzo-forte (*mf*) dynamic. The system ends with a mezzo-forte (*mf*) dynamic.

Seventh system of musical notation. The first staff has a forte (*f*) dynamic, and the second staff has a piano (*p*) dynamic. The system concludes with a mezzo-forte (*mf*) dynamic.

Rondo (fließend)

First system of musical notation for 'Rondo'. The piece is in 3/4 time with a key signature of two flats. The first staff (treble clef) begins with a mezzo-forte (*mf*) dynamic and the instruction 'gesangvoll'. The second staff (bass clef) continues with a mezzo-forte (*mf*) dynamic.

First system of musical notation, consisting of two staves. The upper staff contains a melodic line with various rhythmic values and accidentals. The lower staff contains a bass line with chords and single notes. A dynamic marking of *p* (piano) is present in the lower staff.

Second system of musical notation, consisting of two staves. The upper staff continues the melodic line. The lower staff contains a bass line with chords. A dynamic marking of *mf* (mezzo-forte) is present in the lower staff.

Third system of musical notation, consisting of two staves. The upper staff continues the melodic line. The lower staff contains a bass line with chords. Dynamic markings of *p* and *f* (forte) are present in the lower staff.

Fourth system of musical notation, consisting of two staves. The upper staff continues the melodic line. The lower staff contains a bass line with chords. Dynamic markings of *p* and *mf* are present in the lower staff.

Fifth system of musical notation, consisting of two staves. The upper staff continues the melodic line. The lower staff contains a bass line with chords. Dynamic markings of *f* and *mf* are present in the lower staff.

avotte

Sixth system of musical notation, consisting of two staves. The upper staff contains a melodic line with a key signature change to two sharps (F# and C#). The lower staff contains a bass line with chords. A double bar line is present in the lower staff.

Seventh system of musical notation, consisting of two staves. The upper staff continues the melodic line. The lower staff contains a bass line with chords. A double bar line is present in the lower staff.

Eighth system of musical notation, consisting of two staves. The upper staff continues the melodic line. The lower staff contains a bass line with chords. A double bar line is present in the lower staff.

Menuett

First system of musical notation. Treble staff: *f*, *p*, *cresc.*, *f*, *p cresc.*. Bass staff: *f*, *p*, *cresc.*, *f*, *p cresc.*. Includes trills (*tr*) and slurs.

Second system of musical notation. Treble staff: *f*, *f*, *f*, *p*. Bass staff: *f*, *f*, *f*, *p*. Includes first and second endings (1. and 2.) and trills (*tr*).

Third system of musical notation. Treble staff: *f*, *f*, *f*, *f*. Bass staff: *f*, *f*, *f*, *f*. Includes trills (*tr*) and slurs.

Fourth system of musical notation. Treble staff: *f*, *p*, *f*, *p*. Bass staff: *f*, *p*, *f*, *p*. Includes trills (*tr*) and slurs.

Fifth system of musical notation. Treble staff: *f*, *p*, *f*, *p*. Bass staff: *f*, *p*, *f*, *p*. Includes first and second endings (1. and 2.) and the word "Trio" above the staff. Dynamic marking *mf* is present.

(Ende)

Sixth system of musical notation. Treble staff: *f*, *f*, *f*, *f*. Bass staff: *f*, *f*, *f*, *f*. Includes slurs.

Seventh system of musical notation. Treble staff: *pp*, *mf*, *p*. Bass staff: *pp*, *mf*, *p*. Includes slurs.

Eighth system of musical notation. Treble staff: *mf*, *f*. Bass staff: *mf*, *f*. Includes first and second endings (1. and 2.) and slurs.

Menuett von Anfang

Der Türmer

XXIV. Jahrg.

Heft 4

Januar 1922

1. Abschiedsode an Phyllis

Original: Es dur

Gellert

Karl Heinrich Graun, 1741

Gemessen

Besang

1. End = lich muß — ich mich ent = schlie = ßen, dich das leß = te Mal zu
2. Mun = tres E = cho hier im Ta = le, prä = ge doch — zum leß = ten
3. Nun, Ge = lieb = te, laß uns schei = den, le = be wohl, ich muß dich

Klavier

1. küß = sen, weil wir doch, — ge = lieb = tes Kind, — mor = gen schon ge = schie = den
2. Ma = le, willst du mir — noch gün = stig sein, — dir den Na = men Da = mon
3. mei = den, o, wann wird — es doch ge = seh'n, — daß ich dich darf wie = der =

1. find. Heu = te laß — uns Ab = schied neh = men, wär' der Schmerz auch noch so
2. ein, daß dein Mund mit hol = den Tö = nen, wenn mich Phyl = lis laut be =
3. seh'n? Le = be wohl! — Welch ängst = lich Seh = nen, wель ein ban = ger Ab = schieds =

1. scharf; nur daß uns — das ban = ge Grä = men nicht erst mor = gen mar = tern darf.
2. klagt, ihn der so — ge = treu = en Schö = nen zur Er = quik = lung wie = der = sagt.
3. küß, den man un = ter tau = send Trä = nen ge = ben und emp = fan = gen muß.

2. Liebeszauber

Bürger

Original: A dur

Joh. Pet. Abr. Schulz, 1782
Lieder im Volkston

Lebhaft

Gesang

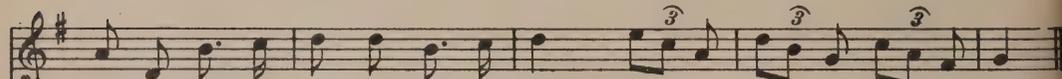
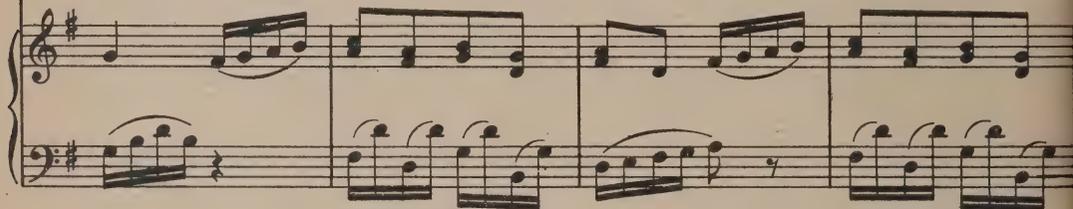


1. Mä = del, schau mir ins Ge = sicht! Schel = men = au = ge, blinz = le
 2. hun = dert Schö = ne si = cher = lich, hun = dert, hun = dert fän = den
 3. Schel = men = au = ge, Schel = men = mund, steh mich an und tu mir's
 4. Sin = nig forsch ich auf und ab, was so ganz mich hin dir

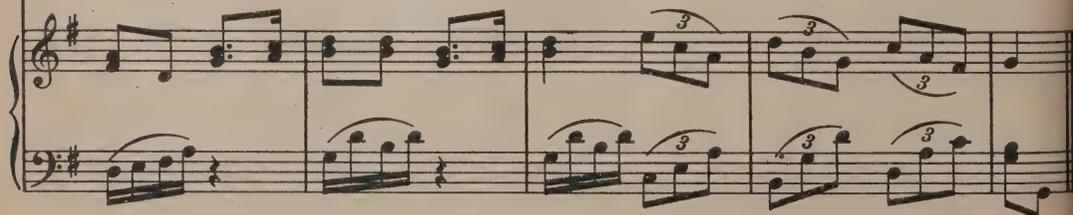
Klavier



1. nicht! Mä = del, mer = ke, was ich sa = ge, gib mir Re = de, wenn ich
 2. steh, die vor Ei = fer wür = den lo = dern, dich auf Schön = heit raus = zu =
 3. kund, he, war = um bist du die Mei = ne, du al = lein und an = ders
 4. gab. ha, durch nichts mich so zu zwin = gen, geht nicht zu mit rech = ten



1. fra = gel hol = la hoch, mir ins Ge = sicht - Schel = men = au = ge, blinz = le nicht!
 2. so = dern. hun = dert Schö = ne fän = den sich, hun = dert steg = ten ü = ber dich.
 3. hei = ne? Sieh mich an und tu mir's kund; Schel = men = au = ge, Schel = men = mund.
 4. Din = gen. Sau = ber = mä = del auf und ab, sprich, wo ist dein Sau = ber = stab?



3. Des alten, lahmen Invaliden Görgel Neujahrswunsch

Claudius

Joh. Ad. Hiller, 1790

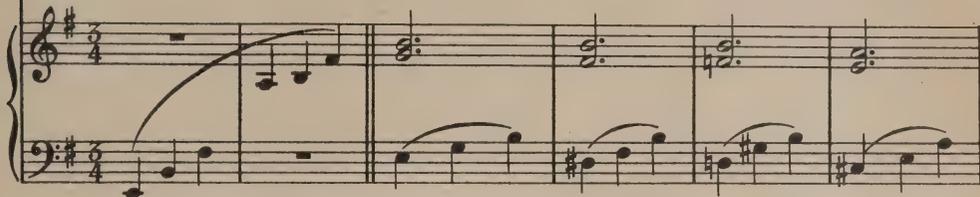
Mühselig

sang

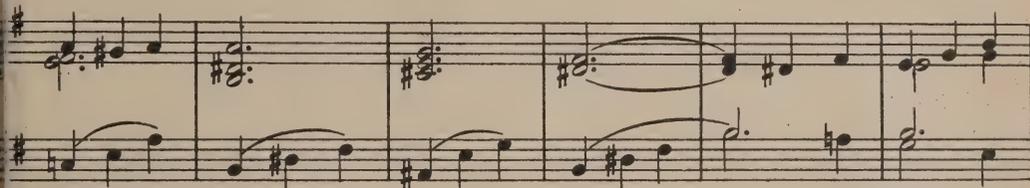


1. Sie ha = ben mich da = zu be = schie = den,
2. Ein fröh = lich Jahr und Wohl = be = ha = gen
3. Und al = len ed = len Men = schen Srie = de
4. Und fühl' in die = sem Au = gen = blik = ke

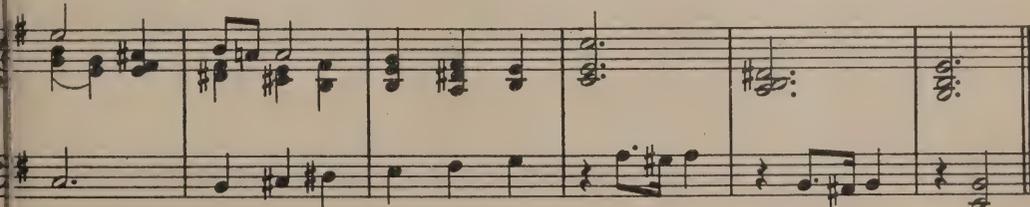
vier



1. so bring' ich's denn auch dar: Im Na = men al = ler
2. dem Für = sten, un = serm Herrn, der noch in un = sern
3. auf ih = rer Jah = res = bahn! ich seg = ne ste in
4. den lah = men Schen = kel nicht, und steh' und schwen = ke



1. In = va = li = den wünsch' ich ein fröh = lich Jahr.
2. al = ten Ta = gen denkt an uns Ar = me gern.
3. mei = nem Lie = de, so = viel ich seg = nen kann.
4. mei = ne Krük = ke, und glüh' im An = ge = sicht.



4. Frühlingsreigen

Original: A dur

Hölty

Fr. Ludw. Seidel, 179

Sehr munter

Gesang

1. Tanz dem schön = nen Mai ent = ge = gen, der in sei = ner Herr = lich
 2. Tanz', o Jüng = ling, tanz', o Schö = ne, die des Mai = en Hauch ver
 3. Schmückt mit Kir = schen = blü = ten = zwei = gen euch den grü = nen Son = ne

1. keit — wie = der = keh = rend Reiz und Se = gen ü = ber Tal und Hü = gel
 2. schön! Men = get Lie = der ins Ge = tö = ne, daß die Mor = gen = glok = ke
 3. hut, — schmückt das Röck = chen, schlingt den Rei = gen! Fröh = lich auf, du jun = ges

1. streut. Sei = ne Macht ver = jüngt und gat = tet al = les, was der grü = ne
 2. tönt, ins Ge = säu = sel jun = ger Blät = ter, und der hol = den Nach = ti
 3. Blut! Bie = nen sum = sen um die Blü = te, und der West = wind schwärmt sich

1. Wald, was der zar = te Halm be = schat = tet und die lau = e Wog' um = wallt.
 2. gall — lie = be = jauch = zen = des Ge = schmet = ter, und er = weckt den Wi = der = hall.
 3. matt, — schwärmt und haucht auf eu = re Hü = te man = ches wei = ße Blü = ten = blatt.

53

U

erma

Die Welt

Monatschrift für
Gemüt und Geist

Begründer: J.E. Freiherr von Grotthuss

Inhalt

Freiherr v. Freytag-Loringhoven: Die Bedeutung aristokratischer Persönlichkeiten in der Gegenwart	377
Anna Schieber: Landrichter Kraak	383
Friedrich Lienhard: Hausbuch	392
Erich Loewe: Was ist deutsche Treue?	399
Ad. Holst: Das katholische Sinkenbüblein	405
Paul Burg: Zwei tausendjährige Städte	406
Leonh. Schrödel: Die Unerlösbarkeit der Masse	407
Sandro Langsdorff: Vom jungen Singen und Suchen	411
Hans Schoenfeld: Warum wird Ödland nicht Neuland?	414
Mannes-Reinheit und Militärstrafgesetzbuch	417
Dr. Hanns Martin Elster: Wilhelm Weigand	419
Dr. Maria Grunewald: Neue Kunst	422
Dr. Roth: Asien und Europa	425
Mathilde v. Leinburg: Die Beerdigung von Johannes Brahms	427
Türmers Tagebuch	430
Auf der Warte	439
Kunstbeilage	

Türmer-Verlag Greiner und Pfeiffer Stuttgart

Vierteljährlich 15 M.

Einzelhefte 5 M. 25 Pf.

Das Examen

Mentor-Repetitorien

ist vielen Schülern u. auch den Eltern eine Quelle beständ. Sorge. Der Schüler ist häufig in einigen Fächern zurückgebl. u. schwebt desh. in Gefahr, nicht bestet zu werden. Hier biet. sich nun in den

wohlfelle Hilfsbücher, die eigens für den Zweck geschaffen sind, schwächere Schüler in ihrem Studium zu unterstützen und ihnen zum Bestehen des Examens zu verhelfen. Auch strebsame junge Leute, besonders solche, die vor Abschluß ihres Studiums oder ihrer beruflichen Ausbildung zum Kriegsdienst eingezogen wurden, finden in den Mentor-Repetitorien eine bewährte Hilfe zur Weiterbildung sowie zur Vorbereitung auf die noch abzuliegenden Prüfungen und das Abiturium.

Für Autodidakten ein willkommenes Fortbildungsmittel.

Mathematik.

1. 24. Rechnen I, II.
10. 25. Arithmetik und Algebra I, II.
36. Diophantische Gleichungen.
39. Lösung der Gleichungen 3. und 4. Grades.
41. Anzins- und Rentenrechnung.
55. Vierstellige Logarithmentafeln u. Rechen tafeln.
56. 57. Niedere Analysis mit besond. Berücksicht. d. unendl. Reihen I, II.
58. 59. Differential- u. Integralrechnung I, II.
7. 7a. Planimetrie I, II.
8. 9. 42. Planimetrische Konstruktionsaufgaben I, II, III.
37. Planimetrische Verwandl.-Aufgab.
38. Planimetrische Teilaufgaben.

48. 49. Analytische Geometrie I, II.
 16. 17. 47. Trigonometrie I, II, III.
 18. 19. Stereometrie I, II.
 50. 51. 52. Geometr. Ornam. I, II, III.
- Deutsch.**
20. Deutsche Literaturgeschichte.
 26. 27. Deutscher Aufsatz I, II.
 34. Deutsche Rechtschreibung.
 35. Deutsche Grammatik.

Fremde Sprachen.

2. 2a. 3. Französisch I, II.
45. Französisch III: Examinatorium in Frage und Antwort.
5. 6. Englisch I, II.
46. Englisch III: Examinatorium in Frage und Antwort.
11. 12. Lateinisch I, II.
13. 14. Griechisch I, II.

- Geschichte.**
15. Geschichtsdaten.
 40. Alte orientalische Geschichte.
 21. Griech. und römische Geschichte.
 22. Geschichte des Mittelalters.
 23. 23a. Geschichte der Neuzeit I, II.
- Geographie.**
4. Astronom.-mathematische, physikalische und politische Geographie.
- Religion.**
43. Religion I: Evangelisch.
 44. Religion II: Katholisch.
- Naturkunde.**
33. 53. 54. Physik I/III.
 28. Organische Chemie.
 29. Anorganische Chemie.
 31. Mineralogie.
 30. Botanik. 32. Zoologie.

Jeder Band M. 9.—. Alle 62 Bände auf einmal statt M. 558.— nur M. 540.—.
 Zu beziehen durch jede Buchhandlung, wo keine am Platze, direkt vom

Mentor-Verlag, Berlin-Schöneberg T 1, Bahnstraße 29/30.

Bücher

von denen man spricht.
 Verlangen Sie kostenlose
 Prospekte von
Verlag Aurora, Dresden-Weinböhla.



Alle Bücher
 liefert Ihnen verpackungsfrei, auf Wunsch g. Raten

Rudolf Zimmer
 Verlags- und Versandbuchhandlung
Stuttgart.

Ein Werk, dem Fr. Bienhard das Geleit gab, liegt in dritter Auflage vor:

Adelheid von Chorn
Zwei Menschenalter
 Erinnerungen u. Briefe aus Weimar und Rom
 Mit 18 Abbildungen auf 16 Taf.
 Dritte Auflage/Gr. Achtelgröße/
 VIII, 414 Seiten in Halbleinen
 42.— M.

Türmer-Verlag in Stuttgart
 (Vretner & Pfeiffer)



Homöopathie und Elektro-Homöopathie

sind die Heilmethoden der Zukunft. Aufklärende und belehrende Schriften versendet kostenfrei die

Engel-Apotheke,
Regensburg 35

Zentralstelle für Homöopathie und Elektro-Homöopathie.



Sieben erschien:

Ideale Nattheit

Naturaufnahm. menschlich. Körperlichkeit
 Band IV 22.— M.
 Früher erschienen und zur Anschaffung empfohlen:

Band I, II, III je 22.— M. portofrei.
 Diese Naturaufnahmen gingen preisgekrönt aus Wettbewerben der Monatschrift für Kunst und Leben, Die Schönheit, hervor. Probebeste dieser seit 17 Jahren erscheinenden Zeitschrift gegen Voreinsendung von 8.— M. auf Postfachkonto 799 Dresden.

Verlag der Schönheit, Dresden A 24 T.

Das altbewährte unentbehrl. Hausmittel



Zu haben in den Apotheken oder direkt beim Hersteller
O. R. Reinh. Jahn, Moura,
 chem. pharmaz. Fabrik.

Gedankenaustausch sucht Türmerleser mit Natur- und Kunstfreund. Briefe erb. unt. T. 88 an die Anzeigen-Verwaltung, Berlin W35, Schöneberger Ufer 38.

Architekt Strumpf

Berlin SW. 29
 Belle-Alliancestr. 32 : : Kurfürst 7492
 Villen, Landhäuser, Eigenheime, Blockhäuser preiswert, solide u. schnell. Vornehmer Innenausbau.
 Silberns Medaille. Erste Preise.



Deutschlands Wiederaufbau oder Untergang?

Das aufklärende Buch ist:

Rathenaus Reparationspolitik

Eine kritische Studie

von

Dr. Reichert

M. d. R.

Dr. Reichert, dessen Vortrag in München im Verein Deutscher Industrieller bedeutendes Aufsehen erregte, schildert in seinem Buche die Entstehung des Reparationsproblems und kritisiert in vornehmer Form, aber mit gründlicher Sachkenntnis das Wiesbadener Abkommen Rathenaus, um danach die notwendigen Aufgaben der deutschen Politik in Gegenwart und Zukunft darzulegen. Das Ziel ist: eine erträgliche Lösung des Reparationsproblems herbeizuführen und damit zum Wiederaufbau der deutschen Wirtschaft beizutragen. — Dr. Reichert ist Abgeordneter eines sächsischen Reichstagswahlkreises.

Geheftet 36 M., in Halbleinenband 50 M.

Durch jede Buchhandlung oder vom Verlag zu beziehen.

AUGUST SCHERL G. m. b. H., BERLIN SW 68

Briefe

Bethel. Der Schluß Ihres Mahnrufs möge hier Platz finden: „Ein eigenes Heim auf eigener Scholle, eine kleine Landwirtschaft, die den Bedarf der Familie an Kartoffeln, Gemüse, Obst, Fleisch, Eiern, Milch für einen kleinen Bruchteil der heute im Handel dafür geforderten Preise liefert, ist das einzige Heilmittel gegen die gegenwärtige Verelendung. Wie seit vielen Jahren immer wiederholt, so rufen wir auch in diesem Jahre — und heute dringender wie je — jedem Familienvater zu: Hilf dir selbst zu einer solchen kleinsten Landwirtschaft! Wie dieses geschehen kann, darüber gibt unsere Geschäftsstelle hier selbst jedem Interessenten gern Auskunft. Bethel bei Bielefeld, im Dezember 1921. Deutscher Verein Arbeiterheim.“

Verschiedene Striker. Wann wird über die deutsche Jugend endlich die Erleuchtung kommen, daß die schwer bedrängte deutsche Volksgemeinschaft jetzt ganz andere Sorgen hat, als sich mit diesen so total belanglosen Herz- und Schmerz- und Liebe-Triebe-Gebichten subjektiver Anfänger zu beschäftigen?! Die allermeisten

dieser Verse sind nicht schlecht noch gut, nicht Fisch noch Fleisch, man kann sie daher nicht „begutachten“, und gar noch „eingehend Wonach man sie dann einpaden, frantieren, auf die Post tragen und zurücksenden soll, nachdem man bereits Strafporto bezahlt hat.“

Lehrer W. Kolbe in Bleicherode. Soweit wir Ihre Zeitschrift „Heimatland“ kennen (z. B. das Heinrich-Heft, das ein Würdigung des Künstlers von Dr. Günter Holstein und eine kleine Selbstbiographie enthält), macht sie einen ausgezeichneten Eindruck. Wir unterzeichnen nicht diese treue Kleinarbeit in einzelnen Landschaften, die so viel Schönes und so viel Wertwüdiges begeben. Möge es Ihnen vergönnt sein, die Zeitschrift (schon 17. Jahrgang) in dieser schweren Zeit durchzubalten!

E. Haub in Spittelstein, Post Ostlau b. Koburg. Sie teilen mit: „Deutschen Dichtern, die wirtschaftlich schwer zu rufen haben, kann ich fürs Frühjahr zu längerem gastfreien Aufenthalt verhelfen (siehe meinen Aufruf im Februarheft des „Lümmers“). Vorkäufig stehen offen: ein Gutshof in Thüringen, ein Landhaus in der Mark, eine Villa in Sachsen. Der Besitz der letzteren ist bereit, zweimal Gastrecht zu gewähren und 6 Reisefosten zu tragen. Wer sich um eine Freistelle bewerben will

Mit ihrem hohen Gehalt an Phosphor, Kalz., Pflanzensäure ist Fluade ein **vorbildliches Nähr- u. Kräftigungsmittel** und von unschätzbarem Werte für alle Stärkungsbedürftige, insbesondere für geistig Abgespannte, Nervöse, Herz- u. Nervenleider, Blutarmer, Schwachen u. kränklichen Kindern u. stillende Mütter. Aezten seit einem Jahrzehnt als wirksamstes, einen kräftigen Körper aufbauendes Nährmittel empfohlen.

Die günstigen Erfolge des tägl. Genusses von 2—3 Tassen Fluade äussern sich schon n. kurzer Zeit in der Zunahme der körperlichen u. geistigen Kräfte. Fluade schmeckt so köstlich wie feinste Schokolade. Von ersten ärztlichen Autoritäten empfohlen.

Kraftspender
Fluade-Nährmittel-Fabrik
Wüstenbrand-Chemnitz.
Ausführliche Literatur
zu Diensten.

Zu Haustrinkkuren



Bei

Gicht, Rheumatismus, Diabetes, Nieren-, Blasen- und Harnleiden, Sodbrennen usw. Bei Diphtherie zur Abwendung von Folgeerscheinungen.

Brunnenschriften durch das Fachinger Zentralbüro, Berlin W. 66, Wilhelmstr. 55.

Man befrage den Hausarzt

Wollen Sie ein gutes Hausmittel haben, so kaufen Sie **Amel**
Amel-Versand Hamburg Amel-Posthof



Spezial-Institute für Augengläser

Leipzigstr. 101—102, Equitable Gebäude
Friedrichstr. 59—60, Ecke Leipzigstr.

Rodenstock's Perpha - Augengläser

punktuell abbildend mit groß. Blickfelde, wirken wohltuend auf die Augen, schützen vor Übermüdung

Augenuntersuchung

zur Bestimmung der richtigen Gläser durch Fachoptiker von 9 bis 7 Uhr

BERLIN

Rosenthalerstr. 45, Nähe Hack. Markt
Joachimthalerstr. 44, Bahnhof Zoo

Preislisten sowie Anleitung u. Fragebogen zur schriftl. Bestellg. unserer Augengläser gratis.

es bald tun. Kurze Mitteilung über bisheriges Schaffen und
 wünsch. Postgeld befügen. Wer das erstmal nicht
 an kann, wird für das nächste Jahr vorgemerkt. Der Edda-
 tag in Rassel will aus meinem Unternehmen eine Bewegung
 fen."

W. v. D. in Dessau. Ihrer warmen Zustimmung zur „Villa
 ta“ fügen Sie die Worte hinzu: „Wie politisch heilsend und pro-
 fisch der frühere Diplomat E. v. Wilberbruch war, beweist auch
 Neujahrsgruß 1909, also kurz vor seinem Tode, in dem der
 bewollte vierte Vers lautet: „Denn dies neue Jahr hat kalte,
 e Augen — Hart wie Schiefal, und das Schiefal spricht: —
 den denen, die zum Leben taugen! — Für den Schwäch-
 paßt das Leben nicht.“ Gruß und Dank!

v. D. in Bin. -Lichterfelde. Durchaus ernst und edel, leider
 zu lang. Hoffentlich finden wir Raum.

H. C. in Berlin. Die Äußerungen des Freiburger Prof.
 torowicz über die Elsaß-Lothringer in den „Baseler Nach-
 en“ sind allerdings standalös. Bismarck habe 1871 Hundert-
 ende von Elsaßern „vom Lande ihrer einmütigen Liebe
 alsfam losgerissen und in die Uniform des Erbfeindes ge-
 t!“ —! Die Elsaß-Lothringer Studentenbünde haben recht,
 n sie diese brandmarken.

ARMONIUM
 d. Königin d. Hausinstrumente
ARMONIUM
 sollte in jed. Hause z. find. sein
ARMONIUM
 m. edl. Orgelt. v. 66—2400 Mk.
ARMONIUM
 auch v. Jederm. oh. Notenkl. 4st. spielb.
 rachtatalog umsonst.
W. Maier, Fulda 167.

5 Tage Probe
 und ohne jede Proben-
 höhung gegen beizum
Teitzahlung
 Musikinstru-
 mente aller Art. Liren,
 Cameras etc. Katalog D'gratis
Walter H. Geritz, Berlin 542
 Postfaci. 524

Musik-Instrumente
 jeder Art kaufen Sie am besten und
 billigsten direkt aus der Fabrik von
Hess Nachf.
 ngenhals 1/2 SNr 93
 Harmonika - Fabrik
 usikinstrument. - Versand
 Vielfach ausgezeichnet
 araturen schnell und billig
 Katalog kostenfrei

Musikinstrumente
 Preisliste Nr. 152 umsonst.
Edmund Paulus
 Markneukirchen
 Nr. 152.
 Welch. Instrum.
 interessiert?

Carl Gottlob Schuster jr.
 Markneukirchen 201
 Jübek. Musikinstr.-Fabrik.
 Man verlange Sonderlisten.

**Ideen, Mittel
 und Wege**

:: zur gelstigen ::
 körperlichen Ge-
 sundung finden
 Sie in unserer
 :: Broschüre ::

**Die neue indische
 „Naturheilweise“**

die kostenlos ver-
 sandt wird durch

**Po-Ho
 Sanitätswerke
 Hamburg 23**

NICHT NUR EINMAL

lesen Sie d. packende Erfolgs- u. Lebens-
BUCH DER MILLION!
 Neln, immer wieder, denn es ist fürs
 Leben! (25000.- Mk. Preisausschreib.!)
 Der billige Preis: Mk. 16.80, ermög-
 licht jedem den Kauf.

Bestellen Sie es heute noch bei
 W. Baumgartner, Verlag, München VII,
 Fach 1/T, Postcheckkto. München 12097.

**Begabte Schrift-
 steller**

erhalten von ersten und verbind-
 ungsreich. Autor Gutachten, Rat
 u. Beistand f. Herausgabe ihr. Werke.
 Kl. Honorar! Rückporto! Näheres durch
 Rudolf Mosse, Leipzig, unter L. F. 8533.

Lehrer Obst's Nerventee

zum Kurzgebrauch b. Nervenkrank-
 heit., Kopfschmerz., Schlaflosigkeit,
 o. besterprobter Wirkung, zugleich
 Arterien-Verkalkung vorbeugend.
 Probe (für 1 Woche) Mk. 4.—
 Monats-Menge Mk. 15.—
 Außerdem bell. erprobt:
 Lehrer Obst's Asthma-, Blasen-,
 Blutreinigungs-, Bleichsuchts-,
 Darm-, Fieber-, Frauen-, Herz-,
 Hals-Hämorrh.-, Lungen-, Leber-,
 Magen-, Nieren-, Rheumatismus-,
 Wassersuchts-Tee u. a. m.
 Genaue Angabe erforderlich.

**R. Obst,
 Hermansdorf-L.**
 bei Breslau.

D. Sch., St. — G. M., J. — G. F. v. M., Th. — H. S., D. —
 J. D., D. — Dr. H. W., Sch., E. — P. W., W. (Maschinenschrift ist
 keine Drucksache). W. R., D. — E. S., P. — W. M., S. — Verbind-
 lichen Dank für die Vorlagen, die leider keine Auswahl ermöglichten.

Bücherbesprechung

**Franz Herwig, Sankt Sebastian vom Wedding (München,
 Kösel).** — Der tüchtige Erzähler hat mit dieser padenden „Legende“
 aus der unmittelbaren Gegenwart besonders in der katholischen
 jüngeren Geistlichkeit Aufsehen erregt. Es ist der Opfergedante,
 der hier fehn und kräftig gestaltet ist. Ein junger Mönch zlebt
 aus dem Kloster nach dem Nordviertel Berlins, in Arbeitertracht,

**TEE
 MARKE
 TEEKANNE**

1866
 S. H. A. G. L. S. S. H. U. T. M. A. R. K. E.

Der Harmonie und Schönheit liebt, trinke den
 unvergleichlichen Tee
 „Marke Teekanne“
 und schmücke fürs lauschige Plaudereck;
 chen Kissen, Decken, Lampenschirm und selbst
 das Teekleid mit den wunderhübschen Sei-
 denmotiven, die Tee
 „Marke Teekanne“
 ihren Verbrauchern spendet

Ganze Büchersammlungen

und einzelne wertvolle Bücher

kauf:

Karl W. Hiersemann, Antiquariat, Leipzig,

Königstraße 29.

und strahlt dabeifelt unter der ärmsten Volkschicht seine bezwingende Leuchtkraft aus, bis er dem Fanatismus der Heher erliegt. Man legt das Buch mit wehmütiger Befinnlichkeit aus der Hand. Wo sind sie, diese modernen Franziskus-Naturen? Wieviel Opferfähigkeit dieser Art steckt in uns selber? Und ist diese — gleichsam primitive — Form des Opfers im heutigen Lebensapparat wirklich die rechte?

Rudolf Borchardts Schriften erscheinen im Verlag Ernst Rowohlt, Berlin: zunächst ein äußerst fesselnder Band Prosa, dann auch einige Dichtungen. „Fesselnd“: sofern hier ein sehr prächtiger Stil, der von Stefan George und Hofmannsthal kommt, an der Arbeit ist. Wie er mit Wundelinger umspringt („Intermezzo“), ist ein doshast übertriebendes Kunststück für sich; ebenso verliegen nach der hymnischen Seite hin ist die Rede (dem bei Borchardt drängt alles ins Mythische und Plastische) über Georges „Siebenten Ring“; bedeutendes Eindringen und Belesen sein befunden die Besprechungen Dantes und der Aletis; dazu noch ein paar herausgemischelte Städte- und Personen-Bilder — alles in

allein: ein bewußter Künstler des Prosawortes, der sich freilich seinem Publikum gegenüber in einem fortwährend gestoppten Spannungszustand befindet. Auf die Dauer wird dies Manier

Ludwig Bäte, Das ewige Vaterland. (Rudolstadt, Scherwenberg 1922.) — Diesen Ludwig Bäte mit seinen ganz allerliebsten „Geschichten und Bildern“ muß man sich merken. Da ist jener herzengewarme Stille eines feineren deutschen Gemütslebens, da wir gerade heute brauchen. Man denkt an den sonnigen Plauderer Max Jungnickel, an den köstlichen Meister Spitzweg. Es ist ein sehr hübsche Mischung von anschaulich und knapp geprägten geschichtlichen Ausschnitten mit neuesten Fabriken und Natur-Eindrücken, liebenswürdig, nicht ermüdend, ausruheksam. Fünf ansprechende Radierungen von Franz Heber, Osnabrück, erhöhen den angenehmen Eindruck des Buches, das wir als Geschenk empfehlen (in Halbleinen 36 M.). Der Verfasser tut wohl daran, an die vielen Schönheiten der deutschen Kleinstadt und des deutschen Innenlebens in so ansprechender Art hinzuweisen.

Briefmarken kauft, da keine Ladenumkosten, Höchstpreis, Hartung, Berlin, Bernburgerstr. 32 I.



6000

auffklärende Schriften gratis, Porto erwünscht, jedoch nicht unbedingt verlangt. Auffklärende Broschüre gegen 2 Mark in Marken oder Papiergeld franko.

Kad-70
Versandgesellschaft
Hamburg 40 + Radioposthof
Kad-70 ist erhältlich in Apotheken, Drogerien, Reform- u. Sanitätgeschäften.

Wappen

in Künstlerisch. Ausführung entwirft u. zeichnet auf echte Haut, verlorenen gegangene Familienwappen sucht auf
F. Denner, Berlin W 30, Golzstraße 19.

Andern überlegen

werden Sie durch meine Fernkurse in Redekunst, Gedächtnislehre und Menschenkenntnis.

Verlangen Sie Prospekt direkt vom Verfasser:
Otto Siemans, Leipzig-Stö. 9.

Browning, Kal. 8, 35
N. 400 Mauser M 580
Jagd Waffen.
Genekeporf, Berlin-Friedenau, Rheinstr. 47.

Die 4 Hausmittel:

Boromenth
gegen jeden Schnupfen.

Stoffwechsel-Tabletten
zur Regelung der Verdauung.

Tophanol-Tabletten
gegen Gicht-Rheuma-Ischias.

Baden-Badener Pastillen
bei Katarrh-Husten-Heiserkeit.
BADAG G. M. B. H. BADEN-BADEN.

In Ihrem Vorteil

liegt es, wenn Sie bei Einkäufen von Waren oder bei Bestellung von Proben und Preislisten besonders bemerken, daß Sie Abonnent von der Monatsschrift „Der Türmer“ sind. Die bei uns inserierenden Firmen bedienen Sie dann sicher gut.



Prospekte kostenlos!
Briefl. Ausk. geg. Rückporto.

Die Wege zu Erfolg und Glück
in allen Lebenslagen bietet das Studium okkult oder astrologischer Literatur
Wodan-Verlag, Leipzig-Gohlis 82
Filiale: Berlin W. 50, Nürnbergerstraße 42.
„Wodania“ Leipzig-Gohlis 82
„Institut u. Wetterwarte“
Berufsberatung und Begabungsprüfung.
Ansbereitung von Krankheitsdiagnosen.
Zuverlässige tägl. Wetter-Prognosen auf Monate u. längere Zeit im voraus.

10 Minuten täglich
Little Puck

und „Le Petit Parisien“

lesen, heisst auf angenehmste Weise Ihre Sprachkenntnisse auffrisch u. erweitern. Einzigartige, neuzeitliche Methode. Leicht verständlich und humorvoll! Probevierteljahr nur Mk. 18. — jede Zeitschrift. — Probeseiten kostenlos.

Gebr. Paustian, Verlag,
Hamburg 62, Alsterdamm 7.
Postscheckkonto: 189 (Hamburg).



Halali ist das Ideal eines Sport-, Jagd- und Touristenhutes.
Halali imponiert d. seine fabelhafte Leichtigkeit als hygienische Kopfbedeckung.
Halali ist der eleganteste und vornehmste Promenaden- und Reisehut.
Nächste Bezugsquellen zu erfragen
„Halali“-Hüte,
Moselsir. 4, Frankfurt a. M. 59.
Nachahm. wird gerichtl. verfolgt.

Für M. 35.—

liefern ich einen kompletten

Photogr.-Apparat

Bildgröße 4 1/2 x 6, m. Platten, Zelluloidpapier, Entwickler, Fixier- u. Tonfixierbad, haarscharfe Bilder garant. Apparate in besserer Ausführung, m. Zeit-u. Momentverschluss, Newtonsucher und Kassette.
4 1/2 x 6 6 x 9 9 x 12

65.— 80.— 95.— M.
Ferner Apparate in all. Grössen und Preisen.

Bei Anfragen erb. Rückporto.
F. E. Hiltmann
Dresden 28, J. I.



Überall und einzig beliebt.
Favoritmodenalbum für Frauen, für Kinder, für Wäsche, für Handarbeiten.

DEUTSCHE VERLEGER

Vor kurzem erschienen

Helmer Key:

Amerikareise

dem Schwedischen übersetzt von Dr. Friedrich Steve
Mit 36 Abbildungen auf 14 Tafeln
Gebunden 125 Mk.

Das Buch muß jeder lesen, der das Amerika von heute kennen lernen will.

Dmitrij Mereškovskij

Der vierzehnte Dezember

Roman

Deutsch von Alexander Eliasberg
Geheftet 42 Mk., gebunden 52 Mk.

Die stärkste dichterische Leistung Mereškovskij's. — Ein geistiges und erregendes Schauspiel, mit unnachahmlicher Meisterschaft wiedergegeben.

Das Reich des Antichrist

Rußland und der Bolschewismus

4. und 5. Jahrgang

Geheftet 32 Mk., gebunden 40 Mk.

Die erste wahrhaft bedeutsame Buch über den Bolschewismus.

Iurij W. Lomonossow

Die Russische Märzrevolution 1917

Autorisierte Übersetzung von Anka Ankerstamm
Kartonierte 17 Mk.

Eine einzigartige Geschichtsquelle ersten Ranges.

Russische Gespenstergeschichten

ausgewählt u. übertragen von Johannes von Guenther
Geheftet 27 Mk., gebunden 35 Mk.

Die stärksten und bedeutendsten Novellen aus dem großen Schatz russischer Gespenstergeschichten.

Frei Masken Verlag München

Heft 1 des XIV. Jahrgangs (1922) ist soeben erschienen.

Der Cicerone

Halbmonatsschrift für

KUNSTLER, KUNSTFREUNDE UND SAMMLER

Herausgegeben von Prof. Dr. GEORG BIERMANN

Vierteljahrspreis:

Ausgabe A ohne Versickerungsergebnisse M. 50.—

Ausgabe B mit Versickerungsergebnissen M. 35.—

Probeheft gegen Einsendung von M. 7.50

Mit dem neuen Jahrgang hat unsere international verbreitete Kunstzeitschrift in Zusammenhang mit einer Vergrößerung des Formats eine wesentlich verbesserte Ausstattung und eine bedeutende Erweiterung ihres Programms erfahren. Die Abbildungen werden jetzt auf besonderen Tafeln dem Text beigeheftet. Eine Fülle von wichtigen, meist noch nie publizierten Werken aus dem Gebiet der älteren und neueren Kunst, des Kunstgewerbes wird in erstklassigen, auch farbigen Wiedergaben veröffentlicht. Demgegenüber wird der Text auf das Wesentliche beschränkt; er gibt Erklärung und Einführung in das gesamte Gebiet der Kunst und versucht, soweit die Aktualität der internationalen Kunstereignisse in Frage steht, gewissenhaft zu registrieren und kritisch zu sichten. Besondere Beilagen bringen nacheinander unter fachmännischer Leitung das Büchersammelwesen, die Graphik als Sammelgebiet und das gesamte Gebiet von Porzellan und Keramik in sich geschlossen zur Darstellung.

Der „Cicerone“ ist das grosse umfassende Sammler- und Kunstorgan für jeden Gebildeten ::

KLINKHARDT & BIERMANN, LEIPZIG

FÜR EINSEGNUNG

LUDWIG RICHTER ALS RADIERER

Von Walther Hoffmann

Mit 51 Bildern in Kupfertiefdruck

Kartonierte M. 30.—, gebunden M. 40.—

Das ist ein Buch geschaffen, das auf Auge und Herz, auf Geist und Gemüt in gleicher Weise erfreulich wirkt und dadurch sich schnell in allen Kreisen des Volkes zu verbreiten dürfte. Das Versenken in die Kunst Ludwigs Richters ist wie ein Ausruhen, ein beschauliches Verweilen auf sonnigen Höhen und in schattigen Gründen, in denen mannigfache Schönheit und die Lieblichkeit das flüchtige Auge fesseln.

GOETHE'S FAUST

Der Tragödie erster Teil

Mit den Zeichnungen des

PETER CORNELIUS

Mit 15 Lichtdrucktafeln

Preis in Halbleder gebunden nach Entwurf

von Prof. G. R. Weiß M. 120.—

Das ist eine der schönsten aller Faust-Ausgaben, die den deutschen die am monumentalsten gemückte, entstanden, zugleich die kostbaren Blätter so vollständig und so vollkommen wie nie zuvor enthaltend.

Verlag von Friedrich Reimer (Ernst Vohsen) A. & G.
Verlag in Berlin SW 48

Die zehn Prinzen

Ein indischer Roman
von Dandin

Vollständig verdeutscht von Johannes Hertel

(„Indische Erzähler“, Band 1 bis 3)

Broschiert, 3 Halbleinbände oder 3 Halblederbände.

Das erste Werk der neuen Sammlung „Indische Erzähler“ (hgb. v. Joh. Hertel) bringt das beste Prosawerk der klassischen und indischen Literatur in einer vollständigen, ästhetisch einwandfreien Übersetzung. Der mit allen Einzelheiten des indischen Lebens vertraute Dichter gibt ein umfassendes getreues Bild des wechselvollen Lebens im „Märchenlande“. Der Roman ist nicht nur ein überragendes Werk indischer Dichtung (durch einen genialen Übersetzer dem deutschen Leser nahegebracht), er ist vielmehr eine Fundgrube für die Kulturgeschichte des indischen Volkes, namentlich seiner höfischen Kreise.

Verlag von H. Haessel, Leipzig



März 1922/1

DEUTSCHE VERLEGER

Dom-Kunstgaben

Herausgegeben

von der freien Lehrervereinigung für Kunstpflege in Berlin

Der Verlag bringt die seinerzeit mit Begeisterung aufgenommenen, aber seit langem vergriffenen Kunstgaben wieder neu heraus, und zwar in wesentlich verbesserter Ausstattung. Jede Veröffentlichung umfaßt jeweils 12 der bedeutendsten Gemälde eines Malers, in Wiedergaben, die dem heutigen Stande der Technik einfarbiger Nachbildung voll entsprechen. Ein kurzer Text gibt eine treffende Charakteristik des Künstlers, geradefornal, wie der Laie zu erfahren wünscht. Die Ausstattung ist dem bleibenden Geschmack größter Einfachheit und schlichter Vornehmheit angepaßt.

Preis jeder Kunstgabe M. 18.—.

Es liegen vor
Mappen über:

Arthur Kampf; Anselm Feuerbach; Wilhelm Trübner; Hans Thoma; Matthias Grünewald; Fritz v. Uhde.

In Vorbereitung sind Hefte von:

Leopold v. Kalckreuth; Adolf Menzel; Wilh. Leibl; Ludwig Knaut; Ph. O. Runge; Hans Baldung (Grien) u. a.

In jeder Buchhandlung zu haben.

DOM-VERLAG, BERLIN SW68

Neuigkeit.

DER GENIUS IM KINDE

Zeichnungen und Malversuche
begabter Kinder.

Zusammengestellt und eingeleitet von
G. F. HARTLAUB

187 Seiten mit 91 Abbildungen. 1922.
Geh. 60 M., in Ganzleinen gebd. 72 M.

Die „Berliner Morgen-Zeitung“, Nr. 287, 15. Dez. 1921, schreibt: „... In dem vorliegenden Buche wird diese Fähigkeit des Kindes, der Genius, die später durch Aufnahme von Bewusstseinsmomenten meistens eine Rückbildung erfährt, einer gründlichen, zergliedernden Untersuchung unterzogen, die in pädagogischen Schlussfolgerungen ihren Höhepunkt findet. Eine Anzahl von Abbildungen, die von Kindern hergestellte Zeichnungen wiedergeben, sind eine ausgezeichnete Illustration zu den Textausführungen über den Genius im Kinde.“

VERLAG FERDINAND HIRT
Breslau, Königsplatz 1

Dieterich'sche Verlagsbuchhdlg. m. b. S. in Leipzig

Soeben erschien:

Schwarzrotgold

Die politische Geschichte des Bürgertums seit 1815

von Robert Riemann

M. 21.—, gebunden M. 30.—

In kurzen, markanten Zügen und geistreicher Form, allgemein verständlich und niemals ermüdend, schildert Riemann das Ringen des Bürgertums um seinen Platz an der Sonne.

Kednerschule

Die Kunst der politischen und wissenschaftlichen Rede vor der Öffentlichkeit

von Robert Riemann

Zweite, verbesserte Auflage

M. 8.—, gebunden M. 12.—

Mit sogenannten populären Schriften „Wie werde ich Kedner?“, von denen aufs Duzend dreizehn gehen, darf A. nicht verglichen werden. Er weiß geschickt fesselnden Stil mit Sachlichkeit und eingehender Erörterung zu vereinen.

„Akademische Rundschau“

Jemela

Eine Geschichte aus alter Zeit
von Heinrich Steinhäusen

Vierzigste Auflage.

In Halbleinen gebunden 25 Mark

„Jemela“, Heinrich Steinhäusens berühmtestes Buch, liegt nunmehr in vierzigster Auflage vor, vom Verlag besonders hübsch ausgestattet. Eine Geschichte voll träumerischer Romantik, durchwogt von Lindenduft, durchklungen vom Brausen des Waldes, vom Sang fahrender Leute, vom ersten Lieb der Mönche, durchglänzt vom Schimmer ritterlichen Prunkes. Die gemütsvolle Kunst eines Dichters spricht zu uns in den Lauten einer Sprache, die ihren Klang alten Chronisten abgelauft hat. Ein liebliches Eiland im unruhigbrauften Meer der Gegenwart.

VERLAG VON J. F. STEINKOPF
IN STUTT GART

DEUTSCHE VERLEGER

den Ehrenpreis der Nietzsche-Stiftung

er alljährlich den drei besten während des abgelaufenen Jahres erschienenen philosophischen Büchern verliehen wird, erhielt für 1921 an erster Stelle

RICHARD MÜLLER-FREIENFELS

Die Philosophie der Individualität

21. In vornehm. Halbleinenbd. Preis M. 60.-

Hochvalutiges Ausland 4.50 fl. holländisch

er haben wir eine höchst geniale und ebenso interessante Theorie des Lebens. *New York, Evening Post* . wahre Meisterschaft in der Gliederung eines äußerst verwickelten Stoffes. *Der Tag*

greift mit kühnem Griff das Kernproblem alles Philosophierens aus der Fülle der Probleme heraus.

Das Deutsche Buch

as Buch liest sich spannend wie ein Roman.

Das Literarische Echo

erade diese Vielseitigkeit aber macht das Buch auch und lebendig. Die künstlerisch gemästerte Sprache, die unbedingte, durch eine Fülle geistvoller Vergleiche und Beispiele gesteigerte Klarheit, macht die Lektüre spannend und schon rein formal zu nem Genuss, während die ständige Beziehung zur Wirklichkeit, zur praktischen Vernunft dem Werke Lebensnähe und erzieherische Wirkungskraft gibt, die der Verfasser mit Recht nicht nur als vernäher mit dem Wesen der Philosophie erachtet, sondern als ihre unerlässliche Bedingung anspricht.

in Ehrgeiz ging dahin, „möglichst so zu schreiben, dass jeder Gebildete das Werk zu lesen vermag.“

elungen ist ihm mehr: Man wird das Werk mit Gewinn lesen.

Sozialistische Monatshefte

Verlag von Felix Meiner in Leipzig ::

Duncker & Humblot München W 12

Vor kurzem erschien:

Friedrich Muckle

Friedrich Nietzsche und der Zusammenbruch der Kultur

8^o. VIII, 353 Seiten

Preis: 60 M., gebunden 75 M.

Inhalt: Die Persönlichkeit — Das Leben als Experiment — Der Wanderer und Abenteuerer — Spieler und Narr — Mephistopheles — Der Kranke, Asket u. Christ — Der Romantiker — Nachmittags-, Abend- und Herbstglück — Der Heilige — Tanz — Titanismus — Apollon — Der Prophet — Die Tragödie — Nietzsche und der deutsche Geist — Chopin

ein Meisterwerk der Einführungskraft und Darstellungskunst! Die Deutung der Persönlichkeit aus dem Geiste der Musik!

„Ein neues, höchst bedeutendes Nietzsche-Buch.“
Hermann Bahr

Humoristische Romane

Neue Auflagen

Wilhelm Boed

Der Kriminalkutter

Eine tolle Seegeschichte / 10.-13. Tausend Gebietet 18.-, in Halbleinen gebunden 30.-
Berliner Tageblatt: Wer noch lachen kann, wird bei der Lektüre dieses Buches, dem Boed den durchaus zutreffenden Untertitel „Eine tolle Seegeschichte“ gegeben hat, Tränen reiner Fröhlichkeit vergießen.

Victor Fleischer

Der Haupttreffer = Michl

Ein heiterer Roman / / 4.-7. Tausend 20.-, in Halbleinen 30.-, in Ganzleinen 38.-
Das literarische Echo: Das ist ein wirklich heiterer Roman. Dem Verfasser strömten heitere Einfälle zu, die Menschen des kleinen Städtchens wirbelt er lustig durcheinander und die Hochstaplergeschichte entbehrt der inneren Glaubhaftigkeit nicht.

Fritz Ganser

Das Rosenhaus

Humoristischer Roman / 9.-13. Tausend 20.-, gebunden 30.-, in Ganzleinen 38.-
Die Welt der Frau und Mutter: Ein gutes, wahrhaft gesundes Buch, in dem es von blühendem Leben duftet. Mit heiterem, frohen Lachen und so lebenswarm ist alles erzählt. Wir können uns keinen besseren Familien-Roman wünschen.

Verlag Fr. Wilh. Grunow, Leipzig

Soeben erschienen:

Kurt Pfister

Die Primitiven Holzschnitte

Mit 45 Wiedergaben der schönsten alten Holzschnitte, davon 10 handgemalt

In Halbleinen geb. M. 75.-

In Ganzleder geb. mit Goldschnitt M. 300.-

Farbige — und zwar handgemalte — Wiedergaben der primitiven Holzschnitte hat es bis jetzt in einer handlichen Ausgabe niemals gegeben. Das ist das Neue an dem vorliegenden Werk.

Die außerordentlichen Werte mittelalterlicher Kunst werden in steigendem Grade Ziel der sehnsüchtigen Liebe unserer Generation. Alles was man heute mit den so häufig ausgesprochenen Worten: Bodenständigkeit, Heimatkunst, nationale Kunst usw. meint, hat in diesen stillen Künstlern des Mittelalters Gestalt gefunden.

Hans Holbein d. J.

Mit 60 Tafeln u. vielen Abbildungen im Text

In Halbleinen geb. M. 35.-

in Ganzleinen geb. M. 45.-

„Das Buch gehört zu den allerbesten Publikationen klassischer Kunst.“

„Pfister's Holbein-Buch ist die beste Arbeit über Holbein, die wir besitzen.“
Monatshefte für Baukunst.

Holbein-Verlag ❖ Possartstraße 14 ❖ München

DEUTSCHE VERLEGER

Die Bücher des Furche-Verlages

Jacob Böhme (1575-1624)

Die hochteure Morie, da der Mensch Gott und sich selber beschauen und zum überinnlichen Leben gelangen mag / Sechs Schriften, darunter das Gebetbüchlein von 1624, mit den Inhaltsangaben von J. G. Dichtel.

Titelbörde, Druckanordn., Einbandzeichn. v. G. H. Schmidt Umfang 198 Seiten. Format 19 : 25 cm. Zwei numer. Ausgaben:

In Halbleinen 90 Mark, in Halbpergament 120 Mark.

Inhalt: Als Einleitung: Ein Brief von Jacob Böhmen an Herrn Caspar Lindern, Zöllner in Heußen 1621 / Die hochteure Morie oder göttlicher Beschaulichkeit, was Mysterium Magnum und wie alles von, durch und in Gott sei, und wie Gott in allen Dingen so nahe sei und alles erfülle. Beschrieben im Jahre 1620 durch Jacob Böhmen / Trostbüchlein von vier Komplexionen, das ist Unterweisung in der Zeit der Anfechtung für ein stets trauriges, angefochtenes Herz, wovon Traurigkeit natürlich urstände und komme, wie die Anfechtung gelte. Weist seinen Trostsprüchen, angefochtenen Herzen und Seelen fast nützlich. Auf Begehren geschrieben in Martio, Anno 1621 durch Jacob Böhmen / Vom überinnlichen Leben. Ist ein Gespräch eines Meisters und Jüngers, wie die Seele möge zu göttlicher Anschauung und Gehör kommen: und was ihre Kindheit in dem natürlichen und übernatürlichen Leben sei; und wie sie aus der Natur in Gott und wieder aus Gott in die Natur der Selbheit einget; auch was ihre Seligkeit und Verderben sei. Beschrieben im Jahre 1622 durch Jacob Böhmen / Eine kurze Andeutung von dem Schlüssel zum Verstand göttlicher Geheimnisse. De poenitentia. 1623 / Gebetbüchlein auf alle Tage in der Wochen. Wie sich der Mensch soll seines Amtes, Standes und Wandels stets verinnern, daretin ihn Gott verordnet hat, und wie er seinen Anfang, Mittel und Ende in alle seinem Tun soll Gott befehlen und stets mit Gott alle seine Werke wirken, gleichwie der Ast des Baumes mit der Kraft der Wurzel seine Zweige gebietet und darauf seine Früchte trägt. Und wie er in allen Anfängen soll aus Gottes Brünlein Kraft schöpfen zu seinem Wirken und seinem Schöpfer für alle Wohlthat danken. Gestellet auf Bitten und Begehren meinen lieben und guten Freunden, ihnen zu täglicher Übung des wahren Christentums in ihrem Hauskirchlein, durch Jacob Böhmen im Jahre 1624.

FURCHE-VERLAG BERLIN

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhdlg., München

Für Konfirmation und Ostern!

Girgensohn: 12 Reden üb. die christl. Religion

Ein Versuch, modernen Menschen die alte Wahrheit zu verkündigen

4. Aufl. 7.—9. Tsd. Geb. M. 32.—

Für denkende Menschen ein Wegweiser in die Tiefe christlicher Weltanschauung.

R. Sailschick: Der Mensch und sein Ziel

Eine Lebensphilosophie ohne Umwege
2. Aufl. (Soeben erschienen) Geb. M. 50.—

„Der Philosoph Sailschick steht mit beiden Füßen im Leben drin. Seine Lebensphilosophie hat Hand und Fuß.“
Aargauer Tagblatt

W. Seb. Schmerl: Kaspar Lederer der Schul

Ein Roman aus der Reformationszeit
Geb. M. 36.—

„Gerade der Jugend sollte ein solches Buch geschentet werden als etwas Positives in der Zerrissenheit unserer Zeit.“
Rhein.-Westf. Ztg.

Wilhelm Matthießen.

In den Werken des Münchner Dichters feiern geistprägende Phantastik und göttlicher Humor ein rauschendes Hochzeitsfest. In Gedankenprägung und in der Unmittelbarkeit des Noch-mie-Dagewesenen findet sich hier vieles, was in der Literatur der letzten hundert Jahre kein Gleiches hat. Wenn etwas die unwiderstehliche Wirkung dieser Dichtungen noch steigern konnte, so sind es die begleitenden Zeichnungen von Bruno Goldschmidt, Robert Engels, A. Paul Weber, wahre Kabinettstücke graphischer Kunst. Es seien hier nur genannt:

Weltdetektiv

James C. W. Plum Kabeuschen.

1. Abenteuer: Der große Meister.

Preis gebunden 6.— M.

2. Abenteuer: Der große Pan.

Gebfctet 4.— M., gebunden 6.— M.

3. Abenteuer: Der verlorene Hund.

Preis gebunden 6.— M.

4. Abenteuer: Das Gespensterschloß.

Gebfctet 10.— M., gebunden 18.— M.

Karl Mays wunderbare Zimmelfahrt

mit Zeichnungen von Fritz Buchholz.

Preis gebunden 6.— M., Velinausgabe 20 M.

Auf diese Preise kommt noch ein Teuerungszuschlag von 25 Prozent.

Erich Matthes, Verlag, Hartenstein i. Erzgebirge

Lebenserinnerungen

von

Wilh. v. Waldeyer-Hart

gebunden Mark 75.—,

in Halbleder Mark 120.—

Die Kritik in Presse und Fachzeitschriften widmet dem Buch des bekannten Anatomen rückhaltlos anerkennende, eingehende Würdigungen, die es **Kußmauls berühmtem Werk** an die Seite stellen. Waldeyer erzählt warm und in gemütlichem Ton sein Leben, das reich an Erfolgen, an Erfahrungen und Freuden ist. Das vornehm ausgestattete Buch gehört in die Bibliothek jedes Arztes, ja jedes Gebildeten.

Friedrich Cohen in Bonn

DEUTSCHE VERLEGER

Karl Hesselbacher
Am unsichtbaren Goldfaden

Erzählungen. Gebunden 28 Mark.

Die große Gemeinde des Dichters wird an diesen tief
führenden und literarisch wertvollen Erzählungen großen
inneren Gewinn haben.

Emma Müllenhoff
Lichtträger

Erzählung. Gebunden 15 Mark.

Diese ernste und gehaltvolle Erzählung wird viel Licht
und Freude in unserer lichtlosen und freudearmen Zeit
verbreiten helfen.

Monika Hunnius
Mein Onkel Hermann

Mit Geleitwort von Hermann Hesse.

2. Auflage. Geb. 15 Mark.

Dieses entzückende Buch über Hermann Hesses Großvater
wird Allgemeinut des deutschen Hauses werden, wie
es die Jugenderinnerungen Kugelgens geworden sind.

Briefwechsel
zwischen Hermann Oeser und
Dora Schlatter

3. Auflage. Geb. 22 Mark.

Ein Buch für feinsinnige, gebildete Frauen, dem wir nicht
etwas Ebenbürtiges an die Seite zu stellen wüßten."

Verlag Eugen Salzer in Heilbronn

G. Hirth's Verlag, München

Neuheiten für Bücher-Sammler:

Jean de Lafontaine
Ergöbliche Geschichten

Mit 12 Wiedergaben nach den schönen und seltenen
Kupfern von Charles Eisen und dem Abriss einer
Lebensbeschreibung Lafontaines.

Auf holzfreiem Papier u. in Künstlereinband Preis 50 M.
numer. Ausgabe auf Wütten u. in Halbleder Preis 125 M.

Lafontaines Geschichten waren das Ergöhen seiner Zeitgenossen
und die Freude der Jahrhunderte. Sie machten seinen Namen
unsterblich und reichten ihn unter die Großen der Weltliteratur.

Margarete von Navarra
Liebesgeschichten

Mit 16 originalgetreuen Nachbildungen der Kupfer
von Sigismund von Freudenberg.

Auf holzfreiem Papier und in Halbleinen Preis 50 M.
numer. Ausgabe auf Wütten u. in Halbleder Preis 125 M.

Feiterkeit und Sinnesfreude der Renaissance verdrängt sich
in diesen geistvollen und anmutigen Geschichten zu künst-
lerischer Form. Königlich, wie in ihren Taten, bleibt sie
in ihren Worten, aber nichtsdestoweniger ist sie das Kind
einer frivolen und sittenfreien Zeit, die sie in unbekümmerte
Wahrhaftigkeit schildert.

Zu beziehen durch die Buchhandlungen
oder unmittelbar vom Verlag.

Neue erfolgreiche Romane:

Helene Christaller
Verborgenheit

10.—12. Tausend. Halbleinenbd. M. 34.—,
Ganzleinenbd. M. 40.—.

Deutsche Allgem. Zeitung, Berlin: "... Ein stark empfundenes
Buch von edler Geistesart."

Kölnische Volks-Zeitung: "... Reizend in der unterhaltenden
Form und voll eindringlicher Aufmunterung zur Selbsteinkehr.
Ein Feiertagsbuch."

Ludwig Diehl
Guso

Der Roman z. deutschen Seelenmenschen.
16.—18. Tausend. Halbleinenbd. M. 38.—,
Ganzleinenbd. M. 45.—.

Frankfurter Zeitung: "... Das Buch zieht einen Höhenweg,
an dessen Ziel die unendliche Seele barrt."

Weser-Zeitung, Bremen: "... Ein Buch reiner, tiefer Er-
bauung für jedermann."

Verlag Strecker & Schröder, Stuttgart

VERLAG

FRANZ HANFSTAENGL, MÜNCHEN

BIOS
DIE GESETZE
DER WELT
VON **RAOUL H. FRANCÉ**

Zwei Bände mit 239 Abbildungen

In Halbleinen 180 M.

In Ganzleinen 200 M.

Francé gibt in diesen zwei reich illustrierten
Bänden sein Lebenswerk, eine Zusammenfas-
sung alles dessen, was er sich in dreissigjährigem
Forschen und Wirken erarbeitet hat. — Das Buch
ist das Gipfelwerk seines reichen Forscherlebens.

:: Prospekt mit Probepildern kostenlos ::

DEUTSCHE VERLEGER

Anna Hilaria von Eckhel

Nanni Gschafflhuber

Ein Wiener Roman
Der Brandlmayerischen Familien-
chronik nacherzählt

6.—10. Auflage. Gebunden M. 28.—

*

Zwischen Wellen und Steinen

Novellen. 1.—6. Auflage. Geb. M. 18.—

*

Unter dem Hammer der Zeit

Gedichte. Gebunden M. 10.—

... Der sich uns offenbarenden edlen Frauenseele wird keiner seine vollste Zustimmung versagen dürfen, es wäre denn, daß er den Sinn für die freundlichen Seiten dieser Welt schon gänzlich verloren und sich grollend in die Klause seines eigenen Ich zurückgezogen hat...

Deutsche Tagespost, Hermannstadt

... Nord und Süd sind in ihrer Seele zusammengelüht, und ihre Sinne sogen ein Bergsonnenschein und Atem vom Meer. Und alles glüht und rauscht...

Freiburger Tageblatt

Bergstadtverlag in Breslau I

Zweierfolgreiche Büchervon

EMIL FELDEN

Rönigskinder

Briefe aus schwerer Trennungszeit einer Ehe
Geb. M. 24.—, gebd. M. 36.— fein in Halbleber M. 50.—

Erschütternde, trotzdem erhebende Bekenntnisse
zweier voneinander getrennter Ehegatten. Eine
der meistgelesenen Bücher unserer Tage.

Sieghafte Menschen

Geb. M. 24.—, gebd. M. 36.—, fein in Halbleber M. 50.—

Ein Hochgesang auf das unendlich liebende Weib
Es sind prächtige Menschen, die nach dem Höchsten
streben, aber vom Schicksal an Abgründen entlan-
geführt werden, in die sie nur deshalb nicht stürzen
weil sie die Kraft haben, sich selbst zu überwinde-

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Oldenburg & Co., Verla

Berlin SW 48.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.
Stuttgart und Berlin

Die Aera Bülow

Eine historisch-politische Studie
von

Johannes Haller

Professor an der Universität Tübingen

1.—5. Tausend

In Halbleinenband M. 40.—

Endlich erfährt hier die Öffentlichkeit,
wie Deutschland in den zwölf Jahren
der Aera Bülow regiert wurde, und zum
ersten Male tritt die dunkle Gestalt
Hofsteins, der unter dem vierten Kanz-
ler im Auswärtigen Amte verhängnis-
voll einflussreichsten Persönlichkeit, in
das helle Licht der historischen Kritik.

Soeben erschien:

Der Wanderer

Ein politischer Skizzenblock

von

Fritz Buschmann

12°, 160 Seiten :: Steif geheftet 16 M

Was soll diese Schrift

Deutsch reden! Jedem Manne ins Gewissen reden! V
Zeitenspiegel will sie sein. „Der Wanderer“, der das deut
Land durchzieht, sieht und beobachtet gar viel. Seine Eindr
und Rückstrahlungen will er wiedergeben. Der Verfasser
weit davon entfernt, Parteipolitik zu treiben. Deutsch u
der „Wanderer“ sein. In unterhaltender, volkstümlicher P
oft verbunden mit dichterisch geschauten Naturbilde
sucht der „Wanderer“ das nationale Gefühl, das Bestreb
aus dem Elend dieser Zeit herauszukommen, zu weck

Türmer-Verlag in Stuttgart

DEUTSCHE VERLEGER



Bücher, die man liebgewinnt!

Wilhelm Boeck:

Robinsonland.

Der Roman einer Staatsanwaltsfamilie.

Islandzauber. Ein Roman aus unerschlossenem Land.
Schicksale. Novellen.

Franz Wolfram Scherer:

Haus Vornwaldt. Ein Roman aus Alt-Hannover.
Die Fraue v. Angelheim. Ein Roman vom Chiemsee.
Minnedank. Ein Roman aus dem 11. Jahrhundert.

J. N. Berger:

Ein Rosenraum. Lyrischer Roman.

Sterbende Liebe. Erlebtes u. Erdachtes. Ein Roman.
Den lieben Mädels u. feinsinnigen Frauen. Gedichte.

Hans Herzliebs Liebe und Leid.

Ein Märchen für Erwachsene.

Friedrich Castelle:

Charon. Eine symphonische Dichtung

mit 10 Holzschnitten von E. A. Weber.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung, ausführlichen Prospekt kostenfrei durch obigen Verlag.

Goeben ist erschienen in dritter Auflage (9.—12. Tausend) **Vom Lebenswerk Rudolf Steiners**

Eine Hoffnung neuer Kultur

Herausgeg. von Dr. Fr. Rittelmeyer

Geb. M. 41.—, in Pappbd. geb. M. 52.—,
in Halblein. geb. M. 52.—

★

Als Sonderbrude erschienen die Beiträge:

Rittelmeyer, **Persönlichkeit und Wert R. Steiners**
Erlsen, R. Steiner und die Philosophie
Geyer, R. Steiner und die Religion
Wohlbolt, R. Steiner und die Naturwissenschaft
Bauer, R. Steiner und die Pädagogik
Boos, R. Steiner und die Politik
Schwebisch, R. Steiner und Goethe
Bach, R. Steiner und das Morgenland
Rittelmeyer, R. Steiner und das Deutschtum
Debo, **Überblick über das literar. Werk
Rudolf Steiners**

Der erste Sonderdruck M. 6.50, der letzte M. 4.50,
alle übrigen M. 5.50

Zu beziehen durch jede Buchhandlung
oder direkt vom Verlag

Chr. Kaiser Verlag, München

Burte

in ganz großer, eigenwilliger Gestalter und Sprach-
spieler tritt uns in Burte entgegen, volkhaft gerade
und herb, kühn und trotzig, schön in Bildern u. Klängen,
erströmend reich an neuen tiefen Gedanken.

Hann. Courier (15. 10. 21)

Titel der Werke:

Diltfeber. Die Geschichte eines Heimatsuchers.
35. Auflage.

Patricia. Sonette an eine Engländerin.

Die Flügelspielerin. Sonette.

Matte. Ein geschichtliches Schauspiel. 6. Auflage.

Imson. Große Dichtung für die Bühne. 6. Auflage.

Der letzte Zeuge. Ein Bühnenstück.

Drei Einakter: Der kranke König. Donna
Ines. Das neue Haus.

Verlag und Bühnenvertrieb von
Wiedersehen Karl Sarasin in Leipzig

Seeburgstraße Nr. 100

Die erste Erzählung von SVEN HEDIN: **Tsangpo Lamas Wallfahrt**

Die Pilger

346 Seiten mit Buchschmuck nach tibetischen
und mongolischen Motiven

Gebunden 40 Mark

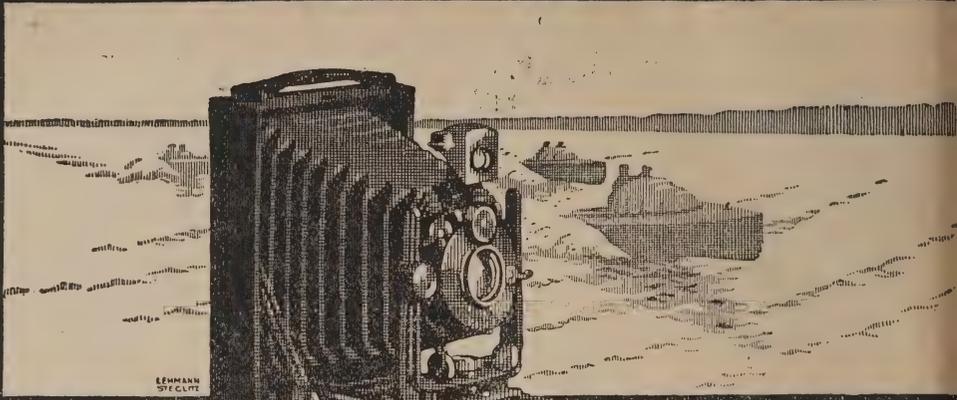


Die ungewöhnliche Einheit von Forscher
und Erzähler machen Hedins Buch zu
einem europäischen Ereignis.

(Professor Hofmiller in den Münchener Neuesten Nachrichten)



J. A. Brockhaus / Verlag / Leipzig



Goerz TENAX

mit Goerz Doppel-Anastigmat,
die Kamera, wie sie sein soll:
 leicht + handlich + zuverlässig.

Erhältlich in den photographischen Geschäften. Katalog kostenfrei.
 Optische Anstalt C. P. Goerz Aktiengesellschaft, Berlin-Friedenau 140.

Goerz-Fabrikate

sowie Photo-Apparate, Feldstecher,
 Mikroskope, Objektive all. Systeme
 kauft man billig im Photohaus

Leisega

Berlin, Potsdamerstr. 138, Tauentzienstr. 12, Schloßplatz 4 :: Auch Ankauf-, Tausch- und viele Gelegenheiten

O. C. KRIBBEN

Juwelen - Antiquitäten
Ankauf * Verkauf
 guter Objekte
 Kostenlose Beratung

Berlin W. 10 : Bendlerstr. 8 : Nollendorf 3917

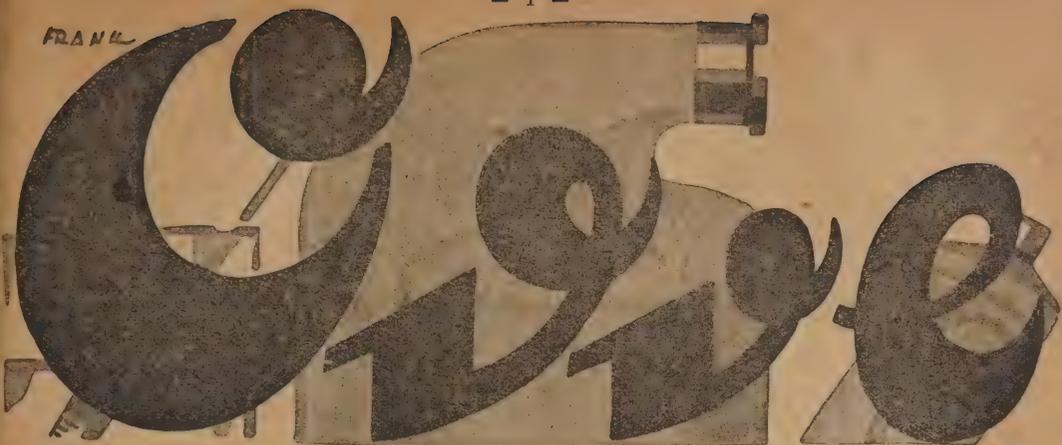


*Das zuverlässigste
 u. beliebteste
 Mehl für
 Ihre Kinder*

*Verfasser des Buches über die Pflege der Kinder
 Rudolf Pöschel, Dr. med. u. Dr. phil. h. c. h.*

Lozert' Züßun und Klind
 mit Pebeco zupfünd!

FRANK



Mit Odol übt man eine ganz zuverlässige Zahnpflege aus.

Wer besonderen Wert darauf legt, seine Zähne weiß und glänzend zu erhalten, benutze außerdem noch die

Odol-Zahnpasta.

Sie reinigt vortrefflich, verhütet bei täglichem Gebrauch die häßliche Verfärbung der Zähne, sowie die Bildung von Zahnstein, beseitigt üblen Mundgeruch und macht den Atem angenehm duftend.

*Ein Edelprodukt aus feinsten Ölen und Essenzen!
Patent-Spritzverschluß, für die Reise sehr praktisch!*

Eau de Cologne Lingner

DAS IDEALE HAARPFLEGEMITTEL

PIXAVON

Wunderbare Erfrischung bringen
Washungen mit Pixavon,
der bekannten Haarwaschteerseife. Sie
beseitigen die lästigen Kopfschuppen,
fördern den Haarwuchs und machen
das Haar seidenweich und glänzend.



Bücherbesprechung

Das Johannes Schlaf-Buch. Zu seinem 60. Geburtstag (21. Juni 1922) herausgegeben von Ludwig Bäte, Kurt Meyer-Rotermund und Rud. Borch (Rudolstadt, Greifenverlag). — Der eben schon empfohlene L. Bäte hat auch hier in äußerst sympathischer Weise den führenden Aufsatz geschrieben, wodurch allein schon ein guter Überblick über Schlags Entwicklung gegeben ist. Andre Stimmen — auch von einem reichlichen Duzend Kollegen des Gefeierten — ergänzen sehr wertvoll die schöne Gabe, auf die wir noch zurückkommen.

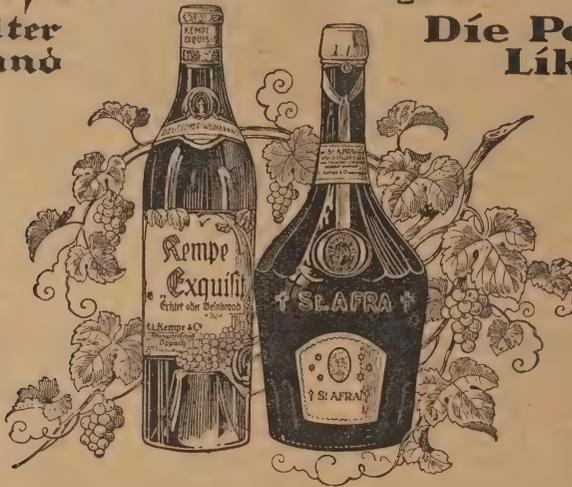
Artur Brausewetter legt drei kleinere Bände neuer Erzählungen vor (Der Triumph des Esels, Die Eisrose, Heros Liebesfahrt, sämtlich im Verlage Max Koch, Leipzig), die wir der Aufmerksamkeit der Leser empfehlen möchten. Im ersten ist rührend und schlicht die Geschichte vom Zirkusefel erzählt, dem rohe Erbarmungslosigkeit

taum noch das Gnadenbrot des Alters gewährt und der doch noch einmal seinem neuen Herrn durch eine ungeahnte „Glücknummer“ zu Ehren und Erfolg verhilft. Die zweite Erzählung dieses ersten Bandes ist eine köstliche, heiter gestimmte Satire auf unser modernes Gesellschaftstreiben. Die „Eisrose“ erzählt uns das herbe Schicksal eines durch eigne Schuld schwergeprüften jungen Mädchens, das nach hellem Ringen und Verkanntsein schließlich in edler, opferbereiter Tätigkeit den Abendsonnenglanz stiller Zufriedenheit über ihre letzten Lebensjahre schimmern sieht. Da einem persönlichen Erlebnis ist in wichtiger Kraft und ergreifender Tragik die Novelle „Der Lokomotivführer“ gestaltet. In „Her Liebesfahrt“ zeigt sich Brausewitters glänzende Charakterisierung aller Typen unserer modernen Gesellschaftskreise; in dieser Geschichte voll blühender Landschaftschönheit und einem netzigen Liebespiel hat ihre sympathische Erzählungskunst des Danziger Dichters einen sehr beachtlichen Erfolg errungen. Möge diese gut und gesunde literarische Unterhaltungstrost ihren Weg ins deutsche Haus finden!

Dr. Paul Bülow.

Exquisit

Echter alter Weinbrand



ST. AFRA

Die Perle der Liköre

E.L.KEMPE & CO

AKTIENGESELLSCHAFT

OPPACH i/S.

Der Weg zur Höhe des musikalischen Könnens

durch System Energetos-Ritte, — auto-suggestivgymn. Handtraining.

Kein verpfushtes Klavierspiel mehr. Beseitigung aller Schwächen u. Hemmungen selbst in verzweifeltsten Fällen (Kriegsverletzte).

System Energetos-Ritte geh. M. 16.—, geb. M. 20.—

Der Höhenweg d. Pianisten „ „ 16.—, „ „ 20.—

Der tonmagnetische Strom „ „ 7.50

Verlangen Sie kostenlos Prospekte durch

Energetos-Ritte Verlag u. Versand, Abt. Lehrinstitut, Berlin W. 62, Kleiststr. 23 III.

Karlsruher Lebensversicherung auf Gegenseitigkeit.

Versicherungsbestand:

1 Milliarde 700 Millionen Mk.

Neue Tarife mit niedrigen Prämien.

Versicherung ohne Untersuchung.

Für Kur und Erholung

Emser Wasser
gegen Katarrh, Husten u. s. w.



Besond. geeignet f. Nervöse, Blutarms, Magen - Darm - Stoffwechselkranke und für Erholungsuchende. Sorgfält. individuelle ärztl. Behandlg. Gute Verpfleg., eigene Landwirtschaft, günst. Preise.

Besitzer: **H. Kamp**,
Leit. Arzt: **Dr. med. Kapferer**.
Prosp. frei durch d. Verwaltung.



Dr. Lahmanns Sanatorium



in Welsser Hirsch bei Dresden

Chefarzt: **Prof. Dr. J. H. Schultze**-Jena
und 7 Aerzte.

Anwendung der
physikal.-diätetisch. Heilfaktoren

einschl. Höhensonne- u. Röntgen-Therapie,
Thermopenetration, d'Arsonvillation, Franklinisa-
tion. Neuzeitl. Inhalatorien. Luft- u. Sonnenbäder.

Stoffwechselkuren.

Physiol.-chem. Laboratorium (Vorstand **Ragnar Berg**).

Prospekte kostenfrei.

Kinder - Erholungsheim

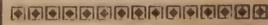
in **Gross-Tabarz** bei
Friedrichroda/Th.

für Kinder gebild. Stände
vom 3. Jahre ab. Ge-
schützte Lage am Walde.
Grosser Garten.

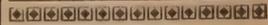
Frl. v. **Suter**, Lanchgrundstr. 25.

Waldsanatorium

Schwarzeck
in **Bad Blankenburg**
Thüringerwald
Prospekte für nervöse und
innere Kranke.



Die Verwaltungen der nach-
stehenden Heilanstalten, Ho-
tels usw., geben gern jede
gewünschte Auskunft, wenn sie
sich auf die Anzeige im „Tür-
mer“ beziehen.



Alexisbad - Harz (Selketal) Hotel Elysium.

Herrlich. Sommeraufenthalt :: Wintersport.

GOSSMANN'S SANATORIUM

Cassel-
Wilhelmshöhe.
Kur-Anstalt für natür-
liche Heilweise.

Nervenleiden, innere u. Stoffwechselkrankheiten, Frauenleiden. —
Aerztl. Leitung: **Dr. med. W. Gossmann**.

Kurhaus Dr. Rohrbach, Cassel-Wilhelmshöhe

(früher Kuranstalt Dr. Wiederhold). Anstalt f. physikal.-diät.
Heilmethode, Psycho-Therapie, Radium-Bestrahlung (bes. b.
Basedow), Trinkkuren aller Art. Original Zanderinstitut f.
schwedisch. Heilgymnastik u. Massage. Voller Winterbetrieb.

Frankfurt a. Main / Kölner Hof

Bekannter Gasthof gut. Ranges a. Hauptbahnhof, rechts.
130 Zimmer m. 180 Betten von Mk. 2.50 bis Mk. 4.—
Zimmer m. Bad, Dampfheizg., Fahrstuhl, Elektr. Licht.
Besitzer **Herm. Laab**

Friedrichroda i. Th. Hotel Lange

1. Haus
Winter und Sommer geöffnet
Gesellschafts- und Kongress-Saal. Im Winter Kur-Konzerte.
Weinrestaurant Rheingold. 1921 vollständig neu eingerichtet
und umgebaut. Mit Garten. Eigene Milcherzeugung. Günstige
Pensionsbedingungen. Besitzer: **H. Lück**.

Goslar, Gartenstraße 7.

Vornehm. Familienheim. Volle Pension 35—40 Mark. Vor-
zügliche Verpflegung. Frau Direktor Krause.

Cecillenhaus-Sanatorium, Halle a. S. Gütchenstr. 19.
Tel.-Nr. 6780.
für Nerven-, Ohren-, Haut-, Magen-, Darm-, Stoffwechsel- und
Nierenkrankheiten. Arzt f. d. Nervenabtl.: Herr Dr. Hagemann.

Bad Harzburg. Central-Hotel

Pension 35 Mk., Zimmer 8 Mk.
— Das ganze Jahr geöffnet. —

Bad Harzburg. Waldpark-Hotel

Südekum.
Erstklassig gepflegte Küche. **Otto Südekum.**

Bad Lauterberg, Harz.

Hotel Langrehr :: Angenehmes Fremdenheim.
Herbst- und Winterkuren. Pension. Zentralheizung.

Oberhof Parkhotel Wünscher

= Vornehmes Haus =
Großer Park in herrlicher Südlage.
Seit Jahren in Familienbesitz.
Tel. 7 u. 70. Telegr.: Wünscher.
Prospekt durch den Besitzer **Erich Wünscher**.

Schierke im Oberharz

Vereinigte Hotels Kurhaus und Fürstenhöh

Vornehmste Familienhotels I. Ranges / 120 Zimmer
und Salons · Große elegante Dielen.

Fürstenhöh - Hotel - Betriebs - Ges.

Telefon 8, 21 und 26.



Hand von Hammerstein, „Mitter, Tod und Teufel“. Ein Silberbuch aus dem 16. Jahrhundert. (Zmelang, Leipzig). — Der Verfasser dieses kulturhistorischen Romans nennt sein Werk mit Recht ein „Silberbuch“; denn es erinnert lebhaft an die bekannte wertvolle Veröffentlichung Georg Sittbs, welche dieselben aus mittelalterlicher Zeit umfasst. Wie dort trifft in diesem Buch jene ganze bunte Zeit kraftvoll und zart in die Erscheinung; mit körperhafter Wirklichkeit äußern sich Raubritter und Städter, fahrendes Volk,

Frauenleute, Humanisten und Lumpengesindel. Peter Fischers Sebalbusgrab wird gedeutet, Ulrich von Suttens dämonische Persönlichkeit schreitet vorbei, Faustus Magie verucht ins Unerforschliche zu dringen. Nach Nürnberger Chroniken über die Fehde des Ritters Mangold v. Eberstein mit jener Stadt ist das alles mit kräftigem Lebensblut erfüllt und zu einem höchst interessanten Werte gestaltet worden. Eigentümlich ist die stellenweise fast dramatische Form, sind die lieblichen Natur Schilderungen mit trappen-

Bildungs-Anstalten für Söhne



Maschinenbau, Elektrotechnik, Gas- u. Wasser-technik, Chemie

Dir. Fischer, Berlin,
Zietenstr. 22.
T. Ltz. 2921. Vorbereitungsanstalt f. alle Schalexamina. Seit 1888 best. 5678; Ostern 21 best.: 18 Abit., 16 Reife O. II. Internat. Damen.

Dir. Beckes' Höhere Vorbereitungsanstalt, Berlin-Steglitz,
Fiechtstr. 24. Alle Klassen (gymn. u. real), Einj. (Verbands-Präg.), Prima. Abitur. Gegr. 1883. 2 Villen inm. gross. Gärten.

Sachsen-Altenburg.
Technikum Altenburg
Ingenieur-, Techniker-,
Werkmeister-Abteilungen
Maschinenb., Elektrotechn.
Automobilbau. 5 Laborat.
rogramm frei.

Ingenieur-Schule
Zwickau (Sachsen)
Ingenieur- u. Techniker-
Kurse f. Masch.-, Elektr.-
und Betriebstechnik.
Semester-Beginn
Anfang April und Oktober.
Buskünfte kostenlos.

Barth'sche Privat-Realschule
mit Schülerheim in
Leipzig, Georg-Ring 5
Gegründet 1863
Die Anstalt besteht aus 6 Real- und 3 Vorschulklassen.
Sie hat die Berechtigung zur Ausstellung des Reifezeugnisses. Arbeitsstunden, Nachhilfe. Neues, modern eingerichtetes Schulhaus und Schülerheim :: Prospekt auf Verlangen. Direktor: Dr. L. Roesel.

Sorgf. Pflege, Erziehung u. Unterricht find. geistig in dem Schröterschen Institut, gegr. 1873, Dresden-N., Oppelstr. 44/45.

Kaufm. Ausbildung
Weiterbildung
Blunck & v. Boehn
CASSEL.



Wald-Pädagogium Bad Berka
Berechtigte Erziehungsschule nach Godesberger Art. Gesundheit, tüchtiges Wissen, Kunst und Handarbeit. Eingehendste Erziehung in Familienhäusern. — Auch Zarte gesehen vortrefflich. Schulplatz von 150 Morgen sichert die Verpflegung. — Fernspr. 48.
Realschule-Gymnasium-Realschule

MEYERS Institut, Hannover,
Hedwigstraße 13
Fernsprecher Süd 5296
für Einj. (Bratschprüfung), Prim. u. Abit., auch Dam. Schulab. unt. Anf. Pens. im Hause. MEYER, ehemaliger Mitinhaber des Gildemeister-Instituts.

Gesellschaft zur
Förderung des realen Wissens
m. b. H.
Leipzig, Promenadenstr. 10 III.
Vorbereitungen auf alle Prüfungen der neunstufigen Anstalten, auf Grund neuartiger — hohe geistige Durchbildung erzielender — Methoden für Damen und Herren. Besonders wichtig für Berufstätige, da häusliche Arbeiten auf ein Minimum beschränkt sind. Mäßige Honorare! Fernunterricht! Glänzende Erfolge!

Lutzow'sches Landerziehungsheim für Knaben
Buckow, Märkische Schweiz.
Realschullehrplan m. Verbandsexamen, gymnas. Sonderkurse, Schülerheim, Sport. Leiter Dr. Frhr. v. Lutzow. Ankunft durch die Direktion.

Dresden, Vorbereitungs-Institut Hiss (vorm. Pollatz)
Einj., Prima, Abitur., — auch Damen. — Gegr. 1869. Marschnerstr. 3 — Pensionat. — Prospekt.



Schulhaus Evang. Pädagogium
Godesberg a. Rh. und Herchen a. d. Sieg.
Realschule Gymnasium I. C., Oberrealschule I. C., Progymnasium, bisher mit Einfährigen-Berechtigung, jetzt in Entwicklung zur Vollanstalt. Höhere Handelsfachklasse. 500 Schüler, 75 Lehrer und Erziehler. Internat in 22 Familienhäusern.
Weitere Auskunft ert. d. Direktor: Prof. D. Kühne in Godesb. a. Rh.

Halle S. Dr. Harang's Anstalt. Vorbereit. z. Abitur., Obersek. Reife Reichsverbandsprüfung., Prima u. Kl. 56 jähr. glänz. Erf. Gut geleit. Schülerheim. Berecht. kostenlos.

Dr. A. Krause
Höhere Vorbereitungs-Anstalt
I. Abitur., Prim., Obersekunda-Reife und Reichsverb.-Prüfung sowie alle Klassen höh. Lehranstalt. 31 jährige glänzende Erfolge. Pension Bisher bestanden 440 Abitur., darunter 175 Damen
Prospekt frei durch den Direktor Dr. E. Busse.

Lahn i. Riesengeb. Pädagogium
bei Hirschberg. * Ländliche Schulanstalt
Gegründet 1873.
Kl. Klass., real, realsymm. u. gymn. Ziel: Einjähr. u. Vorbereit. a. Obersekunda. Streng gereg. Internat fam. Charakter. Beste Pflege, Unterr. u. Erzieh. Oekonomie. Sport. Wandern. Bäder. Medizin. Bäder im Sanatorium. Fernruf: Lahn Nr. 4. Prospekt frei durch die Direktion.

Für alle **Schul- u. Reifeprüfungen**
Vorbereit. in d. Dr. Schusterschen Lehranstalt,
gegr. 1882, Leipzig, Sidonienstr. 59/61. Schülerheim!

Marburg a. L. Müllers höh. Privatschule.
Gewissenhafte nationale Erziehung, zielsichere Schulung. Reichsverbandsprüfung, Primareife, Abitur für Schüler und Schülerinnen. Zeitgewinn, Halbjahreskurse. Schülerheim, Sport, Wanderungen. Erfolgeverzeichnis u. Prosp. frei.

Pädagogium Neuenheim - Heidelberg
Seit 1895: Abitur, Prima, O II (7. Kl.) und Übertritt in d. Staatsschule. Gymn. u. real. Klassen: **Sexta — Reifeprüfung.** Förderung körperlich Schwacher. Sport. Familienheim. **Verpflegung** durch eigene Landwirtschaft.

Kimpels Pädagogium Bad Sachsa (Südharz)
Besitzer: Th. Kimpel, Pastor a. D. Gründer: Dr. Härtel.
Berechtigte Privatrealische mit Internat, auch Vorbereit. z. Primareife. Individuelle Ausbildung und Erziehung, besonders für Zarte und Erholungsbedürftige, ärztliche Aufsicht, herrliche gesunde Waldlage, wahrfreier Handelslehkkursus, eigene Dampfwascherei und Bad im Hause.
Prospekt und Referenzen. **Direktor Dr. Tietze.**

Ein Tag wie ein blaugeäugtes Kind, das einen Strauß in der Hand hält.“ So hat das „Bilderbuch“ von Ritter, Teufel nichts Fiktionelles, sondern man fühlt das warme einer Dichterpersönlichkeit in die gestalteten Stoff- u. M.

Dom“. Mystikerausgaben. (Inselverlag, Leipzig.) Heute, platte Materialismus allgemach abzuwirtschaften beginnt wieder den werdenden Stimmen der Seele lauscht, kehrt den Quellen religiösen Suchens und Glaubens zurück, zu stiftern, welche das unmittelbare Eingehen in Gott vert, denen Religion nicht Lehre, sondern Erlebnis war. Auch überlag stellte sich in den Dienst dieser Bewegung durch ummlung „Der Dom“, aus der die beiden neuesten Bände n: Franz von Baader (besorgt durch Max Pulver) und Samann (besorgt durch Karl Widmaier). Von ihnen ist es Samann der bedeutungsvollste und wichtigste; er ist selbst-eigentätigkeit, Baaders Spekulationen entfernen sich allzu m speziell religiösen Gebiete. Es ist überhaupt fraglich, beiden Männer wirklich zu den Mystikern im engeren Sinne

pädagogium Wernigerode Aufnahme und gründl. Vorbereit. Jass. u. Exam. Ziel: Abit., Prima-, Obersek.-Versetzung u. Reichs-rüfung. (früh. Einj.). Bes. Kriegsteiln.-Kurse. Glanz. Erf. Näh. d. d. Dir.

rische und theoretische Vorbereitung für die heimische und fremde Landwirtschaft (Angebot von Gütern, Pflanzungen, Farmen, Faktoren usw.) erteilt **utsche Kolonialschule, Witzhausen a. d. Werra** **aschule für In- und Auslandsiedelung.** Semesterbeginn: Ostern und Herbst. Anstaltsplan kostenlos. Für weitere Anfr. Freimarken beifügen.

zu zählen sind (ebenso wie der früher schon berücksichtigte Fehner); dagegen möchten wir empfehlen, sich solcher Männer anzunehmen, die noch fast unbekannt und ungewürdigt eine unverdiente Vergessenheit genießen: Weigel, Schwendfeld, Meswin, Franz, Heinrich von Nördlingen, Nikolaus von Straßburg, David von Augsburg. Hier rinnen lebendige Quellen unter dem Gestein der Jahrhunderte; und es wäre Pflicht, ihr lautes Fließen vom dem Geröll zu befreien und dem Lichte der Gegenwart wiederzuzuführen.

Bienenhonig, garantiert rein, allerfeinste Qualitäts-ware, gibt in Postleimern ab **Großmolkerei, Lbersbach, Sa.**

Die Vereinigung der Kunstfreunde
Ab. D. Troitzsch, Berlin-Schöneberg, Feurigstr. 59
gegründet im Jahre 1883 auf Anregung der Direktion der Nationalgalerie, Berlin, bietet ihren Mitgliedern für den Jahresbeitrag von **Mark 50.-**:

1. jährlich ein **Freiblatt** nach Wahl aus mehr als 800 künstlerisch angeführten **Original-Reproduktionen** (Ladenpreis Mk. 80.-)
2. in jedem dritten Jahre der Mitgliedschaft ein **weiteres Freiblatt** (Prämie) von gleichem Wert nach Wahl
3. die **Berechtigung, sämtliche erschienene Blätter zu Vorzugspreisen** zu beziehen
4. **Werbeprämien** in Bildern u. Porzellanen

Außerdem gegen Erstattung von **4 Mark** jährlich die Zeitschrift „**Der Kunstfreund**“

Bildungs-Anstalten für Töchter

Charlottenburg, Berlinerstrasse 39.
ockowsches Lyzeum getrennte Oster- und Winterklassen. Alles Nähere schriftl. oder wochentags 1/2-1/2 Uhr.

Dr. Buslik's Röntgen-, med. Chemie- u. Bakteriologie-Schule für Damen. Leipzig, Keilstrasse 12. Prospekt B. frei.

Wenn Sie mit einem von diesen Instituten in Briefwechsel treten, dann bitten wir immer her vorzugehen, daß Sie die Anzeige im „Türmer“ gelesen haben.

ria-Studienhaus, Charlottenburg
Berliner Strasse 37/38 (Nähe Knie)
us Ottilie von Hansemann
Wohnheim für Studentinnen und in der Berufsausbildung begriffene junge Mädchen. Anmeldungen für April jetzt bei Direktorin **Ottilie Fleer.**

CASSEL. Deutsches Töchterheim am Habichtswalde, Cassel-K. an der Prinzenquelle. Gründl. Ausbild. i. Hauswirtschaft u. Gartenbau, wissenschaftl. Weiterführung. Krz. z. odl. deutsch. Gesinnung u. Lebensführung. Gute Verpflegung. Eig. Haus i. herrl. freier Lage i. unmittelb. Nähe d. Wilhelmshöher Parkanlage. Jahrespreis 2000 Mk. Näheres durch die Leiterin **Frl. Henny Rocholl** u. den Vorsitzenden des Kuratoriums **Herrn Mil.-Oberpf. Geheim. Konsistorialrat Dr. Trepte.**

burg, S.-A. Töchterheim Grawitter. Gründliche Ausbildung in Wissenschaft, Sprache, Musik, Haushalt, Schneidern usw. Gute Verpflegung. Näheres durch d. Vorsteherin.

Evang. Fröbelseminar, Cassel, Lessingstr. 5
(Zweiganstalt des Evang. Diakonie-Vereins).

burg, S.-A., Karolinum. Wirtschaftl. Frauen-schule. Staatl. anerkt. Hauswirtschafts- und Handarbeitslehrerinnen-Seminar. Gründl. hauswirtschaftl. Ausbildung in allen Fächern. Nähen, a. Kunsthandarbeiten, Fortbildung in wissenschaftl. Fächern, hausliche Buchführung, Bürgerkunde, Sprache, Musik. Sorgfältige Erziehung. Aneignung gesellsch. Formen. Gute Verpflegung. Näheres durch **Fräulein E. Gandert** und **W. v. Gottberg.**

Anerkanntes Seminar zur Ausbildung von Kindergärtnerinnen, Hortnerinnen u. Jugendleiterinnen.
Mit staatlicher Abschlussprüfung.
— Prospekt und Broschüre durch die Anstaltsleitung. —
Im Auftrage des Evang. Diakonievereins: **F. Diecks, Oberin.**

u/Weisser Hirsch Töchterheim Fridericiana
Wohnheim, Bantzer Straße 34. Gesunde herrliche Lage mit großem Obstgarten u. Waldgründen, u. sorgfält. Ausbild. in Haushalt, gesellsch. Weiterbildg. in Wissen, allen Handarb. u. Künsten, auch Sprachen, Musik. Vorzügl. reichl. Verpflegung. — u. Wintersport. Gepr. Lehrkräfte. Beste Empfehlung gegen Porto. **Frau Charlotte Brink.**

Fischer's Privat-Töchterheim.
Deutsches Frauenlehrjahr für Töchter höh. Stände. Gesunde Lage im Habichtswalde. Prosp. d. Frau **G. Fischer. Cassel-Wilhelmshöhe.**

Wilhelmshöhe. Töchterheim Berger, Landgrafcarlstraße 23.
Angebot in Obstgart. Haushalt u. Wissenschaft. Prosp. d. Frau **E. Berger.**

C.-Wilhelmshöhe, Haus Tücking, Töchterheim
z. hauswirtsch. Ausbildung jg. Mädchen. Allgem. Weiterbildung. Eig. Besitzgärten u. kl. landwirtsch. Anlagen. Prosp. d. die Vorsteherin. **Schloßteichstr. 13.**

Coburg **Frau Dr. Dorn** biet. Töchtern gebild. Famil. Gelegenheit z. Besuch d. Lyzeums, Gymnas., Oberrealschule. Liebev. Erziehung, beste Verpfl. Beaufsichtigung d. Schularbeit. Eig. schöne Villa, Garten, Kleintierhof, 10 Min. Schulweg. **Pilgramsroth 9.**

Um noch ein Wort über die beiden neuen Bände zu sagen, so scheint mir die Auswahl gut und übersichtlich; die Einleitungen geben freilich nur das Genaueste, schenken aber eine angemessene Einführung. Die Ausstattung ist schön und ansprechend, wie beim Inselverlag nicht anders zu erwarten. E. L. Schellenberg.

Emil Gematinger: Das dichterische Kunstwerk (B. G. Teubner, Leipzig; 40 und 48 M.). Wenn man dieses kluge, fleißige und wohlgeordnete Werk gelesen, so ist man durch die mannigfachen Regionen künstlerischen Schauens und Siederns gewandert. Eine Fülle klaren und fruchtbarer Gedanken ist ausgebreitet; man verweilt, staut und füllt sich irgendwie angetregt. Von mir selbst freilich muß ich erlich betennen, daß ich im Grunde diese Zerlegungen für unfruchtbar, weil lediglich wissenschaftlich begrenzt erachte. Ich wage daran zu zweifeln, ob wirklich das Genie und die Betrachtung wesentlich gefördert und vertieft wird durch derartige zwar scharfsinnige, aber doch blutleere Untersuchungen. Ich vermisse Gegenwart, Frische, Unmittelbarkeit. Im übrigen jedoch kann ich

nur anerkennen, daß Gelehrtenfleiß hier eine treffliche Vollbracht hat; und sie wird wohl auch für das Studium, noch auf den Universitäten betrieben wird, nötig und erscheinend. Das Sicherste bleibt freilich, selbst zu lesen, öffnen und Ohr, nachbildend und unverdrossen. E. L.

Thella Lehnert, Was ich vom englischen Leben sah. (C. Münchener.) — Thella Lehnert ist eine junge deutsche, die nach Ablegung ihres Sprach- und Musikexamens in England gearbeitet hat. Sie hat in einer ungeübten und einem erstklaffigen Mädchenpensionat, dazwischen einem Londoner Lehrerinnenheim ihre Anschauung von den Leuten gesammelt und mit klugen Augen das Typische blutsverwandten und doch uns weisensfremden Nachbar des Kanals zu beobachten gewußt. Obgleich ihr die Erfate Lebens unter wirklich feinen, aristokratischen oder geistig hohen Engländern verjagt geblieben ist, was man sehr bedauern hat sie die führenden Eigenschaften des Inselvolkes nach der

Coburg.

Pensionat und Haushaltungsschule Morgenroth. Freundl. Heim. — Gedieg. häusl. u. gesellschaftl. Ausbild. Auf Wunsch wissenschaftl. Unterricht, Musik und Malen, Samariterkurs.

Dresden-A.,
Kaitzerstr. 15, Schwellzerviertel, Nähe Hauptbahnhof. Alleinbew. Villa m. schön. Garten.

Lehr- u. Haushaltungs-Pensionat von Frau Dr. Glesselmann.
Inhaberin: Fräulein Clara Scholtz.
Wissenschaftliche, sprachliche, gesellschaftliche praktische Ausbildung. Gute, reichliche Verpflegung wird zugesichert. Beste Empfehlungen.

Dresden,
Silb. Medaille
Int. Hyg.-Ausst.

Villa Angelika. Töchterheim Pohler.
Eign. Villengrändt., altren. Erste Prof. f. Wiss., Sprach. Musik, Mal. Nationalehrerin. Gesell. u. häusl. Ausbild. Turnen. Sport. Eig. Berg-Ferienheim. Illustrierte Prospekte. I. Referenzen. : Schnorrstrasse 61.

Dresden-A., Töchterheim Schörcke.

Nürnberg. Platz 5. Inhaberin Frau Paula Schörcke, geprüfte Lehrerin. Gewissenhafte Erziehung. :: Telefon Nr. 111 804. :: Gute Verpflegung.

Dresden,
Hohestr. 69

Haushaltungs-Töchterheim n. wissenschaftl. Unterricht von Fr. Schroeter u. Bahmann. Ausbildung in allen Zweigen der Haushaltung, Kochen, Backen und feiner Handarbeit. Referenzen und Prospekt durch die Vorsteherin.

Dresden-N.,
Nordstr. 15

Töchterheim Täuber. Wissenschaftl. u. hauswirtsch. Fortbildg.

Dresden-Blasewitz,
Arndtstrasse 2.

Ev. Töchterheim Wehmeyer. Wissenschaftl., wirtsch. u. gesellsch. Ausbildg. Villa mit schönem Garten. Näheres d. Prospekt.

Schloß Düneck b. Uetersen, v. Hamburg 58 Min. v. Kiel 1 1/2 Std. Bahnf. Privat-Töchter-Landheim von Frau Sophie Heuer. Früher: 36 Jahre Töchter-Pensionat Kieler Kochschule in Kiel.

Haushaltungsschule mit Gartenbau.
Ländl. ges. Aufenth. im Eigenbesitz. Theor. u. prakt. Ausbild. in all. Zweig. d. Hauswes. u. d. Gärtnerrei. Weiterbildung. I. Musik, Gesang, Liter., Sprach., Malen. Halb- und Jahreslehrg. Anerkannt gute Verpf. Während des langj. Bestehens d. Anstalt wurden mehrere Tausend Schülerinnen ausgebildet. -- Lehrplan wird gegen Einsendung von 2 Mk. abgegeben. Näheres durch die Vorsteherin.



Eisenach Töchterheim Elsa Beyer. Familienstr. 12. fremdspr. Fortbildg. — Gründl. Ausbildg. i. Hausw., Gartenb. — Rhythim. Gymnast. — Säuglingspf. — Samariterd. — Ziele des Frauenlehrg. — Gewissenh. Verpf. — Bei beschränk. Schülerinnenzahl liebend. Eing. a. Eigenart.

Gebirgs-Töchterheim
v. Luise v. Biere. Mütterliche Anleitung in Haushalt, Kochen, Backen und Einmachen. Fortbildung in Wissenschaften, Sprachen, Musik und allen Handarbeiten. I. Lehrkräfte. Referenzen und Prospekte durch die Vorsteherin.

Eisenach-Marienhöhe,
Richardstr. 2

Gebirgs-Töchterheim
v. Luise v. Biere. Mütterliche Anleitung in Haushalt, Kochen, Backen und Einmachen. Fortbildung in Wissenschaften, Sprachen, Musik und allen Handarbeiten. I. Lehrkräfte. Referenzen und Prospekte durch die Vorsteherin.

EISENACH Institut Burchardi

- Abteilungen
- A. Töchterheim mit Frauenlehrgang
 - B. Haushaltungsschule
 - C. Landwirtschaftliche Frauenschule
 - D. Seminar für Fortbildungsschullehrerinnen
 - E. Seminar für Gewerbelehrerinnen für Koch- u. Hauswirtschaft
 - F. Seminar für Lehrerinnen d. Hauswirtschaftsk. Gleichberechtigung in Preussen.

Eisenach Töchterheim Feod

Bismarckstrasse 14
bietet Töchtern aus gutem Hause gründliche, mod. theoretische u. prakt. hauswirtschaftliche Ausbildung, gedieg. Unterricht in allen von Arbeit, Fortbildung in Wissenschaft, Sprachen, Musik und Malen; gesellschaftlicher Formen; Sport; sorgfältige Gesundheitspflege. Empfehlung. Prospekt durch die Vorsteherin Frau Marie Böttcher.

Eisenach Thüringer Mariental 26.

Töchterheim Kohlstruck, Villa Karoline
Herrliche Lage am Fusse der Wartburg. Hauswirtschaftl., wissenschaftl. und gesellschaftl. Fortbildung. Erste Fachlehrkräfte. Vorzügliche Verpflegung. Herzliches, frohes Familienleben. Auskunft auf Verlangen.
Frau Direktor M. Kohlstruck, Thelma Kohlstruck.

Gernrode Töchterheim „Brank

Vornehmes Haus mit jedem Komfort. Park. Wissenschaftl., gesellsch. u. hauswirtsch. Ausbildung. Beste Verpf. I. Referenzen. Prospekt.

Gotha I. Th. Deutsches Töchterheim
10 bis 12 junge Mädchen christlicher Konfession finden sorgsame Pflege und Erziehung sowie Unterricht in Haushalt, Wissenschaften und Musik. Frau Pfarrer Th. I.

Güstrow i. Meckl. Töchterheim Haus Quickborn.
John Brinckmanstr. 10. Gartenbau. Samariterkurs. Rhythm. stik. Nadelarbeit und Handfertigkeit. — Wissenschaftl. Fortbildung. Sport. Gepr. Lehrkr. Prospekt durch die Leiterin: Fräulein Marie Quickborn.

Halberstadt, Töchterheim Banning nimmt jg. Mädchen auf. Domplatz 8. Schulkinder für Privatunterricht oder Lyzeum.

Halberstadt/Harz. Töchterheim Hempel-

Hamburg Töchterheim Villa Gr
Arztshaus in vornehmem Villenviertel. Gründl. Ausbildung im Haushalt, Wunsch Wissenschaftl., Sprachen, Gesang u. Tanz. Reichl. gute Verpf. Herzliches Familienleben. Prospekt durch die Vorsteherin.
Frau Dr. Marg. Ahor Strafen-W.

Hannover Töchterheim Hagemann,
Hildesheimerstr. 101, Villa Rose. Allseitige Ausbildung für Hans und Mädchen. Vorzügliche Verpflegung. Beste Beobachtung von Eltern. Herrliche gesunde Verpflegung. Näheres Prospekt.

Hannover, Töchterheim Schlmer
Sextrostrasse 7. Gründl. wissenschaftl., praktische u. hauswirtsch. Ausbildung. I. Referenzen.

sein Streben nach Wahrhaftigkeit (trotz Northelife),
 verlässigkeit, sein unbegrenztes Vertrauen zu einmal treu
 en Menschen, sein nationales Zusammenhalten in selbst-
 iger stolzer Eingabe — voll erkannt, aber auch das über-
 „In-sich-gefüllt-sein“ treffend gekennzeichnet, welches
 änder andern Volksindividualitäten gegenüber mit un-
 er Nativität zur Schau trägt. Die einseitig freie Richtung
 englischen Jugenderziehung, welche heißen und rohen
 eranlagungen höchstens den Zügel guter Manieren, nicht
 otenere Selbstbeschränkung anlegt, bedauert man mit ihr
 ie das unbedingte Übergewicht der Körpererztüchtigung
 r der geistigen Ausbildung und Vertiefung. Sie sieht,
 o dem Kriege ein gutes Teil „Verengländerung“ in das
 ehen eingebracht war, eine Gefahr für unser Volk in
 inahme solcher auflösenden Grundzüge in den festen Be-
 eiter Erziehungsmaximen. Diese Befürchtung ist zum Teil
 n Antrieb gewesen, aus dem die Veröffentlichung dieses
 an sich sehr lebendigen, gut zu lesenden Erinnerungser-
 vortorgegangen ist.

Franz Karl Endres, „Die Geschichte des Florian von Kleinfes“.
 (München, Richard Blaum; jetzt Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.)
 Die Schicksale eines bedeutenden Arztes und absonderlichen Men-
 schen von den Zugenbtagen an bis zum freiwilligen Scheiden aus dem
 Leben werden von seinem treuesten Freunde und Erben nach
 eigenen Erinnerungen und nachgelassenen Papieren wirkungsvoll
 erzählt. Die drastische Persönlichkeit des Helden strahlt eine Menge
 sarkastischer Lichter über ärztliche Berufsfragen, Lebensungerech-
 tigkeiten und Engigkeiten aus, ist aber andererseits von einem
 tiefen Herzenston erfüllt, eine Mischung, die bei großen Reclizisten
 nicht selten ist. Seine Umwelt, besonders die ideale junge Gattin,
 von der ihn auch der Tod nicht scheiden kann, ist sehr fein gezeichnet.
 Sein Selbstmord, um der Leidenschaft einer ebebrechtischen Frau
 aus dem Wege zu gehen, die ihn nicht ganz kühl läßt, und der er
 doch nicht seine Ehre und sein besseres Ich opfern mag, würde
 noch ergreifender wirken, wenn er ihn nicht absichtlich durch barocke
 Lebenumstände verkleidet hätte. Ein merkwürdiges, sehr lesens-
 wertes Buch.

over, Töchterheim von Frau Apoth. Pauck.
 Sorgf. häusl., wissenschaftl. u. gesellschaftl. Ausbildg.
 Beste Empf. Güte Verpf. Prosp. Frau Grlrig-Pauck.

Töchterheim u. Haushaltungsschule Mittwelda.
 Vornehmes Internat. Eigene Villa. Praktische und theo-
 retische Ausbildung junger Mädchen in allen Fächern des
 Haushaltes, Unterricht in Wissenschaften durch akadem.
 und staatl. geprüfte Lehrkräfte. Besuch von Theater, Kon-
 zerten, Tanzstunde usw. Internation. Verkehr durch techn.
 Hochschule. Prospekte durch die Leiterin Frau Anny Pause.

over, Töchterheim Paul für junge Christ. Mädchen.
 rheim dir. am Stadtwalde (Eilen-
 ul, riede), d. Zoolog. Gart. u. der Stadthalle geleg
 usfr. 11, us Ausbild. in Wisensch., Sprach., Anstandslehre,
 rchein“ u. Beif. Eig. Einzelvilla, Gart., Bad, elektr. Licht.
 Näheres Prospekt. Frau Dor. Paul.

Herzogin-Charlotte-Schule in Meiningen
 (Stadt. Lyzeum mit Oberlyzeum und Lehrerinnenseminar).
 Die Zeugn. sämtl., unt. gemeinsamer Leitung stehend. Aestalten gelten laut
 Erlaß d. Berliner Ministeriums f. Wissenschaft, Kunst u. Volksbildung auch
 in Preußen. Die Schule ist Ostern 1918 neu eingerichtet. Infolge von Teilung
 größerer Klassen ist d. Schülerinnenzahl in allen Klassen gering. Meiningen
 ist hübsch geleg. u. hat ein gesund. Klima. Geeg. Pensionen f. auswärtige
 Schülerinnen sind vorhanden. Näh. Ausk. ert. d. Dir.: Prof. W. Oppermann.

terheim Amersbach-Philippe
 lberg, Haus Tannenberg, Hausackerweg 22.
 Haus nahe dem Walde in staubfreier Lage. Aufnahme
 Mädchen zur Ausbildung in allen wissenschaftlichen u.
 tschaftl. Fächern nach dem Plan der Frauenschule.

München, Karlstr. Höh. Mädchenschule m. Erz.-Institut
 45 II. von Anna Roscher, vorm. Hermine Ilgen.
 (Internat u. Externat, Viertelpens. Nur Vormittagsunterricht. Grosser Garten.)
 A. Vorschule (= 1.—4. Volksschulklasse). B. 6klassige höhere Mädchenschule.
 C. Fortbildungskurse; Vorbereitung für die Erzieh.-Prüfung.
 Prosp. durch die Leitung: Anna Roscher.

ol. Rohrbach bei Töchterheim z. Fortbild. jg. Mädch.
 elberg Neuzeitliches Haus in gesunder schöner Lage
 Anna Benninghoff, staatl. gepr. Lehrerin.

Neckargemünd Schloß Brughalden.
 bei Heidelberg. Wissenschaftl. und praktische Bildungs-
 stätte für junge Mädchen.
 Wissenschaft. Abt. staatlich konzess. Lyzeumsreife. Oberkl.
 Primareife.
 Wirtschaftl. Abt. angegliedert an Reifensteiner Verband.
 Eigene Landwirtschaft. Jahrespreis M. 12000.—. Prospekte.

b. Töchterheim Heidelberg, Villa Stephanie
 Bergstraße 79
 ch. Fortbild. jung. Mädch. d. akad. Kräfte. Haushalt,
 Musik, Kerndeutsche Erzieh. Aufn. schulpfl. Mädch.
 Ref. u. Prosp. geg. Portoeins. Frau K. Scholz-Stephan.

Stuttgart, Pensionat Schmid-Krüger, 23 Danneckerstr., bietet
 Töchtern höh. Stände Ersatz f. d. Aufenthalt im Ausl. durch
 bes. Pflege d. fremd. Sprachen. Wissenschaftl., häusl. u. gesellsch. Ausbildg.,
 Musik u. Malerei; vorzügl. Lehrkräfte; anreg. Familienleben; ausgez. Verpfleg.



Jaehner'sche Anstalten Schweidnitz.
 Zu Beginn des neuen Schuljahres eröffnen **Frauenschule.** Lehrplan
 wir neb. den wiss. Klass. d. Oberlyzeums eine nach den
 minist. Bestimm. wissenschaftl. u. prakt. Ausbildg., Musik, erprobte Lehrkräfte.
 — Internat, ev. u. nat. Erziehung, mod. Gebäude, freie gesunde Lage, sonnige
 Schlaf- u. Wohnräume, Spielplätze, Garten, Geleg. zur Sport. Ausflüge in das
 Bielegeb. Jahrespr. f. d. Heim 3400 Mk. Lehrpl. u. Prosp. geg. Einsend. v. 1 Mk.
 Die Internatsleiterin: Dr. J. Droop. Die Direktorin: M. Zickler.

chenweg 9 Leipzig Täubchenweg 9
us für Töchterbildung
 etische und praktische Ansbildung in allen Zweigen
 uswesens, in Wissenschaften u. vornehmer Gesellig-
 Internterricht in Weissnähen, Schneidern, allen ein-
 und Kunsthandarbeiten. Fortbildung in Sprachen,
 tur, Kunst- und Musikgeschichte, Vortragskunst,
 Musik, Gesang, Turn- u. Tanzunterricht. Besuche
 eater, Konzerten, Kunstsammlungen unt. Leitung.
 gl. Verpflegung. Eigenes Haus, Obst- u. Gemüse-
 l. Vorzügl. Empfehlungen. Prospekt d. d. Vorsteherin
Frau Direktor M. Hoffmann.

Suderode / Harz. Töchterheim Opitz, schöne, gesch.
 Waldlage. Haushalt und Wissenschaft. Zeitgemässe
 Erziehung. Tanz- und Anmutsunterricht.

Thale / Harz. Töchterheim Lohmann Alseit. Fort-
 bildung. Beste Verpfleg. Geschützte Waldlage.

Weimar. Töchterheim v. Linem. Individ. wissen-
 schaftl. u. vort-
 schaftliche Ausbildung. Villa mit Garten. Pro-
 spekt durch Fräulein H. und Th. Skalweit. Granachstr. 35.

Weimar, „Töchterhort“, staatlich
 beaufsichtigt.
 Wissenschaftliche, hauswirtschaftliche u. gewerbl. Ausbildg.
 Harthstr. 24. Satzg. durch d. Vorsteherin Frä. M. Immisch u. N. Kies.

rburg a. L. Elsenschule im Rei-
 fensteiner Verband
 g. Mädchen aus nat. Kreisen zur theor. und prakt.
 ung in Küche, Haushalt, Garten, Kleintierzucht.
 Anregung. Fröhl. Zusammenleben. Ia. Referenzen.

Wernigerode. Wissenschaftl. u. Haush.-Pension-
 von Frau Schotanus. Kunstgew.
 Ausbild. Musik. Eig. Haus a. Walde. Gepr.
 Lehrkräfte im Hause. Näheres Prospekt.



Werden Sie Redner

Lernen Sie frei und einflußreich reden

Gründliche Ausbildung zum freien Redner durch den von dem Direktor der Berliner Redner-Akademie F. A. Brecht herausgegebenen tausendfach bewährten

Fernkursus für praktische Lebenskunst, logisches Denken, freie Vortrags- und Redekunst.

Nach unserer altbewährten Methode kann sich jeder **unter Garantie** zu einem logischen, ruhigen **Denker**, zum freien, einflußreichen **Redner** und fesselnden, interessanten **Gesellschafter** ausbilden. **Redefurcht** und **Menschenscheu** werden radikal beseitigt und das nach Brechts System geschulte **Gedächtnis** erlangt seine höchste Leistungsfähigkeit ohne Rücksicht auf Schulbildung, Wissen und Alter.

Ob Sie im Salon als **Gesellschaftsredner** oder in öffentlichen Versammlungen auftreten, ob Sie in Vereinen oder in Diskussionen das Wort ergreifen, ob Sie auf der Kanzel oder im Gerichtssaal oder im Parlament stehen, ob Sie als **Geschäfts- oder Privatmann** sich äußern, immer und überall werden Sie nach dieser Ausbildung imstande sein, über jeden Gegenstand in schöner, schmuckvoller und überzeugender Weise frei zu reden und die Hörer für Ihre Ideen zu gewinnen.

Erfolge über Erwarten! - Anerkennungen aus allen Kreisen. Ausführliche Broschüre versendet vollständig gratis

Redner-Akademie R. Halbeck, Berlin 38, Potsdamerstr. 105a.

Zur Errichtung von Baustoff-Fabriken

und Erweiterung verschiedener bestehender Werke in Mitteldeutschland soll eine

größere Aktiengesellschaft formiert werden.

Einwandfreie Persönlichkeiten mit größeren Geldbeträgen werden

als Aufsichtsratsmitglieder gesucht.

Prospekte werden nicht ausgegeben. Ausführliche Angebote erbeten unter F. S. 223 an **ALA-Hausenstein & Vogler, Hannover**, worauf die für die engere Wahl vorgesehenen Persönlichkeiten zu einer Zusammenkunft aller Beteiligten zwecks Informierung eingeladen werden.

Witwenrente

Gothaer

Lebensversicherungsbank

auf Gegenseitigkeit. Begründ. 1827
Abgeschlossene Versicherungen:

drei Milliarden Mark.

Alle Überschüsse gehören den Versicherten.

Invaliditätsversicherung

Altersversicherung

Bezugsbedingungen des Türmers:

Der Türmer erscheint Anfangs jedes Monats. Der Bezugspreis beträgt für das Vierteljahr 15.— Mark, für einzelne Hefte 5.25 Mark. Bestellungen nehmen entgegen die Buchhandlungen, die Postanstalten und der Türmer-Verlag (Greiner & Pfeiffer) in Stuttgart.

Anzeigen-Annahme:

Berthold Giesel in Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 38. Preis für die einsp. Millimeter-Zeile 2.50 M. Beilagen nach Abereintunf

Hierzu eine Beilage vom Ev. Diakonieverein, Berlin-Zehlendorf.

Julius Baum:
Altschwäbische Kunst

80 Abbildungen / Das Werk erscheint auf holzfreiem
Papier und in tadelloser Ausführung

Wie in einem leuchtenden Abendrot erlischt im Zeitalter Maximilians die Gotik. Niemals vorher war sie so reich, niemals so sparrig, eigenwillig und deutsch. Von Ulm, dem alten Mittelpunkte Schwabens, und Augsburg, das am Ende des 15. Jahrhunderts, dank Maximilians Fürsorge, die künstlerische Vorherrschaft in Schwaben erlangt, ist in diesem Buche, dessen Verfasser als der beste Kenner der schwäbischen Kunst gelten darf, vor allem die Rede. Aber auch über andere Reichsstädte: Nördlingen, Memmingen, Ravensburg, Biberach, und über die Kunst am wirttembergischen Hofe bringt das neue Werk wertvolle Aufschlüsse. Es enthält folgende, teils überarbeitete, teils bisher unveröffentlichte Abhandlungen, die in ihrer Gesamtheit ein reiches Bild schwäbischen Kunstschaffens am Ausgange des Mittelalters geben und deren Geschichte in weiten Gebieten aufhellen:

1. Formwanderung / 2. Das gotische Rathaus in Augsburg / 3. Vom ältesten schwäb. Schnitzaltar / 4. Friedrich Herlin / 5. Der Wengenaltar in Ulm / 6. Die wirttembergische Kunst im Zeitalter Eberhards im Bart / 7. Die Bildwerke der Sammlung Schnell in Ravensburg / 8. Die Künstlerfamilie Strigel / 9. Der Mindelheimer Altar des Bernhard Strigel / 10. Schaffner und Mauch / 11. Jörg Kändel / 12. Breus Monatscheiben und die Jahreszeiten des jüngeren Vogtherr

Die meisten Abbildungen werden zum erstenmal veröffentlicht. Das Werk erscheint auf Subskription. Die Namen der Subskribenten werden, einer schönen alten Sitte folgend, auf Wunsch hinter dem Titel veröffentlicht, die vorbestellten Bände mit Ziffern versehen. Der Preis des vorbestellten Exemplars beträgt Mark 150.—. Nach dem Abschluss der Vorbestellung erhöht sich der Preis auf Mark 200.—

Dr. Benno Filser :: Verlag :: Augsburg-Stuttgart

Wie werde ich leistungsfähiger?

Von der Leistungsfähigkeit des einzelnen hängt sein Erfolg im Leben ab. Der Leistungsfähigere wird immer den Vorsprung vor dem weniger Leistungsfähigen haben. Ist er selbständig, so wird er seine Konkurrenten überholen durch neue Arten des Vertriebes, der Organisation, der Reklame usw. Er wird darauf bedacht sein, sein Personal zu weiterer Ausbildung zu ermuntern, um es so möglichst leistungsfähig zu machen. Der Prinzipal, der immer Angst hat, das Interesse der Angestellten würde durch Weiterbildung vom Geschäft abgelenkt, ist kein Geschäftsmann, denn sein Personal kann nie zu leistungsfähig sein. Eine Uhr, bei der nur das Triebrad von Stahl, die anderen aber von Blei sind, wird weder präzise, noch wird sie lange gehen! Ein Angestellter, der dem Prinzipal eine gute Idee bringt, wie er sein Geschäft weiter heben kann, ist mehr wert als ein Dutzend anderer, die ihre Arbeit schablonenmäßig verrichten. Ein Geschäft, von dessen Personal jeder einzelne auf dem Höhepunkt der Leistungsfähigkeit steht, muß naturgemäß alle anderen überholen. Und so ist es auch im Staat. Von der Leistungsfähigkeit eines jeden einzelnen hängt die Größe der Nation ab. Säumen Sie deshalb keinen Augenblick, an der Steigerung Ihrer eigenen Leistungsfähigkeit zu arbeiten. Die beste Anleitung hierzu bietet Ihnen Poehlmanns Geistesschulung und Gedächtnislehre. Ein paar Auszüge aus Zeugnissen: „Ich verdanke Ihrer Geistesschulung eine gewaltige Stärkung meines Willens und Gedächtnisses. . . . A. M.“ — „Man wird durch Ihre Geistesschulung ein ganz anderer Mensch. Es ist eben eine ganze Lebensweisheit darin niedergelegt. P. W.“ — „Ich habe ein starkes Selbstvertrauen erlangt, das meine Fähigkeit begründet, mit zäher Energie die schwierigsten Aufgaben anzufassen und erfolgreich durchzuführen. J. Z.“ — Verlangen Sie heute noch

Prospekt (kostenlos) von

L. Poehlmann, Amalienstraße 3, München A 79

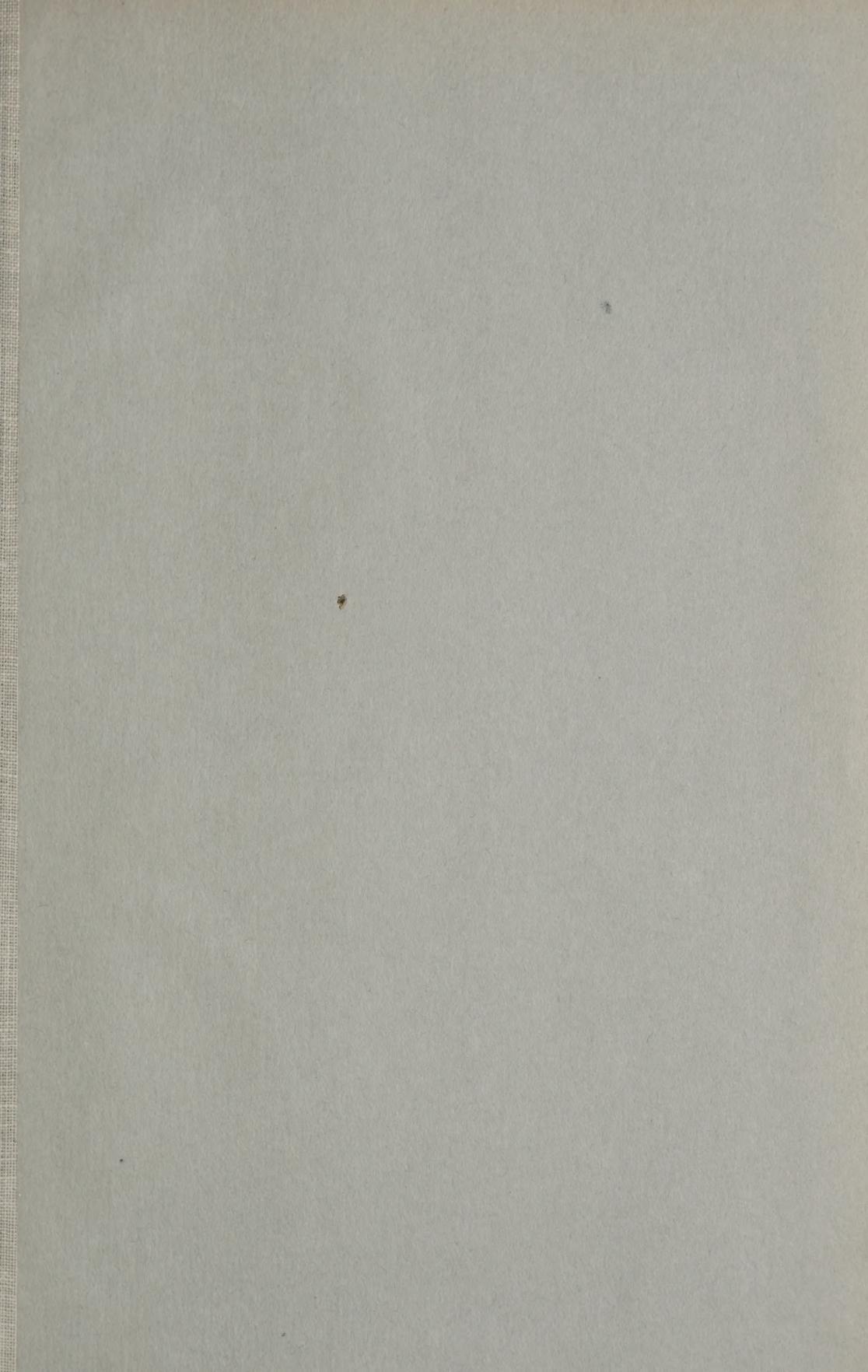


Mercedes Automobile

Stadtwagen ~ Tourenwagen-Zweisitzer

*

Daimler-Motoren-Gesellschaft
Stuttgart-Untertürkheim
Eigenes Karosseriewerk in Sindelfingen



UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA



3 0112 082988889